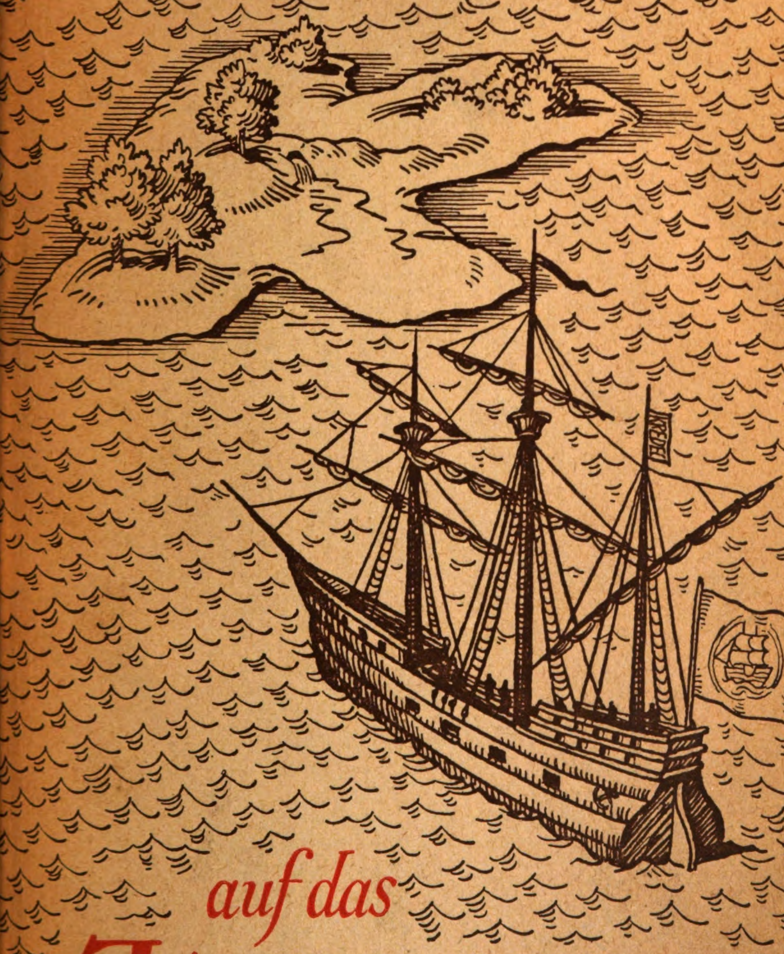








INSEL ALMANACH



auf das

JAHR 1939



Insel-Almanach

auf das Jahr

1939 -41

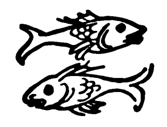
Im Insel-Verlag zu Leipzig

Kalendarium

Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.

*

Hölderlin

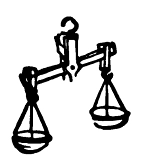

Januar		Februar		März
Neujahr	1	Mittwoch	1	Mittwoch
Montag	2	Donnerstag	2	Donnerstag
Dienstag	3	Freitag	3	Freitag
Mittwoch	4	☉ Sonnabend ☉	4	Sonnabend
☉ Donnerstag	5	Septuagesima	5	Heldengedenktg. ☉
Epiphanias	6	Montag	6	Montag
Sonnabend	7	Dienstag	7	Dienstag
1. Sonntag n. Ep.	8	Mittwoch	8	Mittwoch
Montag	9	Donnerstag	9	Donnerstag
Dienstag	10	Freitag	10	Freitag
Mittwoch	11	☾ Sonnabend ☾	11	Sonnabend
☾ Donnerstag	12	Sexagesima	12	Okuli ☾
Freitag	13	Montag	13	Montag
Sonnabend	14	Dienstag	14	Dienstag
2. Sonntag n. Ep.	15	Mittwoch	15	Mittwoch
Montag	16	Donnerstag	16	Donnerstag
Dienstag	17	Freitag	17	Freitag
Reichsgründung	18	Sonnabend	18	Sonnabend
Donnerstag	19	● Estomihi ●	19	Lätare.
● Freitag	20	Montag	20	Montag
Sonnabend	21	Dienstag	21	Dienstag ●
3. Sonntag n. Ep.	22	Mittwoch	22	Mittwoch
Montag	23	Donnerstag	23	Donnerstag
Dienstag	24	Freitag	24	Freitag
Mittwoch	25	Sonnabend	25	Sonnabend
Donnerstag	26	Invokavit	26	Judika
Freitag	27	☽ Montag ☽	27	Montag
☽ Sonnabend	28	Dienstag	28	Dienstag ☽
4. Sonntag n. Ep.	29		29	Mittwoch
Tag der nationalen	30		30	Donnerstag
Erhebung] Dienstag	31		31	Freitag



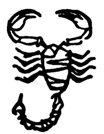


April		Mai		Juni
Sonnabend	1	Tag der Arbeit	1	Donnerstag
Palmarum	2	Dienstag	2	Freitag ○
Montag	3	○ Mittwoch ○	3	Sonnabend
○ Dienstag	4	Donnerstag	4	Trinitatis
Mittwoch	5	Freitag	5	Montag
Gründonnerstag	6	Sonnabend	6	Dienstag
Karfreitag	7	Kantate	7	Mittwoch
Sonnabend	8	Montag	8	Fronleichnam
Ostersonntag	9	Dienstag	9	Freitag
Ostermontag	10	Mittwoch	10	Sonnabend ☾
☾ Dienstag	11	☾ Donnerstag ☾	11	1. n. Trinitatis
Mittwoch	12	Freitag	12	Montag
Donnerstag	13	Sonnabend	13	Dienstag
Freitag	14	Rogate	14	Mittwoch
Sonnabend	15	Montag	15	Donnerstag
Quasimodogeniti	16	Dienstag	16	Freitag
Montag	17	Mittwoch	17	Sonnabend ●
Dienstag	18	Himmelfahrt	18	2. n. Trinitatis
● Mittwoch	19	● Freitag ●	19	Montag
Des Führers Geburtstag	20	Sonnabend	20	Dienstag
Freitag	21	Exaudi	21	Mittwoch
Sonnabend	22	Montag	22	Donnerstag
Misericordias Dom.	23	Dienstag	23	Freitag
Montag	24	Mittwoch	24	Sonnabend ☽
Dienstag	25	Donnerstag	25	3. n. Trinitatis
☽ Mittwoch	26	☽ Freitag ☽	26	Montag
Donnerstag	27	Sonnabend	27	Dienstag
Freitag	28	Pfingstsonntag	28	Mittwoch
Sonnabend	29	Pfingstmontag	29	Donnerstag
Jubilate	30	Dienstag	30	Freitag
	31	Mittwoch	31	





Juli		August		September
○ Sonnabend	1	Dienstag	1	Freitag
4. n. Trinitatis	2	Mittwoch	2	Sonnabend
Montag	3	Donnerstag	3	13. n. Trinitatis
Dienstag	4	Freitag	4	Montag
Mittwoch	5	Sonnabend	5	Dienstag
Donnerstag	6	9. n. Trinitatis	6	Mittwoch ☾
Freitag	7	Montag	7	Donnerstag
Sonnabend	8	☾ Dienstag ☾	8	Freitag
☾ 5. n. Trinitatis	9	Mittwoch	9	Sonnabend
Montag	10	Donnerstag	10	14. n. Trinitatis
Dienstag	11	Freitag	11	Montag
Mittwoch	12	Sonnabend	12	Dienstag
Donnerstag	13	10. n. Trinitatis	13	Mittwoch ●
Freitag	14	Montag	14	Donnerstag
Sonnabend	15	● Dienstag ●	15	Freitag
● 6. n. Trinitatis	16	Mittwoch	16	Sonnabend
Montag	17	Donnerstag	17	15. n. Trinitatis
Dienstag	18	Freitag	18	Montag
Mittwoch	19	Sonnabend	19	Dienstag
Donnerstag	20	11. n. Trinitatis	20	Mittwoch ☽
Freitag	21	☽ Montag ☽	21	Donnerstag
Sonnabend	22	Dienstag	22	Freitag
☽ 7. n. Trinitatis	23	Mittwoch	23	Sonnabend
Montag	24	Donnerstag	24	16. n. Trinitatis
Dienstag	25	Freitag	25	Montag
Mittwoch	26	Sonnabend	26	Dienstag
Donnerstag	27	12. n. Trinitatis	27	Mittwoch
Freitag	28	Montag	28	Donnerstag ○
Sonnabend	29	○ Dienstag ○	29	Freitag
8. n. Trinitatis	30	Mittwoch	30	Sonnabend
○ Montag	31	Donnerstag	31	





Oktober		November		Dezember
Erntedankfest	1	Mittwoch	1	Freitag
Montag	2	Donnerstag	2	Sonnabend
Dienstag	3	Freitag	3	1. Advent ☾
Mittwoch	4	☾ Sonnabend ☾	4	Montag
Donnerstag	5	22. n. Trinitatis	5	Dienstag
☾ Freitag	6	Montag	6	Mittwoch
Sonnabend	7	Dienstag	7	Donnerstag
18. n. Trinitatis	8	Mittwoch	8	Freitag
Montag	9	Donnerstag	9	Sonnabend
Dienstag	10	Freitag	10	2. Advent ●
Mittwoch	11	● Sonnabend ●	11	Montag
● Donnerstag	12	23. n. Trinitatis	12	Dienstag
Freitag	13	Montag	13	Mittwoch
Sonnabend	14	Dienstag	14	Donnerstag
19. n. Trinitatis	15	Mittwoch	15	Freitag
Montag	16	Donnerstag	16	Sonnabend
Dienstag	17	Freitag	17	3. Advent
Mittwoch	18	Sonnabend	18	Montag ☽
Donnerstag	19	☽ 24. n. Trinitat. ☽	19	Dienstag
☽ Freitag	20	Montag	20	Mittwoch
Sonnabend	21	Dienstag	21	Donnerstag
20. n. Trinitatis	22	Bußtag	22	Freitag
Montag	23	Donnerstag	23	Sonnabend
Dienstag	24	Freitag	24	4. Advent
Mittwoch	25	Sonnabend	25	1. Weihnachtstag
Donnerstag	26	○ Totenfest ○	26	2. Weihnachtstg. ○
Freitag	27	Montag	27	Mittwoch
○ Sonnabend	28	Dienstag	28	Donnerstag
21. n. Trinitatis	29	Mittwoch	29	Freitag
Montag	30	Donnerstag	30	Sonnabend
Reformationsfest	31		31	Silvester

Rudolf G. Binding / Zwei Gedichte

Mond und Trinker

Schlaf ein, o Mond,
schlaf ein auf meinem Becher.
Ich seh dir zu.
Ich seh dir zu, o Mond, – ein Zecher
so still wie du.

So still wie du
mit dir und fast gestorben
durchwandle ich ein nächtliches Bereich.
Wir sehn uns zu.
Du trinkst aus meinem Becher:
und wir sind gleich.

Sinkendes Jahr

Trifft dich noch immer wie je das feurige Gold des Oktober,
reineres Licht über Äckern und zaubrische Sonne des Himmels?

Atme nur. Trinke! – Der Duft ausruhender Erde,
dunkle Arome fallenden Laubs künden dir Wiederkehr.

Aber belüge dich nicht. Die Tiere gehn einzeln.
Stumm sind die Vögel, verblüht ist die Liebe der Blumen.
Tod geht um und rührt alles Leben an.
Nur die Menschen wagen sich in das Beständige
ihrer Wünsche und unbekannter Bestimmung.

Glaubst du allein dich gefeit, du ewig Liebender?

Wisse: die Erde ist herrisch.
Der kältende Reif der Nacht,
ein leises Weh im Herzen
künden den Winter auch dir.

*

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:
Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.
Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes.
Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das Einziggewisse.
Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.
Auch ein Tier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.
Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden.
Das kann kein Tier, weil es leicht vergisset, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.
Darum, o Mensch, hast du dein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.
Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.
Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.
Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.
Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deinen Urelter-vater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.
Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.
Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Torheit allen, die für den Augenblick leben.
Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.
Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut.
Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.
Damit du wiedergewinnest, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten.
Denn der Sklav ist ein listiges und geiziges Tier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

Aus dem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann' in der Insel-Bücherei

*

Andreas Zeitler / Arbeit und Dichtung

Von den jungen Soldaten, die der Krieg von den Bänken der Schulstuben und der Hörsäle als halbe Knaben hinwegholte und in das Grauen der Materialschlacht warf, hat manch einer, wie wir aus den nachgelassenen Briefen und Tagebuchblättern der Gefallenen und aus dem Munde Heimgekehrter erfuhren,

ein schmales Bändchen Homer, Goethe, Hölderlin oder Stifter bei sich gehabt, um zuweilen in einer freien Stunde darin zu lesen und unter der scheinbar wahnwitzigen Herrschaft des Todes die freundliche, erhabene Gestalt des Lebens nicht aus den Augen zu verlieren. Wir wissen, daß diese Begegnungen keinen früheren oder späteren vergleichbar waren und ihnen unvergeßlich blieben. Es hat dieser und jener von den Überlebenden nachher dankbar bezeugt, daß gerade damals, als nichts geringer geachtet zu werden und auch entbehrlicher zu sein schien als eine erdichtete Gestalt oder ein Vers, sich ihm das Wesen der Dichtung als eine Leben spendende und bewahrende Kraft offenbart habe und er seit jener Zeit nun einiges in sich trage, was er anders kaum gewonnen hätte und sehr vermissen müßte, wenn er es nicht so, wie es zu ihm gelangt sei, besäße.

Wenn sich das wahrhaftige, aus einem reinen, getreuen und unerschrockenen Herzen kommende dichterische Wort im Kriege angesichts des Todes und der Zerstörung an dem einen oder anderen Menschen aufs schönste bewährte und ihn inmitten eines beispiellosen Geschehens aufrecht erhielt, ja, nicht allein tröstete und besänftigte, sondern sogar über sein bisheriges Dasein hinaushob und zu neuen Gewißheiten stärkte, kann es nicht anders sein, als daß seine Wirkung auch in friedlichen Zeiten auf einen, der es zu empfangen vermag, eine gleiche, wenn nicht überhaupt größere und nachhaltigere ist. Denn erst in dem geordneten und maßvollen Leben, dessen ruhiger Gang weitreichende Pläne und stetige Entwicklungen ermöglicht und das wir zu Unrecht leicht etwas abschätzig den Alltag nennen, obwohl wir uns damit selber verkleinern, erfüllt der Mensch seine göttliche Sendung, die nicht das Töten oder Einreißen, sondern das Erschaffen, Aufbauen und Verwandeln zu seiner unterscheidenden Aufgabe macht. Mit einem schöpferischen Drang, den er in der erleuchteten Stunde einer fernen, fernen Zeit einst mit dem gleichen atemlosen Staunen an sich wahrgenommen haben wird, mit dem ein Kind seine frühe Bildnerkraft entdeckt, einem Drang, dem das Erreichte, so mühevoll und zeitverschlingend die Wege auch immer waren, niemals genügte, hat er sich durch die Jahrtausende hindurch von Stufe zu Stufe

bewegt, von der untersten, wo er noch dem Tiere nicht unähnlich war, das raubend und flüchtig nach Nahrung umherschweift, nur den Augenblick bewältigend und unablässig bedroht, bis zur höchsten, bis heute erklommenen, auf der, als Ergebnis seiner, das Mannigfaltige zur Einheit zusammenschließenden schaffenden Kräfte, sein Leben einem ungeheuren, vielfach gegliederten und ineinander verschränkten Gebäude gleicht, an welchem kein einziger, noch so geringer Stein den anderen als Ruhefläche oder als Last zu entbehren vermag und jedes winzige Körnchen an den Spannungen der ganzen Masse teilhat. Er ist als Bauer, Arbeiter, Seemann, Handwerker, Händler, Erfinder und Forscher, als Soldat, Beamter und Staatsmann ohne Unterlaß tätig: seine Bestimmung ist die Arbeit. Diese jedoch, das wunderbare und schwere Schicksal täglichen Tuns und Förderns im hohen wie auch gemeinen Sinne, nichts anderes, ist der dauernde Gegenstand der Dichtung aller Kulturvölker und besonders, wie wir zu sagen berechtigt sind, der Deutschen, und nicht etwa die menschlichen Leidenschaften, die manche, das Mittel mit dem Inhalt verwechselnd, dafür halten.

In jeder Dichtung, und es versteht sich wohl von selbst, daß mit dieser Bezeichnung eben nur gemeint ist, was, wie aus einem höchsten Auftrag entstanden, strengstem Anspruch gerade zu genügen vermag, nicht also ein Erzeugnis der Phantasie und Berechnung von der Art der heute in Massen verbreiteten Druckwerke, vollzieht es sich gleichsam noch einmal, daß Gott sein Geschöpf aufrecht gehen heißt; wird das Wandeln mit erhobenem Haupte beglückt gefeiert, das die Voraussetzungen der menschlichen Tat in sich birgt; und findet die schöpferische Kraft des Menschen ihre Verkündigung und Verherrlichung. Denn was kann den Dichter, der die Gabe der reinen und demütigen Empfindung mit der des treffenden und festlichen Wortes vereint, heftiger bewegen als seinesgleichen? Wohl ist der Äther wunderbar und des Gesanges wert; wohl fährt die Sonne, das lebenerhaltende feurige Rad des Tages, herrlich im blauen Himmel und schmücken ewig erschütternd die Gestirne die Nacht; wohl kann einer bis in das hohe Greisenalter hinein leben und ungeachtet der vortrefflichsten Eingebungen doch nicht mit der

Mühe fertig werden, die Ruhe einer Landschaft, die Entfaltung einer Blüte oder den Blick eines Tieres in der Sprache auszudrücken: das lebendigste, würdigste, den Dichter am meisten bedrängende Gleichnis des Unnennbaren ist doch der Tätige! So träumt er, beredte Zeichen in der Erinnerung suchend, die Gestalten, die wir kennen und lieben und die immer von neuem wiederkehren, mit wechselndem Gewand, verändertem Gesicht und anderer Zunge, aber dem gleichen Herzen: den Jüngling, der sich ungeduldig sehnt, daß er ein Mann werde, schaffe und walte, oder der an dem zerbricht, was er sich auferlegt fühlt; das Mädchen, das liebend zu ahnen beginnt, worin es mit eingeschlossen ist; die Mutter, die mit ihren Kindern ihren Anteil daran hat; den Mann, den sein Werk emporreißt, da er, nicht mehr schwankend, seine reifen Kräfte sammelt; und den Greis, der die getane Arbeit überschaut und gesegnet oder mißlungen findet.

Indem so der Dichter an dem schöpferischen Verlangen der Sterblichen Göttliches deutet und verklärt, die Allmacht in deren beständig durch alle Kämpfe getragenen Zuversicht versinnbildlichend, deutet er zugleich dem Menschen sein eigenes Los. Er zeigt dem, der Eifer und Mut besitzt, sich seiner Obhut anheimzugeben, was der in vielen Schlingen des mühseligen Lebens Verstrickte und von der oft düsteren Strenge seines Geschicks Verwirrte, unerleuchtet, mit den eigenen Augen nicht zu sehen vermag, die unantastbare Schönheit der Ordnung, in die auch er einbegriffen ist, zusammen mit allem, was geatmet und gearbeitet hat und je atmen und arbeiten wird in fernsten Zeiten, wenn sein Hirn und seine Hand längst wieder der Erde zurückgegeben sind, auch er, der kein großer Herr in fruchtbaren Ländern, kein kühner Baumeister, kein bedeutender Lehrer oder seuchenvertilgender Arzt, sondern vielleicht nur ein bescheidener Zwischenhändler, Handwerker oder Fabrikarbeiter ist. Er führt den Letzten und Geringsten so gut wie den Ersten und Besten aus dem kalten Schatten der Vereinzelung, der Sinnlosigkeit und Verzweiflung in den warmen Strahl einer frohstimmenden Gemeinschaft.

Wer freilich die Arbeit nicht achtet und in ihr nur eine lästige



Der Blasengel
Plastik aus dem Bamberger Dom



Bürde erblickt, den wird keine Dichtung beglücken, der ist es aber auch nicht wert, ihren köstlichen Lohn zu finden; er möge, ein anderer Tantalus, dem überlassen bleiben, was ihn reizt: dem Verlogenen und künstlich Hergerichteten, das, wenn es für den Augenblick auch sättigt, ihn immer von neuem gierig macht und immer von neuem vom Leben trennt.
Stärker also als jene jungen Soldaten im Kriege, von denen am Anfang die Rede war, muß uns, die sich nachdrücklicher und einhelliger als je eine Zeit oder ein Volk getan haben, zum schaffenden Menschen, zur Arbeit bekennen, das dichterische Wort ergreifen und verwandeln.

*

David Friedrich Strauß
Huttens Streit mit Erasmus

1522, 1523

Des Erasmus und des Verhältnisses, in welchem Hutten zu ihm stand, haben wir im ersten Teile unserer Erzählung wiederholt gedenken müssen. Es war damals von seiten Huttens das der reinen Verehrung und Bewunderung des älteren Meisters und Vorbildes; von seiten des Erasmus das des Wohlgefallens an einem begabten Jünger, gegen dessen Huldigungen der Meister nicht unempfindlich ist, dessen Brausen und Überschäumen er mit seiner Jugend, in Erwartung künftiger Läuterung, entschuldigt. Der Gegensatz der Naturen war durch die Gemeinsamkeit des humanistischen Standpunktes scheinbar ausgeglichen: sobald der eine von beiden diesen verließ, während der andere auf demselben verharrte, so mußte auch der Widerstreit der Naturen zum Vorschein kommen. Nun war aber Hutten während der letzten Jahre aus dem Humanisten immer mehr zum Reformer geworden, während Erasmus Humanist blieb: unmöglich konnte ihm dieser fortan in demselben Lichte wie früher erscheinen; an dem strahlenden Vorbilde seiner Jugend mußten ihm jetzt mancherlei Flecken bemerklich werden.

Vor allem haben wir uns hier, wo der denkwürdige Streit zwischen beiden Männern zu entwickeln ist, mit der ganzen Größe und geschichtlichen Bedeutung des Erasmus zu durchdringen. Es ist leicht gesagt, ihn in Vergleichung mit Luther seicht und schwach, im Verhältnis zu Hutten sogar feig und zweideutig zu finden. Das waren die beiden Träger der geschichtlichen Macht, die ihn ablöste: in Vergleichung mit dieser aber, solange eine Geschichtsperiode im Aufsteigen begriffen ist, erscheint der Vorgänger regelmäßig im Nachteile. Ihm gerecht zu werden, müssen wir rückwärts blicken, ihn mit demjenigen vergleichen, worauf er fußte, was er weiterbildete, in sich zusammenfaßte. Da sehen wir denn in Erasmus den lebendigen Inbegriff fast alles dessen, was, infolge der Wiedererweckung des Studiums der Alten, die Geister der abendländischen Nationen seit mehr als hundert Jahren errungen hatten. Es waren dies nicht bloß Sprachkenntnisse, nicht bloß Bildung des Stils, des Geschmacks: sondern damit hatte die ganze Geistesform einen freieren Wurf, einen feineren Strich bekommen. In diesem umfassenden Sinne kann man sagen, daß Erasmus der gebildetste Mann seiner Zeit war.

Zugleich verstand er seine Zeit, kannte ihre Bedürfnisse und kam denselben durch seine Schriften nach den verschiedensten Seiten hin entgegen. Seine kritischen Ausgaben von Klassikern und Kirchenvätern, seine Blumenlesen von Sprichwörtern, Gleichnissen und Sentenzen, seine Übersetzungen aus dem Griechischen, seine Anweisungen zum Studium überhaupt, zur wahren Theologie, zum richtigen und eleganten Sprechen und Schreiben des Lateinischen, worin seine zahlreichen Briefe praktische Muster waren, kamen zur rechten Zeit und wirkten in den weitesten Kreisen. Seine griechisch-lateinische Ausgabe des Neuen Testaments, die erste gedruckte des griechischen Grundtextes, erschien, dem Papste Leo X. zugeeignet, ein Jahr vor dem Anfangsjahre der Reformation. Seine Paraphrasen zu den neutestamentlichen Schriften folgten; wobei es ihn bezeichnet, daß er die zur Apokalypse schuldig blieb. Sowenig er aber, wie schon früher bemerkt, Mystisches in seiner Natur hatte, so fehlte ihm darum der Sinn für praktische Religion, selbst für

sittliche Askese keineswegs: wie seine Unterweisung eines christlichen Streiters, seine Schriften über das Gebet, den christlichen Ehestand und dergleichen zeigen. Überall dringt er in der Religion auf das Innere, die Gesinnung und Bedeutung, ohne welche ihm das Äußere, die kirchliche Zeremonie, keinen Wert hat. Er verspottet den Aberglauben des Volkes, die Unwissenheit und Barbarei der Geistlichen, insbesondere der Mönche, den Aberwitz der Scholastik, klagt über die Plackereien der Fastengebote und wagt selbst gegen die Herrsch- und Habsucht des römischen Hofes manch freies Wort.

Alle Welt, die ganze menschliche Gesellschaft, unterwirft er in seinem Lob der Narrheit einer ironischen Musterung. Hier tritt im Geschmacke jener Zeit, der freilich nicht mehr der unsrige ist, die personifizierte Torheit redend auf, rühmt ihre Verdienste um die Menschheit und lobt, indem sie die verschiedenen Stände nach der Reihe durchgeht, an den einzelnen gerade das, was an denselben als Verkehrtheit zu rügen ist; wobei sie freilich oft genug aus der Rolle und aus dem verstellten Lob in direkten Tadel fällt. Die Schrift ist bei Lebzeiten ihres Verfassers mindestens siebenundzwanzigmal aufgelegt worden.

Kaum mindern Beifall erhielten seine ‚Vertrauten Gespräche', die, aus einer Anleitung zur lateinischen Konversation, in den spätern Ausgaben zu einer Sammlung von Unterhaltungen wurden, in denen Erasmus bald Sitten oder Unsitten seiner Zeit schilderte, bald seine Ansichten über wichtige Fragen der Lebensweisheit oder der Religion niederlegte. Die Angabe des Inhalts von einigen dieser Gespräche wird die Denkart und Stellung des Erasmus am besten deutlich machen. In dem Gespräch ‚Die Leiche' werden zwei Sterbende geschildert. Der eine, ein gewesener Kriegsmann, der viel ungerecht erworbenes Gut besitzt, läßt sämtliche Bettelorden holen, stirbt in der Franziskanerkutte und läßt sich in der Kirche begraben, vermacht sein ganzes Vermögen den Orden und zwingt Weib und Kinder, geistlich zu werden. Der andere, ein rechtschaffener und verständiger Mann, stirbt ohne allen Prunk, im Vertrauen auf das Verdienst Christi allein, vermacht den Klöstern und den Armen, da er den letzteren im Leben nach Kräften Gutes

getan, keinen Pfennig, nimmt zwar noch die letzte Ölung und das Abendmahl, doch ohne Beichte, da ihm, wie er sagt, kein Skrupel mehr in der Seele haftet. Dabei wird zugleich die Erbschleicherei der Mönche, die Eifersucht zwischen ihnen und den Pfarrern wie der verschiedenen Orden untereinander, und deren rohe Sitten anschaulich gemacht. In dem Gespräche vom Fischessen wird unter anderem eine Geschichte erzählt, wie einer in tödlicher Krankheit sich weigerte, nach dem Rat seiner Ärzte (wider sein Gelübde) Eier- und Milchspeisen zu essen, aber keinen Anstand nahm, eine Schuld durch einen Meineid abzuschwören. Im Schiffbruch, während die übrigen der eine diesen, der andere jenen Heiligen anrufen, wendet sich der verständige Sprecher geradezu an Gott selbst, in der Überzeugung, daß kein anderer die Bitten der Menschen schneller höre und lieber gewähre. In der Unterhaltung über das Wallfahrten antwortet Menedemus dem Ogygius auf die Frage, ob er nicht auch die Pilgerfahrten, die ihm dieser zuvor gerühmt, machen wolle: er mache seine Wallfahrten zu Hause ab. Nämlich so: er gehe in das Zimmer, um über die Sittsamkeit seiner Töchter zu wachen; von da in die Werkstatt, um den Fleiß der Knechte und Mägde zu beaufsichtigen, und so da- und dorthin, um das ganze Haus in Ordnung zu halten. Aber das würde, wendet der andere ein, wenn du zu ihm pilgern gingest, der heilige Jakobus für dich besorgen. Die Heilige Schrift, entgegnet Menedemus, heißt es mich selbst besorgen; daß ich es den Heiligen überlassen soll, finde ich nirgends vorgeschrieben.

In dem Jahrzehnt, welches dem Auftreten Luthers voranging, stand der Ruhm des Erasmus auf seiner Höhe. Er galt für die erste literarische Größe des Abendlandes und war es auch. Von fern her reisten aufstrebende junge Männer wie ältere Gelehrte an seinen Wohnort und schätzten sich glücklich, sein Angesicht gesehen zu haben. Weltliche und Kirchenfürsten bewarben sich um seine Briefe und lohnten seine Zueignungen durch Geschenke. Auf seinen Reisen wurde er in den gebildeteren Städten wie ein Potentat empfangen: Deputationen erschienen, hielten Anreden und überreichten Gedichte, die Obrigkeiten warteten auf und schickten Verehrungen. In bequemer Muße, ohne Amt,

dem er immer auswich, seit 1516 mit dem Titel eines Rats König Karls von Spanien und einem Gehalte von vierhundert Florin, wozu noch etliche kleinere Pensionen hochgestellter Gönner kamen (die freilich in der Weise jener geldarmen Zeit nicht selten stockten), lebte Erasmus, von seinen Reisen nach Frankreich, Italien, England zurückgekehrt, erst zu Löwen, dann zu Basel, wo es ihm am wohlsten wurde, bis die Unruhen infolge der Reformation ihm den Aufenthalt verleideten und ihn zur Übersiedelung nach Freiburg bewogen.

Wie zu Luthers Auftreten der Handel Reuchlins gewissermaßen ein Vorspiel war, so ließ sich aus des Erasmus Verhalten bei dem letztern schon ungefähr abnehmen, wie er sich zur Reformation stellen würde. Da der Streit sich über den Talmud und andere Judenbücher entspann, die dem Erasmus fremd, wo nicht widerwärtig waren, so konnte er in gewissem Sinne mit Wahrheit sagen, daß ihn derselbe nichts angehe. Dann war aber auch die Heftigkeit, mit welcher der Kampf von beiden Seiten geführt wurde, seiner Denkart und Natur zuwider. Er meinte, die Freunde der bessern Studien sollten mehr aufbauend als polemisch zu Werke gehen, sich lieber als Gäste allmählich einschmeicheln, als gewaltsam wie Feinde einbrechen. Bei dem kriegerischen Verhalten, das Reuchlins Anhänger angenommen hatten, war es ihm unangenehm, daß Pirckheimer in seiner Schutzschrift für denselben auch ihn dem Verzeichnis der Reuchlinisten einverleibt hatte. Denn welcher gelehrte und rechtschaffene Mann sei ihm nicht hold, sagte er; was er aber meinte, war, daß der Freund ihn auf keine Weise in einen Parteienstreit hätte verflechten sollen, da er auch hier, wie später bei der Lutherischen Tragödie, wie er es nannte, nur Zuschauer, nicht Mitspieler sein wollte. In der Stille übrigens sprach er dem Angefochtenen freundlich zu, in diplomatischer Form verwendete er sich für ihn bei Papst und Kardinälen, und als am 30. Juni 1522 Reuchlin durch den Tod dem Streit entrückt war, feierte er ihn in einer Apotheose, die er seinen Dialogen einverleibte. Ein von Tübingen kommender Schüler Reuchlins erzählt von dem Morgentraume oder vielmehr der Vision, die ein frommer Franziskaner daselbst in

Reuchlins Todesstunde gehabt habe. Jenseits einer Brücke, die über einen Bach führte, erblickte er eine herrliche Wiese: auf die Brücke schritt Reuchlin zu in weißem, lichtem Gewande, hinter ihm ein schöner Flügelknabe, sein guter Genius. Etliche schwarze Vögel, in der Größe von Geiern, verfolgten ihn mit Geschrei; er aber wandte sich um, schlug das Kreuz gegen sie und hieß sie weichen; was sie taten mit Hinterlassung unbeschreiblichen Gestankes. An der Brücke empfing ihn der sprachgelehrte heilige Hieronymus, begrüßte ihn als Kollegen und brachte ihm ein Kleid, wie er selbst eines anhatte, ganz mit Zungen in dreierlei Farben besetzt, zur Andeutung der drei Sprachen, welche beide verstanden. Die Wiese und die Luft war mit Engeln angefüllt; auf einen Hügel, der sich aus der Wiese erhob, senkte sich vom offenen Himmel eine Feuersäule nieder, in dieser stiegen die beiden Seligen, sich umarmend, unter dem Gesang der Engelchöre empor. Der Erzähler und sein Mitunterredner wollen nun den Entschlafenen in das Verzeichnis der Heiligen, dem heiligen Hieronymus zur Seite, setzen, sein Bild in ihren Bibliotheken aufstellen und ihn fortan als Schutzheiligen der Sprachgelehrsamkeit anrufen.

Als nun Luther auftrat, fehlte auch ihm von Anfang weder die Teilnahme des Erasmus noch sein diplomatisch empfehlendes Wort. Die vertrauliche Äußerung auf Friedrichs des Weisen Frage zu Köln, unmittelbar vor dem Wormser Reichstage, Luther habe in zwei Stücken gefehlt, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen, wirkte tief auf des Kurfürsten Gemüt und fiel ihm noch kurz vor seinem Tode wieder ein. An den Kardinal Albrecht von Mainz hatte Erasmus schon vorher über Luther einen sehr günstigen Bericht erstattet, war aber auch äußerst ungehalten gewesen, als Hutten sich beigehen ließ, den Brief ohne sein Vorwissen drucken zu lassen; wie er die zu Köln in gleichem Sinne geschriebenen Axiomata dem Spalatin bald wieder abforderte, ohne doch damit ihren Druck verhindern zu können. Vor allem begriff Erasmus sehr wohl, daß Luther nicht ohne die dringendste Veranlassung aufgetreten sei. Es waren ja dieselben Übelstände, über welche auch er selbst bisher schon seine Klagen nicht zurück-

gehalten hatte. Die Beschwerung des christlichen Volks durch Menschensatzungen; die Verdunkelung der Theologie durch scholastische Dogmen; die lästige Übermacht der Bettelmönche; das Unwesen, das sie mit der Beichte und dem Ablaß trieben; die Entartung der Predigt, in welcher, statt von Christus und christlichem Leben, fast nur noch von dem Papst und seiner Machtvollkommenheit oder von kindischen erlogenen Mirakeln die Rede war; der mehr als jüdische Zeremonieendienst, unter dessen Drucke der lebendigen Frömmigkeit die Erstickung drohte. Die schamlose Übertreibung auf dieser Seite veranlaßte Luther zum Widerspruch und diente nach des Erasmus Urteil auch manchem Übermaß auf seiner Seite zur Entschuldigung. Auf eine ehrliche Absicht bei Luther schloß er schon daraus, daß es demselben weder um Geld noch um Ehren zu tun war. Auch fand er, daß gerade die besten Menschen an Luthers Schriften am wenigsten Anstoß nahmen. Luther schien ihm (und das schrieb er an den Papst selbst) eine schöne Gabe zur asketischen, praktischen Schriftauslegung zu haben, welche in der damaligen Zeit über spitzfindigen scholastischen Fragen mehr als billig vernachlässigt war. Er sah in Luther ein tüchtiges Rüstzeug zur Auffindung der Wahrheit, zur Wiederherstellung evangelischer Freiheit, das nicht zerbrochen werden dürfe.

Gleich von Anfang jedoch hatte Erasmus in Luthers Schriften (von Person kannte er ihn nicht) etwas bemerkt, das seinem Wesen fremd, ja zuwider war. Es war das Scharfe und Herbe, die Heftigkeit und Leidenschaft in denselben, was ihn erst bedenklich machte, dann immer mehr abstieß. Er sah Aufruhr und Zwiespalt als Folge eines so stürmischen Auftretens voraus. Als daher Luther an ihn geschrieben hatte, ermahnte er denselben in seiner Antwort zur Mäßigkeit und Bescheidenheit. Wie statt dessen Luther im Verlaufe seines Streites immer heftiger und schonungsloser wurde, trat Erasmus immer mehr von ihm zurück. Er wurde zweifelhaft, welch ein Geist den Mann treibe. Noch abgesehen von dem Inhalte seiner Lehre, wie er sich mehr und mehr entwickelte, fand Erasmus jedenfalls die Art, wie Luther zu Werke ging, zweckwidrig. Je mißliebiger an sich schon das Geschäft sei, eingewurzelte Mißbräuche zu be-



kämpfen, meinte er, in desto milderer Form hätte es geschehen müssen. Wozu Schmähungen gegen diejenigen, welche es zu heilen galt? Wozu Übertreibungen, die Anstoß erregen mußten? Durchaus glaubte er die weise Ökonomie, die Urbanität der Predigt zu vermissen, wie wir sie in den Vorträgen Christi und Pauli finden. Zuweilen begriff er Luther als einen Arzt, den die tiefen Schäden der Zeit zu grausamen Mitteln, zum Schneiden und Brennen nötigten; aber er fand die Mittel zum Teil schlimmer als die Krankheit. Für Erasmus war Streit und Krieg der Übel größtes: er wollte im Kollisionsfalle lieber einen Teil der Wahrheit dahinten lassen, als durch Behauptung der ganzen den Frieden stören.

Von seinem Standpunkte aus schildert Erasmus Luthers Naturell und Art ganz treffend. Er fand in ihm des Peliden Zorn, der von Nachgeben nichts weiß. Habe er etwas zu behaupten unternommen, so werde er gleich hitzig und lasse nicht ab, bis er die Sache auf die Spitze gestellt habe. Erinnere man ihn, so sei er so weit entfernt, die Übertreibung zu mildern, daß er sie im Gegenteil noch weiter steigere. Daher die Paradoxen in seiner Lehre, von denen Erasmus urteilte, daß sie nur dazu dienen können, schädliche Mißverständnisse zu veranlassen. Zu diesen Paradoxen rechnete er gleich den Lutherischen Hauptsatz, daß der Mensch einzig durch den Glauben gerecht werde, seine Ansichten von dem freien Willen, den guten Werken und dergleichen mehr.

Nichts konnte mehr gegen den Sinn des Erasmus sein, als daß Luther, wie es ihm schien, durch die Härte und Rücksichtslosigkeit seines Verfahrens die Machthaber von sich zurückstieß. Des Erasmus Idee war, im Einverständnis mit Papst, Bischöfen und Fürsten die Kirche zu reformieren, ihnen daher die bittere Pille so süß wie möglich einzuwickeln und lieber von der Strenge der Forderung etwas Namhaftes nachzulassen, als sie zu Gegnern der Reform zu machen. So wünschenswert es war, daß die Sache diesen Gang nehmen möchte, so widersprach es doch so sehr aller bisherigen Erfahrung, daß nur die unüberwindliche Scheu vor jeder Gewaltsamkeit dem Erasmus, sogar noch unter Klemens VII., die Möglichkeit des Gelingens vorspiegeln konnte.

Was ihn aber gegen Luthers und seiner Anhänger Beginnen noch tiefer verstimmte, war der Umstand, daß er gar bald diejenige Angelegenheit, die ihm vor allem am Herzen lag, die humanistische Bildung, darunter leiden sah. Und zwar in doppelter Art: indem teils manche frühere Gönner der letzteren, um der reformatorischen Bewegung willen, die sie aus derselben hervorgegangen glaubten, ihr feind wurden; teils der reformatorische Eifer die humanistischen Bestrebungen aus dem Mittelpunkte des Zeitinteresses verdrängte. Des Erasmus Klagen über den Haß, welchen Luther und dessen Anhänger den besseren Studien zugezogen, nehmen kein Ende. Dagegen bemüht er sich zu zeigen, daß beiderlei Bestrebungen einander gar nichts angehen; versichert, daß ihm Luther persönlich fremd sei und viel zu wenig klassische Studien habe, um zu den Humanisten gerechnet werden zu können. Nichtsdestoweniger machten ihn seine Gegner für die ganze Reformationsbewegung verantwortlich. Die Bettelmönche predigten, Erasmus habe die Eier gelegt, Luther sie ausgebrütet. Ja, erwiderte Erasmus, er habe ein Hühnerei gelegt, Luther aber einen ganz andern Vogel herausgebracht. Wer bis an das Ufer vorwärts gegangen sei, der könne doch nicht als Vorgänger desjenigen angesehen werden, der sich nun mitten in die Fluten stürze. Dem widerspricht es nur scheinbar, wenn Erasmus ein ander Mal, der Geringschätzung gegenüber, mit welcher Luther und dessen eifernde Anhänger ihn beiseite schoben, die Überzeugung ausspricht, fast alles, was Luther lehre, auch schon gelehrt zu haben, nur in milderer Form, ohne Schmähungen und Paradoxen. Darum sträubte er sich auch lange, gegen Luther aufzutreten: unter verschiedenen Gründen doch auch deswegen, weil er fürchtete, mit Luthers Werk zugleich seine eigenen Saaten zu beschädigen.

Immer störender griff mittlerweile mit jedem ihrer Fortschritte die Reformation in das Leben des Erasmus ein. Nicht allein daß er sich mit einem Male von der ersten Stelle verdrängt, ja aus der ersten Reihe in die zweite zurückgeschoben sehen mußte. Sondern, indem die Anhänger der Reformation ihm zumuteten, mit ihnen Partei zu machen, die Gegner, sich gegen

dieselbe zu erklären, und er keine von beiden Forderungen erfüllen mochte, fand er sich zwischen zwei Feuern. Die einen schmähten ihn als feig, die andern hielten ihn für falsch und warfen ihm vor, daß er mit Luther unter einer Decke stecke. Er sah alte Freundschaften zertrennt, alles mit Streit und Zank, die bald in wilde Kämpfe ausbrachen, erfüllt; er betrachtete die Reformation als das Unglück seines Lebens und glaubte eine allgemeine Verwilderung im Anzug.

Aus ‚Ulrich von Hutten'

*

Briefe des Generalfeldmarschalls von Moltke

An die Mutter

Berlin, Weihnachtsabend 1830, 7 Uhr

Bei einer Umwälzung, an der Haß und Leidenschaft unstreitig einen größeren Anteil als Vernunft und Notwendigkeit haben, ist es mir immer rätselhaft gewesen, was zwei Völker, wie Belgier und Holländer, die eines Ursprungs und eines Landes sind und die ein schreckliches Schicksal so lange miteinander geteilt haben, dann so gegeneinander erbittert haben kann, daß ein fünfzehnjähriger Friede ihre Verschmelzung nicht vermochte. Ich habe die Erklärung in der Geschichte beider Länder gesucht, indem ich sie unter diesem Gesichtspunkte insbesondere prüfte, und was ich als wahr zu erkennen glaubte, habe ich in einer kleinen Broschüre aufgesetzt, die ich herauszugeben gedenke. Diese Arbeit hat meine Zeit sehr in Anspruch genommen, denn da ich vormittags bis 2 Uhr im Büro beschäftigt bin und um 4 Uhr erst vom Essen komme, abends auch viel aus bin, so blieb mir fast nur die Nacht, und manchmal wohl, wenn Ihr schon, wie ich hoffe, gut geschlafen habt, plagte ich mich mit den edelmögenden Herren Generalstaaten herum, denn in einem ihrer schweinsledernen Quartanten, aus denen ich vorzüglich meine Gelehrsamkeit schöpfe, steht nicht nur, was die wackeren Niederländer durch drei Jahrhunderte getan, sondern sogar, was sie gesprochen haben, und das ist nicht wenig. Wirklich ist der Mühe nicht wenig bei der Arbeit gewesen, und ich habe

über tausend Pagina in Quart und an viertausend in Oktav durchgelesen. Um einen allgemeinen Satz aufzustellen, mußte ich oft ganze Bände durchblättern, und am Ende nimmt der Leser einen Satz über den Satz und liest ihn nicht. Schlimmstenfalls bleibt mir eine ziemlich gute Kenntnis des Landes und seiner Geschichte, in welches leicht die Begebenheiten ein preußisches Heer führen können...

An die Braut

Berlin, Sonntag abends, den 13. Februar [1842]

Mein Mariechen! Dein lieber Brief vom 10. kam gestern an und erfreute mich sehr, denn Du scheinst heiter und zufrieden und hast wohl vollauf zu tun mit Deiner Einrichtung. Nun sind es nur noch zehn Wochen, dann bist Du ganz mein eigenes, liebes, kleines Frauchen. – Gestern abend besuchte ich einen meiner Kameraden, den Rittmeister Oelrichs vom Generalstabe, welcher auch ganz kürzlich geheiratet hat. Er ist nicht jünger als ich und seine Frau nur zwei Jahre älter als Du und auch sehr hübsch. Diese Leute werden Dir gewiß sehr gefallen, sie empfehlen sich Dir unbekannterweise und bieten Rat und Beistand, wenn Du es brauchst. Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemütlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu. Laß uns nur immer recht aufrichtig miteinander sein und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken und noch lieber ganz einig sein. – Du hast wohl gemerkt, daß ich manchmal launisch bin, dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber sehen, daß ich mich bessere. – Von Dir wünsche ich freundliches und gleichmäßiges, womöglich heiteres temper, Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, Ordnung in der Haushaltung, Sauberkeit im Anzuge und vor allen Dingen, daß Du mich lieb behaltest. – Zwar trittst Du sehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebungen, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemüts wird Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit anderen Menschen lehren. Laß Dirs gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erste

Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erstickt, öfter auch die Äußerung desselben zurückgedrängt, und so stehe ich da mit der angelernten, kalten, hochmütigen Höflichkeit, die selten jemand für sich gewinnt. Du hingegen bist jung und hübsch, wirst, so Gott will, keine Entbehrung kennen lernen, jeder tritt Dir freundlich entgegen, so versäume denn auch nicht, den Menschen wieder freundlich zu begegnen und sie zu gewinnen. – Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. – Es kommt gar nicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. – Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt; ja, ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpieren wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat. – Gesteh ichs doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahiere. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir

selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war, hilf Du mir fortan, mich zu bessern. – Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener, sehen, als ich es werden kann. – Sei daher bescheiden und anspruchlos, so wirst Du ruhig und unbefangen sein.
Gerne werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht; ich habe auch nichts gegen ein bißchen Kokettieren. Je mehr Du gegen alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du einzelne auszeichnest. – Dafür mußt Du Dich in acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erst um zu gefallen, dann um sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Witz als Güte finden. Es kann gar nicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen, die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könntest als sie alle, sofern Du nur glaubst, daß ich es besser mit Dir meine als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gib mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern sein lassen.
Noch eins, liebe Marie, wenn Du schreibst, so lies doch immer den Brief, den Du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß die Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle die Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mitteilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und selten Wichtigem. Die kleinen Beziehungen des Tages hingegen reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus. Darum ist die mündliche Unterhaltung so viel besser als die schriftliche, weil man sich das Unbedeutendste sagt und wenig findet, was zu schreiben der Mühe wert wäre...

An den Bruder Fritz

Reims, den 6. September 1870

Ich glaube, ich schrieb Dir schon, daß mir der peinliche Auftrag geworden war, den französischen Unterhändlern zu erklären, daß die ganze Armee Mac-Mahons kriegsgefangen sei, und die näheren Bedingungen festzustellen. Diese Verhandlungen fanden von 12 bis 2 Uhr in der Nacht nach der Schlacht von Sedan statt. Am folgenden Morgen sollte General Wimpffen, der für den verwundeten Mac-Mahon das Oberkommando übernommen, die definitive Beschlußnahme überbringen, statt dessen kam der Kaiser selbst, mit dem ich nicht abschließen konnte, da er tags zuvor dem König geschrieben hatte: ‚N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté', und folglich Gefangener war. Ich traf ihn in einer elenden Bauernstube dicht hinter unseren Vorposten in Erwartung einer Entrevue mit dem König, in voller Uniform auf einem hölzernen Stuhl sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Auf die Vorschläge, die er machte, konnte ich nur erwidern, daß nichts als die Gefangennehmung der ganzen Armee zu erwarten stehe und daß, wenn diese nicht bis spätestens zehn Uhr einwillige, ich das Signal zur Wiederaufnahme des Feuers zu geben habe. „C'est bien dur!" seufzte er. Übrigens war er ruhig und völlig in sein Schicksal ergeben. Bald darauf wurde eine von uns entworfene und übersetzte Kapitulation von dem unglücklichen Wimpffen ohne weiteres unterzeichnet. Er war vor zwei Tagen erst aus Afrika angekommen und wird einen schweren Stand gehabt haben der völlig aufgelösten und furchtbar aufgeregten Soldateska in Sedan gegenüber. Aber achtzig Feuerschlünde standen dicht vor der Stadt und 150000 Mann hinter ihnen. Wimpffen hat Erlaubnis erhalten, nach Württemberg zu gehen, wo er Verwandte habe (ohne Zweifel gehört unsere Cousine Käthchen dazu); wie unschuldig er auch an der ganzen Katastrophe ist, man wird ihm seine Unterschrift in Frankreich nie verzeihen.

Übrigens hat er mir schriftlich für die schonende Weise gedankt, mit welcher diese schmerzliche Verhandlung geführt worden sei.
Am folgenden Morgen, bei strömendem Regen, fuhr eine lange Wagenreihe, eskortiert durch eine Eskadron Totenkopf-Husaren, auf der Chaussee nach Bouillon (in Belgien) durch Donchery. Graf Bismarck sah auf der einen Seite der Straße, ich auf der anderen zum Fenster hinaus, der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt.
Was nun in Frankreich werden wird, darauf ist alles gespannt, jedenfalls zunächst eine Militärdiktatur. Inzwischen marschieren wir auf Paris.

Aus ‚Briefe des Generalfeldmarschalls von Moltke'
in der Insel-Bücherei

*

Friedrich Schiller / Die vier Weltalter

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste,
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter ältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben,
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

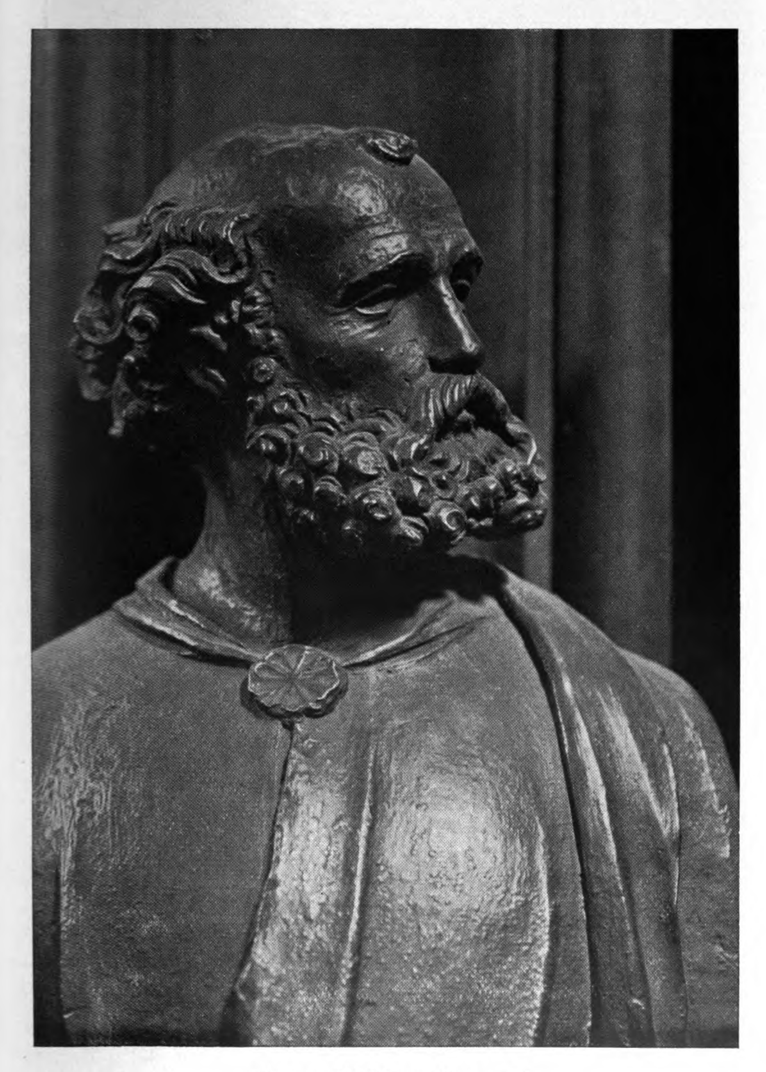
Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten,
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten;
Vier Menschenalter hat er gesehn
Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten, und taten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen;
Und der Streit zog in des Skamanders Feld,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde;
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,



Peter Vischer: Petrus

Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte,
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte;
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen:
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum soll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Aus Schillers Gedichten in der Insel-Bücherei

*

Rainer Maria Rilke / Über den jungen Dichter

Immer noch zögernd, unter geliebten Erfahrungen überwiegende und geringere zu unterscheiden, bin ich auf ganz vorläufige Mittel beschränkt, wenn ich das Wesen eines Dichters zu beschreiben versuche: dieses ungeheuere und kindliche Wesen, welches (man faßt es nicht: wie) nicht allein in endgültigen großen Gestalten früher aufkam, nein, sich hier, neben uns, in dem Knaben vielleicht, der den großen Blick hebt und uns nicht sieht, gerade zusammenzieht, dieses Wesen, das junge Herzen,

in einer Zeit, da sie des geringfügigsten Lebens noch unmächtig sind, überfällt, um sie mit Fähigkeiten und Beziehungen zu erfüllen, die sofort über alles Erwerbbare eines ganzen Daseins hinausgehn; ja, wer wäre imstand, von diesem Wesen ruhig zu reden? Wäre es noch an dem, daß es nicht mehr vorkäme, daß wir es absehen dürften an den Gedichten Homers, hinausgerückt, in seiner unwahrscheinlichen Erscheinung: wir würden es allmählich in eine Fassung bringen, wir würden ihm Namen geben und Verlauf, wie den anderen Dingen der Vorzeit; denn was anderes als Vorzeit bricht aus in den mit solchen Gewalten bestürzten Herzen? Hier unter uns, in dieser vielfältig heutigen Stadt, in jenem redlich beschäftigten Haus, unter dem Lärm der Fahrzeuge und Fabriken und während die Zeitungen ausgerufen werden, geräumige Blätter bis an den Rand voll Ereignis, ist plötzlich, wer weiß, alle Anstrengung, aller Eifer, alle Kraft überwogen durch den Auftritt der Titanen in einem unmündigen Innern. Nichts spricht dafür als die Kälte einer Knabenhand; nichts als ein erschrocken zurückgenommener Aufblick; nichts als die Teilnahmslosigkeit dieses jungen Menschen, der mit seinen Brüdern nicht spricht und, sobald es geht, von den Mahlzeiten aufsteht, die ihn viel zu lang dem Urteil seiner Familie ausstellen. Kaum daß er weiß, ob er noch zur Mutter gehört: so weit sind alle Maße seines Fühlens verschoben, seit dem Einbruch der Elemente in sein unendliches Herz.
O ihr Mütter der Dichter. Ihr Lieblingsplätze der Götter, in deren Schooß schon muß das Unerhörte verabredet worden sein. Hörtet ihr Stimmen in der Tiefe eurer Empfängnis, oder haben die Göttlichen sich nur mit Zeichen verständigt?
Ich weiß nicht, wie man das völlig Wunderbare einer Welt leugnen kann, in der die Zunahme des Berechneten die Vorräte dessen, was über jedes Absehn hinausgeht, noch gar nicht einmal angegriffen hat. Es ist wahr, die Götter haben keine Gelegenheit verschmäht, uns bloßzustellen: sie ließen uns die großen Könige Ägyptens aufdecken in ihren Grabkammern, und wir konnten sie sehen in ihren natürlichen Verwesungen, wie ihnen nichts erspart geblieben war. Alle die äußersten Lei-

stungen jener Bauwerke und Malereien haben zu nichts geführt; hinter dem Qualm der Balsamküchen ward kein Himmel erheitert, und der tönernen Brote und Beischläferinnen hat sich kein unterweltlicher Schwarm scheinbar bedient. Wer bedenkt, welche Fülle reinster und gewaltigster Vorstellungen hier (und immer wieder) von den unbegreiflichen Wesen, an die sie angewandt waren, abgelehnt und verleugnet worden ist, wie möchte der nicht zittern für unsere größere Zukunft. Aber bedenke er auch, was das menschliche Herz wäre, wenn außerhalb seiner, draußen, an irgendeinem Platze der Welt Gewißheit entstünde; letzte Gewißheit. Wie es mit einem Schlage seine ganze in Jahrtausenden angewachsene Spannung verlöre, eine zwar immer noch rühmliche Stelle bliebe, aber eine, von der man heimlich erzählte, was sie vor Zeiten gewesen sei. Denn wahrlich, auch die Größe der Götter hängt an ihrer Not: daran, daß sie, was man ihnen auch für Gehäuse behüte, nirgends in Sicherheit sind als in unserem Herzen. Dorthin stürzen sie oft aus dem Schlaf mit noch ungesonderten Plänen; dort kommen sie ernst und beratend zusammen; dort wird ihr Beschluß unaufhaltsam.

Was wollen alle Enttäuschungen besagen, alle unbefriedigten Grabstätten, alle entkernten Tempel, wenn hier, neben mir, in einem auf einmal verfinsterten Jüngling Gott zur Besinnung kommt.

Seine Eltern sehen noch keine Zukunft für ihn, seine Lehrer glauben seiner Unlust auf der Spur zu sein, sein eigener Geist macht ihm die Welt ungenau, und sein Tod versucht schon immer an ihm, wo er am besten zu brechen sei: aber so groß ist die Unüberlegtheit des Himmlischen, daß es in dieses unverläßliche Gefäß seine Ströme ergießt. Vor einer Stunde noch vermochte der flüchtigste Aufblick der Mutter dieses Wesen zu umfassen; nun ermäße sie's nicht: und wenn sie Auferstehung und Engelsturz zusammennimmt.

Wie aber kann ein neues Geschöpf, das noch kaum seine eigenen Hände kennt, unerfahren in seiner Natur, Neuling in den gewöhnlichsten Wendungen seines Geistes, sich bei so unerhör-

ter Anwesenheit einrichten? Wie soll es, das doch offenbar bestimmt ist, später von der präzisesten Beschaffenheit zu sein, seine Ausbildung leisten, zwischen Drohungen und Verwöhnungen, die beide seine unvorbereiteten Kräfte, bis zum letzten Aufgebot, übersteigen? Und nicht nur daß der Ausbruch der Größe in seinem Innern ihm die heroische Landschaft seines Gefühls fast ungangbar macht: in demselben Maße, als dort seine Natur überhand nimmt, gewahrt er, aufblickend, mißtrauische Fragen, bittre Forderungen und Neugier in den bisher in Sicherheit geliebten Gesichtern. Dürfte doch ein Knabe in solcher Lage immer noch fortgehn, hinaus, und ein Hirte sein. Dürfte er seine verwirrten inneren Gegenstände in langen sprachlosen Tagen und Nächten bereichern um den staunend erfahrenen Raum; dürfte er die gedrängten Bilder in seiner Seele gleichsetzen dem verbreiteten Gestirn. Ach, daß doch niemand ihm zuredete und niemand ihm widerspräche. Wollt ihr wirklich D i e s e n beschäftigen, diesen maßlos in Anspruch Genommenen, dem, vor der Zeit, ein unerschöpfliches Wesen zu tun gibt?
Kann man sich erklären, wie er besteht? Die ihn plötzlich bewohnende Macht findet Verkehr und Verwandtschaft bei seiner, noch in allen Winkeln des Herzens zögernden, Kindheit; da zeigt es sich erst, nach was für ungeheueren Verhältnissen hin dieser äußerlich so unzulängliche Zustand innen offensteht. Der unverhältnismäßige Geist, der im Bewußtsein des Jünglings nicht Platz hat, schwebt da über einer entwickelten Unterwelt voller Freuden und Furchtbarkeiten. Aus ihr allein, absehend von der ganzen jenseitig-äußeren Kreatur, vermöchte er seine gewaltigen Absichten zu bestreiten. Aber da lockt es ihn auch schon, durch die rein leitenden Sinne des Ergriffenen mit der vorhandenen Welt zu verhandeln. Und wie er innen an das verborgen Mächtigste seinen Anschluß hat, so wird er im Sichtbaren schnell und genau von kleinen winkenden Anlässen bedient: widerspräche es doch der verschwiegenen Natur, in dem Verständigten das Bedeutende anders als unscheinbar aufzuregen.
Wer die frühen Kleistischen Briefe liest, dem wird, in demselben Grade, als er diese in Gewittern sich aufklärende Erscheinung begreift, die Stelle nicht unwichtig sein, die von dem Gewölb

eines gewissen Tores in Würzburg handelt, einem der zeitigsten Eindrücke, an dem, leise berührt, die schon gespannte Genialität sich nach außen schlägt. Irgendein nachdenklicher Leser Stifters (um noch ein Beispiel vorzustellen) könnte es bei sich zur Vermutung bringen, daß diesem dichterischen Erzähler sein innerer Beruf in dem Augenblick unvermeidlich geworden sei, da er, eines unvergeßlichen Tages, zuerst durch ein Fernrohr einen äußerst entlegenen Punkt der Landschaft herbeizuziehen suchte und nun, in völlig bestürzter Vision, ein Flüchten von Räumen, von Wolken, von Gegenständen erfuhr, einen Schrecken von solchem Reichtum, daß in diesen Sekunden sein offen überraschtes Gemüt Welt empfing, wie die Danae den ergossenen Zeus.

Es möchte am Ende jede dichterische Entschlossenheit an so nebensächlichen Anlässen unerwartet zu sich gekommen sein, nicht allein, da sie zum ersten Mal sich eines Temperamentes bemächtigte, sondern immer wieder, an jeder Wendung einer künstlerisch sich vollziehenden Natur.

Wer nennt euch alle, ihr Mitschuldigen der Begeisterung, die ihr nichts als Geräusche seid, oder Glocken, die aufhören, oder wunderlich neue Vogelstimmen im vernachlässigten Gehölz. Oder Glanz, den ein aufgehendes Fenster hinauswirft in den schwebenden Morgen; oder abstürzendes Wasser; oder Luft; oder Blicke. Zufällige Blicke Vorübergehender, Aufblicke von Frauen, die am Fenster nähen, bis herunter zum unsäglich besorgten Umschaun hockender bemühter Hunde, so nahe am Ausdruck der Schulkinder. Welche Verabredung, Größe hervorzurufen, geht durch den kleinlichsten Alltag. Vorgänge, so gleichgültig, daß sie nicht imstande wären, das nachgiebigste Schicksal um ein Zehntausendstel zu verschieben –, siehe: hier winken sie, und die göttliche Zeile tritt über sie fort ins Ewige.

Gewiß wird der Dichter bei zunehmender Einsicht in seine grenzenlosen Aufgaben sich an das Größte anschließen; es wird ihn, wo er es findet, entzücken oder demütigen, nach seiner Willkür. Aber das Zeichen zum Aufstand in seinem Herzen wird willig von einem Boten gegeben sein, der nicht weiß, was er tut. Undenkbar ist es für ihn, sich von vornherein nach dem

Großen auszurichten, da er ja gerade bestimmt ist, an ihm, seinem allgegenwärtigen Ziele, auf noch unbeschreiblich eigenen Wegen herauszutreten. Und wie, eigentlich, sollte es ihm zuerst kenntlich geworden sein, da es in seiner ursprünglichen Umwelt vielleicht nur vermummt, sich verstellend oder verachtet vorkam, gleich jenem Heiligen, im Zwischenraum unter der Treppe wohnend? Läge es aber einmal vor ihm, offenkundig, in seiner sichern, auf uns nicht Rücksicht nehmenden Herrlichkeit, – müßte er dann nicht wie Petrarca vor den zahllosen Aussichten des erstiegenen Berges zurück in die Schluchten seiner Seele flüchten, die, ob er sie gleich nie erforschen wird, ihm doch unaussprechlich näher gehn als jene zur Not erfahrbare Fremde.
Erschreckt im Innern durch das ferne Donnern des Gottes, von außen bestürzt durch ein unaufhaltsames Übermaß von Erscheinung, hat der gewaltig Behandelte eben nur Raum, auf dem Streifen zwischen beiden Welten dazustehn, bis ihm, auf einmal, ein unbeteiligtes kleines Geschehn seinen ungeheueren Zustand mit Unschuld überflutet. Dieses ist der Augenblick, der in die Waage, auf deren einer Schale sein von unendlichen Verantwortungen überladenes Herz ruht, zu erhaben beruhigter Gleiche, das große Gedicht legt.

Das große Gedicht. Wie ich es sage, wird mir klar, daß ich es, bis vor kurzem, als ein durchaus Seiendes hingenommen habe, es jedem Verdacht der Entstehung hochhin entziehend. Wäre mir selbst der Urheber dahinter hervorgetreten, ich wüßte mir doch die Kraft nicht vorzustellen, die soviel Schweigen auf e i n Mal gebrochen hat. Wie die Erbauer der Kathedralen, Samenkörnern vergleichbar, sofort aufgegangen waren, ohne Rest, in Wachstum und Blüte, in dem schon wie von jeher gewesenen Dastehn ihrer, aus ihnen nicht mehr erklärlichen Werke: so sind mir die großen vergangenen und die gegenwärtigen Dichter rein unfaßlich geblieben, jeder einzelne ersetzt durch den Turm und die Glocke seines Herzes. Erst seit eine nächste, herauf und gleich ins Künftige drängende Jugend ihr eigenes Werden im Werden ihrer Gedichte nicht unbedeutend zur Geltung bringt, versucht mein Blick, neben der Leistung, die Verhältnisse des

hervorbringenden Gemüts zu erkennen. Aber auch jetzt noch, da ich zugeben muß, daß Gedichte sich bilden, bin ich weit entfernt, sie für erfunden zu halten; vielmehr erscheint es mir, als ob in der Seele des dichterisch Ergriffenen eine geistige Prädisposition heraustrete, die schon zwischen uns (wie ein unentdecktes Sternbild) gespannt war.

Betrachtet man, was an schöner Verwirklichung schon jetzt für einige von denjenigen einsteht, die ihr drittes Jahrzehnt kürzlich angetreten haben, so könnte man fast hoffen, sie würden in kurzem alles, woran in den letzten dreißig Jahren unsere Bewunderung groß geworden ist, durch das Vollzieherische ihrer Arbeit zur Vorarbeit machen. Es müssen, das ist klar, die verschiedensten Umstände sich günstig verabreden, damit ein solches entschlossenes Gelingen möglich sei. Prüft man diese Umstände, so sind der äußeren so viele, daß man es am Ende aufgibt, bis zu den innerlichen vorzudringen. Die gereizte Neugier und unaufhörliche Findigkeit einer um hundert Hemmungen freieren Zeit dringt in alle Verstecke des Geistes und hebt leicht auf ihren Fluten Gebilde hervor, die der Einzelne, in dem sie hafteten, früher langsam und schwer zu Tage grub. Zu geübt im Einsehen, um sich aufzuhalten, findet sich diese Zeit plötzlich an Binnenstellen, wo vielleicht noch keine, ohne göttlichen Vorwand, in voller Öffentlichkeit, gewesen war; überall eintretend, macht sie die Werkstätten zu Schauplätzen und hat nichts dagegen, in den Vorratskammern ihre Mahlzeiten zu halten. Sie mag im Recht sein, denn sie kommt aus der Zukunft. Sie beschäftigt uns in einer Weise, wie seit lange keine Zeit ihre Ansiedler beschäftigt hat; sie rückt und verschiebt und räumt auf, jeder von uns hat ihr viel zu verdanken. Und doch, wer hat ihr noch nicht, wenigstens einen Augenblick, mit Mißtrauen zugesehen; sich gefragt, ob es ihr wirklich um Fruchtbarkeit zu tun sei oder nur um eine mechanisch bessere und erschöpfendere Ausbeutung der Seele? Sie verwirrt uns mit immer neuen Sichtbarkeiten; aber wie vieles hat sie uns schon hingestellt, wofür in unserem Innern kein Fortschritt entsprechend war? Nun will ich zwar annehmen, sie böte zugleich der entschlossenen Jugend die unerwartetesten Mittel, ihre reinsten inneren Wirklichkeiten

nach und nach, sichtbar, in genauen Gegenwerten auszuformen; ja, ich will glauben, sie besäße diese Mittel im höchsten Grade. Aber wie ich mich nun bereit halte, ihr, der Zeit, manchen neuen künstlerischen Gewinn zuzuschreiben, schlägt mir die Bewunderung über sie hinüber, den immer, den auch hier wieder unbegreiflichen Gedichten entgegen.

Wäre auch nicht Einer unter den jungen Dichtern, der sich nicht freute, das Gewagte und Gesteigerte dieser Tage für seine Anschauung auszunutzen, ich würde doch nicht fürchten, daß ich das dichterische Wesen und seine Einrichtung in der inneren Natur zu schwer genommen habe. Alle Erleichterungen, wie eindringlich sie sein mögen, wirken nicht bis dorthin, wo das Schwere sich freut, schwer zu sein. Was kann schließlich die Lage desjenigen verändern, der von früh auf bestimmt ist, in seinem Herzen das Äußerste aufzuregen, das die anderen in den ihren hinhalten und beschwichtigen? Und welcher Friede wäre wohl für ihn zu schließen, wenn er, innen, unter dem Angriff seines Gottes steht.

*

Gudmundur Kamban / Der Herrscher auf Skalholt

Das Leben auf dem großen Bischofssitz geht wieder ruhig seinen Gang, friedevoll, still und glatt, wie man vom Meere sagt, wenn es sein Opfer verschlungen hat. Der ganze Herbst und Winter geht bei pflichteifriger Geschäftigkeit dahin, ohne sonderliche Begebenheiten zu bringen. Schon ist man bis zur Mitte der Karwoche gelangt, bis zum Mittwochabend, und Ostern ward gerade eingeläutet – da mit einem Male wird Meister Brynjolfur in seinem Gemach mit einer Angelegenheit gestört, die jählings den häuslichen Frieden und die Osterstille zerreißt und jede Seele auf Skalholt in das herzwunde Grauen vor Brand und Blut stürzt.

Der Schulmeister Oddur Eyolfsson betritt mit düsterem Gesicht das Bischofsgemach und legt die Reste eines kleinen Buches, dessen Blätter aus dem Einband herausgesetzt und quer durchgerissen sind, vor Seine Herrlichkeit auf den Tisch.

Die wurden dieser Tage in der Schulhalle gefunden, sagt er,

in der Decke des Bettes, in dem Einar Gudmundsson aus dem Straumfjord und Oddur Arnason aus Thorlaks-Hafn schlafen. Wie Ihr seht, Herr, sind sie mit grimmen und ungewöhnlichen characteribus bedeckt!

Bei den letzten Worten blickt der Bischof jäh zum Schulmeister auf, und dann erst fängt er langsam an, in den durcheinander geratenen Seitenresten zu blättern. Runen und allerlei Figurenwerk unterbrechen hie und da den Wortlaut, es sind nur vereinzelte Zeilen, die sein Blick erhascht: Ad captandam fidem amicorum[1], mit einem halben Seehundsherzen und dem Knochenschild eines Seehasen ... Davon, wie man die Weiber geil macht ... Davon, wie zu erfahren, ob ein Frauenzimmer noch unbefleckt ist ... Salomonssiegel ... Fuchsrat, darin Thor und Odin zu beschwören sind, mit dreiundzwanzig Figuren. Mäuserat, mit einer Menschenrippe; den Teufel in Thors und Odins Namen zu beschwören, mit einem Vers: Sator arepo ... Davon, wie man einen Menschen in eines Hundes Gestalt zu bannen vermag; dazu wird Johannis Evangelium gebraucht und Hic Deus dilexit etc. samt einer Figur ... Davon, wie man ein Mädchen zum Buhlen gewinnt ...

Brynjolfur Sveinsson lehnt sich im Stuhl zurück, sein Gesicht ist so ernst geworden wie das seines Schulmeisters.

Setz dich, Oddur ... sagt er. Wer hat diese Blätter gefunden?

Einer von den Jungen, die in dem Bett schlafen, Herr; Oddur Arnason.

Hat er sie dir gebracht?

Nein, Herr, er hat sie nicht anrühren wollen. Er kam sofort zu mir, und ich habe sie dann aus der Decke hervorgezogen.

Es ist nicht lange her, daß dies geschrieben ward, scheint mir. Und wenn ich mich nicht täusche, ist es die Schulschrift von Skalholt.

Ich erkenne in den Blättern jedenfalls die Hand Einar Gudmundssons und Bjarni Bjarnasons aus Hest im Önundarfjord. Aber es können ihrer auch mehr sein. Alle Blätter sind durcheinander geraten.

Es sind die Namen von zwei verheißungsvollen Schülern, Na-

[1] Wie man das Vertrauen seiner Freunde gewinnt.

men der Söhne zweier angesehener Männer, die der Schulmeister genannt hat. Der Bischof erhebt sich. Ich möchte, sagt er, daß du diese Blätter mitnimmst und sie mir sobald wie möglich geordnet zurückbringst; und führ dann auch Oddur Arnason zu mir.
Der Schulmeister hat das Gemach noch nicht verlassen, da fängt Meister Brynjolfur schon an, im Zimmer auf und ab zu wandern, das ist seine Gewohnheit, wenn ihm irgend etwas durch den Kopf geht. Aber so ernst die Angelegenheit auch sein mag: während sie sich abspielt, an diesem Abend und am Morgen des folgenden Tages, ist er es, der sie mit dem ruhigsten Gemüt verfolgt.
Brynjolfur Sveinssons Einstellung zu der wissenschaftlichen Krankheit dieses Jahrhunderts, dem Hexenwahn, ist nicht nur eindeutig klar, sondern rückt seine Denkart und sein Wesen zudem in ein so scharfes Licht, daß es für uns, die wir doch wünschen, diesen Mann so kennen zu lernen, wie er war, wichtig wird. Er glaubte an Hexerei. Wie das ganze gelehrte Europa, so betrachtete auch er ‚Hexenmeister wie andere Missetäter'. Aber der Hexenglaube war von ihm anempfunden und ihm nicht angeboren; er war ein Teil seiner Gelehrsamkeit und nicht ein Teil seines Wesens. Das hatte man gleich bei seiner Heimkehr als junger Bischof bemerken können, und das merkte man später sein ganzes Leben lang. Nach zwölf Jahren des Studiums und Lehramts in Kopenhagen und Roskilde verfügte er bei seiner Heimkehr rechtschaffen über alle Hexentheorieen seines Zeitalters, aber sobald er ihre praktische Anwendung überwachen sollte, empörte sich seine Vernunft dawider. Es lag ihm so fern, sich zu den Hexenverfolgungen nur gleichgültig zu verhalten, daß er immer wieder unerschrocken diejenigen in Schutz nahm, die der Zauberei angeklagt waren. Ein Mann aus dem gemeinen Volk, Jon Gudmundsson, der über ein so reiches, volkskundliches Wissen verfügte, daß er den Beinamen ‚der Gelehrte' erhielt, und so beharrlich von den isländischen und dänischen Gerichten verfolgt wurde, daß er um des lieben Lebens willen nicht wagte, Professor Ole Worm zu helfen, als der ihn bei den Vorarbeiten zu seiner Runenlehre um Rat bat – die-

sen Mann hatte der junge Bischof nicht nur vor dem Feuertod bewahrt, sondern er forderte ihn sogar auf, in seiner Volkstumsarbeit als Dichter fortzufahren, und unterstützte ihn dazu mit Geld. Noch gefährlicher war das Auftreten des Bischofs bei dem nächsten Fall von Zauberei, zu dem er von Amts wegen Stellung nehmen mußte und der gewissermaßen vor seinen Augen entstanden war: damals wie diesmal in der Schule auf Skalholt, gerade um die Mitte des Jahrhunderts. Die Mehrzahl der Schüler hatte damals eine Eidgenossenschaft begründet und auf dem Friedhof von Skalholt ein Gespenst beschwören wollen. Die Jungen waren des Nachts dabei überrascht worden, wie sie mitten in den aussichtsreichsten Beschwörungszaubereien an dem Grabe standen. Es wäre verderblich gewesen, wenn der Bischof das Vergehen der Jungen mit Stillschweigen übergangen hätte, es war unmöglich, die Sache vor den Obrigkeiten zu vertuschen, und eine Untat schien es ihm, das eben heranwachsende Geschlecht der Gebildeten des Landes dem Gesetz und den Gerichten zu überantworten. Entschlossen maßte Bischof Brynjolfur sich die Königsgewalt in dieser Sache an, ganz und gar auf seine Verantwortung. Er verhängte über die Jungen eine milde Strafe, sehr ähnlich der, die er seinen Priestern aufzuerlegen pflegte, wenn sie Verfehlungen begangen hatten; die enthob er für kürzere Zeit ihres Amtes. Die sträflichen Scholaren nun teilte er in Gruppen ein und verwies in den darauf folgenden Wintern jeweils eine Gruppe für ein Jahr der Schule. Zu dieser Maßnahme des Bischofs schwieg der Vogt, schwieg der Lehnsherr, schwieg der König. Aber als man auf der Akademie in Kopenhagen davon hörte, verstand man besser, warum so häufig von dem beliebten Konrektor von Roskilde gesprochen ward.

Jetzt aber hatten die Zeiten sich geändert. Im Laufe der dreizehn oder vierzehn Jahre, die seit jener Begebenheit verstrichen waren, hatte der Hexenwahn auf Island seinen Gipfel erreicht. Die Krankheit, von der ursprünglich nur die Gelehrten gemartert worden waren, hatte sich nun unter dem gemeinen Volk so stark verbreitet, daß sie förmlich eine Angstseuche geworden war. Die öffentliche Meinung hatte angefangen, den Tod zu fordern

für jedweden, der auch nur unter dem Verdacht stand, ein Zauberer zu sein. Brynjolfur Sveinsson fand häufig gar keine Gelegenheit mehr, als Vermittler einzugreifen. Schon fällten die Sprengelvögte die Urteile daheim in ihren Sprengeln und ließen ihnen unverzüglich die Vollstreckung folgen in dem Vertrauen, daß das Althing sie schon bestätigen würde. Und das Althing bestätigte die Urteile.

Wie wohl tut es da, zu gewahren, daß mitten in der Brandung blinder Leidenschaften sich die Vernunft des großen Kirchenherrn erhebt: gleich einem wegweisenden Leuchtfeuer im Meere, unerschüttert und unbezwungen von den Wogen, die gegen seine Grundfesten rollen. Gerade in diesen Jahren schrieb er an einen seiner Priester folgende Worte: ‚Ich weiß mir in solchen Fällen keinen besseren Rat, als im Namen des Herrn die mannigfachen Hindernisse zu überwinden, gleichviel, ob sie nun der Menschen Willen und Anschlägen entstammen oder der Zauberei und Hexenkünsten, und, der Furcht des Herrn inne, beides zu verachten. Der Teufel schöpft hierzulande seine größte Macht daraus, daß er so sehr gefürchtet wird. Aber soviel von des Menschen Herz und Gemüt darauf verwandt wird, ihn zu fürchten, so viel wird der Gottesfurcht und dem rechten Glauben entzogen... Unter anderem in diesem Lande ist nach meiner Meinung dies eine der Ursachen dafür, daß man dem Teufel für seine Bübereien noch mehr Raum gewährt, anstatt zu erreichen, daß er verschmähet wird – sintemalen er ein hochfahrender Geist ist.'

Diesmal aber ist Meister Brynjolfur, während er in seinem Gemach auf und ab geht und auf den Schulmeister wartet, alles andere als ruhig. Die Angelegenheit ist dem Bischof gemeldet worden. Diesmal werden weder die Obrigkeiten noch die öffentliche Meinung sich mit seiner Milde zufrieden geben, sich überhaupt zufrieden geben mit einer Entscheidung von ihm. Er muß in dieser Angelegenheit unverzüglich Klage erheben bei der weltlichen Macht. Und wird bewiesen, daß die beiden Schüler die Zauberregeln abgeschrieben haben, dann ist auch der Scheiterhaufen für sie entfacht.

Den Herrenmenschen reizt es, Widerstand zu leisten. Und mit der isländischen Macht wollte er schon fertig werden, trotz al-

lem, mit der dänischen ebenfalls – wenn nur nicht der erste Mittelsmann, der wenig beliebte Vogt auf Bessastadir, ein Schurke wäre! Aber an Thomas Nicolaisen nagt allgemach ein Groll wider den mächtigen Bischof von Skalholt. Jahr für Jahr hat sich Meister Brynjolfur, seiner allbekannten Gastfreiheit zum Trotz, mit neuen und immer wieder neuen, so freimütigen wie höflichen Entschuldigungen geweigert, den Besuch des Vogtes in seinem Haus zu empfangen, und jetzt endlich ist dem Vogt der wahre Grund dafür aufgegangen: der Bischof verachtet ihn. Zwar hält Thomas Nicolaisen sich gegenwärtig in Dänemark auf, aber ob nun das...

Der Schulmeister tritt ein, die hochnotpeinlichen Blätter in der Hand, und der Junge, der sie fand, folgt ihm auf den Fersen. Nach einem kurzen scharfen Verhör gibt der Bischof den Jungen frei; er ist schuldlos. Der Bischof läutet nach seinem Glockenknaben und befiehlt dem Schulmeister, ihm die Schreibhefte der beiden verdächtigen Scholaren besorgen zu lassen. Dann gibt er Auftrag, den Dompriester und den Adjunkt Sira Thordur Sveinsson, der sich immer noch in Skalholt aufhält, zu ihm zu bitten und endlich den bischöflichen Schreiber, der sich mit dem Schreibzeug an den Tisch setzt. Im Beisein dieser sechs Männer wird nun das kleine Heft untersucht. Es besteht aus achtzig Artikeln, von denen die ersten neunundfünfzig und die übrigen einundzwanzig jeweils die gleiche Handschrift verraten. Ein Vergleich der beiden Handschriften mit denen in den Schreibheften schließt jeglichen Zweifel aus.

Seine Herrlichkeit sitzt auf seinem Platz am Tisch, und nun wird einer von den beiden Scholaren, Einar Gudmundsson, vor die feierliche Versammlung befohlen. Es ist ein achtzehnjähriger, hübscher, ein wenig verlegener Jüngling; sogleich bemerkt er, daß der Bischof die Finger der linken Hand auf ein paar beschriebene Blätter preßt, die vor ihm auf dem Tisch liegen, während er schweigend die Rechte erhebt, zum Zeichen, er möge näher zu ihm hintreten. Und kaum hat der junge Bursche sein Schreibheft erkannt, das hier neben den letzten aufgeschlagenen Seiten des Zauberbuches liegt, da drückt sein Gesicht ein stummes Geständnis aus. Der Bischof steht auf und faßt den

Jungen unters Kinn. Seine Stimme ist der vollkommene Gegensatz zu dem stechend-scharfen Blick, mit dem er den angeklagten Jungen betrachtet; beinahe milde ist sie, beinahe traurig.
Einar, beginnt er, sag uns, die wir hier versammelt sind, wann du diese Blätter, diese einundzwanzig von den achtzig des Buches, abgeschrieben hast und nach welcher Vorlage?
Dann setzt er sich wieder, und der Junge stammelt sein Geständnis. Hier auf Skalholt hat er sie abgeschrieben, im vorigen Winter, sagt er, von Blättern, die Bjarni Bjarnason aus Hest ihm geliehen hatte.
Waren die Blätter in Bjarnis Handschrift beschrieben?
Nein, die war älter.
Wozu schriebst du diese Blätter ab?
Der Junge schweigt.
Zu gar nichts, Herr! antwortet er am Schluß einfältig.
Hast du jemals einen Versuch gemacht, diese schwarzen Künste anzuwenden oder dich sonst irgendwie mit Zauberei abgegeben?
Nein, Herr.
Wissen noch andere als du und Bjarni etwas davon?
Nein, Herr.
Kennst du noch jemand hier in der Schule, der sich jetzt oder früher mit dergleichen abgegeben hat?
Nein, Herr.
Der Bischof setzt das Verhör fort, aber als das Geständnis des Jungen erschöpft zu sein scheint, befiehlt er ihm, seine Aussagen beim Schreiber mit seiner Unterschrift zu bestätigen. Er behält den Jungen im Zimmer und läßt nun seinen Kameraden hereinholen.
Bjarni Bjarnason ist sicherer in seinem Auftreten, doch ohne im mindesten den Eindruck zu erwecken, trotzig oder verwegen zu sein. Er verbeugt sich vor den Anwesenden mit einem Lächeln, das ihm gut steht, aber das sofort verschwindet, da er des vollständigen Ausbleibens irgendeiner Erwiderung gewahr wird.
Lies Einar Gudmundssons Aussagen vor! befiehlt der Bischof dem Schreiber.
Mit stierem Blick betrachtet Bjarni Bjarnason während der Vorlesung den Bischof, wie einen Feind. Später, beim Verhör,

bestreitet er, Einar noch irgendwelche andere Blätter zum Abschreiben geliehen zu haben, sondern nur den Abschnitt, zu dessen Handschrift Einar sich bekannt hat. Einar dagegen bleibt bei seiner Aussage.
Es gelingt dem Bischof nicht, ihre Aussagen in dieser Hinsicht zur Übereinstimmung zu bringen. Im übrigen sagt Bjarni, er hätte das Buch vor drei Jahren im Westland abgeschrieben, nach einer Vorlage, die Erlingur Ketilsson aus dem Önundarfjord gehörte.
Wo ist dieser Erlingur Ketilsson jetzt?
Er ist nach England gefahren, Herr.
Als der junge Bursche noch entschiedener als sein Kamerad bestritten hat, etwas von irgendwelchen Zaubereien unter den Schülern auf Skalholt zu wissen oder dieses Buch anderen als Einar gezeigt zu haben, sagt der Bischof: Unterschreib deine Aussagen!
Während er das tut, erhebt der Bischof sich, nimmt ein dickes, gedrucktes Buch zur Hand und legt es vor sich auf den Tisch. Er erklärt ihnen, eine wie schwere Pflicht sie ihm aufgebürdet hätten mit ihrem Geständnis. Ihm bliebe nichts anderes übrig, als die Angelegenheit ungesäumt dem Sprengelvogt und dem Amtmann zu übergeben und sie auf die Folgen ihres Vergehens in deren ganzer unausweichlicher Strenge hinzuweisen. Seiner leisen und schmerzlich klingenden Stimme kann man es eher anmerken als seinen Worten: daß er hier sitzt und sie zum Tode vorbereitet. Zum Schluß aber zerstreuen auch die Worte selbst jedweden Zweifel. Er blättert in dem Buch, das vor ihm liegt, Christian IV. Rezeß, und schlägt es beim achtundzwanzigsten Kapitel auf, im zweiten Buch, Seite 311 bis 312: ‚Von denen Zauberern und ihren Mitwissern.' Und in einer Lautlosigkeit, die jäh hereingebrochener Finsternis gleicht, liest er den Abschnitt, liest er ihn bis zu seinem Schluß: „... während die, so sich mit solchem Volke gemein machen und sich unterstehen, durch ihre Zauberei irgend etwas zuwege zu bringen, gestraft werden sollen ohn Gnade durch Verlust ihres Hauptes.'
Bjarni Bjarnason steht mitten im Zimmer, aufrecht, aber bleich, mit blutleerem Gesicht; erloschenen Blickes starrt er den Schrei-

ber an, seinen Schulbruder, der diese Worte niederschreibt. Da mit einem Male dringt von der Tür her wildes Schluchzen. Man sieht nur, daß Einar Gudmundsson dort steht und sich an die Wand lehnt, um nicht umzusinken. Aber jetzt gewinnt kein Gedanke, kein Gefühl mehr Klarheit. Etwas, was unsichtbar und unwägbar bleibt, erfüllt das Gemach mit seiner fürchterlichen Gegenwart: das Entsetzen erregende Grauen vor Brand und Blut.

Die Stimme des Bischofs zerteilt es: Ihr beide seid hiermit der Schule verwiesen und packt euch ohne Zeugnis morgen von dannen, wie auch das Wetter sein mag, doch nicht dem Abend entgegen; dabei will ichs bewenden lassen. Geht zu Bett!

Sobald die Jungen gegangen sind, schickt der Bischof einen Boten zum Obervogt und befiehlt ihm, die beiden Schüler für die Nacht bewachen zu lassen. Bis zum nächsten Morgen soll er ihm für die beiden in jeder Hinsicht verantwortlich sein.

Schweigend hört Meister Brynjolfur seinen Amtswaltern zu, als die halb flüsternd die Angelegenheit erörtern, aber jede Erörterung endet nur dabei: Mit dem Geständnis der Schüler ist auch das Todesurteil über sie gefallen. Dann diktiert er den Brief an den Sprengelvogt Torfi Erlendsson. Er fragt bei ihm an, ob er ihm die Blätter mit den Runen zuschicken oder ob er sie verwahren soll. ‚Sintemalen hier vorbedacht sein muß, wie in der Sache verfahren werden soll, weil es aufs Ende der Schulzeit zu geht und die Pferde eingetroffen, während diejenigen, die in die Sache verwickelt, der Schule verwiesen worden sind.' Als ihm der Brief vorgelesen wird, fügt er in einer Nachschrift hinzu: ‚Der eine von ihnen sagt, er stünde in seinem neunzehnten Jahr, der andere im zwanzigsten. Gott bewahre uns und die Unseren vor allem Bösen!'

Bald danach läutet es zur Abendmette. Die Zeugen können eben noch ihre Erklärung unterschreiben; dann ist es auch Zeit, in die Kirche zu gehen.

Noch bevor am Morgen des nächsten Tages, des Gründonnerstages, jemand aufgestanden ist, hat der Bischof seinem Schreiber den Brief an den Amtmann Sigurdur Jonsson diktiert. Er möchte wissen, ob er die schriftlichen Beweismittel ihm oder dem



Peter Vischer: Leuchterweibchen

Sprengelvogt schicken soll ‚oder warten, bis die dänische Macht zu Lande gekommen ist‘. Die jungen Burschen, zerschlagen von ihren fürchterlichen Ahnungen in dieser Nacht, werden hereingerufen, und man verliest die beiden Briefe des Bischofs in ihrem Beisein. Dann möchte der Bischof allein mit ihnen sein.
Er läßt die beiden sich erst auf die Schreiberbank setzen; dann spricht er mit ihnen.
Wie hieß der Mann, der dir das Buch geliehen hat, Bjarni? fragt er, allem Anschein nach geistesabwesend.
Erlingur Ketilsson, Herr.
Erlingur Ketilsson, soso ... wiederholt der Bischof. Der kann von Glück sagen, daß er in den Westfjorden daheim war. Dort tauchen holländische und englische Schiffe oftmals schon früh im Jahr auf und sind bereits wieder von hinnen gefahren, bevor noch irgendeiner der Häfen offen ist. – Wo steckt er jetzt?
Er ist nach England gefahren, Herr, antwortet Bjarni mit denselben Worten wie gestern.
Nach England ist er gefahren? Soso ... Erlingur Ketilsson, ja, ein kluger Mann! Ist wahrscheinlich spornstreichs zu einem Schiff geritten ...
Meister Brynjolfur springt vom Stuhl auf.
Nun, hier ist nicht Zeit, an andere zu denken! meint er. Es ist meine Pflicht, euch ohne Säumen von hinnen zu weisen. Eßt noch einen Happen, während eure Pferde gesattelt werden, denn heute nach der Messe werden meine beiden Briefe abgesandt. Ich wünsche euch Gottes Schutz! Seid einander treu! Und nun weg von hier, in Jesu Namen!
Er reicht den Jungen die Hand und merkt, daß sie seine Andeutung verstanden haben. Dann sitzt er einsam in seinem Gemach. Aber es fällt ihm schwer, seine Gedanken zu sammeln, er wartet darauf, daß sie am Fenster vorbeireiten. Endlich wird in der Ferne Hufschlag vernehmbar, die beiden reiten hinter den Häusern entlang. Und da, als der Bischof den gehetzten Fluchtritt der Jungen aus Skalholt hört, verbirgt er sein Angesicht im Gebet. Acht Jahre sind vergangen, seitdem die Worte, die er jetzt zu Gott flüstert, zum ersten Male von seinen Lippen kamen, unmittelbar nachdem man ihm die Nachricht von der grauen-

vollsten Hexenverbrennung des Jahrhunderts überbrachte, das einzige Mal, da er nicht lateinisch dichtete, sondern in isländischer Sprache. Über ein dunkles, verworrenes Geräusch verhallender Hufschläge hinweg klingen seine Worte wie abgerissene, feste und immer festere Griffe in eine volltönende Saite:

Laß Christi Krone
und Kreuzesqualen,
blutende Wunden
und Schmerzensbrände
stehn mitten zwischen
all unseren Sünden
und Strafenshänden.

Dann richtet der Bischof sich auf und geht an seine Arbeit, ja, er geht. Er muß heute einen Priester weihen, seine Ordinationsrede hat er fertig, aber gestern abend beim Memorieren wurde er mit dieser Angelegenheit gestört, die keinen Aufschub vertrug. Jetzt geht er im Zimmer auf und ab und ruft sich die Rede ins Gedächtnis zurück; er spricht stets frei, und das hat er auch seit den ersten Amtsjahren als Bischof bei seinen Priestern eingeführt.

Die Menge der Amtsgeschäfte, die mit jedem Jahr wächst, ist noch nie so groß gewesen wie in diesem Frühling. Aber in diesem Frühling läßt der Bischof auch in der Verwaltung seines Bistums einen tiefgreifenden Wechsel eintreten. Er trennt sich von seinem Gutsverwalter, seinem Obervogt, seinem Untervogt und ihren Familien – in bestem Einvernehmen – und setzt in diese Ämter junge unverheiratete Männer ein. Ja, noch mehr: seinen jungen Schreiber läßt er ziehen. Das sind Maßnahmen, die Meister Brynjolfur ein volles Jahr erwogen hat. Er will sich nicht mehr unausgesetzt von Dingen, die ihn nichts angehen, stören, ärgern und vergrämen lassen. Er will versuchen, ob nicht sein Inneres ruhiger wird, wenn er nicht mehr tagtäglich in seiner nächsten Umgebung auf so viele von den Menschen angewiesen ist, die ihn unter seinem Unglück und seiner Schande die Kniee beugen sahen.

Allem Andrang der Amtsgeschäfte zum Trotz verzichtet er diesmal doch nicht auf die Frühjahrsreise in sein geliebtes Skor-

radal. Aber er ist schon zurückgekehrt und seit einem vollen Monat wieder daheim, als er erfährt, daß der Vogt zu Lande gekommen ist. Am folgenden Tage schickt er einen Mann nach Bessastadir mit den Beweisstücken in der Zauberei-Angelegenheit, den schicksalsschwangeren Runenblättern. Er hat sie bis jetzt in Verwahrung gehalten, nach dem Rat des Sprengelvogtes und des Amtmanns, ,was derer beider Briefe bezeugen. Aber die zwei personae verwies ich sogleich der Schule, wie mir richtig zu sein schien, und reisten sie ohn Zeugnis am nächsten Tage von hinnen. Nun, sagt man, sind sie außer Landes gefahren. Mehr wußte ich in diesem nicht zu unternehmen. Gott bewahre uns und alle Unseren vor jeglichem Ungemach! Im Namen des Herrn. Amen.'

Aus ,Der Herrscher auf Skalholt'

*

Konrad Weiß / Szenen aus dem Trauerspiel ,Konradin von Hohenstaufen'

Jagdhörner; der junge Friedrich von Österreich allein

Friedrich von Österreich

Öffne Zeiten, frühes Jahr!
Will mein armes Herz im weiten
Felde reiten oder streiten,
singen und dann immerdar
Liebe leiden wie ein Mann!
Wann wird all der Winter gar?
Vogel, wann?

Sprich, du lieber Augenblick!
Will mit wonniglichen Schatten
selbst die Sonne sich ermatten,
schenke, Morgen, mir ein Stück
heut schon, daß ich leben kann!
Streit und Liebe geben Glück?
Vogel, wann? Morgen dann!

Stirb du, so der Jäger spricht,
Hinde, du ein Tier von vielen!
Also muß ich weiter zielen,
fröhlich sein und bin es nicht.
Jäger in dem großen Bann,
jage, Jäger, frage nicht!
Vogel, wann? Morgen dann! Immer wann?

Aus dem Walde stürmen, gefolgt von dem alten Volkmar von Kemnaten, und rufen als Echo

Der junge Konrad von Limpurg

Vogel, wann?

Der junge Eisoldsried

Morgen dann!

Konradin

mit dem Falken auf der Faust

Immer wann?

*

Ort: Augsburg; Zeit: August 1267. Szene: ein romanischer Kreuzgang, es ist Nacht. Vier Wächter kommen aus den vier Seiten des Kreuzgangs und treten vor gegen die Mitte seines Hofes

Erster Wächter

Vorne einwärts

Bald ist die stille Nacht vorbei.

Zweiter Wächter

Links

Der Traum hebt schon den dunklen Fuß.

Dritter Wächter

Hinten

Seid wachsam ohne Überdruß!

Vierter Wächter

Rechts

Der Hahn rückt sich zum Hahnenschrei.

Erster Wächter

Der Hahn rückt sich zum Hahnenschrei.

Zweiter Wächter

Seid wachsam ohne Überdruß!

Dritter Wächter

Der Traum hebt schon den dunklen Fuß.

Vierter Wächter

Bald ist die stille Nacht vorbei.

*

Erster Wächter
Vorne

Der Sinn verschläft, die Erde wacht.

Zweiter Wächter
Links

Horcht auf, so mahlt ein stiller Zorn.

Dritter Wächter
Hinten

Die Mühle mahlt das Lebenskorn.

Vierter Wächter
Rechts

Ein dunkler Trichter ist die Nacht.

Erster Wächter

Ein dunkler Trichter ist die Nacht.

Zweiter Wächter

Die Mühle mahlt das Lebenskorn.

Dritter Wächter

Horcht auf, so mahlt ein stiller Zorn.

Vierter Wächter

Der Sinn verschläft, die Erde wacht.

*

Szene am Torre d'Astura mit dem Meer im Hintergrund; Friedrich von Österreich sitzt allein vor dem Turm

Österreich

Jäger, horch, der Kuckuck schreit!
Nicht mit wonniglichen Schatten
darf das junge Herz ermatten.
Deine Stunde ist bereit,
und die Hinde steht im Bann.
Junges Leben, offne Zeit!
Vogel, wann?

Streit und Liebe geben Glück.
Bald doch schenkst du deinem Sohne,
Mutter, eine dunkle Krone.
Doch kein Jäger weicht zurück.
Liebe wars und Streit begann,
will das Herz nun Stück für Stück.
Morgen dann!

Morgen spricht der Himmel: Nein!
Wo ist Recht? wirst du dann fragen.
Blut bricht aus zu hellen Tagen.
Singe, Herz, du weißt allein,
was dein Jäger tragen kann!
Blut ist Recht und muß es sein.
Immer dann!

*

Gottfried Keller / Das Tanzlegendchen

Nach der Aufzeichnung des heiligen Gregorius war Musa die Tänzerin unter den Heiligen. Guter Leute Kind, war sie ein anmutvolles Jungfräulein, welches der Mutter Gottes fleißig

diente, nur von einer Leidenschaft bewegt, nämlich von einer unbezwinglichen Tanzlust dermaßen, daß, wenn das Kind nicht betete, es unfehlbar tanzte. Und zwar auf jegliche Weise. Musa tanzte mit ihren Gespielinnen, mit Kindern, mit den Jünglingen und auch allein; sie tanzte in ihrem Kämmerchen, im Saale, in den Gärten und auf den Wiesen, und selbst wenn sie zum Altare ging, so war es mehr ein liebliches Tanzen als ein Gehen, und auf den glatten Marmorplatten vor der Kirchentüre versäumte sie nie, schnell ein Tänzchen zu probieren.
Ja, eines Tages, als sie sich allein in der Kirche befand, konnte sie sich nicht enthalten, vor dem Altar einige Figuren auszuführen und gewissermaßen der Jungfrau Maria ein niedliches Gebet vorzutanzen. Sie vergaß sich dabei so sehr, daß sie bloß zu träumen wähnte, als sie sah, wie ein ältlicher, aber schöner Herr ihr entgegentanzte und ihre Figuren so gewandt ergänzte, daß beide zusammen den kunstgerechtesten Tanz begingen. Der Herr trug ein purpurnes Königskleid, eine goldene Krone auf dem Kopf und einen glänzend schwarzen gelockten Bart, welcher vom Silberreif der Jahre wie von einem fernen Sternenschein überhaucht war. Dazu ertönte eine Musik vom Chore her, weil ein halbes Dutzend kleiner Engel auf der Brüstung desselben stand oder saß, die dicken runden Beinchen darüber hinunterhängen ließ und die verschiedenen Instrumente handhabte oder blies. Dabei waren die Knirpse ganz gemütlich und praktisch und ließen sich die Notenhefte von ebensoviel steinernen Engelsbildern halten, welche sich als Zierat auf dem Chorgeländer fanden; nur der Kleinste, ein pausbäckiger Pfeifenbläser, machte eine Ausnahme, indem er die Beine übereinanderschlug und das Notenblatt mit den rosigen Zehen zu halten wußte. Auch war der am eifrigsten: die übrigen baumelten mit den Füßen, dehnten, bald dieser, bald jener, knisternd die Schwungfedern aus, daß die Farben derselben schimmerten wie Taubenhälse, und neckten einander während des Spieles.
Über alles dies sich zu wundern, fand Musa nicht Zeit, bis der Tanz beendigt war, der ziemlich lang dauerte; denn der lustige Herr schien sich dabei so wohl zu gefallen als die Jungfrau, welche im Himmel herumzuspringen meinte. Allein als die

Musik aufhörte und Musa hochaufatmend dastand, fing sie erst an, sich ordentlich zu fürchten, und sah erstaunt auf den Alten, der weder keuchte noch warm hatte und nun zu reden begann. Er gab sich als David, den königlichen Ahnherrn der Jungfrau Maria, zu erkennen und als deren Abgesandten. Und er fragte sie, ob sie wohl Lust hätte, die ewige Seligkeit in einem unaufhörlichen Freudentanze zu verbringen, einem Tanze, gegen welchen der soeben beendigte ein trübseliges Schleichen zu nennen sei.

Worauf sie sogleich erwiderte, sie wüßte sich nichts Besseres zu wünschen! Worauf der selige König David wiederum sagte: So habe sie nichts anderes zu tun, als während ihrer irdischen Lebenstage aller Lust und allem Tanze zu entsagen und sich lediglich der Buße und den geistlichen Übungen zu weihen, und zwar ohne Wanken und ohne allen Rückfall.

Diese Bedingung machte das Jungfräulein stutzig, und sie sagte: Also gänzlich müßte sie auf das Tanzen verzichten? Und sie zweifelte, ob denn auch im Himmel wirklich getanzt würde. Denn alles habe seine Zeit; dieser Erdboden schiene ihr gut und zweckdienlich, um darauf zu tanzen, folglich würde der Himmel wohl andere Eigenschaften haben, ansonst ja der Tod ein überflüssiges Ding wäre.

Allein David setzte ihr auseinander, wie sehr sie in dieser Beziehung im Irrtum sei, und bewies ihr durch viele Bibelstellen sowie durch sein eigenes Beispiel, daß das Tanzen allerdings eine geheiligte Beschäftigung für Selige sei. Jetzt aber erfordere es einen raschen Entschluß, ja oder nein, ob sie durch zeitliche Entsagung zur ewigen Freude eingehen wolle oder nicht; wolle sie nicht, so gehe er weiter; denn man habe im Himmel noch einige Tänzerinnen vonnöten.

Musa stand noch immer zweifelhaft und unschlüssig und spielte ängstlich mit den Fingerspitzen am Munde; es schien ihr zu hart, von Stund an nicht mehr zu tanzen um eines unbekannten Lohnes willen.

Da winkte David, und plötzlich spielte die Musik einige Takte einer so unerhört glückseligen, überirdischen Tanzweise, daß dem Mädchen die Seele im Leibe hüpfte und alle Glieder zuckten;

aber sie vermochte nicht eines zum Tanze zu regen, und sie merkte, daß ihr Leib viel zu schwer und starr sei für diese Weise. Voll Sehnsucht schlug sie ihre Hand in diejenige des Königs und gelobte das, was er begehrte.

Auf einmal war er nicht mehr zu sehen, und die musizierenden Engel rauschten, flatterten und drängten sich durch ein offenes Kirchenfenster davon, nachdem sie in mutwilliger Kinderweise ihre zusammengerollten Notenblätter den geduldigen Steinengeln um die Backen geschlagen hatten, daß es klatschte.

Aber Musa ging andächtigen Schrittes nach Hause, jene himmlische Melodie im Ohr tragend, und ließ sich ein grobes Gewand anfertigen, legte alle Zierkleidung ab und zog jenes an. Zugleich baute sie sich im Hintergrunde des Gartens ihrer Eltern, wo ein dichter Schatten von Bäumen lagerte, eine Zelle, machte ein Bettchen von Moos darin und lebte dort von nun an abgeschieden von ihren Hausgenossen als eine Büßerin und Heilige. Alle Zeit brachte sie im Gebete zu, und öfter schlug sie sich mit einer Geißel; aber ihre härteste Bußübung bestand darin, die Glieder still und steif zu halten; sobald nur ein Ton erklang, das Zwitschern eines Vogels oder das Rauschen der Blätter in der Luft, so zuckten ihre Füße und meinten, sie müßten tanzen.

Als dies unwillkürliche Zucken sich nicht verlieren wollte, welches sie zuweilen, ehe sie sich dessen versah, zu einem kleinen Sprung verleitete, ließ sie sich die feinen Füßchen mit einer leichten Kette zusammenschmieden. Ihre Verwandten und Freunde wunderten sich über die Umwandlung Tag und Nacht, freuten sich über den Besitz einer solchen Heiligen und hüteten die Einsiedelei unter den Bäumen wie einen Augapfel. Viele kamen, Rat und Fürbitte zu holen. Vorzüglich brachte man junge Mädchen zu ihr, welche etwas unbeholfen auf den Füßen waren, da man bemerkt hatte, daß alle, welche sie berührt, alsobald leichten und anmutvollen Ganges wurden.

So brachte sie drei Jahre in ihrer Klause zu; aber gegen das Ende des dritten Jahres war Musa fast so dünn und durchsichtig wie ein Sommerwölklein geworden. Sie lag beständig auf ihrem Bettchen von Moos und schaute voll Sehnsucht in den

Himmel, und sie glaubte schon die goldenen Sohlen der Seligen durch das Blau hindurch tanzen und schleifen zu sehen.
An einem rauhen Herbsttage endlich hieß es, die Heilige liege im Sterben. Sie hatte sich das dunkle Bußkleid ausziehen und mit blendend weißen Hochzeitsgewändern bekleiden lassen. So lag sie mit gefalteten Händen und erwartete lächelnd die Todesstunde. Der ganze Garten war mit andächtigen Menschen angefüllt, die Lüfte rauschten, und die Blätter der Bäume sanken von allen Seiten hernieder. Aber unversehens wandelte sich das Wehen des Windes in Musik, in allen Baumkronen schien dieselbe zu spielen, und als die Leute emporsahen, siehe, da waren alle Zweige mit jungem Grün bekleidet, die Myrten und Granaten blühten und dufteten, der Boden bedeckte sich mit Blumen, und ein rosenfarbiger Schein lagerte sich auf die weiße zarte Gestalt der Sterbenden.
In diesem Augenblicke gab sie ihren Geist auf, die Kette an ihren Füßen sprang mit einem hellen Klange entzwei, der Himmel tat sich auf weit in der Runde, voll unendlichen Glanzes, und jedermann konnte hineinsehen. Da sah man viel tausend schöne Jungfern und junge Herren im höchsten Schein, tanzend im unabsehbaren Reigen. Ein herrlicher König fuhr auf einer Wolke, auf deren Rand eine kleine Extramusik von sechs Engelchen stand, ein wenig gegen die Erde und empfing die Gestalt der seligen Musa vor den Augen aller Anwesenden, die den Garten füllten. Man sah noch, wie sie in den offenen Himmel sprang und augenblicklich tanzend sich in den tönenden und leuchtenden Reihen verlor.
Im Himmel war eben hoher Festtag; an Festtagen aber war es, was zwar vom heiligen Gregor von Nyssa bestritten, von demjenigen von Nazianz aber aufrecht gehalten wird, Sitte, die neun Musen, die sonst in der Hölle saßen, einzuladen und in den Himmel zu lassen, daß sie da Aushülfe leisteten. Sie bekamen gute Zehrung, mußten aber nach verrichteter Sache wieder an den andern Ort gehen.
Als nun die Tänze und Gesänge und alle Zeremonieen zu Ende und die himmlischen Heerscharen sich zu Tische setzten, da wurde Musa an den Tisch gebracht, an welchem die neun Musen be-

dient wurden. Sie saßen fast verschüchtert zusammengedrängt und blickten mit den feurigen schwarzen oder tiefblauen Augen um sich. Die emsige Martha aus dem Evangelium sorgte in eigener Person für sie, hatte ihre schönste Küchenschürze umgebunden und einen zierlichen kleinen Rußfleck an dem weißen Kinn und nötigte den Musen alles Gute freundlich auf. Aber erst, als Musa und auch die heilige Cäcilia und noch andere kunsterfahrene Frauen herbeikamen und die scheuen Pierinnen heiter begrüßten und sich zu ihnen gesellten, da tauten sie auf, wurden zutraulich, und es entfaltete sich ein anmutig fröhliches Dasein in dem Frauenkreise. Musa saß neben Terpsichore und Cäcilia zwischen Polyhymnien und Euterpen, und alle hielten sich bei den Händen. Nun kamen auch die kleinen Musikbübchen und schmeichelten den schönen Frauen, um von den glänzenden Früchten zu bekommen, die auf dem ambrosischen Tische strahlten. König David selbst kam und brachte einen goldenen Becher, aus dem alle tranken, daß holde Freude sie erwärmte; er ging wohlgefällig um den Tisch herum, nicht ohne der lieblichen Erato einen Augenblick das Kinn zu streicheln im Vorbeigehen. Als es dergestalt hoch herging an dem Musentisch, erschien sogar Unsere Liebe Frau in all ihrer Schönheit und Güte, setzte sich auf ein Stündchen zu den Musen und küßte die hehre Urania unter ihrem Sternenkranze zärtlich auf den Mund, als sie ihr beim Abschiede zuflüsterte, sie werde nicht ruhen, bis die Musen für immer im Paradiese bleiben könnten.

Es ist freilich nicht so gekommen. Um sich für die erwiesene Güte und Freundlichkeit dankbar zu erweisen und ihren guten Willen zu zeigen, ratschlagten die Musen untereinander und übten in einem abgelegenen Winkel der Unterwelt einen Lobgesang ein, dem sie die Form der im Himmel üblichen feierlichen Choräle zu geben suchten. Sie teilten sich in zwei Hälften von je vier Stimmen, über welche Urania eine Art Oberstimme führte, und brachten so eine merkwürdige Art Vokalmusik zuwege.

Als nun der nächste Festtag im Himmel gefeiert wurde und die Musen wieder ihren Dienst taten, nahmen sie einen für ihr Vorhaben günstig scheinenden Augenblick wahr, stellten sich zusammen auf und begannen sänftlich ihren Gesang, der bald

gar mächtig anschwellte. Aber in diesen Räumen klang er so düster, ja fast trotzig und rauh, und dabei so sehnsuchtsschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach.
Ein unendliches Seufzen rauschte durch die Himmel; bestürzt eilten alle Ältesten und Propheten herbei, indessen die Musen in ihrer guten Meinung immer lauter und melancholischer sangen und das ganze Paradies mit allen Erzvätern, Ältesten und Propheten, alles, was je auf grüner Wiese gegangen oder gelegen, außer Fassung geriet. Endlich aber kam die allerhöchste Trinität selber heran, um zum Rechten zu sehen und die eifrigen Musen mit einem lang hinrollenden Donnerschlage zum Schweigen zu bringen.
Da kehrten Ruhe und Gleichmut in den Himmel zurück; aber die armen neun Schwestern mußten ihn verlassen und durften ihn seither nicht wieder betreten.

Aus Gottfried Kellers
Gesammelten Werken in vier Bänden

*

Gertrud von le Fort / Gesang aus den Bergen

Wußt ich denn um die Sonne, bevor ich hier oben
Ausgesetzt ward am strahlenden Ufer des Äthers,
Im überwältigten Auge
Immer und immer diesen leuchtenden Schmerz,
Als läutre in meinen Augen schäumendes Feuer
Alle Nächte der Erde!

Unbändiger Glanz,
Ungeblendeter,
Jauchzender Ausbruch der Allmacht,
Des brausenden Anfangs
Erstgeborenes Kind und alleiniger Erbe:
Durch Jahrmillionen strahlst du
Das göttliche Schöpfungswort –
Das erste – das letzte – das einzig-ewige wider:
‚Es werde Licht!'

*

Aber ergreifend ist am Abend
Der Untergang des Gebirges,
Wenn sich die Felsengipfel, die herrschergewaltgen,
Langsam von ihren glühenden Thronen erheben,
Stillen Hauptes, als schwänden sie feierlich-willig
Den schaurigen Schatten entgegen
Hinab in die nächtlichen Schluchten – – –

Dann kommt die zaubrische Stunde
Des unbekannten Lichts:
Da ist es, als kehre die Sonne
Noch einmal zurück, aber in Mond verwandelt –
Doch scheint weder Sonne noch Mond,
Sondern es scheinen plötzlich von silbernen Thronen herab
Wieder die ragenden Gipfel:
Unirdisch leuchtend wie aus dem Jenseits der Räume –

In der durchgeistigten Nacht
Gehen die Toten auf wie die unsterblichen Sterne.

*

Franz Spunda / Nächtlicher Ritt über den Pelion

Wenn wir auf Bergesgipfel steigen, so ist es vor allem der Rausch der Freiheit, der uns hinauftreibt, dem stickigen Gedünste der Stadt zu entfliehen und die Brust im reinen Äther zu baden. Auch der gotische Mensch strebte hinauf, blieb aber im geschlossenen Raum und ging nicht weiter, als ihn das Herz trug. Doch unser Auftrieb ist faustisch, kein Gipfel genügt uns, immer gibt es einen Berg, der noch höher ragt.
Ganz anders der Grieche; er kannte das Maß, das auch den wildesten Drang besänftigt. Ihn trieb es hinauf wie uns, doch war er auf dem Gipfel, so trat ihm ein Gott entgegen und beruhigte sein Herz. Alle antiken Berge sind also elysische Heiligtümer, ein jedes einer besonderen Bestimmung geweiht. Nur die höchsten Gipfel, der Olymp und der Parnaß, rücken ins unbegreiflich Erhabene empor, aber die mittleren Berge sind

menschlich gebunden. Hier wohnen heilende, gütige Götter, die sich gern den Menschen gesellen, Quellgötter vor allem, deren hell springende Labunng im Sommer erquickt.
Von allen Mittelgebirgen Griechenlands ist der Pelion heute wie einst das reichste an Wassern und Wäldern. Er ist kein Berg, sondern ein ganzer Gebirgszug, der sich gegen dreißig Kilometer lang über die Magnesische Halbinsel hinzieht.
Die alte Stadt der Argonauten liegt dort, wo sich der Pagasäische Golf am tiefsten gegen den Pelion buchtet. Von ihr und von den Städten späterer Zeiten, Demetrias und Pagasä, sind nur spärliche Reste erhalten. Aber in ihrem lehmigen Boden bewahrten sie einen Schatz, der in ganz Hellas nicht seinesgleichen hat: bunt leuchtende Fresken auf Stein, bemalte Grabstelen. Das kleine Museum außerhalb der Stadt hütet die ergreifenden Trümmer. Da sieht man Abschiedsszenen von erschütternder Wirkung, wie Menschen einander für immer Lebewohl sagen. Ein feierlicher Ernst entstrahlt ihnen, den durch Schmerz schon jenseitig Verklärten. Meist sieht man sie beim Abschiedsmahl versammelt, auf der einen Seite der Tote, auf der anderen die Lebenden. Ein Tisch mit drei Füßen neben ihnen deutet den Hades an. Oder ein anderes Bild, das schönste von allen: Die Tochter liegt vor dem Haus, tot, aber noch in der Haltung einer Lebenden, halb aufgerichtet, die Mutter ängstlich bemüht, ihr zu helfen; der Vater, scheu aus der halb geöffneten Tür hinausschauend, vor dem Unsagbaren erstarrend. Alles in grünen und roten Tönen gehalten wie, gemischt aus Leichenfarbe und Rebenblut, in einem Licht, das wie Mondenschein geistert. Ist Elysium nicht schon nah? –
Wolos steht jetzt an der Stelle der alten Städte, reizvoll zwischen Meer und Berge gelagert. Außer einer Moschee aus türkischer Zeit kann nichts den Blick fesseln. Dieser schweift unwillkürlich hinauf gegen die Hänge, die weißgesprenkelt von Dörfern und einzeln stehenden Häusern blinken. Gleich hinter der Stadt staffelt sich Ano-Wolos empor, dann höher hinauf, durch eine tiefe Schlucht getrennt, Makrinitsa und Portaria, die beide den Flächenraum einer großen Stadt bedecken, aber kaum ein paar hundert Einwohner haben, die weithin berühmten Som-

merfrischen des Pelion. Eine breite Autostraße führt hinauf, auf der die Wagen reicher Ägypter sausen.
Wir ziehen es vor, die Höhe zu Fuß zu ersteigen. Aber die Sonne brennt grausam. Wie kommen wir trotzdem hinauf? Man wandert in der Nacht. Wir haben panselinon, Vollmond. Noch glüht der Stein unter uns, aber es weht schon kühl herab. Und dann, in der Nähe der Schlucht, bläst es kühl herauf. Hier treffen Berg- und Meerwind zusammen. Hell springt ein Bächlein neben uns in die Schlucht. Die Griechen, mit denen ich wandere, staunen: ein rauschender Bach im August, wenn das Wasser überall am kostbarsten ist! Es klingt heimatlich an mein Ohr, aber es ist nicht wie zu Hause. Die heimischen Bäume fehlen; nur Platanen, Edelkastanien und Johannisbrotbäume sind es, die im gleißenden Mondenlicht flüstern. Aus unseren Eichen ist krüppeliges Gestrüpp geworden, und zu den Füßen fehlt das wellige Gras. Von unten her schimmert der Golf in zauberischer Spiegelung, ein Märchen aus flüssigem Silber.
In Portaria geht es hoch her, jetzt in der Saison. Am Hauptplatz schnarrt ein Grammophon, im grellen Licht der Bogenlampen promeniert die elegante Welt. Es sind Ägypter, die den tiefen Kurs der Drachme ausnutzen und im Pelion einen Ersatz für die ferne und teuere Schweiz gefunden haben. Sie können auch in der Sommerfrische die Geschäfte nicht lassen und bekritzeln die Marmorplatten des Cafés mit Zahlen. Manchen Frauen ist es schon zu kühl, sie tragen Mäntel, eine hat sogar einen Pelz um die Schultern geschlungen. Für mein Gefühl ist die Luft angenehm lau.
Alle Hotels und Herbergen sind überfüllt, wir finden keinen Platz. Nach langem Hinundherreden gibt es dennoch ein Zimmer, aber sündhaft teuer. Da machen wir nicht mit. Beinahe zwei Mark! Entsetzt lehnen wir ab und suchen uns ein kleines Café, wo uns der Wirt einige Decken aufbreitet und uns in der Stube schlafen läßt. Es geht also auch so. Am Morgen weckt uns ein ungewöhnliches Geräusch. Ich laufe zum Fenster. Wahrhaftig, es regnet, ein richtiger, starker Regen wie bei uns. Der Wirt ist aufgeregt, in der Nacht hat es geblitzt und gedonnert, das gab es seit Jahren nicht im August. Jetzt regnet

es dünn und beharrlich, als ob wir in Salzburg wären. Müßig sitzen wir unter dem Vordach und schauen den Tropfen zu, die von den Platanenblättern klatschen. Nun wird es sogar mir etwas zu frisch. Die Griechen in meiner Gesellschaft frieren und drängen sich um ein Kohlenbecken.
Hoffentlich erfrieren die Ägypter im Café nicht. Ich schlendere, in meinen Lodenmantel gehüllt, auf den Platz und sehe sie, phantastisch vermummt, in den Kaffeehäusern um winzige Feuerchen hocken.
Gegen Mittag schimmert durch die Kronen der Platanen der erste blaue Streifen, der Regen hört auf. Sollen wir den ganzen Tag unter den feinen Leuten im Kaffeehaus verlungern? Nein, wir brechen auf, die Griechen zwar ängstlich gegen den Himmel lugend und unheilvoll orakelnd. Aber das Wetter hält sich, wenn auch schwere Wolken noch gefährlich über uns drohen.
Wir weichen der neuen Autostraße aus und ziehen auf einem alten türkischen Maultierpfad weiter, einem Kalderimni aus glattgescheuerten Steinen. Mit gewöhnlichen Schuhen geht es sich leicht auf ihm, ich aber trage noch meine schweren Nagelschuhe der Olympbesteigung, in denen ich immer wieder ausgleite. Man muß sich jeden Stein aussuchen, auf den man den Fuß setzen will. Das macht müde und verdrießlich. Ich steige also neben dem Kalderimni empor, lieber durch dichtes Gestrüpp und lehmige Lachen, an Johannisbrot- und Maulbeerbäumen vorüber, unter denen verschüchterte Herden auf die Wiederkehr der Sonne warten.
Nach etwa zwei Stunden sind wir auf der Paßhöhe angelangt, wo ein modernes Sanatorium aus dichtem Buchengrün hervorschaut. Von hier ist es nur eine Stunde auf den Peliongipfel. Zwar drohen noch immer tiefhängende Wolken, doch wir vertrauen den Winden, daß sie das Firmament reinfegen werden.
Der Aufstieg ist ein Spaziergang durch niederes Buschholz und Buchenhaine. Der eigentliche Gipfel ist kahl, eine mäßig gewölbte Kuppe. Wir lagern uns im Schatten seiner Steinpyramide und blicken freudig erregt hinab. Da liegt der Golf tief unten mit seinen sanft geschwungenen Buchten und verblauen-

Das Theater von Pergamon

den Vorgebirgen. Und nördlich eine andere Wasserfläche, der See von Karla, den das Gewitter der Nacht zum Meer umgeschaffen hat. Durch das Gegenlicht der tiefhängenden Wolken ist alles malvenfarbig überglüht, mit einem ätherischen Hauch überflogen, der dünn die Konturen zeichnet wie auf einem japanischen Wandschirm. Doch blicke um dich! Da gewahrst du schaurig geballte Wolkenkolosse, die wie Ungeheuer das friedliche Bild da unten bedrohen, Titanen, die gegen den klotzigen Ossa stürmen, um von dort aus den Götterberg Olymp zu berennen.

Beim Abstieg nach Osten wechselt das Bild. Während die westliche Flanke nur verstreut stehende Bäume trug, rauschen jetzt unendliche Wälder tief unter uns bis an die blaue Ägäis. Die Autostraße, die wir bald wieder antreffen, hört plötzlich im Urwald auf. Das Geld für den Bau ist ausgegangen, wie das in Griechenland oft vorkommt. Die Reisenden, die bis hierher fahren konnten, müssen zu Fuß weiter. Aus einer aus Reisig flüchtig erbauten Hütte tritt ein Mann, der uns sein Maultier anbietet, aber wir ziehen es vor, zu Fuß weiterzuwandern, auf einem Kalderimni, der kein Ende nehmen will. Da spüren wir, daß wir recht hoch waren, in der Höhe des Riesengebirges. Was uns von oben als gleichmäßig gewellter Urwald erschien, ist in ein Gerinnsel von Schluchten zerhackt. Es geht zehnmal hinauf und hinab. Es wird Abend und Nacht, und der Kalderimni will nicht aufhören. Der Mond ist von Wolken verhüllt, und das Sternenlicht dringt nicht durch das dichte Blättergewirr. Bald stolpert der eine, bald der andere. Hätten wir doch das Maultier gemietet!

Da schlägt ein Hund an, wir sind in Zagora, an dem Ziel des heutigen Tages. Aber vom ersten Haus bis auf den Dorfplatz ist es noch eine Stunde. Ein schönes Hotel steht vor uns, aber es ist gesperrt wegen Preistreiberei.

Auch Zagora hat als Sommerfrische Hochbetrieb. Im Freien schlafen können wir nicht, es ist zu kühl. So betteln wir von Haus zu Haus um Quartier für die Nacht: endlich nimmt sich eine barmherzige Seele unser an.

Zagora ist ein slawischer Name: Hinterbergen. Auch seine

Kirche zeigt deutlich slawischen Einfluß: glasierte Tonplatten, als Schmuck in die Wände eingelassen. In Serbien sieht man dergleichen.
In der Nacht regnet es wieder, und Donnerschläge erdröhnen. Doch der Morgen ist hell, wir brechen bald auf, ziehen durch das Dorf und wandern gegen das Meer.
Und wieder geht es auf dem Katzenkopfsteig hinauf und herab. In den Schluchten toben die Wasser in gurgelnden Strudeln und fallen schäumend ins Meer, das sie kilometerweit gelbbraun färben. Von moosüberkrusteten Felsen tropft es melodisch, die Luft duftet würzig nach Erdreich und Grünem, und dunkle Grotten widerhallen von stürzenden Fluten. In einer von ihnen wohnte der heilkundige Kentaur Chiron, der den jungen Achill in der Arzneikunst unterwies. Hier ist jede der Millionen Pflanzen heilkräftig, Blüte, Wurzel und Frucht. Im raschen Überblick erkenne ich gelbe Melissen, Zinnkraut, Akelei, Rhabarber und wilden Safran. Ein jedes Blümlein ist gut gegen irgendein Weh.
Hier heißt ein jedes Dorf nach einem Heiligen. Leben in ihnen vielleicht die heilenden Ärzte des Pelion weiter? Im Dorfe des heiligen Demetrios machen wir Mittagsrast im Schatten der alten Kirche. Eine zweite wird unweit gebaut, gestiftet von einem in Amerika reichgewordenen Dorfgenossen. Hagios Dimitrios hat keine zwanzig Häuser, wozu braucht es einen Dom im Zuckergußstil?
In diesem Dorf möchte ich über Nacht bleiben, doch die Griechen in meiner Gesellschaft sind nervös und drängen weiter. Die Griechen von heute können das Naturerlebnis noch nicht geistig bewältigen. Der Sprung aus dem Mittelalter in die Neuzeit ist für sie zu schnell gekommen und hat sie an allem unsicher gemacht. Sie ahnen bereits etwas von der lösenden Kraft der Berge, wagen es aber noch nicht, sich ganz ihrem Geheimnis zu ergeben.
Dem Mehrheitsbeschluß der Gefährten mich fügend, geht es nun weiter. Da geht auf einmal der Wald in einen Fruchtgarten über. Äpfel mit rosigen Backen schaukeln über uns, Birnen und Pfirsiche bieten sich dar in schlaraffischer Fülle. Wir

kosten der Reihe nach alles durch. Schade, daß die Feigen und Nüsse nicht reif sind!
Wir dürfen nicht zu lange verweilen. Schon senkt sich die Sonne und jagt uns aus dem Waldparadies. In Muresi, dem nächsten Dorf, kann ich vor Übermüdung nicht weiter. Jetzt soll es noch fünf Stunden so weitergehen, in der Nacht, durch zahllose Schluchten hinauf und hinab. Die beiden Griechen in meiner Gesellschaft müssen morgen unbedingt in Wolos sein, um das Schiff nach Athen zu erreichen, ihr Urlaub ist zu Ende. Ich könne ja reiten, wenn ich schon zu müde sei.
Wirklich wird für mich ein Maultier aufgetrieben. Ich steige auf, die anderen behängen es mit ihren Rucksäcken und ziehen nun unbeschwert hinter mir fürbaß. Das war also der Grund ihrer so treuen Anhänglichkeit! Und doch verdanke ich ihnen dadurch das zauberhafteste Erlebnis, das ich jemals in Griechenland hatte, einen Ritt über den Pelion im Mondenschein.
Noch liegen über dem Ägäischen Meer verblassende Wölkchen, hauchdünne Luftgespinste, in denen sich das letzte Abendgold auflöst. Vom Saume des Horizontes zuckt ein Blinkfeuer, das muß die Insel Skiathos sein. Dort, wo bald der Mond aufsteigen wird, glüht das Gedünste des Meeres wie von einem Vulkan von unten her bestrahlt. –
Ein derber Schlag gegen den Kopf entreißt mich meiner Träumerei. Beim Reiten in der Nacht muß man achtgeben, zumal wenn es wieder durch Schluchten geht, in denen die Äste tief hängen. Ein solcher Ast hat mich getroffen. Und dabei ist es pechschwarz ringsum. Wie das Tier da den Weg finden kann, ist mir ein Rätsel, ich sehe nicht die Hand vor dem Gesicht. Zuweilen fährt mir etwas kratzend über die Wange. Es sind dies Platanenfrüchte, stachlige Kugeln, die wie Christbaumschmuck herabhängen. Dann wieder hascht unten etwas nach meinen Beinen. Es sind Wacholderzweige, die nach mir schlagen, deren spitze Nadeln bis in die Haut dringen.
Am Grunde der Schlucht schauert das Reittier wie vor einem Gespenst: hoch oben in einer Lichtung weht flutend ein überirdischer Schein, ein Wasserfall, der im Mondlicht schimmert, bei seinem Zerstäuben in flimmernde Schleier sich lösend. Ein Bild,

wie von Böcklin gemalt, aber mit Farben, die mit Mondlicht gemischt sind.
Auch außerhalb der Schlucht ist es finster, doch bald silbern die Kronen der Buchen. Noch eine Kehre und der Mond hängt voll unter uns, schwach gerötet, aber schon stark in seiner Strahlung, die wie aus einem Reflektor auf uns fällt. Die Wälder unter uns glänzen wie gegossenes Metall, das kristallinisch gerauht ist, mit messerscharfen Schatten der Schneisen und Runsen. Und überall Buchen, deren Stämme wie aus Erz getrieben erscheinen.
Keiner spricht ein Wort, so sehr sind wir alle in den Zauber versponnen, bis wir auf den Sattel gelangen. Da leuchtet zu unserer Rechten ein anderes Meer auf, der Pagasäische Golf, wie grünsilbernes Glas, gequert von dem breiten Schatten des Pelionmassivs. Wir halten an und saugen das berückende Bild in uns auf. Dort unten funkt das Feuer von Kap Angistri und Kap Trikeri. Und nahe, doch tief unter uns, ein dampfender Kohlenmeiler, der wie das rote Auge eines lauernden Drachen brandig glost. Der Mond, nunmehr rein und silbrig geworden, segelt immer höher hinauf, begleitet von flaumigen Wölkchen.
Der Maultiertreiber macht uns auf einen Steinhaufen aufmerksam, der sich klotzig wie ein Hünengrab türmt. Ist hier ein Held der Vorzeit begraben? Nein, es ist ein anathema, erzählt er uns, ein Ort der Verfluchung. Jeder, der wie wir froh ist, endlich die Höhe erklommen zu haben, wirft einen Stein hinter sich, den Kalderimni verfluchend. Wir hätten allen Grund, es ebenso zu tun, aber das zauberische Licht hat uns alle entgiftet. Kaum spüren wir noch die Ermüdung, der Körper wird schwerelos und leicht. So mögen sich selige Geister im Elysium bewegen, selbstvergessen und traumhaft, versponnen in unbeschreibliches Glück.
Wie eine Geisterkarawane ziehen wir lautlos weiter. Da schnaubt auf einmal mein Tier, der Treiber springt herbei und schlägt mit seinem Stock auf den Boden. Was ist? An dem Stecken hebt er eine erschlagene Schlange auf, eine Sandviper. Er reißt ihr das Maul auf und prüft, ob sie ihr Gift ver-

spritzt hat. Nein, das Maultier wurde nicht gebissen. Trotzdem pflückt er eine Handvoll Wacholderbeeren und gibt sie seiner zorka zu fressen. „Das ist ein Heilmittel gegen alles", sagt er und zerbeißt dabei selber einige grüne Körner.

Es ist gegen Mitternacht. Das Mondlicht strahlt so stark, daß es hypnotisierend erschlafft. Was vordem lieblicher Seelenschein war, wird nun strenge und hart. Oder es scheint mir nur so, da allmählich die Buchen und Wacholderbäume verschwinden und kahler Fels hervortritt. Nichts mildert mehr das betörende Licht.

Da endlich ein Gehege, das Dorf Miliäs kann nicht mehr weit sein. Aber noch ist es eine Stunde bis in den Ort. Der Abstieg wird so steil, daß ich von meinem Reittier steige. Wir humpeln automatisch weiter. In Miliäs, um zwei Uhr nachts, trommeln wir den Wirt aus dem Bett. Zu essen gibt es nicht viel, nur Früchte, Käse und Brot. Wir langen gierig zu und trinken den blutroten Pelionwein, bis uns die Augenlider immer schwerer werden und wir auf ein rasch zusammengetragenes Lager fallen.

Als ich erwache, ists strahlender Tag. Ich bin allein, die Gefährten sind mit dem Frühzug nach Wolos gefahren. Langsam schlendere ich durch das von stürzenden Bächen durchrauschte Dorf. Das stechende Sonnenlicht schmerzt die Augen, ich muß in das Düster der Dorfkirche flüchten, wo zahllose Heilige in starren Ornaten mich rätselhaft anblicken. Der Glanz ihrer verklärten Züge ist wie der Widerschein eines anderen unnennbaren Lichts.

Und da verstehe ich auch die todselige Heiterkeit der farbigen Stelen von Wolos, das mystische Grün des Hintergrunds, das das gleiche ist wie auf diesen byzantinischen Fresken: es ist das Grün der Pelionbäume, wenn das Mondlicht durch ihre Kronen sickert, die Farbe, die alles Irdische vergessen läßt, die Farbe des Elysiums.

Aus dem Buche ‚Griechenland.
Fahrten zu den alten Göttern'

*

Charles Alexander Eastman
An den Grenzen des Geisterlandes

Die Haltung des Indianers gegenüber dem Tode, dem Prüfstein und Hintergrund des Lebens, stimmt ganz mit seinem Charakter und seiner Weltanschauung überein. Der Tod hat für ihn keine Schrecken; er sieht ihm gerade und ganz ruhig ins Auge, nur auf ein Ende in Ehren bedacht, das gleichsam ein letztes Geschenk an seine Familie und seine Nachkommen sein soll. Im Kampf sucht er daher förmlich den Tod, würde es jedoch als entehrend ansehen, in einem privaten Streit getötet zu werden. Liegt jemand zu Haus im Sterben, so trägt man, wenn das Ende naht, sein Bett ins Freie, damit sein Geist unter offenem Himmel entweichen kann.

Hiernach beunruhigt ihn am meisten der Gedanke an den Abschied von den Seinen, besonders wenn er kleine Kinder hat, die er in Not zurücklassen muß. Bei seinem starken Familiengefühl empfindet der Indianer tiefen Kummer um Verstorbene, trotzdem er unbeirrbar an eine geistige Verbundenheit glaubt.

Die äußeren Zeichen der Trauer um Tote sind viel natürlicher und viel überzeugender als das korrekte und wohlgeordnete Schwarz der weißen Völker. Unsere Männer und Frauen lösen ihr Haar auf und schneiden es kürzer, je nach dem Grad der Verwandtschaft mit dem Verstorbenen oder ihrer Neigung zu ihm. Diesem Gedanken der Aufopferung jeder persönlichen Schönheit und jeden Schmuckes entsprechend, entfernen sie auch von ihrer Kleidung die Verzierungen und Besätze, verkürzen sie oder trennen ihr Gewand oder ihre Hülle in zwei Teile. Die Männer schwärzen sich das Gesicht; Witwen oder Eltern, die ihr Kind verloren, reißen sich bisweilen Arme und Beine auf, bis sie ganz mit Blut bedeckt sind. Völlig dem Schmerz hingegeben, haben sie gar keinen Blick mehr für ihre irdischen Güter und schenken oft alles, was sie besitzen, dem ersten besten, selbst ihre Betten und ihr Zelt. Die Totenklage dauert Tag und Nacht, bis zum Versagen der Stimme; eine unheimliche, herzbrechende Musik, die man mit dem keening der keltischen Totenklage verglichen hat.

Die Beisetzung fand bei den Indianern der Ebene in alter Zeit auf einem Pfahlgerüst oder einer Plattform in den Ästen eines Baumes statt, weil dies die einzige Möglichkeit war, den Leichnam vor wilden Tieren zu bewahren, da man keine Geräte zum Ausheben eines ordentlichen Grabes besaß. Vor der Aufbahrung wurde der Tote in seine besten Kleider gehüllt und mit einigen Besitzstücken und Schmuckgegenständen in mehrere Gewänder eingewickelt, über die als dichter Abschluß noch eine rohlederne Decke gebunden wurde. Der Leib einer jungen Frau oder eines Kriegers wurde zuweilen zum Zeichen besonderer Hochachtung schön ausgestattet in einem ganz neuen Zelt aufgebahrt. Neben ihm stellte man die üblichen Haushaltsgeräte sowie eine Schale mit Speisen auf. Nicht, daß man geglaubt hätte, der Geist könne sie benutzen oder die Speisen verzehren, – es war nur ein letztes Ehrengeschenk. Dann brach der ganze Stamm sein Lager ab und entfernte sich ein Stück Weges, um den Toten an einem Ehrenplatz in der Einsamkeit allein zu lassen.
Eine geregelte Beisetzungsfeier gab es nicht, obwohl man den Toten, wenn es ein Mann von Rang war, mehr oder weniger feierlich durch auserwählte Jünglinge oder bekannte Krieger zu seinem Ruheplatz tragen ließ. Es war Brauch, einen recht hohen Hügel mit weitem Ausblick als letzte Ruhestätte für den Toten auszusuchen. War der Mann im Kampf gefallen, so pflegte man ihn nach altem Herkommen in sitzender Stellung gegen einen Baum oder Felsen zu lehnen, stets mit dem Gesicht zum Feinde, um seine unbeugsame Tapferkeit auch noch im Tode anzudeuten.
Ich erinnere mich an einen rührenden Brauch, der geübt wurde, um die Erinnerung an den Verstorbenen in seinem verwaisten Haus lebendig zu erhalten. Eine Haarlocke des geliebten Toten wurde in schönes Kleidertuch gewickelt, in einen Stoff, wie er ihn wohl im Leben gern getragen hätte. Dieses sogenannte Geisterbündel hängte man an einem Dreifuß auf, der den Ehrenplatz im Wigwam bekam. Bei jeder Mahlzeit wurde eine Schüssel mit Essen daruntergestellt, und jemand von gleichem Geschlecht und Alter wie der Verstorbene mußte

dann zur Teilnahme am Mahl eingeladen werden. Bei der ersten Wiederkehr des Todestages gaben die Verwandten ein öffentliches Fest, die Kleidungsstücke und andere Dinge wurden dabei verschenkt, während man die Haarlocke feierlich in die Erde senkte.

Zweifelte auch der Indianer durchaus nicht an der Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele, so machte er sich doch keine Gedanken darüber, wie es der Seele in einem künftigen Dasein ergehen mochte. Die Vorstellung von den ewigen Jagdgründen stammt aus neuerer Zeit und ist wahrscheinlich anderswo entlehnt oder von den Weißen erfunden. Der primitive Indianer begnügte sich mit dem Glauben, daß die Seele, die das Große Geheimnis in den Menschen gehaucht hatte, zu Ihm, der sie gab, zurückkehrte und daß sie nach ihrer Befreiung aus dem Körper überall sei und die ganze Natur durchdringe; ja häufig, um die Lieben zu trösten, nahe am Grabe oder um das Geisterbündel schwebe und fähig sei, Gebete zu hören. Der entkörperlichten Seele bewies man so hohe Ehrfurcht, daß man bei uns nicht einmal den Namen eines Verstorbenen laut erwähnte.

Es ist bekannt, daß der amerikanische Indianer gewisse okkulte Kräfte entwickeln konnte, und obgleich in späterer Zeit viele Schwindler auftraten (und man, bei der Eitelkeit und Schwäche der Menschennatur, auch sehr wohl vermuten darf, daß es in der alten Zeit schon solche Schwindler gab), haben wir verläßlich bezeugte Fälle von bemerkenswerten Weissagungen und anderen geheimnisvollen Fähigkeiten.

Ein Prophet bei den Sioux hatte das Erscheinen des weißen Mannes volle fünfzig Jahre vor dem Ereignis selbst vorausgesagt und sogar seine Kleidung und seine Waffen genau beschrieben. Vor der Erfindung des Dampfschiffs hatte ein anderer Prophet unseres Volkes das ‚Feuerboot', das auf unserem mächtigen Strom, dem Mississippi, schwimmen werde, vorausgesagt. Das Datum seiner Prophezeiung wird durch den heute längst ungebräuchlichen Ausdruck, den er wählte, bestätigt. Kein Zweifel: viele Prophezeiungen sind den Wünschen neuerer Zeit entsprechend gefärbt worden, und fraglos

sind in der Übergangszeit falsche Propheten, Fakire und Zauberer bei den Stämmen zu einer förmlichen Plage geworden. Dennoch lebten selbst in dieser Zeit einige Männer vom alten Schlage, denen man bis ins kleinste unbedingt glaubte.

Unter diesen ragte hervor Ta-chánk-pee Hó-tank-a (Seine Kriegskeule spricht laut), der die Einzelheiten eines großen Feldzuges gegen die Odjibwes ein Jahr vorher verkündete. Es sollten sieben Treffen stattfinden, alle siegreich, bis auf das letzte, bei dem die Sioux, in einer ungünstigen Stellung, vernichtend geschlagen werden würden. Alles ereignete sich genau wie vorhergesagt. Unser Stamm überraschte und tötete zahlreiche Odjibwes in ihren Dörfern, wurde aber verfolgt und schlau in einen Hinterhalt gelockt, aus dem nur wenige lebend wieder entkamen. Diese erstaunliche Prophezeiung war nicht die einzige von Ta-chánk-pee Hó-tank-a.

Ein anderer berühmter Medizinmann, der ein Alter von über hundert Jahren erreichte, wurde am Rum River während eines verzweifelten Kampfes gegen die Odjibwes geboren, in einem Augenblick, da den beteiligten Sioux die restlose Vernichtung drohte. Da hatte die Großmutter des Kindes mit den Worten: „Weil wir doch alle sterben müssen, soll er als Krieger im Felde zugrunde gehen!" seine Wiege auf den Kampfplatz gestellt, in die Nähe seines kämpfenden Oheims und seiner Großväter, denn einen Vater hatte das Kind nicht mehr. Als aber ein alter Mann das Neugeborene erblickte, befahl er den Frauen, es in Obhut zu nehmen. „Wir wissen nicht," rief er, „wie wertvoll die Kraft selbst eines einzigen Kriegers unserem Volk eines Tages noch werden mag!"

Dieser Knabe sollte, nach verschiedenen abergläubischen Deutungen der Umstände bei seiner Geburt, noch ein großer Mann werden. Im Alter von fünfundsiebzig Jahren jedenfalls rettete er einen Trupp Kämpfer vor völliger Vernichtung durch ihre uralten Feinde, indem er ganz plötzlich vor dem Anmarsch einer großen Schar feindlicher Krieger warnte, von dem er geträumt hatte. Man sandte sofort Späher aus und fällte Bäume für eine Verschanzung, und noch in letzter Stunde gelang es, die Angriffe des gemeldeten Gegners abzuschlagen. Fünf Jahre

später bewahrte dieser Mann wiederum seinen Stamm vor einem furchtbaren Gemetzel. Bei ihm kam keine Verwechslung von Zahlen oder Zeichen vor wie bei Medizinmännern geringeren Grades; vielmehr waren seine Deutungen der Vorzeichen in jedem einzelnen Fall einwandfrei und richtig.
Der Vater von Little Crow, der Kleinen Krähe, jenem Häuptling, der beim Minnesota-Massaker im Jahre 1862 den Stamm führte, war ebenfalls ein Prophet von Rang. Eine seiner bedeutsamen Voraussagen machte er wenige Jahre vor seinem Tode, als er erklärte, er werde trotz seines hohen Alters noch einmal auf den Kriegspfad ziehen. Beim letzten Kriegsfest vorher verkündete er, daß drei Gegner getötet werden würden, zögerte aber, offenbar sehr bedrückt, mit seiner zweiten Voraussage: daß er auch zwei von den eigenen Kriegern verlieren werde. In der Tat wurden, wie er gesagt hatte, drei Odjibwes getötet, aber auch die beiden Söhne des alten Kampfpropheten wurden Opfer der Schlacht.
Eine ganze Reihe vertrauenswürdiger Männer, auch Christen, können die Wahrheit dieser und ähnlicher Vorkommnisse verbürgen. Ich kann zwar nicht behaupten, daß ich sie zu erklären vermöchte, weiß aber, daß unser Volk beachtliche Fähigkeiten der Konzentration und des ruhigen Denkens besaß, und bilde mir manchmal ein, daß die enge Verbundenheit mit der Natur, wie ich sie schilderte, den Geist für ungewöhnliche Eindrücke empfänglich hält und die Verbindung mit unsichtbaren Kräften ermöglicht. So besaßen manche von uns die eigenartige Fähigkeit, die Lage eines Grabes gefühlsmäßig zu bestimmen; sie behaupteten, vom Geist des Verstorbenen eine Mitteilung bekommen zu haben. Zu diesen Menschen gehörte auch meine Großmutter. Immer, wenn wir in fremdem Gebiet unser Lager aufschlugen, suchten mein Bruder und ich – soweit ich zurückdenken kann – nach menschlichen Gebeinen und fanden sie auch, genau dort, wo nach den Aussagen der alten Frau früher eine Begräbnisstätte gewesen sein sollte oder ein einsamer Krieger gestorben war. Selbstverständlich waren die äußeren Merkmale der Grabstätten längst ausgelöscht.
Ein Schotte würde gewiß sagen, sie habe das Zweite Gesicht

besessen, denn sie hatte auch andere auffallende Vorahnungen und empfing Warnungen, an die ich mich selbst noch erinnern kann. So hörte ich einmal, wie sie von einem seltsamen Gefühl in ihrer Brust sprach und erklärte, dieses Gefühl melde ihr etwas Wichtiges von ihren fernen Kindern. Auch andere indianische Frauen wollen eine solche mahnende Stimme empfunden haben, doch ist mir keine bekannt, die diese Ahnungen so klar zum Ausdruck bringen konnte. Als wir einmal am Manitobasee lagerten, erhielten wir die Nachricht, mein Oheim und seine Familie seien einige Wochen zuvor in einem zweihundert Meilen entfernten Fort ermordet worden. Als unsere ganze Sippe nun wehklagte und den Verlust betrauerte, gebot meine Großmutter Schweigen. Ihr Sohn sei auf dem Wege zu uns, und sehr bald würden alle ihn sehen. Wir hatten gewiß keinen Grund, die Wahrheit der schlimmen Nachricht zu bezweifeln, aber – mein Oheim erschien wahrhaftig zwei Tage nach seinem gemeldeten Tode in unserem Lager.

Ein ander Mal – ich war damals vierzehn Jahre alt – hatte mein jüngster Oheim, kurz nachdem wir Fort Ellis am Assiniboinefluß verlassen hatten, einen schönen Platz für unser Nachtlager ausgesucht. Die Sonne war bereits untergegangen. Meine Großmutter wurde, scheinbar ohne jeden Grund, sehr aufgeregt und weigerte sich, ihr Zelt dort aufzuschlagen. So zogen wir denn, nicht gerade gern, weiter flußabwärts und lagerten in der Dunkelheit an einer abgelegenen Stelle. Tags darauf erfuhren wir, daß eine Familie, die uns folgte und auf dem anfangs von meinem Oheim vorgesehenen Platz gelagert hatte, in der Nacht von einem Trupp streifender Feinde überfallen und niedergemacht worden sei. Dieser Vorfall hinterließ bei unserem Stamm tiefe Wirkung.

Viele Indianer glaubten, daß man mehr als einmal auf die Welt kommen könne, und manche behaupteten sogar, über eine frühere Verkörperung genau Bescheid zu wissen. Auch gab es einige, die Verbindungen mit einer ‚Zwillingsseele' spürten, die in einem anderen Stamm oder Volk zur Welt gekommen war. Bei den Sioux lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein bekannter Kampfprophet, an den sich die älteren

Stammesgenossen noch erinnern können. Er behauptete in mittleren Jahren, er habe einen geistigen Bruder bei den Odjibwes, die seit jeher mit uns Sioux verfeindet waren. Er wußte sogar den Kampftrupp zu bezeichnen, zu dem sein Bruder gehörte, und sagte, dieser sei ebenso wie er Kriegsprophet bei seinem Stamm.

Auf einer Jagd an der Grenze zwischen den beiden Stämmen rief der Führer der Sioux eines Abends seine Krieger zusammen und eröffnete ihnen feierlich, sie würden bald einem gleichstarken Trupp jagender Odjibwes begegnen, den sein ‚Bruder im Geiste' anführe. Er bat die jungen Krieger, diesmal auf Kampf mit dem feindlichen Stamm zu verzichten, da er jetzt mit seinem Bruder, den er noch nie von Angesicht gesehen hatte, zum ersten Mal zusammenträfe. „Ihr werdet ihn sofort erkennen," sagte der Prophet, „denn er wird nicht nur an Gesicht und Gestalt mir gleichen, sondern auch das gleiche Totem tragen und sogar meine Kriegslieder singen!"

Späher wurden ausgeschickt, die bald mit der Botschaft von nahenden Feinden zurückkehrten. Darauf begaben sich die führenden Männer mit ihrer Friedenspfeife zum Lager der Odjibwes und schossen, sobald sie in die Nähe kamen, drei Salven ab, zum Zeichen ihrer friedlichen Absichten. Nachdem in gleicher Weise geantwortet worden war, betraten sie das Lager, der Prophet mit der Friedenspfeife voran.

Und siehe da: von drüben kam ihnen der Prophet der Fremden entgegen. Die Sioux waren über die große Ähnlichkeit der beiden Männer, die sich da liebevoll umarmten, nicht wenig verwundert.

Die Stämme beschlossen sofort, für mehrere Tage ein gemeinsames Lager zu beziehen, und eines Abends veranstalteten die Sioux ein ‚Fest der Krieger', zu dem zahlreiche Odjibwes eingeladen wurden. Der Prophet bat seinen Zwillingsbruder, eins seiner heiligen Lieder zu singen, und wirklich: es war das Lied, das er selbst immer auf den Lippen hatte! Damit war den Kriegern ein unwiderlegbarer Beweis der Gabe ihres Sehers erbracht.

Dies also ist der Glaube, in dem ich aufgewachsen bin, dies

sind die geheimen Ideale, die im amerikanischen Indianer einen Charakter geformt haben, der ihn von den anderen Völkern der Erde unterscheidet. Seine Schlichtheit, seine Ehrfurcht, seine Tapferkeit und Geradheit müssen für sich selbst zum Amerikaner von heute sprechen, der das Erbe unserer Heimat, unserer Namen und unserer Überlieferungen angetreten hat. Da uns nichts übrig blieb als die Erinnerung, so lasset wenigstens die Erinnerung gerecht sein!

Aus dem Insel-Band ‚Die Seele des Indianers'

*

Aus Stifters böhmischer Heimat

Adalbert Stifter, dessen Werk der Insel-Verlag in einer neuen siebenbändigen Ausgabe herausgibt, ist in dem böhmischen Marktflecken Oberplan geboren. Eine Schilderung seiner Heimat gibt er zu Beginn seiner Erzählung ‚Der beschriebene Tännling'.

Wenn man die Karte des Herzogtumes Krumau ansieht, welches im südlichen Böhmen liegt, so findet man in den dunkeln Stellen, welche die großen Wälder zwischen Böhmen und Bayern bedeuten, allerlei seltsame und wunderliche Namen eingeschrieben; zum Beispiele: ‚zum Hochficht', ‚zum schwarzen Stocke', ‚zur tiefen Lake', ‚zur kalten Moldau' und dergleichen. Diese Namen bezeichnen aber nicht Ortschaften oder gar Herbergen, die solche Schilder führen, sondern ganz einfache Waldesstellen, die hervorgehoben sind, um gewisse Linien und Richtungen anzugeben, nach denen man in den weiten Forsten ohne Weg oder anderes Merkmal gehen könnte. Die Namen sind von denjenigen Leuten erfunden worden, welche am meisten ohne Weg und Bezeichnung im Walde zu gehen pflegen, nämlich von Jägern und Schleichhändlern. Wie aber sinnliche Menschen, das heißt solche, deren Kräfte vorzugsweise auf die Anschauung gerichtet sein müssen, schnell die bezeichnenden Eigenschaften der Dinge finden, sind auch diese Namen meistens von sehr augenfälligen Gegenständen der Stellen genommen.

So heißt es auch in einem großen Flecke, der auf der Seite des

böhmischen Landes liegt, ‚zum beschriebenen Tännling'. Einen Tännling nennt man aber in der Gegend eine junge Tanne, die jedoch nicht größer sein darf, als daß sie noch ein Mann zu umfassen imstande ist. Wenn nun ein Wanderer wirklich zu der Stelle geht, auf welcher es ‚zum beschriebenen Tännling' heißt, so sieht er dort allerdings eine Tanne stehen, aber dieselbe ist kein Tännling mehr, sondern ein riesenhaft großer und sehr alter Baum, der gewaltige Äste, eine rauhe, aufgeworfene Rinde und mächtige, in die Erde eingreifende Wurzeln hat. An seinem Fuße liegen mehrere regelmäßige Steine, die wohl zufällig dort liegen mögen, die aber wie zum Sitzen hingelegt scheinen. Den Namen ‚beschrieben' mag die Tanne von den vielen Herzen, Kreuzen, Namen und andern Zeichen erhalten haben, die in ihrem Stamme eingegraben sind. Natürlich ist sie einmal ein Tännling gewesen, die Steine, an denen sie stand, mochten zum Sitzen eingeladen und es mochte einmal einer seinen Namen oder sonst etwas in die feine Rinde eingeschnitten haben. Die verharschenden Zeichen haben einen andern angereizt, etwas dazuzuschneiden, und so ist es fortgegangen, und so ist der Name und die Sitte geblieben. Der beschriebene Tännling steht mitten in dem stillen Walde, und die andern Tannen stehen tausendfach und unzählig um ihn herum. Oft mögen sie noch größer und mächtiger sein als er. Der Wald, dem sie angehören, ist ein Teil jener dunkelnden, großen und starken Waldungen, die über den ganzen emporgehobenen Landstrich gebreitet sind, der sich zwischen Böhmen und Bayern dahinzieht.

In diesen Waldungen ist auch da, wo sie sich gegen das österreichische Land hinziehen, ein helles, lichtes Tal geöffnet, von dem wir an der zweiten Stelle unserer Geschichte nach dem beschriebenen Tännling reden müssen, weil sich in ihm ein großer Teil von dem, was wir erzählen wollen, zugetragen hat. Das Tal ist sanft und breit, es ist von Osten gegen Westen in das Waldland hineingeschnitten und ist fast ganz von Bäumen entblößt, weil man, da man die Wälder ausrottete, viel von dem Überflusse der Bäume zu leiden hatte und von dem Grundsatze ausging, je weniger Bäume überblieben, desto besser sei es. In der Mitte des Tales ist der Marktflecken Oberplan, der seine

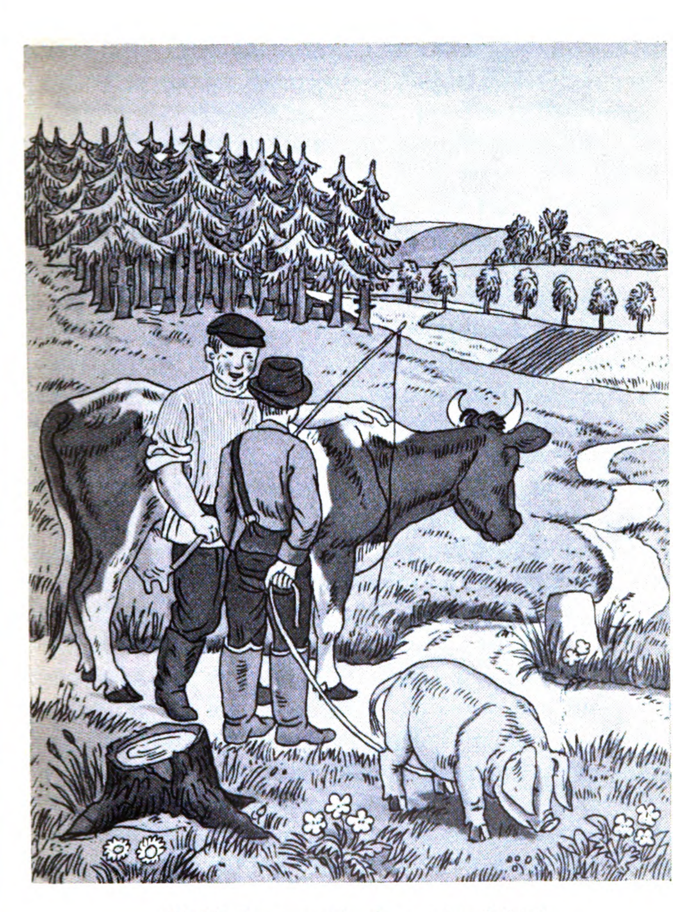
Wiesen und Felder um sich hat, in nicht großer Ferne auf die Wasser der Moldau sieht und in größerer mehrere herumgestreute Dörfer hat. Das Tal ist selber wieder nicht eben, sondern hat größere und kleinere Erhöhungen. Die bedeutendste ist der Kreuzberg, der sich gleich hinter Oberplan erhebt, von dem Walde, mit dem er einstens bedeckt war, entblößt ist und seinen Namen von dem blutroten Kreuze hat, das auf seinem Gipfel steht. Von ihm aus übersieht man das ganze Tal. Wenn man neben dem roten Kreuze steht, so hat man unter sich die grauen Dächer von Oberplan, dann dessen Felder und Wiesen, dann die glänzende Schlange der Moldau und die obbesagten Dörfer. Sonst sieht man von dem Kreuzberge aus nichts; denn ringsum schließen den Blick die umgebenden blaulichen, dämmernden Bänder des Böhmischen Waldes. Nur da, wo das Band am dünnsten ist, sieht man doch manchmal auch noch etwas anderes. Wenn an einem Morgen Regen bevorsteht und die Luft so klar ist, daß man die Dinge in keinem färbenden Dufte, sondern in ihrer einfachen Natürlichkeit sieht, so erblickt man zuweilen im Südost über der schmalsten Waldlinie die Norischen Alpen, so weit und märchenhaft draußen schwebend wie mattblaue, starr gewordene Wolken. Gewöhnlich überzieht sich an solchen Tagen gegen Mittag hin der ganze über dem Waldlande stehende Himmel mit einer stahlgrauen Wolkendecke und läßt nur über den Alpen einen glänzenden Strich zum Zeichen, daß in dem niedriger gelegenen Österreich noch heiterer Sonnenschein herrscht. Am andern Tage rieselt dann der feine, dichte Regen nieder und verhüllt nicht nur die Alpen, sondern auch die umgebenden blauen Bänder des Waldes.

Aber nicht bloß wegen seiner Aussicht kömmt der Kreuzberg in Betracht, sondern es sind auch noch mehrere Dinge auf ihm, die ihn den Oberplanern bedeutsam und merkwürdig machen.

An einer Stelle stehen Felsen hervor, auf die man einerseits eben von dem Rasen hinzugehen kann und die andererseits tief und steil abfallen, fast viereckige Säulen bilden und am Fuße viele kleine Steine haben. Es ist einmal eine Bäuerin gewesen, die wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmt war. Sie

trug immer die Milch, die sie den fernen Arbeitern auf einer Wiese zur Labung brachte, über den Kreuzberg. Weil sie aber den Worten eines Geistes kein Gehör gab, wurde sie von ihm auf ewige Zeiten verflucht oder, wie sich die Bewohner der Gegend ausdrücken, verwunschen, daß an ihrer Stelle die seltsamen Felsen hervorstehen, die noch jetzt den Namen ‚Milchbäuerin' führen. Die Säulen der Milchbäuerin sind durch feine, aber deutlich unterscheidbare Spalten geschieden. Einige sind höher, andere niederer. Sie sind alle von oben so glatt und eben abgeschnitten, daß man auf den niederen sitzen und sich an die höhern anlehnen kann. In der sonnigen Tiefe unter der Milchbäuerin sind die Pflanzbeete der Oberplaner, das sind aufgelockerte Erdstellen, in denen sie im ersten Frühlinge die Pflänzchen des Weißkohles ziehen, um sie später auf die gehörigen Äcker zu verpflanzen. Warum die Leute diese von ihren Wohnungen so entlegene Stelle wählen, ist unbekannt, nur ist es seit Jahrhunderten so gewesen; befindet sich etwas Eigentümliches in der Erde, oder ist es nur die warme Lage des Bodens, der sich gegen Mittag hinabzieht, oder ist es die Abhärtung, welche die Pflänzchen auf dem steinigen Grunde erhalten: genug, die Leute sagen, sie gedeihen von keiner Stelle weg so gut auf den Feldern, wie von dieser, und Versuche, die man unten in Gärten gemacht hat, fielen schlecht aus, und die Setzlinge verkamen nachher auf den Äckern.

Nahe an der Milchbäuerin stehen zwei Häuschen auf dem Rasen. Sie sind rund, schneeweiß und haben zwei runde, spitzige Schindeldächer. Sie haben keine Fenster und Simse, sondern nur eine kleine Tür. Wenn man bei dieser Tür hineinschaut, so sieht man keinen Fußboden, sondern unten, durch den Kreis der Ummauerung eingefangen, ein ruhiges, klares Wasser, das den Sand und den Kies seines Grundes so deutlich heraufschimmern läßt wie durch feines geschliffenes Glas. Auf jedem der zwei Wasserspiegel schwimmt ein kleiner hölzerner Kübel, der einen langen Stiel hat, welcher bei der Tür herausragt, daß man ihn fassen und sich Wasser heraufschöpfen kann. Zwischen den zwei Häuschen steht eine sehr alte und sehr große Linde. Ihr Stamm ist so mächtig, daß eine kleine Wohnung darin



Willi Harwerth: Hans im Glück

Platz hätte, und ihre mannsdicken Äste gehen weit über die zwei spitzigen Schindeldächer hinaus.
Wieder nicht weit von den Häuschen, so daß man etwa mit zwei Steinwürfen hinreichen könnte, steht ein Kirchlein. Es ist das Gnadenkirchlein der schmerzhaften Mutter Gottes ‚zum guten Wasser', weil ein Bildnis der heiligen Jungfrau mit den Schwertern des Schmerzes im Herzen auf dem Hochaltare steht. Zwischen Oberplan und dem Kirchlein ist ein junger Weg mit jungen Bäumen an den Seiten, so wie von dem Kirchlein zum Brunnenhäuschen ein breiter Sandweg mit alten, schattigen Linden ist.
Außer den drei Dingen, der Milchbäuerin, den Brunnenhäuschen und dem Kirchlein, ist noch ein viertes, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist ein alter Weg, der ein wenig unterhalb des Kirchleins ein Stück durch den Rasen dahingeht und dann aufhört, ohne zu etwas zu führen. Er ist von alten, gehauenen Steinen gebaut, und an seinen Seiten stehen alte Linden; aber die Steine sind schon eingesunken und an manchen Stellen in Unordnung geraten; die Bäume jedoch, obwohl sie schon manchen dürren Ast zum Himmel strecken, haben noch so viel Lebenskraft bewahrt, daß sie alle Jahre im Herbste eine ganze Wucht von gelben Blättern auf die verwitternden und verkommenden Steine zu ihren Füßen fallen lassen.
Wenn man das Kreuz auf dem Gipfel ausnimmt, so ist nun nichts mehr auf dem Berge, das Merkwürdigkeit ansprechen könnte. Die oben erwähnten Bäume sind die einzigen, die der Berg hat, so wie der Felsen der Milchbäuerin der einzige bedeutende ist. Von Oberplan bis zu dem Kirchlein ist der Berg mit feinem dichten Rasen bedeckt, der wie geschoren aussieht und an manchen Stellen den Granit und den steinigen Grieß des Grundes hervorschauen läßt. Von dem Kirchlein bis zu dem Gipfel und von da nach Ost, Nord und West hinunter stehen dichte, rauhe, knorrige, aber einzelne Wacholderstauden, zwischen denen wieder der obengenannte Rasen ist, aber auch manches größere und gewaltigere Stück des verwitternden Granitsteines hervorragt.

*

Ernst Bertram / Hrabanus

Aus der Michaelsberger Handschrift

Begegnungen sind es, die über das Schicksal von Welten entscheiden. Und wir alle leben von Einer heiligen Begegnung des Unterwegs.

Die Seelen werden zu einander geführt und von einander gerissen mit der Gewalt von Sternenbahnen.

Ahnen wir auch nichts, so schauern wir doch einen Augenblick vor dem was kommt. Eines der Wesen in uns spürt das Erdbeben voraus und sagt es den andern.

Es wollte mir oft so vorkommen, als sei jeder von uns eine ganze Schar von Wesen, von denen die einen jung, andre älter, einige uralt sein müßten.
Vielleicht ist unsre Seele in Wahrheit ein Vogelzug von vielen Seelen, auf der getrosten Fahrt in einen Weltsüden, den sie nicht kennen und zu dem hin es sie allmächtig zieht.

Das Leben ist ein brennendes Haus, aus dem wir Narren Tand retten statt eines Restes Ewigkeit.

Wir selber sind uns ein unbekanntestes Land; wenn wir es bereisen, fallen wir am ehesten unter die Räuber.

Was hilft es zu fasten, wenn unsre Gedanken mehr Blut fließen lassen als der Schlächter?

Schreckliche Geister steigen vor der Morgendämmrung aus jedem Spiegel. Es ist die Zeit, da die Spiegel tödlich sind.

Der selige Vogel ist grausam gegen den unseligen. So sind selber die Vögel rechte Christen.

Ich füttre einen Raben, den meine Brüder hassen. Auch die Frommen brauchen etwas, was sie dem andern nicht gönnen.

Die Dämonen hocken gern auf dem Kreuz.

Wem wir das meiste Unrecht getan, dem zürnen wir am meisten.

Es verkleidet sich die Schuld am liebsten in den roten Mantel der Rache.

Wenn der Türke naht, glaubt die große Stadt an Gott.

Im Hause, das ein König besuchte, bleibt der König immer zu Gast.

Die Frauen sind treue Dienerinnen des Mondes. Möchten die Männer so getreue Krieger der Sonne werden.

Wer schreiben soll, schreibt auch in den Sand.
In den Sand, darein auch alle Propheten geschrieben haben.

Da ich im Fieber lag, glaubte ich Wundervolles zu wissen. Nun Genesender erwachte ich zur klaren Armut: es ist nur Einer, der weiß, und er ist barmherzig, wenn er sein Wissen nicht mitteilt.

Ich habe mein Buch verbrannt. Was hilft es, ein Stern hat es gelesen.

Meine Schüler speiste ich mit meinem Irrtum. Meine Wahrheit läßt mich hungrig.

Lehre das Kind, als liefe kein Wolf im Wald.
Aber stärk es so, daß es sich wehren kann und wehren wird, wenn der Wolf kommt.

Strenge ist die Ehre, die wir dem Knaben zu erweisen haben.

Jeder Schulmeister sagt Ein Mal ein Wort, das Ein Schüler nie vergißt.
Aber er weiß um das Wort nicht und weiß nicht um den Schüler.

Von mißverstandenen treuen Worten speist sich treue Jugend.

Laßt ja die Kinder viel lachen, sonst werden sie böse im Alter.
Kinder, die viel lachen, kämpfen auf der Seite der Engel.

Im Trotz der Jünglinge gewahren wir den Schöpfer am Werke.

Bilder kannst du so wenig widerlegen wie Musiken. Gegen eine Orgelwahrheit gibt es keinen Widerspruch, gegen ein Bild keine Berufung.

Wenn wir recht zuhören, vergessen wir den Mann an der Orgel.

In jedem Liebesliede singt ein Kind.

Wir können nur den Meistern glauben, die lachen können. Das Lachen der Meister ist ihr Sieg über die Erde.

Wenn du dich opferst, so sieh zu, daß du dich nicht dem andern opferst, sondern dem, was über euch beiden ist.

Wenn unser Geist will, wachsen den Löwen Flügel.

Mein Bruder Alchimist sagt, daß auch die Steine auf Erlösung warten.

Als der Geist Gottes über den Urwassern schwebte – überdachte er da, ob er die Welt schaffen d ü r f e ?

Indem wir uns freuen, geben wir unserm Schöpfer ein leichteres Herz zurück.

Eifersucht auf Gottes Liebe schuf den ersten Mord. Welches wird der Grund des letzten Mordes sein?

Da sie für den reichen Mann unsern Herrn malen kamen, verbarg der sein Antlitz. Damit schenkte er die Gnade, ihn zu träumen.

Die meisten verehren einen Krist, der niemals lachte – daher die Scheiterhaufen.

Etwas im Heiland sehnte sich an das Kreuz.

Die Knechtsgestalt ziemt jeder göttlichen Wahrheit.
Auch solche Wahrheit trägt wohl einmal den Purpurmantel – aber dann sind es die Kriegsknechte, die ihn ihr anlegen.

Die Mütter Gottes werden von Mönchen gemalt.

Was hülfe es den Sternen, sehnten sie sich aus ihrer schwingenden Einsamkeit? Ihre B a h n ist ihre Liebe.

Im fernen Himmel gibt es auch dunkle Sonnen, die mächtig sind. So gibt es dunkle Seelen, die da gewaltig wirken. Aber ein mögliches Licht, für künftige Tage, birgt sich in beiden.

Die wandernden Erzengel lieben graues Gewand.
Du hältst den Engel nicht auf, der hinweg will.

*

Rudolf Kassner / Wiener Theater

Ich habe das europäische Theater von 1892 an in allen Hauptstädten erlebt, war wiederholt auch Zeuge so im Stil und Geist vollkommener Aufführungen wie jener Molières im Théâtre français oder im Théâtre des Variétés mit der sublimen Lavallière, die sicherlich durch ihre spätere Konversion zu den ergreifendsten Frauengestalten der Jahrhunderte gehört; ich saß in Moskau im Parkett, da Tolstois ‚Lebender Leichnam' in Gegenwart der Hinterbliebenen des Dichters als eine Art Totenfeier von der Truppe Stanislawskys zum ersten Male aufgeführt wurde, darin selbst das durch alle anderen Darstellungen des Moskauer Künstlertheaters festgelegte Niveau überschritten wurde und neben welcher mir die deutschen Aufführungen mit ihrer vielgerühmten Darstellung des Helden nur schwer erträglich erschienen. Das größte Theatererlebnis aber waren mir jene beiden Schauspieler, die ich für die größten meiner Zeit, dreist gesprochen, für die größten aller Zeiten halte: Friedrich Mitterwurzer und Eleonora Duse.
Ich habe sie in allen ihren Rollen gesehen und will jetzt von ihnen in einer Weise reden, welche dem gegenwärtigen Geschlecht vielleicht übertrieben, auf alle Fälle befremdend erscheinen muß, die ich aber trotzdem vor dem Geist der gesamten Kunst, wenn ich mir einen solchen jetzt vorstellen darf, zu verantworten imstande bin. Beide, der Deutsche und die Italienerin, konnten nur in einer Epoche zur Geltung kommen und ihre Kunst auf den denkbar höchsten Gipfel bringen, da Persönlichkeit und Schauspieler sich gegenseitig auf die eben bedachte Art herausforderten. Bisher war der Schauspieler von der Persönlichkeit und umgekehrt diese von jenem durch die gesellschaftliche Ordnung, durch eine das ganze Menschenwesen erfassende Orthodoxie der Sitte getrennt, hier und jetzt aber schlugen beide zusammen, einander durchdringend, und zwar dank der einzigen

Genialität der beiden Schauspieler, dank aber auch dem neuen Sinn, welcher durch sie ihrer Kunst verliehen wurde. Dazu war es in der Tat gekommen, zu dem neuen Sinn, wobei Sinn nichts anderes ist oder sein kann als die vollkommene Auflösung jener zwei Antinomieen des Wirklichen und des Scheins. Solange oder soweit nämlich zwischen den beiden Reichen oder Sphären oder Antinomieen des Wirklichen und des Scheins noch so etwas wie Ordnung, Kaste, Sitte und Orthodoxie dazwischenlag, konnte es nicht zu einer so reinen Sinnbildung kommen. Etwas mußte erst ins Wanken kommen, etwas sich seinem Ende nähern. Und in den neunziger Jahren mit ihrer uns heute sagenhaft erscheinenden Sekurität war etwas ins Wanken gekommen und war zugleich etwas in Bildung begriffen, doch so, daß Erschütterung und Neugestaltung einander noch störten. Störten und trübten in der ganzen übrigen Kunst, in der Dichtung, in der Malerei, in der Skulptur. Und daneben mußte und durfte mir die Kunst dieser beiden einzigen Mimen als etwas viel Reineres, Schlackenloseres erscheinen, als etwas Vollkommenes und darum Göttliches, weil wir das schlechthin Vollkommene aus unserem Menschentum heraus nicht sich selber überlassen dürfen und dem Göttlichen gleichsetzen müssen, welches Göttliche dann allein in der endgültigen Einigung, in der Ureinheit von Sein und Sinn erblickt werden muß.

Mitterwurzer pflegte zu sagen, er sei mit seiner ganzen Kunst, die ungefähr alle großen Rollen des europäischen Theaters, die tragischen ebensogut wie die komischen, umfaßte, nichts anderes und nicht mehr als solche Gaukler, Feuer- und Schwertschlucker, wie man sie noch in den neunziger Jahren in den Straßen Londons abends bei Fackelbeleuchtung ihre Künste produzieren sehen konnte, und nichts daneben oder darüber: kein Bürger, kein Gentleman, Hofrat, Staatsrat und weiß Gott was sonst noch. Er wollte zum Ursinn der Schauspielkunst durchdringen, und dank seinem Genie gelang ihm mehr: zum Ursinn der dramatischen Kunst durchzudringen, will sagen: zu den Verwandlungen des Dämons.

Ich gedenke seines Franz Moor in den ‚Räubern'. In der letzten Szene begann Mitterwurzer plötzlich zu tanzen, in roten

Stöckelschuhen zu tanzen, rasend schnell, so daß er aussah, als dränge rotes Feuer aus den Sohlen und mengte sich mit dem Feuer, das aus dem Zimmerboden des brennenden Schlosses und aus den Wänden und Mauern zu lecken anfing. Franz Moor war nicht mehr der von der Höllenangst gejagte böse Mensch, sondern der Teufel, der Dämon selber, er war es ganz und gar, bis zu den Fußsohlen herab, daraus das Höllenfeuer spitzte, Franz Moor hatte aufgehört, als Person zu existieren, und wir im Parkett oder auf der Galerie waren nicht mehr Zuschauer, sondern Mitglieder einer Kultgemeinschaft, welche der Verwandlung eines Dämons, dessen Gaukelei beiwohnt.
Die Verwandlung hätte nicht vor sich gehen können, wenn irgendwie ein Beiläufiges, eine Spur davon, vorhanden gewesen oder übrig geblieben wäre. Das Beiläufige, auch das, was etwa in der Idee von der Bohème liegt oder damit zusammengeht, hat gefehlt, fehlt im Leben und Werk des Genies. Man könnte das Geniale damit definieren: Fehlen alles Beiläufigen, aller Beiläufigkeit.
Damit im Zusammenhang steht dann auf wunderbare Weise das Paradox, die Ironie im Leben des genialen Menschen, welches Paradox und welche Ironie innerhalb einer Welt von Beiläufigkeiten gar nicht aufkommen können. In seiner Todesstunde ist es Mitterwurzer wie durch einen Gnadenakt des Schicksals gelungen, den Sinn seines ganzen Lebens: die Anonymität des Dämonischen, aufzufangen und preiszugeben. Er hatte drei Wohnungen: bei seiner Frau, bei seiner Geliebten und in einem Zimmer des Residenzhotels in der Nähe des Burgtheaters. Dort erkrankte er eines Tages und mußte das Bett hüten. Nachts spürt er Durst und greift statt des Wasserglases die Medizinflasche und trinkt sie aus. Zwischen dem an Gift Sterbenden und dem herbeigeholten Hotelarzt findet das folgende kurze Gespräch statt: Wie heißen Sie? Mitterwurzer. Was sind Sie? Schauspieler. Wo? Am Burgtheater. Worauf der Tod erfolgte.
Indem Mitterwurzer zum Ursinn seiner Kunst strebt und ihn, nichts ahnend, trifft, ging er nicht von irgendeiner Idee aus, vom Pathos des Allgemein-Menschlichen, sondern direkt vom

Männlichen, von der zeugenden Kraft desselben, vom Geschlecht. Woraus sich dann ergeben mußte, daß er sich in den anderen verwandle, und zwar restlos: verwandle als Eindringender, daß es für seine Kunst keinen anderen Weg gab als diesen: den männlichen der Verwandlung. Während die Duse das andere in sich, das Theater in ihr Leben, in ihre eigene ungeheure Lebendigkeit verwandelt. Mitterwurzer brachte das ganze Leben auf die Bühne; wohin er trat, war Bühne, Brett, Sprungbrett, der Teppich darauf, nur Gott war für ihn nicht auf der Bühne. Wenn er, wie das täglich vorkam, in einer der Kirchen Wiens auf den Altarstufen kniete, so war das dann nicht mehr Bühne. Auch indem er fest an ein Wiedersehen nach dem Tode glaubte, hatte er sich der Bühne entzogen.
Die Duse war nicht fromm, sie spielte nicht, sondern sie lebte auf der Bühne, als ob diese der einzige Raum wäre, worauf sie, in welchen Rollen immer, ihr wahres Leben leben könnte. Und wenn in ihr Frömmigkeit war, so konnte diese in gar nichts anderem zum Ausdruck kommen als im wahren Leben einer Rolle. Wo anders hätte sie fromm sein können? In ihrem Leben fehlte dementsprechend ganz und gar das Paradox, die Ironie. Oder war das ihr Paradox, daß sie außerhalb ihres Raumes, fern vom Volk, in der fremdesten Fremde, weit, weit weg in einer grauslichen, rauchigen Stadt Amerikas starb? Oder daß sie die Schauspielerei haßte? Oder daß sie einmal zu einer gemeinsamen Freundin ungefähr so redete: Theater ist Unsinn. Alles im Leben ist coucher avec quelqu'un qui vous aime et que vous aimez.
Auch in ihrer Kunst fehlte alles Beiläufige oder war durch sie alles Beiläufige für alle Ewigkeit getilgt. Und so allein konnte es auch hier zur Verwandlung kommen, zum Mythos, zur Aufhebung des Gegensatzes.
Ich gedenke ihres Spiels in ‚L'altro pericolo', einem französischen Boulevardstück. Darin gab es eine Szene, vor welcher das Publikum aufhörte, Publikum zu sein, sondern einen einzigen Körper bildete, indem buchstäblich jeder dem, der ihm zunächst saß, körperlich näher zu kommen suchte, indem er an ihn heranrückte: um des einen ringförmig riesigen Körpers willen,

zu welchem die eine übermäßige, riesige Empfindung die Menschen jetzt zu schmieden schien. Die Szene ist an sich sehr banal: Die Tochter beginnt zu ahnen, daß ihr Bräutigam der Geliebte der Mutter gewesen sei. Die erschrockenen, forschenden Blicke wollen sich zur entscheidenden Frage verdichten. Die Mutter, von der Duse gespielt, will die Frage zurückdrängen, ersticken und schreit, indem sie sich mit ihrem Leib auf die Tochter stürzt, diese mit sich selber und mit der Hand den Mund zudeckend: No, no, no, no.
Das war alles, und das ist der größte Schrei, der im Leben je an mein Ohr gedrungen ist; es war die Flamme eines Schreis, was da ausbrach. Und so kam Flamme zu Flamme, Feuer zu Feuer, denn auch das, was aus der Tochter aufzüngelte, Frage, Zweifel, Haß, war Flamme, war wie ein Feuer, plötzlich sich entzündend, das einer damit löschen will, daß er sich darauf mit seinem Körper legt... So kam Flamme zu Flamme, Seele zu Seele, der Gegensatz war aufgehoben. Wie in den Mythen.

Ich hatte also damals in Mitte der neunziger Jahre nicht nur das Glück, im selben Jahr und in derselben Stadt den Mitterwurzer und die Duse spielen zu sehen, die sich, um das noch zu sagen, so wundervoll in ihrer Art ergänzten, wie sich in indischen Mythen göttliche Wesenheiten oder Prinzipien vom Geschlechtlichen her ergänzen oder wie in den über ganz Indien verstreuten Lingamfiguren das Männliche und Weibliche ineinandergefügt sind, sondern es war mir auch die Gelegenheit geboten, die zwei größten Schauspielerinnen: die Wolter und die Duse, die oft am selben Abend jede in ihrem Theater in Wien spielten, und damit zugleich die zwei Stile der Schauspielkunst zu vergleichen: den idealistischen und den realistischen, welche gerade damals einander ablösten.
In Wien wurde unter den Theaterkundigen der Gesellschaft und der Kritik das Stilproblem damit aufgeworfen, daß die Frage ein wenig zu naiv so gestellt wurde, wer größer sei: die Wolter oder die Duse. Daß die Antwort verschieden, und zwar von seiten der Älteren zugunsten der Wolter, von seiten der Jüngeren zugunsten der Duse, ausfallen mußte, ist nur zu be-

greiflich. Ich möchte nach so vielen Jahren nun meine Antwort so geben, daß damit auch ein Prinzipielles jeglicher Kunst hervorgekehrt wird.
Für das Spiel der Wolter war es wesentlich, daß es erstens einem Gesamtkörper eingefügt war, darin sie selber immer nur als erste unter Gleichen, als Chorführerin im besten Falle, gelten konnte, und daß zweitens in jener Welt, die sich in ihrem Theater spiegeln sollte, Ordnung und Rang gegeben waren, und zwar genau dieselbe Ordnung, welche in der Wolter selber die Schauspielerin von der gesellschaftlichen Persönlichkeit: Bürgerin, Gattin, Geliebte, zu trennen berufen war. Die Wolter war die größte Tragödin in der Ära des Liberalismus, welcher als Übergang vom Idealismus zum Realismus gelten kann und muß. Die Idee und Einzigkeit ihrer Darstellung lag nun darin, daß sie die Welt des Maßes, von welcher sie ausging, am Gipfel oder am Ende mit einem ihr allein eigenen Realistischen, mit dem berühmten Schrei, aufriß. Dieser ihr Schrei war Todesschrei, der Schrei der Duse hingegen war nicht Todes-, sondern Lebensschrei, der Schrei einer neuen Geburt, der Schrei der Geburt in eine neue seelisch-geistige Welt. Ich kann die Welten der beiden Künstlerinnen nicht besser charakterisieren als damit, und es bedeutete schon etwas, daß diese beiden Schreie an das Ohr und in die Seele eines sehr jungen und völlig unversierten Menschen dringen konnten und von ihm vernommen wurden.
Versteht man mich, wenn ich sage, daß die Wolter wesentlich Tragödin, die Duse einfach Schauspielerin war? Schauspielerin, die das Leben an sich riß. Die mit ihrer Kunst das Leben austrank, aufhob. So daß am Schlusse gar nicht mehr zu entscheiden war, wo Kunst anfange, Leben aufhöre, Kunst aufhöre und Leben anfange. Die Wolter mußte aus diesem Grunde mit der Rolle, mit dem Wert des ganzen Stückes wachsen. Die Duse hingegen war in den schlechtesten Stücken am besten und versagte nur einmal ganz: als Kleopatra in Shakespeares Tragödie. Shakespeare gibt unter allen Bedingungen eine Welt mit unverstellbaren, unverrückbaren Maßen. Es ist ganz töricht, ihn maßlos zu nennen. Er ist es ebensowenig, wie die Natur

oder die Welt der Gestirne maßlos sind. Maßlosigkeit liegt nur dort vor, wo Kunst und Leben sich aneinander verbrauchen. Und Maß kann aus dieser Maßlosigkeit nur durch eine neue Geburt, aus einer solchen gewonnen werden.

Es gab damals allerhand Stile innerhalb der Schauspielkunst: den Verismus der meisten italienischen Virtuosen wie Novelli oder Zacconi, den puren Naturalismus, der in Berlin gepflegt wurde, aber wie jeder Naturalismus an seiner Armut zugrunde ging, und dann eben den Realismus der Duse, der über sich hinausführte in einen neuen Mythos, und zwar in den der Seele selber. Hier erweist die Duse ihre Verwandtschaft mit den großen Russen wie Gogol, Dostojewski und Tolstoi. Von diesem neuen Mythos, von Mythos überhaupt, war im Spiel der Wolter nichts, denn darin wurden und blieben die Götter- und die Menschenwelt durch das Pathos geschieden. Und ebensowenig wie die Duse je hätte die Verse des Anfangsmonologs der Iphigenie sprechen können, so daß der Zuhörende zum ersten Mal fühlt und begreift, was und warum Verse seien, würde die Wolter die Sätze der Gioconda des d'Annunzio im letzten Akt so haben sagen können, daß Rhetorik zur Dichtkunst erhoben und die Metapher, das Bild als die gegebene Sprache der sich ewig aus sich selbst erneuernden Seele erschien.

Es ist viel über die Bedeutung des Wiener Theaters für Wien selbst und für das alte Österreich geschrieben worden. Es kann nicht geleugnet werden, daß im allgemeinen eine gewisse Beziehung zwischen dem Talent und der Liebe zum Theater und dem Talent oder der Unbegabung zur Politik besteht. Möglicherweise gehen Theater und Politik bei den Italienern und Franzosen besser zusammen als bei den nordischen Völkern. Das England des spätviktorianischen Zeitalters hatte außerordentliche Politiker und dilettantenhafte Schauspieler, darunter den unleidlichen Virtuosen Henri Irving, gezeitigt, dessen Shylock von den vielen, die ich gesehen, der schlechteste war. Nach dem Weltkrieg scheint sich hier das Verhältnis zugunsten der Schauspieler verschoben zu haben. So wie das Wiener Theater in meiner Jugend nun einmal war, sind davon der Katholizismus, der Hof, die Gesellschaft nicht wegzudenken und mußte es

einer Generation wie jener nach dem Weltkrieg fremd werden. In der herrlichen Fidelio-Aufführung zum hundertsten Todestage Beethovens unter Franz Schalk mit Lotte Lehmann in der Titelrolle sehe ich den letzten Versuch, an die große Tradition des Wiener Theaters anzuknüpfen.

Aus Rudolf Kassners ‚Buch der Erinnerung'

*

Emily Bronte / Der erste Besuch

1801. Ich bin gerade von einem Besuch bei meinem Gutsherrn zurückgekehrt – diesem einsamen Nachbarn, der mir zu schaffen machen wird.

Was für eine schöne Gegend! Ich glaube nicht, daß ich in ganz England meinen Wohnsitz an einer anderen Stelle hätte aufschlagen können, die so vollkommen abseits vom Getriebe der Welt liegt. Ein rechtes Paradies für Menschenfeinde; und Mr. Heathcliff und ich sind das richtige Paar, um diese Einsamkeit miteinander zu teilen. Ein famoser Bursche! Er ahnte wohl kaum, wie mein Herz ihm entgegenschlug, als ich sah, wie seine schwarzen Augen sich bei meinem Näherreiten so abweisend unter den Brauen verbargen und wie seine Hände sich in entschiedenem Mißtrauen tiefer in sein Wams vergruben, während ich meinen Namen nannte.

„Mr. Heathcliff?" fragte ich.

Ein Nicken war die Antwort.

„Mr. Lockwood, Ihr neuer Pächter. Ich erlaube mir, nach meiner Ankunft so bald wie möglich vorzusprechen, und hoffe, daß Ihnen die Beharrlichkeit, mit der ich mich um Thrushcroß Grange beworben habe, nicht lästig geworden ist. Ich hörte gestern, Sie hätten die Absicht gehabt..."

„Thrushcroß Grange gehört mir", unterbrach er mich auffahrend. „Ich erlaube niemand, mich zu belästigen, wenn ich es verhindern kann. – Kommen Sie herein!"

Das ‚Kommen Sie herein' wurde zwischen den Zähnen herausgestoßen und hieß soviel wie: Geh zum Teufel. Selbst die Gattertür, über die er sich lehnte, machte keine freundliche Bewegung zu seinen Worten. Ich glaube, nur ein Umstand bewog

mich, die Einladung anzunehmen: mich fesselte ein Mann, der in noch stärkerem Maße zurückhaltend ist als ich.
Als er sah, daß mein Pferd die Brust gegen das Gatter drängte, streckte er die Hand aus, um die Kette zu lösen, und ging dann mürrisch den Dammweg voraus. Beim Betreten des Hofraumes rief er: „Joseph, nimm Mr. Lockwood das Pferd ab und bring Wein herauf."
‚Dies wird wohl das ganze Gesinde sein', überlegte ich, als ich diesen zusammenfassenden Befehl vernahm. ‚Kein Wunder, daß Gras zwischen dem Pflaster wächst und die Hecken nur von den Rindern gestutzt werden.'
Joseph war ein ältlicher, nein, ein alter Mann: vielleicht sogar sehr alt, obwohl gesund und sehnig.
„Gott behüte!" sagte er grämlich und mißvergnügt vor sich hin, während er mir mein Pferd abnahm, und blickte mir dabei so verdrießlich ins Gesicht, daß ich den mitleidigen Schluß zog, er bedürfe wohl göttlicher Hilfe, um sein Mittagessen zu verdauen, und sein frommer Stoßseufzer könne sich nicht auf meine unerwartete Ankunft beziehen.
‚Wuthering Heights', Sturmhöhe, heißt Mr. Heathcliffs Besitztum. Wuthering ist ein trefflicher mundartlicher Ausdruck, um den Aufruhr der Lüfte zu beschreiben, dem dieser Ort bei stürmischem Wetter ausgesetzt ist. Sie müssen hier oben zu allen Zeiten kräftig durchgeblasen werden. Man kann sich die Gewalt des Sturmes, der um die Ecke bläst, recht vorstellen, wenn man die paar schiefgewehten dürftigen Kiefern am Ende des Hauses betrachtet und eine Reihe dürrer Dornbüsche sieht, die alle ihre Arme nach einer Seite strecken, als wollten sie die Sonne um ein Almosen bitten. Zum Glück hatte der Baumeister ein festes Haus hingesetzt: die schmalen Fenster sind tief in die Mauer eingelassen und die Ecken durch große, vorstehende Steine gesichert.
Bevor ich über die Schwelle schritt, verhielt ich, um eine Menge grotesker Schnitzereien zu bewundern, die verschwenderisch an der Vorderseite und besonders am Hauptportal angebracht waren. Über diesem entdeckte ich mitten in einem Wirrwarr von zerbröckelnden Greifen und nackten, kleinen Putten die Jah-

reszahl 1500 und den Namen Hareton Earnshaw. Ich hätte gern ein paar Bemerkungen gemacht und den mürrischen Eigentümer um eine kurze Geschichte des Hauses gebeten, aber seine Haltung an der Tür schien meinen schleunigen Eintritt oder mein endgültiges Verschwinden zu fordern, und ich hatte keine Lust, seine Ungeduld zu steigern, bevor ich das Allerheiligste besichtigt hatte.
Eine Stufe führte ohne irgendwelchen Vorraum oder Durchgang in den Wohnraum der Familie, hierzulande ‚das Haus' genannt. Es ist gewöhnlich Küche und Empfangszimmer in einem, doch glaube ich, daß in Wuthering Heights die Küche in einen anderen Teil des Hauses verbannt worden ist; jedenfalls vernahm ich Geplapper von Stimmen und Geklapper von Küchengeräten weiter innen im Hause. Auch bemerkte ich weder Anzeichen von Braten, Kochen oder Backen in der Nähe der riesigen Feuerstätte noch den Schimmer von kupfernen Bratpfannen und Zinndurchschlägen an der Wand. Von einem Ende allerdings wurde der starke Glanz des Lichtes und der Glut zurückgeworfen, und zwar von Reihen riesiger Zinnschüsseln, die sich zusammen mit silbernen Krügen und Kannen auf einer gewaltigen Eichenanrichte reihenweise fast bis zum Dach auftürmten. Dieses war nie unterzimmert worden; unverhüllt zeigte sich sein ganzes Gerippe dem forschenden Blick, bis auf die Stelle, wo es von einem hölzernen Gerüst verborgen wurde, das mit Haferkuchen und Bergen von Rinds-, Hammel- und Schweinskeulen beladen war. Über dem Kamin hingen mehrere alte Räuberflinten und ein paar Reiterpistolen, und auf dem Sims standen – wohl als Schmuck – drei in grellen Farben bemalte Blechbüchsen. Der Fußboden war aus glattem weißem Stein; die hochlehnigen Stühle – schlicht in der Form – waren grün gestrichen; ein oder zwei schwere schwarze Lehnstühle standen im Schatten. Unter der Anrichte lag eine riesige fahlbraune Hühnerhündin, umgeben von einem Gewimmel quiekender Welpen, und in anderen Winkeln lagen noch mehr Hunde.
Das Zimmer und die Einrichtung hätten zu einem schlichten Landwirt des Nordens gepaßt, zu einem Mann mit sturem Gesichtsausdruck, dessen kräftige Glieder sich in Kniehosen und

Gamaschen gut ausnehmen. Männer dieser Art, im Lehnstuhl sitzend, den schäumenden Bierkrug vor sich auf dem runden Tisch, kann man im Umkreis von fünf oder sechs Meilen überall in diesen Bergen antreffen, wenn man sie zur richtigen Zeit nach dem Mittagbrot aufsucht. Aber Mr. Heathcliff bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu seiner Behausung und seinem Lebensstil. Seinem Aussehen nach ist er ein dunkelhäutiger Zigeuner, der Kleidung und dem Gehaben nach ein vornehmer Mann, das heißt in der Art vornehm, wie viele Landjunker es sind: vielleicht etwas schlampig, doch trotz der Vernachlässigung nicht übel aussehend, weil er ebenmäßig und gut gewachsen ist – und etwas mürrisch. Es ist möglich, daß er bei manchen Menschen im Verdacht eines ungebildeten Hochmuts steht; ich fühle in mir eine verwandte Saite angerührt, die mir sagt, daß dem nicht so ist. Mein Gefühl sagt mir: seine Zurückhaltung entspringt einer Abneigung gegen Gefühlsäußerungen und Freundlichkeitsbekundungen. Er wird gleicherweise im Verborgenen lieben und hassen und wird es als eine Art von Unverschämtheit erachten, wiedergeliebt oder -gehaßt zu werden. Aber halt: ich lasse zu sehr die Zügel schießen: ich statte ihn zu verschwenderisch mit meinen eigenen Charakterzügen aus. Vielleicht hat Mr. Heathcliff ganz andere Gründe dafür, seine Hand zu verstecken, wenn er einen trifft, der seine Bekanntschaft sucht, als die, die mich bewegen. Ich will hoffen, daß ich mit meiner Veranlagung einzeln dastehe: Meine liebe Mutter pflegte zu sagen, ich würde niemals ein gemütliches Heim haben, und erst im letzten Sommer habe ich mich als unwürdig erwiesen, eines zu gründen.

Während ich einen Monat schönen Wetters an der See verlebte, geriet ich in die Gesellschaft eines bezaubernden Geschöpfes, einer wahren Göttin in meinen Augen, solange sie mir keine Aufmerksamkeit schenkte. Ich gab meiner Liebe nie mit Worten Ausdruck; doch wenn Blicke sprechen können, hätte auch der ärgste Dummkopf erraten, daß ich bis über beide Ohren verliebt war. Sie verstand mich schließlich und erwiderte meine Augensprache mit dem süßesten Blick, den man sich vorstellen kann. Und was tat ich? Ich gestehe es voller

Scham – ich zog mich, zu Eis erstarrt, in mich selbst zurück wie eine Schnecke, zog mich bei jedem Blick abgekühlter und weiter zurück, bis die arme Unschuld schließlich anfing, ihren eigenen Sinnen zu mißtrauen und – niedergeschlagen und verwirrt – ihre Mutter überredete, die Zelte abzubrechen. Durch diese merkwürdige Veranlagung bin ich in den Ruf vorsätzlicher Herzenskälte gekommen – wie unverdient, kann nur ich allein ermessen.
Mein Wirt ging auf den Herdsitz zu – ich nahm am entgegengesetzten Ende Platz und füllte eine Pause des Schweigens mit dem Versuch, die Hündin zu streicheln, die ihre Kinderstube verlassen hatte, wie ein Wolf von hinten an meine Beine herangeschlichen war und ihre weißen Zähne zum Zuschnappen bleckte. Mein Streicheln veranlaßte ein langgezogenes, tiefes Knurren.
Auch Mr. Heathcliff knurrte. „Sie sollten den Hund lieber in Ruhe lassen!" Er unterdrückte gröbere Gefühlsäußerungen durch ein Aufstampfen mit dem Fuß. „Sie ist nicht gewöhnt, gestreichelt zu werden – sie ist kein Spielhund." Dann, zu einer Seitentür tretend, rief er wieder: „Joseph!"
Joseph brummelte undeutlich in der Tiefe des Kellers, gab aber nicht zu verstehen, daß er heraufkommen wollte, darum stieg sein Herr zu ihm hinab und ließ mich allein mit der wilden Hündin und einem Paar grimmig zottiger Schäferhunde, die sich mit ihr in die argwöhnische Bewachung jeder meiner Bewegungen teilten. Da ich nicht darauf brannte, mit ihren Fängen in Berührung zu kommen, saß ich still; aber weil ich mir einbildete, sie würden stumme Beleidigungen kaum verstehen, erlaubte ich mir unglücklicherweise, mit den Augen zu zwinkern und dem Trio Gesichter zu schneiden, und eine Grimasse brachte die Hundedame so auf, daß sie plötzlich in Wut geriet und auf meine Kniee sprang. Ich schleuderte sie zurück und beeilte mich, den Tisch zwischen uns zu bringen. Dieser Vorgang brachte die ganze Meute auf die Beine. Ein halbes Dutzend vierfüßiger Furien, verschieden in Alter und Größe, kam aus verborgenen Winkeln hervor bis in die Mitte des Raumes. Auf meine Stiefelabsätze und Rockschöße hatten sie es besonders abgesehen, und während ich die größeren Angreifer, so gut es ging, mit dem Schüreisen abwehrte, sah ich



Willi Harwerth: Hans im Glück

mich gezwungen, laut nach jemand im Haus um Hilfe zu rufen, um den Frieden wieder herzustellen.

Mr. Heathcliff und sein Knecht stiegen die Kellertreppe mit aufreizender Ruhe herauf; ich glaube nicht, daß sie sich um eine Sekunde schneller bewegten als sonst, obwohl am Herdplatz ein wahres Unwetter von Toben und Kläffen war. Zum Glück hatte eine Bewohnerin der Küche mehr Eile: eine lebhafte Frauensperson mit aufgeschürztem Kleid, nackten Armen und feuererhitzten Wangen stürzte, eine Bratpfanne schwingend, mitten unter uns und gebrauchte diese Waffe und ihre Zunge so erfolgreich, daß der Sturm sich wie durch Zauber legte und sie allein bewegt blieb wie die See nach einem Unwetter, als ihr Herr den Schauplatz betrat.

„Was zum Teufel ist hier los?" fragte er und blickte mich in einer Weise an, die ich nach dieser ungastlichen Behandlung schlecht ertragen konnte.

„Was zum Teufel? Allerdings!" brummte ich. „Die Schweineherde in der Bibel war sicherlich von keinem schlimmeren Geist besessen als Ihre Tiere hier. Geradesogut könnten Sie einen Fremden mit einer Tigerbrut allein lassen."

„Sie tun keinem etwas zuleide, der nichts anfaßt", bemerkte er, während er die Flasche vor mich hinstellte und den verschobenen Tisch zurechtrückte. „Die Hunde sind in ihrem Recht, wenn sie wachsam sind. Nehmen Sie ein Glas Wein?"

„Nein, danke."

„Sie sind doch nicht gebissen worden?"

„Wenn ich es wäre, hätte ich dem Beißer einen Denkzettel gegeben."

Heathcliffs Gesicht entspannte sich in einem Grinsen.

„Na, na," sagte er, „Sie sind aufgeregt, Mr. Lockwood. Hier, trinken Sie ein Glas Wein. Gäste sind in diesem Hause so selten, daß ich und meine Hunde – das gebe ich zu – kaum wissen, wie man sie empfängt. Zum Wohl, Mr. Lockwood!"

Ich verbeugte mich und trank ihm zu; denn ich sah ein, daß es töricht wäre, wegen des schlechten Betragens dieses Hundevolks zu schmollen. Überdies hatte ich keine Lust, dem Manne Gelegenheit zu geben, sich weiter über mich lustig zu machen, zumal er in der Stimmung dazu war.

Er – wohl von der Erwägung ausgehend, daß es unklug wäre, einen guten Pächter zu beleidigen – mäßigte ein wenig seine Art, die Wörter einzeln abgehackt hervorzustoßen, und leitete zu einem Gegenstande über, von dem er annahm, daß er mich interessierte – einem Gespräch über die Vorteile und Nachteile meines neuen Wohnortes. Ich fand ihn sehr bewandert in den Dingen, die wir berührten, und bevor ich nach Hause ging, war ich so weit ermutigt, daß ich mich aus freien Stükken für morgen wieder ansagte. Er wünschte augenscheinlich keine Wiederholung des Besuchs; doch werde ich trotzdem hingehen. Es ist erstaunlich, wie gesellig ich mir, mit ihm verglichen, vorkomme.

Aus dem Roman ‚Die Sturmhöhe',
übertragen von Grete Rambach

*

Friedrich Schnack / Die Pfingstrose

Ein Blumenstück

Drei hochgeborene Blumenschwestern aus der begabten Familie der Hahnenfußgewächse, der Ranunkeln, feiern im Jahreslauf hohe Feste. Die Schönen heißen mit Namen Christrose oder Helleborus, Osterblume oder Pulsatilla, Pfingstrose oder Päonie. Die eine begrüßt mit ihrem schneeweißen Blütenauge die Geburt des Lichtes zur Weihnacht; ihre zartere Schwester, die Pulsatilla, steigt aus dem Grabe, wenn das Leben zu Ostern aufersteht; die dritte feiert die Ausgießung des Feuers und Weltgeistes zu Pfingsten. Weihnachtlich leuchtet die weiße Blumenfarbe, österlich die violette, pfingstlich die rote. In mächtiger Stufung und Sendung braust das Licht und verwandelt im Gloriengang die Erde und ihre Geschöpfe.
Die drei vornehmen Blumenschwestern sind Höhenpflanzen. Hügel und Berge haben sie geboren. Von Natur kalkhold, besiedeln sie in der Wildnis Hänge, Kalke und Karste, der Sonne nahe, von freien Lüften umflogen, die ihnen die Blütenschöpfe und die gefingerten und gefiederten Blätter zausen.
Sie kommen von oben und steigen in die Tiefe, der Hand des

Gärtners fügsam, der sie in die Gärten hineinführt. Im Freien sind sie nicht gar häufig. Ein Hauch des Verschwiegenen, der Einsamkeit und hohen Herkunft hängt ihnen an. Am meisten ist in unserer Heimat noch die Pulsatilla, die märchenhafte Küchenschelle, verbreitet. Ihr Blütenbecher gleicht beinahe einer Tulpenblüte. Ein silbriger Flaum übersamtet den kostbaren Stoff der Küchenschelle. Auf einigen Bergen in den Bayrischen Alpen lebt die Christrose. Die Pfingstrose aber, ihre rote Schwester, kommt bei uns zulande nicht wild vor: sie wohnt auf den Bergen in Tirol, in Krain, im Karst der Balkanländer. In der Verlassenheit und Öde der grauen Felsenlandschaften erglüht ihr feierliches Blumenherz. Es ist ein Herz aus der Fremde. Asiatische Glut brennt darin. Aus dem Fernen Osten ist diese alte Blume westwärts gezogen.

Die Pflanzen und Blumen wandern in der Welt. Wie alles, was da ist, haben sie ihre Schicksale. Von der Unruhe der Naturgewalten und der Unrast des Menschen ihrem Ursprung entführt, gewinnen sie neue Orte und neue Liebe. Welches westliche Auge mag in grauer Vergangenheit am frühesten die Pfingstrose in ihrer Heimat erschaut haben? Jenes Gesicht, das sich staunend über die Glühende senkte – sicherlich war es von ihr geblendet wie vom Feuer eines üppigen Edelsteines. Trunken ruhte die Blume in ihrer eigenen Glut. Behutsam öffnete die Hand, ein Geheimnis zu enthüllen, die zu einer Kugel gewölbten Blumenblätter. Ergriffen spähte der Blick in ein herzrotes Inneres, wo die goldenen Staubgefäße erschimmerten, Kleinode im Kleinod. War es ein heidnischer Priester? Dann weihte er gewiß die Blume seiner Lieblingsgöttin. Ein unbekannter Forscher des Altertums, den ihre Schönheit erzittern ließ? Ein berückter Soldat auf Kriegswegen, der sich vornahm, die Blume, so er nicht unter ihr verbleichen mußte, als kostbarste Siegesbeute seiner mazedonischen Geliebten heimzubringen?

Schon in Sagenzeiten leuchtet ihr heiliges Rot. Vom ewigen Atem der Himmlischen ist die Pflanze umweht. Päon, der Hausarzt der Götter Griechenlands, dem zur Feier sie den Namen Päonie erhielt, pflückte sie auf den Bergen Kleinasiens –

weil selbst die Götter verderben, wenn nicht die Erde ihnen Kräfte leiht: er brachte sie, deren Heilsamkeit er dank göttlichem Urwissen erkannte, in das unterweltliche Krankenzimmer Plutos, seines Patienten Wunden, die ihm von Herakles zugefügt waren, damit zu schließen. Später haben die antiken Ärzte und Naturforscher die mächtige Pflanze in ihren Schriften gepriesen.

Wir wundern uns nicht darüber, auch wir sind Schauende. Götter sind luftig entrückt, Ärzte in den Staub gesunken, die Blume blieb und brennt in unsern Land- und Stadtgärten als Lichtgesicht und irdisches Pfingstwunder. Wir haben ihre Frühlingsgeburt mit erlebt.

Eines Morgens, nach einem Tag sachten Regens, durchbrach ein wunderliches Wesen die Erde. Rüttelte sich ein käferbraunes Tier aus dem Schlaf? Es war ein kleiner runzeliger Kopf, indianisch rotbraun, dem rundum mehrere der gleichen Art nachdrängten. Ungestüm erhoben sie sich und schauten neugierig über die Erdkrumen hinweg in den fröstelnden Frühlingstag. Von Licht genährt, von der Erde gespeist und der Feuchte getränkt, reckten sich die Köpfe auf dünnen emporsprießenden Hälsen, deren Pflanzenhaut von Bluthaselfarbe getönt und gebräunt war. Bald aber ließ sich erkennen, daß es keine Köpfe waren, was die Erde durchstoßen hatte, sondern geballte Pflanzenfäuste, von dünnen Stielen armgerade emporgehoben. Nach wenigen Tagen lockerte sich die drohende Gebärde, die Fäuste öffneten sich und griffen fingernd nach dem fließenden Stoff der oberen Welt, in seine luftige, lichthaltige, ätherische Schicht. Die rötlichbraune Erdfarbe verlor sich, grüne Blatthände spreizten sich, und zwischen dem ausgefransten Laub begannen auf fingerlangen Stielen grüne Murmeln zu schwellen – kugelige Knospen.

Die gelbe Forsythia hatte abgeblüht, der Flieder erschimmerte sehnsüchtig: auch für die Pfingstrose war die Zeit gekommen. Ihre Kugeln, von der Blühkraft gesprengt, platzten. Das himmlische Feuer hatte seinen Funken in sie gesenkt. Zwischen den grünen, dicht angepreßten Hüllblättern, die den Feuerkern der Knospenkugel umschlossen, prunkte plötzlich das überraschende,

ungebärdige Rot. Ein Blumenherz zerriß und blutete vor Freude.
Nun konnte sich die Blüte nicht länger fassen vor eigener Fülle und strahlendem Gefühl. Sie pulste und wogte aus ihrem glutreichen Innern. Das feurige Werk, für das sie sich einst im Dunkel der Erde gemüht und dann im Hellen vorbereitet hatte, war getan: die höchste Lebensstunde war angebrochen. Sie beging sie mit Pracht und großem Ausdruck. Könnte sie sprechen und gäbe es Pflanzenworte: sie spräche ein gesättigtes dunkelrotes Wort von langem, getragenem Klang. So weit, so tief ihr Strahl in das Dickicht des Gartens hineinleuchtet, so weithin dränge ihr Wunderwort. Vielleicht spräche sie ihren eigenen lateinischen Namen aus: Pä-o-nie... oder das bäuerische Blumenwort, ihren bayrisch-österreichischen Namen: Große Prang...!
Und wie sie da prangte an ihrem runden, saftigen und wohlhabenden Busch, waren mit ihr noch eine ganze Schar von Rosen aufgeblüht, satte, dichtgefüllte, schwellende Pfingstrosen. Wir hatten sie gezählt, insgesamt waren es zwanzig Päonien, eine Pflanzenschar von neunzehn großen Blumen, die wie prächtige Gefährtinnen und Dienerinnen die zwanzigste, die größte, umgaben, ihren Glanz zu mehren, ihre Schönheit durch neunzehnfaches Feuer zu steigern...
Die Blume ist der vornehmste Wohnsitz des irdischen Geistes: ihre Gestalt ist vollkommen. In die Päonie ist er, gekleidet in reichen Blatt- und Blütenstoff, vor allem prächtig und festlich eingezogen. Doch blieb er nicht allein. Zu ihm senkte sich der Pfingstgeist herab, der Flammenfürst des Äthers. Durch das Geäder der Pflanze sich ergießend, haust er in ihrem Herzen, ihrer heiligen Stätte. Die Pfingstrose ist seine auserwählte Verkündigerin. Und wenn einst in nahenden Tagen die Blüte ihre Blumenblätter zu Boden sinken läßt, im Verglühen zerfallend, werden die roten Blätter wie feurige Zungen und Flämmchen seine Gegenwart und Herrlichkeit noch im Erlöschen bezeugen.

Aus einem künftigen Gartenbuch des Dichters

*



Achim von Akerman / Zwei Gedichte

Lied der Liebenden

Das Kornfeld, in dem wir ein Nest baun,
Ist mir und dir ein Haus;
Wir wollen es nicht zu fest baun,
Denn schon im nächsten Frühgraun
Treibt uns der Bauer heraus.

Wir werden von nun an zu zweit sein
Und sind in der Nacht ganz allein.
Die Halme werden mein Kleid sein,
Und du wirst für mich bereit sein –
Wir schlafen zusammen ein.

Der Himmel, so warm und so fernklar,
Die Ähren wachsen darein;
Nun sind wir Erde und Sternschar
Und wogende Felder – was fern war,
Sinkt über uns herein.

Der Wildling

Ist er nicht vom Stamm der Pferde?
Wie er sich im Laufe wiegt,
Seinen Fuß umstäubt die Erde
Und sein Haar im Winde fliegt,

Und die Bräune seines Leibes,
Seiner Flanken Muskelspiel!
Nein, er ist nicht Sohn des Weibes.
Stute, die dem Pan gefiel,

Warf ihn in der Maienfrühe,
Und nun trabt er durch die Welt;
Mancher jagte ihn mit Mühe,
Immer ist er ihm entschnellt;

Hengstkraft seine Lust erhöhte –
Einmal nur stand er gezähmt:
Eines Haines Binsenflöte
Hat den schnellen Fuß gelähmt.

Aus dem Buch ‚Die Stunde vor Tag'

*

K. H. Waggerl / Der Engel

Ich war zehn Jahre alt, als mir der Engel Johanna erschien. Einen Sommer lang umschwebte er mich, ein fremdartiges Wesen in meiner ärmlichen Kinderwelt, unirdisch zart und immer in eine Wolke von Duft gehüllt. Nie wieder im Leben ist mir ein Geschöpf begegnet, das so balsamisch duftete. Später freilich stürzte auch dieser Engel aus dem Himmel meiner Knabenträume, aber als er mir entschwand, hatte er doch wieder allen Glanz seiner geheimnisvollen Erscheinung um sich. Ein einziges Mal küßte er mich auf die fieberfeuchte Wange, und dann entschwand er mir, so war es. Und ich weiß noch heute vor allen anderen Sterblichen, wie ein Engel küßt und lächelt und duftet.

Der Engel Johanna erschien mir mitten in der Schlacht. Ich lag in der staubdurchwölkten Schulstube rücklings über der Bank, mein Todfeind kniete auf meiner Brust, und ich hatte eigentlich nicht mehr viel von diesem Leben zu erwarten. Die Luft wurde mir knapp, ein letztes Mal drehte ich die Augen über mich, und da sah ich plötzlich den Engel, weiß gewandet und gleichsam schwebend hinter mir, und seine Augen blickten voll milder Trauer auf mich herab. Der Atem versagte mir vollends, denn ich dachte, ich sei vielleicht unversehens gestorben und da stünde schon mein Schutzengel, der, soviel ich wußte, verpflichtet war, mich nach meinem Hinscheiden ins Jenseits zu begleiten.

Aber auch mein Widersacher hatte die gleiche Erscheinung, wir entwirrten eilig den Knäuel unserer Gliedmaßen, und erst, als wir endlich keuchend in den Bänken hockten, wandte sich der Engel schweigend von uns ab. Wir sahen mit Staunen, wie er auf das Podium stieg und sich hinter dem kanzelartigen Ge-

stell auf den Stuhl setzte, auf eben den Stuhl, von dem ein paar Tage zuvor der Schnapsteufel unseren alten Lehrer weggeholt hatte.

Der war ein seltsam zornmütiger Mann gewesen. Jeden Morgen, ehe er sein wunderliches Tagwerk begann, ordnete er auf dem Tisch vor sich eine Reihe von Gegenständen, seinen ledernen Tabaksbeutel, das Feuerzeug, die kurze Pfeife und etliche andere Dinge, die nach der Jahreszeit wechselten, Fichtenzapfen im Sommer, Pflaumenkerne im Winter. Das waren Wurfgeschosse, im Lauf des Tages schleuderte er sie mit der Geschicklichkeit eines Kunstschützen nach unseren Köpfen, wenn er uns aufrufen oder ermahnen wollte. Oft genug reichte sein Vorrat nicht aus, er mußte hinterherschicken, was irgend in der Nähe greifbar war, Kreide und Schwamm, bis er zuletzt hilflos und aller Lehrmittel entblößt den Kopf in die Arme legte und einschlief. Denn niemals verließ er seinen Thron, er war zuwenig sicher auf den Beinen.

Der Engel aber hielt es anders, der schoß nicht mit Pflaumenkernen, sondern mit sanften Blicken. Ich heiße Johanna, sagte er nach einer Weile bänglicher Stille, es war über uns weggesagt wie eine Verkündigung, wie aus der Wolke gesprochen. Hernach begann der Engel uns der Reihe nach aufzurufen. Dabei blätterte er in einem kleinen Buch und schrieb unsere Namen hinein, mit bedeutsamem Schweigen, als hielte er ein geheimnisvolles Gericht ab und schiede auf das bloße Ansehen hin die Sünder von den Frommen. Ich sah bekümmert, daß mein Name ganz hinten zu stehen kam, und also war ich wohl von Anfang an verworfen und verdammt. Nebenbei gesagt, in jener Zeit hatte ich ohnehin alle Hoffnung auf mein Seelenheil begraben. Ich war vorher sehr fromm gewesen, aber je nachdrücklicher uns der eifernde Kaplan die Laster der Welt vor Augen führte, desto deutlicher erkannte ich, daß mir von allen sieben Todsünden nicht eine fremd war, auch keine von den himmelschreienden, die nur der Papst selber noch zur Not und mit aller Gewalt zu tilgen vermag. So gab ich es denn schließlich ganz auf, um den Himmel zu ringen, und beschloß, mir wenigstens die Hölle redlich zu verdienen.

Es währte auch gar nicht lang, bis ich mit dem Engel Johanna in Händel geriet. Damals hatte ich ein hübsches Spiel erfunden, das man beliebig oft wiederholen konnte. Ich steckte den Federstiel so unter das Pult, daß er ein heftig schnarrendes Geräusch erzeugte, wenn man ihn auf gewisse Weise anstieß. Unser alter Lehrer fuhr dann auf und fragte verstört: Was ist das?
Ich erhob mich, zeigte zum Fenster hinaus und antwortete ernst: Das ist ein Specht!
Richtig, sagte der Lehrer jedesmal erstaunt und zugleich befriedigt. Aber der Engel Johanna wußte offenbar in der Welt des Geflügelten besser Bescheid, denn als ich aufstand, um auch ihm meinen wunderbaren Vogel zu zeigen, schwebte er zürnend herab und gab mir eine so irdische Ohrfeige, daß ich sogleich wieder zu sitzen kam. Was aber dann geschah, werde ich zeitlebens nicht vergessen. Der Engel ging mit weggestreckter Hand zum Waschbecken, goß Wasser ein und wusch sich, und dieser ungewöhnliche Vorgang erschütterte mich so, daß ich hemmungslos zu weinen anfing. Der Engel meinte natürlich, ich hätte irgendeinen Leibschaden davongetragen, aber das war es nicht, eine Maulschelle machte mir gar nichts aus. Ich verstehe selber nur dunkel, was mir eigentlich so zu Herzen ging, am meisten vielleicht doch die bittere Erfahrung, daß ein feiner Mensch sich waschen muß, wenn er meinesgleichen anrührt.
Von dieser Zeit an spürte ich einen sonderbaren Drang, mich bemerkbar zu machen. Ich meldete mich auf jede Frage, aber gewöhnlich wußte ich gar nichts zu antworten, wenn ich aufgerufen wurde, und dann ließ ich mich in seliger Verwirrung einen Dummkopf schelten. Eine Weile später heckte ich doch wieder etwas Neues aus, um das Zauberwesen an mich zu locken. Der Engel Johanna hatte die Gewohnheit, bei einem und dem andern stehen zu bleiben, wenn er unsere Arbeit in den Heften überwachen wollte, und weil er ein wenig kurzsichtig war, wie es die meisten Engel zu sein scheinen, die hier auf Erden zu tun haben, beugte er sich dabei tief über den Schreiber. So malte ich denn Großes und Kleines, Geschnörkeltes und Gekleckstes in mein Heft. Es währte nie lang, bis der Engel heranschwebte, und während er mein Machwerk be-

trachtete, schmiegte ich mich schauernd und glückselig in seine Umarmung. Ungewollt verhalf mir dabei der Engel Johanna zu Einsichten, die mich vollends verwirrten. Bis dahin hatte ich geglaubt, gewisse Eigenheiten an der äußeren Erscheinung der Frauen seien nur ihrer Kleidung zuzuschreiben, und nun entdeckte ich, daß da leibhaftig unter Spitzen verborgen lag, was meine sittenstrenge Mutter mir immer als Einbildung zuchtloser Malersleute erklärt hatte, sooft mir etwas dergleichen an Bildern aufgefallen war. Ich weiß nicht, ob ich heute die Augen schlösse, wenn sich wieder ein Engel über mich beugte, um nachzusehen, ob mir das Schreiben immer noch nicht besser von der Hand geht. Heute trauen mir die Engel sehr zu Unrecht weniger als damals.

Ich hütete mein Geheimnis und genoß es mit beklommenem Herzen, und dabei verlor ich mich mehr und mehr in der Verworrenheit meiner Gefühle, ich fing an, dem Engel Johanna auch in der freien Zeit nachzustellen. Stundenlang schlich ich auf den Promenaden hinter ihm her, oder ich lauerte irgendwo und grüßte vernehmlich, ohne doch jemals mehr als ein flüchtiges Erstaunen zu ernten, wenn ich den Weg flink unterlief und eine Strecke weiter von neuem auftauchte.

An schönen Abenden spielte die Musik für die Badegäste auf dem Platz. Da saß dann auch der Engel Johanna vorn in der ersten Reihe, hübsch angetan, feiner als die feinsten Leute, mit Spitzenhandschuhen, die nur bis zur halben Hand reichten und die Finger frei ließen. Wenn ein Stück zu Ende war, klatschte der Engel, nicht grob und laut wie die andern, sondern unhörbar mit einer zierlichen, gleichsam bittenden Gebärde. Der Kapellmeister verneigte sich dann eigens vor ihr, er warf seine schwarze Locke zurück und legte den Taktstock weg, als sei er nun erst ganz zufrieden.

Ich mochte den Kapellmeister nicht leiden, denn er war unser Zimmerherr. Seinetwegen stopfte die Mutter den Sommer über die ganze Familie in die Küche, damit er in unserer Schlafstube wohnen konnte. Aber sie sagte selber, daß er ein leichter Vogel sei, ein Windmacher, wenn nicht etwas noch Schlimmeres. Ich haßte ihn vor allem, weil er den Mann mit

der Baßgeige so schlecht behandelte. Neben dem hatte ich nämlich meinen Platz, nicht, weil mir das, was er spielte, besonders gut gefiel, sondern weil dieser Mann so erbarmungswürdig viel zu tun hatte. Das Herz tat mir weh, wenn ich ihn so verzweifelt arbeiten sah, auf und ab an seinem Geigenungetüm, der helle Schweiß glänzte ihm auf der Stirn. Und er war doch so willig, nur selten gönnte er sich ein paar Augenblicke Ruhe. Aber nein, der Kapellmeister ließ ihn nicht zu Atem kommen, gleich stach er wieder mit seinem Taktstock nach ihm, und der Arme mußte sich von neuem ins Zeug legen. Und dabei stand er ganz hinten, kein Mensch beachtete ihn. Ach, ich wünschte so sehr, der Engel möchte einmal herkommen und sehen, wem eigentlich der Beifall gebührte. Denn was der Mann mit der Locke zum besten gab, war wirklich nur Windmacherei.

Aber offenbar ziehen auch Engel die gelockten Häupter den kahlen vor, mein Freund blieb mißachtet, und wir mußten beide mit ansehen, wie der Kapellmeister, sobald die Musik zu Ende war, herbeigeschwänzelt kam und den Engel entführte. Dem Baßgeiger ging es nicht weiter nahe, er legte seine Geige in den Sarg und tröstete sich mit einem Glas Bier. Ich aber ließ das Paar nicht aus den Augen, mochten seine Wege noch so verschlungen und abseitig sein. Wilder Groll saß mir in der Brust, ein unklarer schmerzender Zorn. Nicht, daß ich etwa selber neben dem Engel hätte hergehen mögen, mir wäre doch kein Wort aus der Kehle gekommen. Nein, aber daß der Kapellmeister schwatzen und vertraulich tun durfte, das war widerlich und aufregend zugleich. Einmal lachte der Engel so sehr, daß er sich verschluckte. Der Kapellmeister klopfte ihm auf den Rücken, und weil das nicht gleich half, umschlang er den Engel und nahm ihn völlig in die Arme. Da litt ich es nicht mehr, ich schickte einen messerscharfen Pfiff zwischen den Bäumen heraus. Damals konnte ich großartig pfeifen mit Hilfe einer Zahnlücke, die ich leider nicht mehr besitze.

Die beiden fuhren auseinander und sahen sich um und gingen sittsam weiter. Genug für dieses Mal. Ich mußte eilig nach Hause laufen, damit die Prügel, die mich dort erwarteten, nicht gar zu sehr anwuchsen.

Aber Pfiffe aus dem Wald konnten den Kapellmeister nicht viel anfechten. Er war ein betriebsamer Mann, nun nagelte er einen Zettel an die Haustür, auf dem zu lesen stand, er sei Konzertmeister, und wer Lust hätte, könne bei ihm das Geigenspiel erlernen. Eine neue Gaukelei, und doch gab es Leute, die sich betören ließen, auch der Engel ging ihm auf den Leim. Er trug zwar keinen Geigenkasten unterm Arm wie die andern jungen Damen, aber der Engel war ja auch ein Anfänger mehr. Vielleicht wollte er nur noch einige besonders schwere Kunststücke lernen, und das gelang ihm nicht, es war rein zum Verzweifeln. Auch der Kapellmeister verlor die Geduld, man konnte ihn durch die Wände schelten hören, und einmal sah ich, wie der Engel weinend aus der Tür schlüpfte. Als ich die Mutter danach fragte, fuhr sie mich heftig an. Ich sollte lieber Gott bitten, daß er mich dereinst ein ehrbares Handwerk lernen ließe. Ja, ich wollte auch tausendmal lieber ein Baßgeiger werden und mir das Brot rechtschaffen verdienen. Am andern Morgen schrieb ich es auf die große Schultafel, daß der Kapellmeister ein Windmacher sei, es war, wenn schon nicht rechtgeschrieben, so doch wahrgesprochen.

Gefaßt wartete ich auf die Ohrfeige, die ich dafür bekommen mußte, ich hatte mich sogar vorher gewaschen, damit der Engel diesmal keine Mühe hätte. Aber es geschah mir nichts, der Engel errötete nur und sah einmal forschend nach mir hin, und dann löschte er meine Inschrift wieder von der Tafel. Erst später strich mir der Engel einmal im Vorbeigehen mit der Hand übers Haar, ich fühlte es überrascht und beglückt.

Der Sommer schritt voran und die Ferien begannen, ich mußte dem Vater auf dem Zimmerplatz helfen. Das war immer meine schönste Zeit gewesen. Ich durfte auf den langen Hölzern reiten, die damals noch alle von Hand behauen wurden, oder ich hielt die Farbschnur, wenn der Vater die Kanten anriß, und ich hatte auch einen Lederschurz umgebunden wie ein richtiger Zimmergesell. In diesem Jahr aber war mein Meister nicht mit mir zufrieden.

Was ist das mit dir? fragte der Vater wohl in seiner geruhigen Art, wenn ich ihm die Suppe kalt auf den Werkplatz brachte, – treibst du dich herum?

Nun, ich konnte ihm nicht sagen, daß ich den Topf unterwegs hinter einen Busch gestellt hatte und weggelaufen war, um nach dem Engel auszuschauen.
Aber ich suchte tagelang vergeblich. Auch bei der Abendmusik saß eine fremde Dame auf dem Stuhl in der ersten Reihe, vor ihr verbeugte sich der Kapellmeister jetzt, es machte ihm nichts aus. Ich haßte ihn abgründig, oh, wären seine Leute nur nicht so geduldig gewesen, wäre der Baßgeiger nur ein einziges Mal vorn hingetreten und hätte den Leuten gezeigt, wer hier eigentlich die Musik machte.
Eines Mittags aber, als ich mit dem Eßkorb am Arm nach Hause schlenderte, saß der Engel Johanna auf einer Bank am Weg. Er rief mich an, ob ich etwas für ihn besorgen möchte, einen Brief. Den sollte ich dem Herrn zustellen, der bei uns wohnte. Aber nur ihm selbst, und wenn ich ihn etwa nicht träfe, dann sollte ich den Brief gleich wieder zurückbringen.
Ob ich das tun wolle, fragte der Engel, ach ja, ich hätte dem Teufel persönlich eine Botschaft ins Haus getragen, falls der Engel vielleicht noch mehr so anrüchiger Bekanntschaften hatte.
Als ich beim Kapellmeister eintrat, stand er vor dem Spiegel und bestäubte sich aus einer Flasche.
Hier sei ein Brief für den Herrn, sagte ich.
So? sagte er, gib ihn her!
Da hielt er das rosenfarbene Kleinod in der Hand, drehte es um und um und roch daran wie ein Affe, und dann warf er es auf sein Bett.
Es ist gut, sagte der Kapellmeister und nickte mir zu, als bekäme er jeden Tag Briefe von Engeln, aber er gab mir doch ein Nickelstück aus seiner Westentasche.
Ich stahl mich aus dem Hause und lief in den Park zurück, um den Hergang zu berichten.
Nein, der Kapellmeister las den Brief nicht gleich, er legte ihn auf das Bett, es sei schon gut, sagte er. Aber es lagen noch mehr Briefe dort, fügte ich zum Trost hinzu, weil der Engel mit einem Mal so blaß und vergrämt aussah, vielleicht liest er sie dann alle mitsammen. Das war freilich bloß erfunden, es half auch nicht viel. Der Engel sagte kein Wort mehr, er stand

plötzlich auf und ging fort. Mich selber kam es bitter traurig an, als ich ihn so den Weg entlang gehen sah, ganz langsam und ein wenig schwankend, einmal trat der Engel sogar in den Graben und kam beinahe zu Fall. Gewiß war er krank, oder er hatte sonst einen argen Kummer zu leiden, wer konnte das wissen?

Ich ging bedrückt zu meiner Arbeit auf den Zimmerplatz, unterwegs aber schleuderte ich das Nickelstück in den Weiher, daß es weithin über das Wasser hüpfte.

In der folgenden Woche geschah allerlei Seltsames. Der Kapellmeister packte den Koffer und reiste ab, obwohl der Sommer ja noch lange währte. Tags darauf kam der Wachtmeister und durchsuchte Kisten und Kasten in unserer Schlafkammer, und die Mutter jagte mich aus der Tür, als ich mich auch ins Gespräch mischen wollte. Am gleichen Abend erzählte der Vater bei Tisch, die junge Lehrerin sei in den Fischteich gesprungen, man habe sie aber noch herausziehen und retten können.

Dieser Vorfall erschreckte mich furchtbar, ganz plötzlich und zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich ein ahnendes Gesicht von der dunklen Gewalt des Schicksals, das geheimnisvoll zwischen den Menschen wirkt und sie unversehens überfällt und gnadenlos vernichtet. Von Stund an brach eine Krankheit, die schon eine Weile in mir gesteckt haben mochte, heftig hervor. Ich mußte in das Spital gebracht werden. Die Mutter wehrte sich verzweifelt dagegen, aber schließlich gab sie doch nach und zog mit mir, des festen Glaubens, daß wir nun beide stürben und verdürben. Wann immer ich aus meinem Fieberschlaf erwachte, fand ich die Mutter neben dem Bett, sie saß wohl Tag und Nacht auf dem harten Stuhl, und ihre hohle Hand lag über meiner Stirn, wie man ein schwaches Flämmchen hütet, damit es nicht erlischt. Ich wurde sehr von schreckhaften Träumen geplagt. Oft lag ich halb wach und sah alles genau, das unbewegte Gesicht der Mutter, die nüchternen Wände meiner Krankenstube, aber draußen rauschte wildes Wasser, und der Engel Johanna stand am Fenster und winkte herein und rief mir zu, er spränge jetzt in den Teich, um das Goldstück zu ho-

len, das ich hineingeworfen hatte. Ich schrie dann laut und verlangte stürmisch, der Engel sollte hereinkommen, damit ich ihm sagen könne, es sei nur ein Groschen gewesen und den fände niemand wieder.
In diesen Wochen ging es mir hart ans Leben. Eines Morgens aber, nach der schlimmsten Nacht, trat der Engel leibhaftig in das Zimmer. Vielleicht erschien er ungeheißen, vielleicht bestand auch längst ein stilles Einverständnis zwischen den beiden Frauen. Weiß gekleidet und himmelschön schwebte der Engel an mein Bett und beugte sich herab, ich sah seine Augen wie große blaue Lichter über mir, und dann küßte er mich, mir war es unbeschreiblich weh und lustvoll zugleich.
Es währte nicht lang. Die Mutter, aufrecht und streng, wie sie sich immer hielt, meine Mutter nahm den weinenden Engel an sich und führte ihn wieder hinaus.
Nein, erklärte sie später auf mein ängstliches Fragen, sie kommt nicht wieder. Gott straft den Leichtsinn, sagte die Mutter ernst.

*

Bettina Seipp / Pompeji

In unseren Tagen nun dahinzugehen unter südlich brennender Sonne durch die langen geraden Straßen Pompejis, mit den träumerischen Brunnenbecken an den Kreuzungen, oder durch enge, malerisch gebogene Seitengäßchen, wo phalische Zeichen längst entschwundene Seelen einst zur Lust aufforderten; dahinzugehen, das antike Pflaster beschreitend mit den wundersam berührenden Räderspuren, die die Wagen einer seit Jahrtausenden vergangenen Welt dort hinterlassen haben, dasselbe Pflaster, dieselben immer wiederkehrenden Schrittsteine, die schon Cicero, Sallust, Pansa und Diomed betreten haben; sich treiben zu lassen durch das Straßenwirrsal dieser ergreifend beredten Stadt des Schweigens, in die überall die herrlich schöne Landschaft hereinblickt, farbenzarte Berge rundum, das ferne Meer und der rauchende Vulkan; kurz, von der unnennbaren Gewalt des Ortes tief angerührt, heute noch zu sehen, was ein Pompejaner zu Titus' Zeiten auch sah, das erzeugt

einen in dieser Form nie zuvor gekannten und lange nachhaltenden Zustand des Entrücktseins vom Tage.
Gleich das Betreten der verschütteten Stadt durch die lange, dämmerige Wölbung der Porta Marina vermittelt Eindrücke von bezwingender Weihe. Es ist das Gebiet der Tempel und des Forums, aus dem es duftet von wilden Blumen, würzigen Pflanzen und dem süßen Ruch der weißen Kleeblüte. Wer könnte unberührt die Säulen des Apollotempels und die Gestalt des Sonnengottes selber sehen, wie sie im Morgenlicht von dem duftig blauen Hintergrund des Vesuvs sich abheben? Oder wer empfindungslos das Bild des hochgelegenen Jupitertempels mit der ihm vorgelagerten, vielstufigen Treppe am nordwestlichen Ende des weiträumigen Forums betrachten, da es gleichermaßen abgeschlossen wird von der über dem Tempel ruhenden Feierlichkeit des erhabenen Kegels, dessen weißwollige Dampffahne, vom frommen Glanz der Frühe verklärt, die mahnende Stimme des Gottes selbst zu sein scheint? Wer, fortschreitend, in den Häusern, die mehrfach das Augenblicksbild eines plötzlich und unerbittlich stehen gebliebenen Lebens geben, dies hingegangene Leben belauschen, ohne auf das innigste erfaßt zu sein? Wer auch könnte sich dem hemmenden Gefühl von etwas Unerlaubtem entziehen, in die ehedem gehüteten, eigensten Geheimnisse solchen dahingegangenen Lebens einzudringen, mit wundersamer, menschlich rührender Gewalt seinen Geist und Atem verspürend, wenn er Räume betritt, in die dazumal vom Hausherrn nur einige wenige, seiner Lust verbundene Personen zugelassen waren? Von erschütternder Wirkung aber sind die Opfer selbst – beredteste Zeugen des tragischen Endes der Stadt –, wie man sie auf der Flucht begriffen in Häusern und Straßen fand. Vom Tode überrascht und bitter hart angefaßt, wie ihre schmerzlichen Mienen, die zusammengebissenen Zähne und gekrampften Hände genugsam verraten, sieht man hier keine schon leblos erstarrten Mumien, sondern in Stellung und Gebärden bezwingend festgehaltene Sterbende, deren sprechende Todesqual nur mit Schaudern erkannt wird. Auch spricht sich darin, wie die einzelnen Menschen in die letzten, furchtbaren Augenblicke sich fanden, auf unerhörte Weise



Pompeji: Fresken aus der Casa dei Misteri

ihre verschiedene Wesensart aus. Da zeigt sich die heftige Verzweiflung eines reichen, nur an Befehlsgabe gewöhnten Mannes oder die stille, rührende Ergebenheit eines jungen Mädchens, das sich zusammengekauert an die Mutter schmiegt. Oder man erblickt eine ganze Familie, die sich, nach der Flucht durch unterirdische Gänge, im entlegensten, geborgensten Raum des Hauses angstvoll versammelte und doch in diesem letzten Schutzwinkel, eng umklammert, dem Tod erlag.
Unter dem starken Willen des Duce sind die seit 1911 wieder aufgenommenen Ausgrabungen in Pompeji rüstig vorwärtsgeschritten, so daß der heutige Besucher die verschüttete Stadt, von der etwa drei Fünftel wieder im Lichte stehen, noch um vieles ergänzt und lebensvoller bereichert sieht. Zudem ist man bei der bewunderungswürdigen Freilegung des letzten, wieder erstandenen Teiles, der Via dell'Abbondanza, mit der äußersten, ehrfurchtsvollen Vorsicht, Sorgfalt und mit unübertrefflichem Ausgrabungs-, Erhaltungs- und Ergänzungsverfahren vorgegangen. Im Gegensatz zu früherer Gepflogenheit bleiben jetzt Wandfresken, Mosaiken, Möbel, künstlerische und nützliche Geräte, mit einem Wort alle Funde, selbst die von dem Verhängnis überraschten Hausbewohner, an Ort und Stelle, was die bezwingende Vermittlungskraft der Häuser naturgemäß ungemein erhöht. Nur der kostbare Silberschatz an Tischgeräten, in hundertundsiebzehn Stücken, der, als der größte bisher gemachte derartige Fund, im Dezember 1930 im Haus des Mänander geborgen wurde, oder die vier silbernen Tafelgestalten, unverfrorene Darreicher von Naschwerk, aus dem Haus des Epheben, wie ferner besonders wertvoller Schmuck machten eine Ausnahme. Solche Dinge kommen der Sicherheit wegen ins Museum von Neapel.
Dieser neu wieder ans Licht getretene Teil ist das in den letzten Jahren der blühenden Handelsstadt gebaute Geschäftsviertel Pompejis. Es folgen fast ununterbrochen Verkaufsläden. Da sieht man Bäckereien mit mächtigem Ofen und den Kuchenformen, Trinkstellen, ‚Bars' für warme und kalte Getränke mit wohlerhaltenen marmorbunten Schanktischen, Werkstätten von Tuchfärbern, Walkereien, Arbeitsräume von Filz-

herstellern, von Sandalenmachern, von Kunstschmieden mit Bronzegestellen, Lampen, künstlerischen Gegenständen, von Zimmerern und Schlossern. An die fast unglaubhaft erhaltene Stuckbekleidung vieler Hausmauern sieht man, in volkstümlich ungekünstelter Art dargestellt, handwerkliche Tätigkeit und Ladenauftritte oder die Bilder von Laren und Gottheiten gemalt, am häufigsten den Handelsgott Merkur und, siegend verherrlicht, die große Schutzgöttin Venus, daneben jegliche andere, harmlos verkörperte heilige Zeichen, unter deren Kraft und besonderen Schutz der Kaufmann, Hersteller oder Handwerker sein Gewerbe stellte. Höchst freimütig befinden sich darunter auch zu wiederholten Malen große Priaposdarstellungen, die, wie hieraus ersichtlich wird, nicht immer und nicht an jeder Stelle anstößigen Sinn hatten, sondern die dem unbeschwerten Pompejaner, der ja unter ganz anderen Vorstellungen und Gesetzen lebte als die heutigen und gar die nordischen Besucher der Vesuvstadt, wohl als Sinnbild der Lebensfreude, Gesundheit und Fruchtbarkeit, des im natürlichen Süden immer gewünschten Kindersegens, glück- und heilbringend gewesen sein mögen, wie es noch dem heutigen Italiener, namentlich dem südlichen, das unvermeidliche Horn contro il malocchio, gegen den bösen Blick, oder irgendeine porta fortuna ist. Seltsam lebensvoll berühren in diesem Viertel ferner die getreuen Gipsabdrücke der zuweilen großartigen, sehr hohen zweiflügeligen Türen mit dem daran wieder angebrachten Bronzeschmuck. Türen, die entweder infolge der Eile der Flucht und der schon störend angehäuften Masse der Lapilli halboffen stehen blieben oder ängstlich und notdürftig, in der Hoffnung, daß man ja bald wieder zurück sein würde, verrammelt wurden. Zudem offenbart sich in den vielen Wandinschriften dieses neu ausgegrabenen Bezirks, die hier besser erhalten sind als zuvor, auf geradezu unerhörte Art Wesen, Fühlen, Denken, der ganze Geisteszustand, Sitten, Gebräuche, überhaupt, alles in allem genommen, das Leben und die Beschaffenheit der Menschen vor fast zweitausend Jahren. Vorzüglich geschieht das durch die den Mauern eingekritzelten, winzig kleinen Mitteilungen, die deshalb entstanden, weil das teure und seltene Schreibzeug, Pa-

pyrus und Wachstafeln, nur staatlichen und edleren Zwecken zu dienen pflegte. Diese geritzten Inschriften, graffiti genannt, bezeugen den Wirt und den Ladeninhaber, den Geschäftsmann, ja selbst den Besitzer des Spielhauses, der sein Einkommen und die Schulden seiner Kunden auf diese Weise aufzeichnete, sie bezeugen den Liebenden und die Geliebte, den Schuljungen, den Müßiggänger, der sich die Zeit vertreibt, wie auch den Besucher freier Mädchen und verschwiegener Gäßchen auf die unmittelbarste Weise. An Schenken sieht man immer wieder schreierische Wahlaufrufe oder Ankündigungen von Vorstellungen im Amphitheater, die ebenso wie der Besuch des Schauspiels zu den Leidenschaften der Pompejaner gehörten. Die Stadt besaß nicht weniger als drei Theater, deren noch erhaltene Räumlichkeiten stimmungsvoll erfüllt sind und einen tiefen Eindruck hinterlassen. Was aber außerdem in diesem neu aufgedeckten Viertel Pompejis, der Via dell'Abbondanza, besondere Bedeutung hat, ist der Umstand, daß hier das bis dahin vorwiegend einheitliche Patrizierhaus sich bereits anschickt, in ein Geschäftshaus oder gar Mietshaus überzugehen. Zumindest werden einige Bauten schon von mehreren, wenn auch wahrscheinlich noch untereinander verwandten Familien bewohnt. Bei fortlaufender Entwicklung wären hier gewiß, wie ein halbes Jahrhundert später in Ostia, mehrstöckige Mietshäuser, die Vorboten der heutigen, anzutreffen gewesen. Denn schon gewinnen in dieser Zone Straße und Bauten dadurch ein abweichendes, beachtenswertes Aussehen, daß fast jedes Haus ein oberes Stockwerk entweder schon fertig aufweist – das ist das häufigere – oder andeutet, da es im Begriff war zu entstehen. Auch fallen hier, neben den immer vielfältiger aus den Hauswänden heraustretenden Balkonen, die merkwürdig über die Straße hinausragenden Vorbauten auf, die dem Bewohner und Besitzer, bei der um sich greifenden Menschenzunahme und dementsprechender notwendiger Platzbeschränkung, mit Ersparnis an teuer gewordenem Grund und Boden dennoch den gewünschten Raum boten und die zugleich den Eingang zu den unteren Läden wie die davor zur Schau und zum Verkauf ausgestellten Waren gegen Regen und Sonne schützten. Weiter-

hin erhöht sich das Leben dieser Häuser sehr durch die vielfach vortrefflich erhaltenen, gemauerten Ruhebänke der triclinia (Speisezimmer), die eine deutliche Vorstellung von dem Vorgang des Mahles geben. Das gilt etwa für das Triklinium in der Casa del Moralista, einem Zweifamilienhaus, wo auf die schwarzen Wände mit weißer Schrift sittenstrenge Tischregeln und Gebote des Hausherrn an seine Gäste gemalt sind, dessen Engherzigkeit in Pompeji besonders unangebracht berührt. Die staunenerregend gut erhaltene Vorderseite eines Hauses mit seiner, zart gekehlter Stuckfront, die unglaubhaft farbenfrischen Wandgemälde im Hause eines Priesters – darunter besonders ‚Paris vor Helena', wo sich das Rot, Gelb und Grün an Leuchtkraft geradezu überbieten –, das Haus des Epheben, so genannt nach dem hier gefundenen herrlichen Knaben aus Bronze, der im Garten beim Sommertriklinium als Lichtträger stand, das Haus des Epheben mit den sehr edlen Fußböden, die Einlagen seltenster bunter Marmorstücke aufweisen – besonders rührend hier das Opfer der Katastrophe: ein junger Sklave, der sich mit einem Körbchen Eßvorrat hatte retten wollen –, weiterhin die bedeutende Casa del Criptoportico mit zieren Stuckresten und reichen Malereien, wie das große, vornehme Haus des adligen Römers Lorejus Tiburtinus – das sind nur einige hauptsächliche von den vielen Eindrücken, die auch in diesem Teil das Gemüt bestürmen. Das letztgenannte Haus zeichnet sich besonders durch seine kunstvollen Gartenanlagen und Kühlung spendenden Wasserspiele aus, sein höchst einladendes Sommertriklinium, durch eine Terrasse mit wohltuendem Blick auf das schöne Land und freskengeschmückte Gemächer mit Darstellungen der Ilias. Ein Raum mit bestrickender Kleinmalerei und blumenbunten Resten der Decke, die stuckverzierte Felder hatte, fesselt vornehmlich. Die meistgenannte all dieser bewunderungswürdigen Ausgrabungsarbeiten ist das Haus des Mänander, so bezeichnet nach einem hier angetroffenen, großen Wandbildnis des Dichters Mänander auf leuchtend goldenem Grund. Hier fand man in einer Holzkiste in unterirdischem Raum den schon erwähnten, kostbaren Silberschatz. Es ist sehr weiträumig – wenn auch lange nicht so

wie im altausgegrabenen Teil Pompejis etwa das großartige samnitische Haus des Pansa oder die vornehme Casa del Fauno, wo man den tanzenden Faun aus Bronze, dieses frohe Märchen – jetzt im Neapler Museum –, und das berühmte Fußbodenmosaik der ebendort ausgestellten Alexanderschlacht fand. Das ausgedehnte Gebiet dieses Baues mit seinem ganzen Anhang von Ställen, Gesinderäumen und Wirtschaftshallen, in denen die zahlreichen Ackerbaugeräte, Schaufeln, Hakken, Rechen, Sicheln, Sensen und Karren von bedeutendem Land- und Feldbesitz reden, läßt auf einen reichen Herrn schließen. Im weißen Marmoratrium leuchtet eine große, lapislazuliblau überrostete Bronzeschale. Dieses Haus des Mänander, sorgfältig bewahrt und ergänzt, hat ein Peristyl mit gemalter, etwa ein Meter hoher Umgangsbrüstung, welche die Säulen unterbrechen. Um dessen Geviert, darinnen ein hübscher Garten ist, liegen stattliche Nebenräume, unter ihnen das größte Triklinium von Pompeji. Nichts aber kommt hier der lebendigen Heimeligkeit und Anmut eines ganz unwahrscheinlich gut erhaltenen, grünwandigen Baderaumes mit gewölbter, rillenartig gekehlter Decke gleich. Ausgesucht fein und genießerisch, mit zierlichstem Stuckwerk und reizenden Malereien wasserspritzender Frauen in kleinem Nischenhalbrund, scheint dies Schmuckstück von einem Bad gestern noch benutzt worden zu sein, so spürt man seinen Besitzer. Der Fußboden erglänzt von Meereswesen im Mosaik. Im angemessen persönlichen, engen Zugang zu diesem unversehrten kleinen Wunderraum zeigt die Schwelle auf weißem Grund schwarz eingelegt einen lustigen, eilfertig herbeirennenden Mohren in unbekleidetem, äußerst übermütigem Zustand, wie er in phallischen Gefäßen Wohlgerüche herbeibringt.

Die Via dell'Abbondanza führt zum römischen Amphitheater. Ebendort, an dem weiten Platz dieses mächtigen Baues sind die allerneuesten Ausgrabungen erfolgt und noch in vollem Gange. Alle Zugangstore von rotem Backstein zu der Raumfreiheit um die riesige Arena herum wurden samt der Mauer freigelegt und wieder hergestellt. Gerade scheint man ganz nahebei, nach den Ausmaßen und den vorhandenen Säulen zu

schließen, ein Stadion zu finden. Das Eindrücklichste beim Rundgang oben auf dem von Kornfeldern umwogten Gebäude ist aber der Blick in die beglückende Landschaft, die als gewaltige Ellipse der Natur die des Theaters mit duftig farbigen Bergen, fernem Meer und fruchtbaren lieblichen Fluren umgibt.
So ungemein packend nun, allein schon durch ihre kulturgeschichtliche Bedeutung, die neuen Freilegungen auch sind, so soll Ihnen doch gesagt sein, da einige Wichtigtuer schon sich veranlaßt fühlen, über den letztgemachten Ausgrabungen die früheren als geringer zu bezeichnen, daß diese Häuser der Via dell'Abbondanza – ein Geschäftsviertel! – in Wahrheit doch wohl schwerlich einen solchen künstlerischen Genuß verschaffen und ein solches Wohlgefühl erregen können, wie es den Besucher bis heute immer noch in dem gemäldereichen Haus der liebesseligen Vettier durchströmt, wenn er dort in dem großen Raum am Peristyl angeleuchtet wird von dem Rot der Wände und beglückt von der Zier und launigen Kurzweil der geflügelten Eroten auf schwarzgrundigem Streifen. Die lebensvollen und heiter gesehenen Kleinen tummeln sich da beim Trocknen von aufgeschnürten Tomaten, Rennen mit zartgelenkigen Damhirschen, wobei es Zügelrisse und Stürze gibt, und bei jedweden kindlichen Verrichtungen und Spielen mit einem so bezaubernden Liebreiz und solcher hinreißenden Leichtigkeit in Zeichnung und Farbe, daß man sich wie fortgetragen fühlt. – Ferner kommt vom Standpunkt des reinen Kunstgenusses kaum ein anderes Gebäude in Pompeji der vorstädtischen Patriziervilla Casa dei Misteri gleich. Zu einem kleinen Teil schon früher freigelegt, wurde sie in den Jahren 1929 und 1930 ganz erforscht, und heute gibt sie ein vollkommenes, äußerst reiches, belehrendes Bild. Ihr großer Schatz jedoch, das höchst wertvolle Zeugnis antiker Malerei und Religion, sind, wie Ihnen ja sehr wohl bekannt, die Darstellungen der geheimnisvollen, dunklen, dionysischen Weihen in großen Wandmalereien, die an den vier Wänden entlang eine fortlaufende Handlung vorführen. Zunächst besticht wiederum und stärker noch als zuvor das berühmte pompejanische Rot, weil es hier, ganz frisch und wohlerhalten, in sinnlicher Freudigkeit unwiderstehlich lebens-

bejahend von den Mauern strahlt. Es liegt in ihm die ganze Wonne und Leidenschaft, der Glanz und die Heiterkeit südlichen Lebens. Vor diesem Hintergrund spielt sich der dionysische Kult ab, bewegen sich die fast lebensgroßen Gestalten, deren tiefe, schicksalhafte Blicke und gebannte Mienen, deren herrliche Glieder und Bewegungen durch das Rot, aus dem sie hervortreten, und ein kräftiges Grün, auf dem die Füße stehen, an Schönheit und Einprägsamkeit noch gewinnen. Die ausdrucksvolle, starke Gebärde der im Vorwärtsschreiten betroffen Innehaltenden, erstarrt Stehenden, deren durchsichtiges Gewand die aphroditischen Formen betörend verrät, wie die nackte, fleischleuchtende Tanzende, die dem Beschauer den Rücken zuwendet, sind, einmal gesehen, nicht mehr zu vergessen.
Dieses Haus liegt etwas abseits, aber der Weg dorthin ist ein so würdiger Auftakt zu den mystischen dionysischen Fresken, daß er gern gegangen wird. Er führt durch die zypressenbestandene, irisumblühte Gräberstraße, deren zu Herzen gehende Feierlichkeit unvergessen bleibt. Ehemals war das zugleich die Verbindungsstrecke von Pompeji nach Herkulanum. Am Haus des Diomed vorbei, durch Reben und duftende, blühende Orangenpflanzungen, jung wogende Fluren und Kornfelder fortschreitend, gelangt man, tief bewegt vom Nachklang all des Erlebens in der ausgegrabenen, geisterhaft zeugenden Stadt und von dem holden Wachstum um sie herum, zu ihrem kultisch und künstlerisch höchsten Schatz, der Vorstadtvilla Casa dei Misteri.

Aus dem Buch ‚Neapel und Sizilien – als Land der Griechen erlebt'

*

Reinhold Schneider / Der Stein des Magiers

Sanfte Töne hört ich tönen wie aus seinem
Grabe – da
Dacht ich seiner letzten Worte: „Spielt mir
die Harmonika." Justinus Kerner

Seit der Gast aus Weinsberg auf der Meersburg wohnte, schwebten nachts aus dem offenen Fenster seines dunklen Zim-



mers die seltsamen wehmütig sehnsüchtigen Töne seines einfachen Instrumentes, mit denen sich seine summende Stimme vermischte. Der Gesang, der nur das Echo eines Gesanges zu sein schien, umwehte die ungefügen Türme, er verlor sich über den Rebenhügeln, die ringsum anstiegen, oder er ließ sich über den See hinaustragen, wo er wie Geisterlaut hallte und verhallte. Für dieses Spiel schien der Gast, der Arzt und Dichter Justinus Kerner, so manche Stunde schöner abendlicher Geselligkeit gerne zu opfern; ohne die Maultrommel oder das Brummeisen, erklärte er seinem greisen Gastgeber, dem Freiherrn von Laßberg, könne er nun einmal seit früher Jugend nicht leben. Wie er als Dichter in einem langen Leben nichts zustande gebracht habe als ein paar einfältige Lieder nach der Weise des Volkes, so bringe er auch als Musikant nicht mehr als ein jeder Bauernflegel fertig; nur brummen könne er, nicht singen. Und er schien an den derben Namen seines geliebten Instrumentes einen besonderen Gefallen zu haben, vielleicht weil sie so gar nicht zu den jenseitig schmerzlichen Lauten paßten, die er ihm entlockte.
Justinus Kerner genoß als Gast die ihm gerne eingeräumte Freiheit; er war es gewohnt, daß sein Haus in Weinsberg samt dem Anbau und dem alten Turm im Garten voller Gäste steckte, deren jeder das Leben führte, das ihm behagte. Nun erhob er denselben Anspruch. Schon am Morgen nach seiner Ankunft war er über die hochgewölbte Brücke in das Städtchen hinausgetappt zur Besorgnis seiner Tochter Marie, die ihm noch ein Stück nachlief. Aber er wurde heftig: „Acht Tage", schimpfte er auf schwäbisch, „sind wir von Weinsberg fort, und in der ganzen Zeit habe ich nichts von meinen Freunden gehört. Du weißt, in meine Postsachen laß ich mir nicht hineinreden, auch nicht von meinem Legationsrat und geheimen Archivar." Das Mädchen senkte den hellen Kopf: „Aber deine Augen, Vater!" „Meine Augen! Meine Augen! Die Freude macht sie hell. Wenn ich Briefe von meinen Freunden bekomme, werden meine Augen wieder gut. Die Freude macht sie gesund." – „Nur die Tränen", sagte er auf einmal, sich umwendend und vom Ende der Brücke hinunterblickend auf das

stillstehende Rad der Schloßmühle und die tief hinabfallenden Stufen, „verderben das Augenlicht.“ Damit stieg der breite, ein wenig schwerfällige Mann, auf seinen Stock gestützt und umweht von dem langen Haare und dem weiten dunklen Mantel, die schmale Gasse hinauf in das Städtchen.

Und bei diesem Entschluß war es auch geblieben. Sobald Postsendungen zu erwarten waren, holte Kerner sie selbst ab; glücklich kam er mit dem Päckchen zurück. Freilich wollte die Hand, die sich immer schon in absonderlichen Schnörkeln und mancherlei Abschweifungen gefallen hatte, ohne die strenge Aufsicht der Augen nicht mehr zurecht kommen; dann gelangte der Legationsrat und Archivar wieder zu Ansehen und schrieb in klarster Schrift die vielen Briefe an Träger bekannter und unbekannter Namen, an Fürsten und Handwerksleute, Gelehrte und Sänger, Leidende und Bittende, die Kerner alle in demselben Herzenston anredete. Aber ebenso gern wie er seine Briefe ansagte, wanderte der Dichter allein durch das wunderliche Städtchen, dessen zwei mächtige Schlösser den Häusern nur wenig und nicht gerade den besten Platz zwischen dem Seeufer und den steilen Weinbergen übrig gelassen hatten. Er kehrte gerne in einer der dämmrigen Wirtsstuben ein; hinter den geschlossenen Läden, durch die nur ein Flimmern drang, schien ihm wohl zu sein. Wenn er das rotleuchtende Glas an die Lippen hob, glühten die Augen, die draußen im Sonnenlicht des Hochsommers von grauen Schleiern übersponnen schienen, von einem geheimnisvollen inneren Licht; die Glut überlief die Wirtstochter wie der Widerschein eines plötzlich aufgeschürten Feuers, so daß sie die Blicke senkte. Aber der sonderbare Gast sprach ein paar Verse, die von unheimlicher Wehmut bebten, so daß Hund und Katze, die ihm stets zuliefen, sobald er das Zimmer betrat, sich enger an ihn drückten.

Oft ging er durch das Tor und zwischen den reifenden Feldern zum Friedhof hinauf, dessen Kreuze sich auf der Höhe unter dunklen Laubkronen scharten. Oft auch bog er vom Rathause in die krumme Vorburggasse. Dort pflegte er vor einem altertümlichen Hause stehen zu bleiben, zu dessen schmaler Tür ein

paar ausgetretene Stufen führten und über dessen Speicherfenster ein Kran weit vorragte; die Kinder sammelten sich scheu um ihn, während er zu den halbblinden Fenstern hinaufsah und Worte murmelte, von denen niemand sich denken konnte, an wen sie gerichtet waren. Dann und wann trat er auch in dieses Haus oder in andere Häuser ein; doch erzählte er seiner Tochter fast niemals von solchen Streifzügen, viel lieber sprach er von Zufälligem, das ihm begegnet war. So brachte er einmal aus einem verstaubten Gelaß des Schlosses eine aus luftdichtem Stoffe gefertigte, zusammengeklappte Weltkugel samt dem dazu gehörenden Blasebalg herauf. Er blies sie auf und ließ sie wieder zusammenfallen und wurde dieses Spiels ebensowenig müde wie der Scherze, die er damit verband: Nun sei es mit der Welt bald zu Ende, die Luft gehe ihr aus; aber er wolle ihr noch einmal aufhelfen, sei doch nichts leichter als das. Sie brauche ja nur Luft und Wind, nichts Gediegenes; und wer die Backen recht voll nehme, der sei ihr Mann und könne die plattgedrückte Erde wieder in Form bringen und den Bewohnern der Alten wie der Neuen Welt die Angst vor dem Untergange, die ihnen schon bedenklich lange in den Knochen sitze, austreiben. Damit brachte er die bunte Kugel fast zum Platzen; er schloß die Öffnung und scheuchte die Welt vor sich her durch das Zimmer, wobei er tat, als wolle er ein verängstigtes Huhn in den Stall treiben, so daß das Mädchen sich ausschütten wollte vor Lachen; dann öffnete er die Tür und beförderte die Welt mit einem derben Schlag die gewundenen Stufen hinunter.

Von solchen Scherzen konnte er unvermittelt in die tiefste Wehmut zurücksinken; namentlich in den Briefen an seine Vertrauten, die ihm das junge Mädchen aufzeichnete, klagte er über sein trauriges Leben, dem alles Licht fehlte, seit erst sein Bruder und dann sein über alles geliebtes Weib von ihm gegangen seien. Einmal, noch in den ersten Tagen des Aufenthaltes, hatte der Schloßherr versucht, anzudeuten, wie bitter ihn der Verlust schmerze, den Kerner erlitten, und wie sehr er hoffe, daß der verehrte Gast auf der Meersburg Trost finde, aber Marie hatte den alten Freiherrn so flehentlich, mit zusammen-

gepreßten Händen, angesehen, daß dieser verlegen, ja fast beschämt abbrach und schließlich noch ein paar Worte von dem Frieden und der Hilfe hinzufügte, die ihm, nach einem kaum verwindlichen Schmerze, hier geschenkt worden seien.
Als sie wieder allein waren, pries Kerner die Rücksicht seines Gastgebers; niemals versuche der Freiherr sich in das Leben eines andern einzudrängen, niemals versage er dem Freunde jene auszeichnende Achtung, die vielleicht nur er, der Ritter selbst, verdiene. „Er kann ein Gleiches von uns erwarten," setzte Kerner hinzu, „rühre ihm nie Erinnerungen auf! Die Menschen wollen viel wissen von seinen Beziehungen zu der vor langem verstorbenen Fürstin; es heißt sogar, er sei heimlich mit ihr vermählt gewesen. Ich weiß es nicht. Aber wo wir das Walten eines Schicksals spüren, sollten wir Achtung haben." So kamen sich die beiden Männer näher; immer länger verweilte Kerner im Bereich des Schloßherrn, den Waffensälen und der Bibliothek. Dann schritt ihm der hochgewachsene ritterliche Greis im schlichten Jägerkleide leicht hinkenden Schrittes voraus durch den Wehrgang; ein Unfall, den Laßberg vor vielen Jahren erlitten, schien seine Gestalt eher gestrafft als gebeugt zu haben. Das bunte Licht ehrwürdiger Scheiben, das die vom See widerstrahlende Helligkeit noch verstärkte, glitt über die beiden Männer und verzauberte das sonderbare Geräte, das die Halle anfüllte. Sie blieben an dem Brunnen stehen, der einst den Armen Meersburgs Wein gespendet hatte.
„Warum", fragte der Freiherr, „haben sich die Menschen die Brunnen der alten Zeit verschüttet, die ihnen einst zum Segen geflossen sind?" Kerner hatte sich auf den Rand des eingetrockneten Beckens gesetzt und beugte sich über seinen Stock, wie es seine Gewohnheit war. „Nicht nur die Brunnen der alten Zeit sind tot," rief er ausbrechend, „auch unser eigenes Leben versiegt, und unsere eigenen Toten lassen uns allein. Ach, was soll ein Herz auf der Welt, das schwer ist von Liebe und diese Liebe verschenken möchte und niemanden mehr findet, der sie annimmt! Geschieht da nicht ein Riß im Weltbau, wenn die Liebe abreißt und allein zurückbleibt und ihr kein Zeichen wird

aus der andern Welt?" – „Das sagt der Mann," antwortete Laßberg, „der tiefer als alle andern in jene Welt geblickt hat?" – „Nicht in die hellen Regionen, sondern in die dunklen", erwiderte Kerner schmerzvoll; „die Liebe wohnt so hoch oben, daß diese blinden Augen sie nicht mehr erreichen." Er sah brennenden Blicks in das farbige Dämmer des Wehrgangs, als wolle er sich zwingen, Unsichtbares wahrzunehmen. „Der Seuse vom Kloster drüben am andern Ufer hat es wohl erfahren: ‚Alldieweil Lieb bei Lieb ist, weiß lieb Lieb nicht, wie lieb Lieb ist – wenn aber Lieb von Lieb scheidet, weiß Lieb wohl, wie lieb Lieb war!'" Kerner stand seufzend auf und folgte dem Freiherrn in die Bibliothek.
„Hier", sagte Laßberg, eine aufkommende Bewegung nur halb verbergend, „liegt der edelste Wein, den unser Volk gekeltert hat. Und wer wollte hier noch sagen, daß die Toten uns allein gelassen hätten!" Er zog einen handschriftlichen Band hervor und blätterte ihn auf: „Wie das lebt und hervorquillt!" rief er, sich tief über die steifen Blätter beugend, „wie das duftet! Die Worte atmen alle noch, keins ist abgestorben; aus einer solchen Schrift weht uns der Geist der Zeiten noch mächtig an, da das Edle mitten im Volke wurzelte und alle das Edle erkannten und ihm nachtrachteten! Aber man muß das spüren, man muß den Hauch einatmen! Und die Sprache, die wir heute sprechen, faßt auch den Geist dieser Zeiten nicht. Das Alemannische ist ihnen näher, es ist stärkeren Herzens. Es ist auch mehr Heiliges darin. Und wenn gar die Menschen mit der Druckerpresse kommen, so quetschen sie das lebendige Leben zusammen wie unsere Naturforscher die Wiesenblumen im Herbarium. Nein! Das will geschrieben sein, Zug um Zug, Punkt um Punkt!" Kerner war an ein Schreibepult getreten: „Hier ist es geschrieben!" rief er freudig, „und wie kräftig und klar!" Er schlug neben dem geöffneten Band einen zweiten und dritten auf, die dieselbe männlich-altertümliche Handschrift zeigten. Laßberg wandte sich erschrocken um: „Sehen Sie das nicht an! Sprechen Sie nicht davon! Das ist nur der Zeitvertreib eines alten Jägers, der seine letzten Jahre lieber am Ofen verbringt als im Walde!" – „Nein!" antwortete der Dichter feuchten

Auges, „das ist eine große Arbeit, ein großer Dienst, den Sie uns allen und den vergangenen Zeiten leisten!"
Die Freude färbte die Wangen des alten Edelmanns, aber er zog seinen Gast von dem Pulte weg. „Kommen Sie, ich habe Ihnen Wichtigeres zu zeigen!" In dem anstoßenden Büchergewölbe entnahm Laßberg einem Fache ein Pergament, das an schwarzgelbem Bande ein Siegel trug. „Ich weiß doch, daß Sie hier in Meersburg auf den Spuren eines sonderbaren, von Mit- und Nachwelt hart mißhandelten Mannes gehen. Sie wollen nicht davon sprechen, vielleicht nur: noch nicht. Aber sehen Sie, was ich hier habe!" Kerner entfaltete erregt das Dokument: „Das Doktordiplom des alten Mesmer!" rief er aus, aufs höchste überrascht, „erteilt im Namen Ihrer Apostolischen Majestät, der Kaiserin Maria Theresia, zu Wien! Und wie ehrenvoll für den viel geschmähten Doktor!" – „Ich mache es Ihnen zum Geschenk, vielleicht ermutigt es Sie, dem Alten weiter nachzuforschen. Ich habe ihn vor mehr als vierzig Jahren noch gesehen, da er abseits der Welt in Frauenfeld lebte. Den furchtbaren Absturz seines äußeren Lebens hatte er überwunden, ja, er schien ihn kaum erschüttert zu haben. Eine wunderbare gesammelte Kraft ging von ihm aus wie vom Elemente. Seine Seele war, glaube ich, in vollkommener Ruhe. Die Menschen hielten ihn für geheimnisvoll; vielleicht war ers nicht. Er war nur ganz fest, ganz klar, reine in sich gegründete Natur; darum konnte er wohl auch auf die Natur zurückwirken. Weichen Sie nicht von ihm, er wird Sie nicht unbelohnt lassen. Auch der Arzt kann ja des Arztes bedürfen, und was ist alle Heilkunst, wenn sie die Seele nicht ins Gleichgewicht setzt!" – „Ja," erwiderte Kerner, „in diesem Sinne ist er ein Arzt gewesen; aus dem Ganzen stellte er den Einklang wieder her, der im einzelnen gestört worden war. Und das Ganze ist ja unendlich viel mehr als unser irdisches Leben."
Wohl schien der Dichter noch mehr als sonst seinen Gedanken nachzuhängen, als er dem Schloßherrn wieder in das Wohngemach gefolgt war, doch sprach er nicht mehr von dem einst viel gerühmten und viel gelästerten Manne, dessen Doktordiplom er in der Tasche trug. Erst als Laßberg die Fächer öff-

nete, die seine Kameensammlung enthielten, nahm Kerner wieder lebhaften Anteil. In den Steinen walte eine Kraft, erklärte er, die er unmittelbar spüre; sie sei auf ihn, als einen an die Erde gebundenen, ja am liebsten sich auf der Erde lagernden Menschen von viel größerer Wirkung als Kunstwert und Arbeit, die er achte und verehre, ohne von ihnen gefangen zu werden. Halb auf dem Ruhebett neben dem Tische liegend, neigte er sich über die Kästen, während der Freiherr, aufrecht neben ihm stehend, auf das eine oder andere Stück hinwies. Da begegneten sich die Blicke des Dichters und die Hand Laßbergs über demselben Stein, als habe dieser sie angezogen oder als habe der Blick des Dichters die schmale Greisenhand gelenkt. Der Schloßherr nahm die Kamee heraus und reichte sie seinem Gast: „Dieses Stück habe ich auf eine so merkwürdige Art bekommen, daß ich es gar nicht als mein Eigentum ansehen kann. Wollen Sie mir die Freude machen und es als ein Andenken annehmen? Ein Jude brachte die Kamee vor langen Jahren einmal aufs Schloß; wahrscheinlich hatte er sie aus dem zugehörigen Ring gebrochen und diesen nach seinem Goldwerte verkauft. Daß die Arbeit nicht antik ist, wußte er wohl; ein Italiener wird die Kamee geschnitten haben. Aber ich nahm sie ihm ab; es sind Platos Züge, und ihn soll man ja nicht abweisen, wenn er einem ins Haus getragen wird."

Kerner hörte kaum zu; er hielt den Stein auf der flachen Hand und hauchte ihn sachte an: „Nun tut er, als lebe er nicht, und doch ist er wie einer jener goldgrünen Käfer, die sich tot stellen, sobald sie gefunden werden. Aber die Dinge, die wir tot nennen, fordern nur Geduld; ihr Leben währt tausendmal länger als das unsre, und es kommt ihnen auf ein paar Jahre Schlafs nicht an. Ich will ihn mit mir tragen, vielleicht erwecke ich ihn, und er sagt mir, woher er gekommen ist."

Noch lange danach wehten die Klänge der Maultrommel über den mondbeglänzten See; die Nacht zog so hell über die höchste Höhe des Sommers wie ein dämmriger Tag. Am andern Morgen tat Kerner, als sei er eigens nach Meersburg

gereist, um dicke Tintenkleckse in die Mitte weißer Blätter zu setzen, das Papier zusammenzufalten, zu streichen und dann wieder aufzuklappen und sich an den absonderlichen oder erschreckenden Gebilden zu weiden. Manche belachte er; andere flößten ihm Entsetzen ein; die merkwürdigsten legte er zurück, um sie mit nachdenklichen oder spottenden Versen zu versehen und an seine Freunde zu schicken. Seiner Tochter war nicht ganz wohl bei dieser Beschäftigung; sie schien einen unheimlichen verborgenen Ernst hinter ihr zu wittern. „Warum mußt du nur all diese dunklen Geister aufrufen, Vater? Laß sie doch im Tintenfaß!" – „Störe mir meine Wissenschaft nicht! Denn eine eigene Wissenschaft ist die Klecksographie, und ich werde als ihr Begründer in die Geistesgeschichte eingehen. Freilich verstehen sich nur die darauf, die Scherz und Ernst als die zwei Seiten der einen Sache und des einen Geheimnisses begreifen. Schau, wie dieser da mit bösen Augen hervorglotzt, ordentlich erbittert darüber, daß ich ihn erwischt habe! Aber er ist nun abkonterfeit und soll uns nicht mehr davonfliegen!" Er beschwerte das Blatt mit einem Stein. „Ja, du bist ans Licht geflogen und mußt darin aushalten, wie weh's auch tut. Je reiner das Schwarz der Tinte ist, um so besser gelingts. Ists nicht wichtig, zu wissen, was sich alles im Finstern tummelt? Mein Gott, der macht mir selber Angst mit seinen steilen, gewundenen Hörnern und mit Klauen besetzten Flügeln! Die Klecksographie ist der Elementarunterricht in der Dämonenlehre. Wenn die Menschen wüßten, von welchem Gelichter sie umgeben sind! Darum", fügte er hinzu, wieder ein Blatt zusammenpressend, „hilft es den Herrschaften nichts; sie müssen heraus; sie müssen sich selber abbilden in ihrer ganzen Scheußlichkeit."

„Mein Himmel!" rief er plötzlich, den Stoß wegschiebend und aufstehend, „könnten wir nur das Licht ebenso abbilden wie die Finsternis! Könnten wir die Bilder der Engel auffangen! Aber wie? Nur das Dunkle hat Umriß und Gestalt, und das Oben und Unten sind voneinander losgerissen. Keine Leiter führt mehr hinauf. Kein Engel will uns tragen." Er nahm seinen Mantel um und ging zur Tür: „Ich will dem alten

Mesmer wieder nachgehn. Vielleicht begegne ich ihm doch noch." Umständlich stieg er die Treppe hinunter; Marie blieb am Fenster stehen und hörte, wie er unten, in dem engen bunten Schloßgärtchen, die Magd ansprach: „Heute nacht habe ich ihn gesehen, den Turmgeist! Er hat einen Bart wie der Elchkopf im Wehrgang und einen langen haarigen Wickelschwanz!" Sein schwerer Schritt und das Aufklopfen des Stockes hallten durch das Torhaus.

In den folgenden Tagen wurde des Dichters Stimmung ruhiger. Er saß oft an dem von Weinlaub überhangenen Fenster und fühlte beglückt auf den halbgeschlossenen Augen den Schein des vom See ausgestrahlten Lichtes. „Die Schneegipfel hinter dem See", sagte er einmal, „sehe ich freilich nicht mehr. Es ist zu viel Trauer durch mein Herz und über meine Augen gegangen. Aber in meinem Innern wachsen die Gipfel sachte, und die doch immer geliebte Erde reicht wieder in den Himmel." Marie fühlte sich an vergangene Jahre erinnert, da die Eltern noch nebeneinander die überreiche Mühe und den Segen ihres Lebens trugen; auch damals, mitten im friedevollen Glück des sich ausströmenden Herzens, lag die Trauer in der Seele des Dichters, aber sie gehörte zu ihm wie der Resonanzboden zum Instrument; sie war keine Last, sondern sein innerstes Eigentum, und das schien sie in den letzten Tagen wieder geworden zu sein, wenngleich die Sehnsucht viel stärker in ihm war als früher. So verging diese Zeit in vollkommener Klarheit; es war, als ob der Herbst die sommerlich glühenden Rebenhügel schon gestreift hätte, in deren Gängen dann und wann in den Abendstunden die hohe Gestalt des Freiherrn sich zeigte; das Haupt von einer eng anliegenden Kappe geschützt, mit lang wallendem Barte und, wie immer, die Schlüssel seiner Burg mit sich tragend, prüfte Laßberg die reifenden Trauben. Kerner machte sich indessen viel im Städtchen zu schaffen und kam einmal mit einem großen Paket beladen über die Schloßbrücke. Doch machte er ein Geheimnis daraus, in das er nur Marie bei verschlossener Tür einweihte.

Am Abend vor der Abreise saßen die Gäste mit dem Schloßherrn im Wohngemach; das Fenster stand offen, und die Ufer-

höhen schienen befreit aufzuatmen nach der Sonnenlast des Tages, der See spielte noch in opalenem Licht. „Ich habe so viel empfangen auf der Meersburg," begann Kerner, „daß ich gar nicht weiß, wie ich danken soll. Das Beste hab ich aufgespart, und ich glaube, unser verehrter Schloßherr weiß selber nicht, wie er mich beschenkt hat. Denn", fuhr er fort, wieder in die gewohnte, halb liegende Stellung zurückfallend, „als ich herkam, war ich ja ein tiefgebeugter, tief unglücklicher Mann, der aus seiner Schmerzenswelt keinen Pfad fand in die höhere Welt der Verklärten. Dort oben wußte ich alles, was meinem Herzen teuer war, was ich liebte und verehrte; hier unten, wo mein Erdgewicht mich festhält, war ich allein. Eine dicke Wolkenschicht hatte sich zwischen die zwei Teile der Welt geschoben; kein Strahl drang herab, kein Seufzer hinauf.

Und doch wohnten wir hier unter lauter ehrwürdigen Schatten, wie in einem Totenreiche. Denn der alte König Dagobert hat noch Insitzrecht in seinem Turme; und wenn es wahr ist, was ich glauben möchte, daß diejenigen, die am heißesten Unerreichtes gewünscht haben, noch oft auf die Erde wiederkehren, bis endlich der Wunsch stirbt nach ihrem Leibe, so hat sich vielleicht auch der Knabe Konradin noch nicht von dem Fenster gelöst, an dem er gestanden haben soll. Sah er doch von hier auf die Gipfel hinüber, vor denen das begehrte Reich seiner Väter lag und der Tod ihn erwartete. Und auch die Bischöfe, deren Gebeine man in der Kirche wieder zusammensucht, mögen noch an dem alten Fürstensitze hangen und kleben. Und wer würde es wagen, die Dichterin anzurufen, die hier Unausdenkbares in ihrem Herzen begrub! Webte sie doch ihr Lebtag in einem Zwischenreich, von dem wir nicht wissen, unter welchem Gesetze es steht!

Aber all diese Schatten hatten keinen Trost für mich, der ich die Trauer um den verlorenen Teil meines Herzens mit mir herumschleppte. Auch gibt es ja ein Leiden der Geisterwelt, das noch herber ist als das Leiden des Fleisches; und wer an ihm teilhat, dem mögen sich wohl die Tage verdunkeln. Endlich war ich um eines Schattens willen gekommen. Jahr um Jahr hat es mich zu dem alten Mesmer gezogen, der nicht ein Arzt

war aus dem Studium, sondern aus dem Wissen und der Ahnung und vor allem aus der Kraft des Herzens, die erst den rechten Arzt macht. Die Zeiten haben an ihm gesündigt; ich wollte versuchen, diese Schuld zu verringern, nicht indem ich ihn lobte – dessen würde ich mich schämen –, aber indem ich einfach sagte, was er war. Einen bessern Dienst können wir ja einem verehrten Menschen nicht erweisen, als zu sagen, was er gewesen ist. So bin ich hinauf zu seinem Grab gewandert. Als ich durchs Tor des Friedhofs ging, flog ein Vogel auf und dicht an mir vorüber. Ich legte mich auf eine der drei Stufen des sonderbaren, tiefsinnigen Denkmals, das Freunde dem Vielverkannten unter den Armen des großen Friedhofskreuzes gesetzt haben. Diese Freunde sind wohl dahin; und die Nachwelt hat ihr Werk mißhandelt, den Stein verletzt und Dornen darüber wuchern lassen; doch Gottes Auge leuchtet noch über Mesmers Namen, und auch die heiligen Kreise der Gestirne sind noch zu erkennen, die über dem Erdendasein walten.
Dort verweilte ich lange, des Toten und seiner Lehre von dem wunderbaren Einklang alles Geschaffenen gedenkend. Von den Gräbern der vor kurzem Verstorbenen wehten schwarze Schleier, und ein weißer wehte vom Grabkreuz einer Jungfrau. Fern unten soll man den See leuchten sehen. Ich blickte zu dem Kreuze auf. Ich wäre so dankbar für ein Zeichen gewesen. Aber ich wartete und wartete. Dann ging ich endlich."
Kerner schwieg seufzend; das Zimmer hatte sich verdunkelt. Marie entzündete ein Licht und blendete es auf einen Wink des Freiherrn sorgfältig gegen den Dichter ab; dieser hatte sein Gesicht mit der Hand beschattet, die er nur langsam sinken ließ.
„Nun versuchte ich es auf den irdischen Wegen des Verstorbenen. Wie mächtig hatte mich oft das Verlangen bewegt, daß ich ihm hätte begegnen und von ihm lernen dürfen! Wenn ich nun vor seinem alten Hause in der Vorburggasse stand, vor das ich um vierzig Jahre zu spät gekommen war, so konnte ich wohl glauben, er lebe da oben sein stilles Leben, jenseits der Zeit, die ihn zu Wien und darauf zu Paris so mächtig emporgehoben hatte, um ihn wieder zurückzuschleudern in diesen Erdenwinkel

seiner Väter. Denn daß der hochberühmte Mann im Alter hierher zurückgekehrt war, wo seine Väter Jäger und Fischer des Bischofs von Konstanz gewesen, und daß er an dieser Enge der dürftigen, von Kindern und Fuhrwerken belebten Gasse hinter dem Schloß genug hatte, nachdem er Zeuge allen Glanzes und allen Unheils seiner Zeit gewesen war, dies schien mir am wunderbarsten. Er selber hätte freilich gesagt: Was willst du und was wunderst du dich? Das ist der See; der hat die Kraft der Sonne und des Alls in sich gesammelt und sie meinen schlichten Vätern und mir geschenkt. Und diese Kraft habe ich den Menschen in den großen Städten bringen wollen, die hinsterben wie vom See ausgeworfene Fische; mit ihr wollte ich sie zurückführen aus ihrem verdorbenen Leben in das unverwelkliche Leben der Schöpfung. Meinst du, ich sei in den Städten nicht geblieben, der ich war? Wie hätte ich sonst gewirkt? So konnte ich, nachdem ich des Geldes und Gutes, des Hauses und Glanzes und sogar meines Namens ledig geworden war, leicht heimkehren. Ich bin ja, was ich war, und der See ist der See meiner Kindheit und meiner Väter, und die großen Kräfte schlummern in ihm und wirken in mir; und wenn ich Staub sein werde, so werden sie weiter wirken, und es ist ein Leben und Weben über die Gräber hinaus.

Ja," fuhr Kerner leidenschaftlich hingegeben fort, „fast konnte ich ihn sehen, wie er kräftiger Gestalt und weißen Hauptes aus der Haustür kam – er mußte sich ein wenig bücken – und seinen kleinen Einspänner bestieg und darin zum Seeufer hinunterrollte; wie er dort einen Kahn betrat, um nach der Mainau hinüberzurudern. Sobald er sich der Insel näherte, flogen ihm die Kanarienvögel entgegen, die dort, umgeben vom weiten Wasser und gehalten von der milden Sonne, frei wie die Sperlinge nisteten. Sie setzten sich auf seine Schultern und den breitkrempigen Hut, während er zwischen den Rosenbüschen auf und nieder schritt, und folgten seinem Kahne noch ein gutes Stück auf der Fahrt nach Radolfszell. Wie ihn auf dem Eiland die Vögel erwartet hatten, so am Stadtufer die Kranken. Er bestrich leise ihre Stirnen und schmerzenden Glieder mit seiner Hand, die der verborgenen Kräfte mächtig war;

er sprach ihnen Trost zu, oder er versetzte sie, leise summend, in Schlaf, aus dem sie gekräftigt wie nach einem Bade erwachten. Entgelt wollte er nicht; was er habe, sei ihm geschenkt worden, und er wolle es weiterschenken, sagte er, am Abend wieder die Ruder ergreifend und hinausfahrend.

Ich konnte ihn auch in vergangenen Zeiten seines Lebens sehen. So, wie er zu Paris, während die Revolution schon heraufgärte, in dem dämmrigen Spiegelsaale seines Hauses stand und die Glocken seiner Glasharmonika singend berührte – er bediente sich freilich eines edleren Instrumentes als ich, aber es freut mich doch, daß er es auf ähnliche Weise behandelte wie ich das meine und die Noten verschmähte. Draußen barst die Ordnung der Riesenstadt auseinander, aber er war gefaßt und still, ein Spender guter Kräfte, den die aufgeregte Zeit freilich nicht mehr dulden wollte. Und oft muß ich mich fragen, wie es ihn berührt haben mag, daß Napoleon, der böse Herr und die leibhaftige Erscheinung dieser Zeit, nach dem russischen Abenteuer im bittern Winter hierher an das Seeufer verschlagen wurde, wo der Arzt im Frieden des Alterns und Wohltuns lebte.

So sah ich ihn wohl mit dem innern Auge; man kann ja auch mit der Herzgrube sehen – und sogar lesen, mögen unsere Gelehrten mir das glauben oder nicht. Denn der Mensch ist nicht allein auf die Sinne angewiesen; der ganze Mensch ist Sinn. – Und ich stieg in den Häusern herum und fragte die Alten nach ihm aus. Der hatte ihn noch aus dem Fenster schauen sehen, jenem hatte er seine Schmerzen genommen; oder die alte Wartfrau wußte, daß sein Kanarienvogel ihn morgens weckte und ihm den Zucker in den Kaffee warf. In allem, was ich von ihm hörte, erkannte ich die Spur eines wunderbar hellen Menschen von jener höheren Art, die ich immer herzlich gern verehrt habe. Hell waren seine Augen; auch schwere physische Übel, an denen er litt, verdunkelten seine Miene nicht; hell war selbst die Stunde seines Todes, da er der Erde ihren Zoll an Schmerz bezahlt hatte und bat, einen seiner Freunde zu holen, daß dieser ihm auf der Glasharmonika spiele. Doch war er schon eingeschlafen, als der Freund kam. Denn er hatte die

Klänge der ewigen Harmonie im Ohre und ließ sich lächelnd von ihnen hinübertragen.
Aber ich suchte ja mehr; ich bin von den Leidenden einer, die aus der Tiefe empor wollen und gerade darum nach dem Einklang trachten, weil ihr Herz zerrissen ist. Und dann machte mir die Frage zu schaffen, wie der Alte wohl das Kreuz betrachtet hätte, das neben seinem sonderbaren christlich-unchristlichen Denkstein steht und diesen hoch überragt. Und doch sprach er wahr und drückte Gottes Werke aus, als er das harmonische Zusammenwirken aller Kräfte, des Oben und Unten, der Gestirne und Menschen lehrte. Die Schöpfung will ja verklärt werden in ihrer ganzen Fülle; diese Verklärung ist ihr verheißen, seit der Herr sie betreten hat; und in deren Lichte sah der Tote von Meersburg Gottes Welt. Vieles, was er sonst gedacht und geschrieben, hat seine Zeit ihm aufgenötigt, die einem jeden die Last ihrer Irrtümer und Sünden aufpackt. Doch im Innersten hatte er recht; er wollte der verklärenden Ordnung dienen, die er erkannt hatte.
Nur mir selbst war die Welt in Stücke gegangen, in der er gelebt hatte und gestorben war. Sie freilich", Kerner wandte sich lächelnd an Laßberg, „können Heilige anrufen und finden fast an einem jeden Punkte der Erde eine heilige Spur und einen Pfad, der hinüberführt. Ich kann mir nicht denken, daß wider Gottes Willen ist, was aus der Andacht des Herzens geschieht, und es fällt mir wahrlich nicht schwer, vor der Mutter des Herrn die Kniee zu beugen. Aber doch ist es mir verwehrt, solche Hilfe anzurufen. Darum – daß ich es nur gestehe – flehte ich den alten Mesmer wie einen Schutzpatron an. Er sollte noch als Schatten eintreten für seine Lehre. Da schenkten Sie mir sein Doktordiplom und am Abend desselben Tages jenen Stein. Die Dinge regten mein Gemüt mächtig an, wiewohl sie ja nichts miteinander zu tun hatten. Bald darauf forschte ich einen Verwandten Mesmers aus. Es ist ein Maler, und ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen oder gar einmal in seiner bescheidenen Behausung gewesen sind.
Wunderbar ist es ja schon, daß ein Maler hier lebt. Denn was könnte er zu tun finden, außer daß er einmal für eines der

Klöster am See einen Heiligen malen oder auffrischen darf! So malt er denn auch seine Heiligen, und er tut es mit Liebe, die den Menschen über sich selbst hinausträgt und darum das Geheimnis der Kunst ist. Soll sie doch ein Höheres sichtbar machen, auf daß es uns ergreife und hinaufziehe. Das sagte ich dem Meister auch; und er sprach mir aus dem Herzen, als er meinte: wer zu Gottes Lob singe, dürfe den Schnabel auftun, sei seine Stimme auch noch so schwach. Auch male er lieber ein Bild zur Erquickung einer einzigen schlichten Seele als zum Augenschmause der Tausend, die sich durch die Kunsthäuser der Großstädte drängen. Ich fragte nach Andenken an den alten Mesmer, und der Maler wies auf einen Lehnstuhl in der Fensternische, ein behagliches Stück; es stammte aus den Zeiten, da die Handwerker noch wußten, wie der Mensch am bequemsten sitzt oder liegt. Auch Mesmers Meerrohr fand sich noch, mit dem er die Kräfte aussandte. Aber ich bin zu alt, um einen so mächtigen Zauberstab noch zu gebrauchen."

Dann zog der Meister etwas sehr Schönes hervor. „Sehen Sie hier." Kerner nahm eine Dose aus der Tasche und reichte sie dem Freiherrn: „Es ist wohl eine französische Arbeit; ein Verehrer Mesmers, der dessen Lehre sehr gut verstanden haben muß, hat sie ihm vielleicht in den Zeiten des Ruhmes geschenkt. Sie sehen die Himmelskugel mit ihren Sternen über der Erdkugel schweben; eine Kette verbindet das Oben mit dem Unten, und hier auf der Erdkugel verkündet ein Genius mit Posaunenschall den Namen dessen, der den wohltätigen Einklang alles Geschaffenen den Menschen wieder verkündet hat.

Mir war," fuhr Kerner lebhaft fort, während Laßberg im Schein der Lampe die Dose betrachtete, „als sollte ich in diesem Bilde sehen, was ich so sehnsüchtig zu schauen begehrt hatte. Doch war der Maler nicht zu bewegen, mir die Dose zu überlassen, und ich verstand ihn nur allzu gut. Er lieh sie mir, damit ich sie zeigen könne. Ein Andenken müsse ich aber haben, sagte ich; und schon dachte ich daran, das Ungetüm von einem Lehnstuhl nach Weinsberg schaffen zu lassen, da bemerkte ich, daß hinter einem Vorhang noch Bilder aufgestapelt waren. Ich

lief hin und schlug den Vorhang zurück. Da – sah mich der Alte selber an." Marie war aufgestanden und hatte mit Hilfe eines Dieners ein in Lebensgröße ausgeführtes Bildnis hereingetragen; sie stellten es im Hintergrunde des Zimmers auf den Boden, mit dem Rücken gegen einen Sessel, so daß das volle Licht der Lampe darauffiel. Laßberg betrachtete erstaunt das weiße Haar und volle Gesicht eines im höchsten Alter noch blühenden Greises. „So steht er vor mir," rief er, „aus der Zeit, da ich ihn in der Schweiz sah. Wie unähnlich sind die Kupfer, die man von ihm verbreitet hat!"

„Ja," sagte Kerner, „wie sehr hat man sein Bild verfälscht. Wer wollte es wagen, diesen Mann dem Geschlechte Cagliostros zuzuzählen? Seine Kraft war die Kraft der Natur, der allumfassenden, des Himmels und der Erde. Das Bild ist freilich nicht von unserm Meister, und ich konnte es ohne große Mühe erwerben. Unser Meister hätte vielleicht auch das Geheimnis nicht ausdrücken können, das sich unter der Schlichtheit des Bildes birgt. Sehen Sie die verhaltene, unheimliche Festigkeit der Gebärde, des Blickes; es ist die Festigkeit eines Mannes, dem die Dinge williger als andern zu gehorchen scheinen. Aber bemerken Sie nicht etwas ganz Besonderes an dem Bilde?" Laßberg betrachtete schweigend die Züge, die lebendiger zu werden schienen, je länger das Licht der Lampe auf ihnen lag.

„Siehst du!" redete Kerner triumphierend seine Tochter an, „nicht ich allein bin blind, auch die scharfen Augen des alten Jägermeisters sinds. Und doch", fuhr er sehr ernsten Tones fort, „sind wir hier auf der Meersburg, wo die große Dichterin Annette gewohnt hat, und oben steht noch das Hausgeräte, mit dem sie umgegangen ist. Auch ihre Augen waren schwach, aber wohl weniger noch vom Leid als von Gesichten. Sie erfühlte die Geschichte der fremdesten Dinge, die in ihrem Zimmer waren, ohne daß ein Mensch ihr sagte, woher sie stammten. Wir erfühlen sie nicht; wir müssen alles mühsam ausforschen. Schauen Sie mir einmal zu!" Kerner zog die Kamee aus der Tasche, ging auf das Bild zu und hielt den Stein neben den Stein an einem Ringe Mesmers; sie glichen einander völlig. „Das hat Marie entdeckt, als ich das Bild herbeibrachte. Aber ich

war damit nicht zufrieden, lief wieder zu dem Maler und bedrängte ihn um Schriftstücke des Verstorbenen. Hier ist das Verzeichnis seines Nachlasses; in ihm ist die Dose angeführt und dann ,Ein goldener Ring mit einer Antike, Plato'. Denn der Ring, so erfuhr ich nun, war einem Förster zugefallen; dieser verkaufte ihn sofort..."

„An den Juden," fiel Laßberg ein, „der das Gold verhandelte und mir den Stein brachte." – „Und darum", sagte der Dichter, einen Ring aus der Tasche nehmend, „habe ich diesen Ring anfertigen lassen, wie der Tote ihn trug. Und nun", er fügte die Kamee in den Ring und steckte ihn an seinen Finger, „trage ich Mesmers Ring; das Bild und der Stein sind zusammengekommen. Ich vermag es nicht anders zu glauben, er hat sie mir gesandt. Und so wie sich diese Dinge zusammenfügen, die ja doch nur armselige Zeichen sind, ein paar Holzstückchen auf dem Strom, so fügt sich alles zusammen in dem gewaltigen Kreislauf, der das Unten und Oben, das Diesseits und Jenseits verbindet. Die Toten bleiben uns nah; und wenn wir sie recht innig bitten, so geben sie uns vielleicht auch ein Zeichen.

Ich mußte noch einmal zum Grabe. Und als ich wieder auf den Stufen unter dem Kreuze saß, da fühlte ich mich nicht mehr ausgestoßen aus dem Reich der Verklärten. Die Schleier wehten mir zu; ich vernahm im stillen Innern Worte der Dichterin, die ja nicht weit von dem großen Wohltäter den Jüngsten Tag erwartet. Ob das nicht ihr Leiden war, daß sie auf Erden schon den Morgenschein wahrgenommen hat, der menschlichen Augen so wehe tut? Ich fühlte ganz deutlich die liebende Nähe meines Weibes; und da war mir, als ob aus dem überwucherten, mißhandelten Grabe leise Töne kämen und der Alte an die gläsernen Glocken der ewigen Harmonie rührte und ihr Tönen mit summender Stimme begleitete. Und ich fühlte keine Grenzen, keinen Widerspruch mehr; das Band der ewigen Liebe reichte herab, und die Toten waren still geschart um unsern Herrn. Denn Mesmer hatte wohl nicht den richtigen Namen für die Kraft, die er meinte: es ist die Liebe, die von oben niedersteigt."

Laßberg sah bewegt auf: „Nicht nur Sie selbst haben Trost gefunden. Sie schenken ihn auch mir.“ Mit der ruhigen Festigkeit des Arztes, der auch die schmerzhafteste Wunde zu berühren vermag, antwortete Kerner, den Blick auf ein Frauenbildnis richtend, das neben dem Schloßherrn hing: „Die Seelen, die einander erlesen sind, verlieren sich nimmer. Und die für uns erlesen waren, warten auf uns. Wer weiß, wie nahe wir ihnen sind. Haben wir nur die Liebe gehütet in unserm Herzen, so werden wir einander finden.“
Das junge Mädchen wagte das Schweigen der Männer, denen das Bildnis wie ein vertrauter Dritter gegenüberstand, nicht zu unterbrechen. Endlich erhob sich Laßberg und ging ans Fenster. „Die Nacht“, sagte er, „ist schon vorüber, so hell ist es über den Bergen; und es hat doch kaum erst Mitternacht geschlagen.“
Am andern Morgen reisten die Gäste ab. Der Wagen stand auf der Schloßbrücke; das sorgfältig umwickelte Bild Mesmers war schon aufgeladen. Am Tore bat Kerner um einen Abschiedstrunk. Er hob das dunkel glühende Glas an die Lippen und grüßte den See, das Schloß und die Weinhügel: „Und wenn wir den Wein nicht mehr trinken sollten, der heute reift, so wollen wir doch dankbar sein für diesen Herbst!“ Damit stieg er ein, Marie folgte; sie hielt mit der Linken das Bild Mesmers und winkte mit der Rechten dem unter dem Tore stehenden Schloßherrn zu, während der Dichter barhäuptig, mit halbgeschlossenen Augen, dem Licht sich zuwandte, das sich noch immer in ungetrübter Fülle in den See ergoß und aus diesem widerstrahlte.

*

Ulrich von Hutten / Ich habs gewagt

Ich habs gewagt mit Sinnen[1]
Und trag des noch kein Reu;
Mag ich nit drangewinnen,
Noch muß man[2] spüren Treu.

[1] mit Bewußtsein – [2] So muß man doch.

Darmit ich mein:
Nit eim allein,
Wenn man es wollt erkennen,
Dem Land zu gut,
Wiewohl man tut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden liegen[1]
Und reden, was er will.
Hätt Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären Hulder viel.
Nun hab ichs gsagt,
Bin drumb verjagt,
Das klag ich allen Frummen.
Wiewohl noch ich
Nit weiter flich[2],
Vielleicht werd wiederkummen.

Umb Gnad will ich nit bitten,
Dieweil ich bin ohn Schuld.
Ich hätt das Recht erlitten[3],
So hindert Ungeduld,
Daß man mich nit
Nach altem Sitt
Zu Ghör hat kummen lassen.
Vielleicht wills Gott,
Und zwingt sie Not,
Zu handlen dieser maßen.

Nun ist oft dieser gleichen
Geschehen auch hievor,
Daß einer von den Reichen
Ein gutes Spiel verlor.
Oft großer Flamm
Von Fünklin kam;

[1] lügen – [2] flieh – [3] mich gern einem richterlichen Urteilsspruch unterworfen.

Wer weiß, ob ichs werd rächen!
Staht schon im Lauf[1],
So setz ich drauf:
Muß gahn oder brechen!

Darneben mich zu trösten
Mit gutem Gwissen hab[2],
Daß keiner von den Böstten
Mir Ehr mag brechen ab,
Noch sagen, daß
Uff einig Maß
Ich anders sei gegangen
Dann Ehren nach,
Hab diese Sach
In gutem angefangen.

Will nun ihr selbs nit raten
Dies frumme Nation,
Ihrs Schadens sich ergatten[3],
Als ich vermahnet han,
So ist mir leid.
Hiemit ich scheid,
Will mengen baß die Karten.
Bin unverzagt,
Ich habs gewagt
Und will des Ends erwarten.

Ob dann mir nach tut denken[4]
Der Kurtisanen[5] List:
Ein Herz laßt sich nit kränken,
Das rechter Meinung ist!
Ich weiß noch viel,
Wölln auch ins Spiel[6],

[1] Die Sache fängt schon an zu laufen.
[2] kann ich mich mit dem Bewußtsein trösten, daß ...
[3] sich erholen, sich für den erlittenen Schaden Genugtuung verschaffen.
[4] nachstellen – [5] Pfründenjäger.
[6] Ich kenne noch viele, die sich am Kampf beteiligen wollen.



Und solltens drüber sterben:
Auf, Landsknecht gut
Und Reuters Mut,
Laßt Hutten nit verderben!

Aus ‚Hutten der Deutsche' in der Insel-Bücherei

*

Hans Carossa / Lehrer der Hochschule

In den aufgewühlten Monaten des ersten Semesters war es doch immer wieder der Unterricht, von dem Beruhigung kam. Die Lehrer der Hochschulen galten noch als nahezu unfehlbar, und in dem akademischen Getrampel, womit wir sie bei ihrem Eintreten in den Hörsaal zu begrüßen pflegten, spürte man zuweilen, daß Menschenfüße viel Herzlichkeit zum Ausdruck bringen können. Erfreulich nüchtern, ganz undämonisch war die Luft in jenen kahlen Räumen, wo alles der Erkenntnis des Wirklichen diente.

Karl Goebel, der später den großen botanischen Garten in Nymphenburg schuf, lehrte an den Winterabenden nach fünf Uhr die Pflanzenkunde. Von der Sagenhaftigkeit seiner Weltreisen umwittert, stand der schlanke breitbärtige Mann in dem überhellen warmen Saal zwischen den duftenden grünen Gewächsen, deren Entwicklungen und Verwandtschaften er uns anschaulich machte. Im jahrelangen Umgang mit der Pflanzenwelt war sein Gesicht sehr sanft geworden, und hatte man sich an eine gewisse Eintönigkeit seines Vortrags gewöhnt, so empfand man ihn dankbar als den Ordner eines unendlichen Stoffs. Wenige hatten damals ein so freies Auge für die ewigen, zur Kunst hinweisenden Formen der Natur, und es entsprach seiner Art, in der Schönheit der Geschöpfe den Ausdruck des Zweckvollen zu sehen.

Gegen Ende des Halbjahrs kam immer eine Stunde, da Goebels tiefem Ernst eine wahrhaft kindliche Liebenswürdigkeit entwuchs und eine Art Ferienstimmung das Auditorium erfüllte. Das war die Stunde, in der er die Gattung der Bromeliazeen behandelte und Ananas sativus nicht nur mit Worten be-

schrieb, sondern auch in ausgesuchten Mustern zeigte und verteilte. Wenn wir eintrafen und auf dem großen Tisch die langen Reihen der fast kopfgroßen orangefarbenen Früchte mit den metallgrünen Blätterschöpfen erblickten, so wußten wir, was bevorstand, und das Getrampel, womit wir alsdann den pflanzenkundigen Mann empfingen, ging ins Wütende, bis er lächelnd abwinkte. Wie ein Heckenzaun aber trennte uns von dem saftigen Genusse noch ein ausführlicher Vortrag, dem wir zuletzt entnahmen, die Ananasfrucht sei, wissenschaftlich betrachtet, nur eine Scheinfrucht, was unsere Begierde nicht verminderte. Und schon hatte der Diener begonnen, die schönen Gebilde zu zerschneiden und die Schnitze auf Teller zu legen, die nun herumgereicht wurden, während ihr Wohlgeruch den Saal erfüllte. Im Grund war das Ganze nur ein symbolischer Vorgang und der Bissen, der auf den einzelnen traf, winzig klein; doch leer ging niemand aus, und jeder fühlte sich von dem verehrten Lehrer persönlich zu einem Abendmahl eingeladen, jeder schlürfte andächtig seinen Schnitz.
Auch im chemischen Institut an der Arcisstraße war uns ein aufregendes Erlebnis beschieden, wenn Adolf von Baeyer, der Kenner der irdischen Stoffe, vor unseren Augen einen Diamanten verbrannte. Dieser Lehrer stand im höchsten Ruhm; seit langem war er geadelt, auch gehörte er zu den seltenen Menschen, denen man sogar den Reichtum bewundernd verzeiht. Verdankte er ihn doch, wie man hörte, nicht irgendwelcher Heirat oder Erbschaft, sondern einer alchimistischen Großtat, der Entdeckung des künstlichen Indigos, und obendrein waren die näheren Umstände dieses folgenreichen Fundes von absonderlichen, vergnüglichen Legenden umgeben. Es erhöhte sehr unsere Selbstachtung, daß ein solcher Stolz des Landes mehrmals in der Woche sich dazu herbeiließ, früh zu uns zu kommen und uns das Abc seiner Wissenschaft beizubringen, und wenn er nun gar einen echten Diamanten in Licht aufgehen ließ, um uns die reine Kohlenstoffnatur des edelsten Steins zu beweisen, die wir ihm auch so geglaubt hätten, so nahm dies jeder wie eine Auszeichnung hin.
Ich besuchte das Baeyer-Kolleg regelmäßig auch in der Faschings-

zeit, in der die meisten Hörer, von Maskenbällen geschwächt, ausblieben, und erntete dann jedesmal einen Anerkennungsblick des Meisters, der mich übrigens bei seinen leuchtenden, knisternden, rauchenden und farbenwechselnden Versuchen zuweilen an Onkel Georg, den Zauberer, erinnerte. Nie vergessen konnte ich seine staunende, fast sorgenvolle Miene, als mich einmal Erkrankung tagelang ferngehalten hatte. Auch du, Brutus? fragten seine großen blauen Augen vaterstreng, und ich schwor mir, fortan pünktlich zu kommen, auch mit hohem Fieber; ja zeitweise nährte ich den Wunsch, mich für immer dieser Wissenschaft zu widmen, von welcher viele sagten, ihr gehöre die Zukunft.
Was die Physik angeht, so wurde sie damals noch in der Universität gelehrt. In dieser sah ich die Hochburg des unbedingten Geistes, und hier hatten wir Mediziner eigentlich nichts zu suchen; aber gerade dieses Ausgeschlossensein konnte mich manchmal reizen, an dem alten Physiker Lommel respektvoll vorüber zu Lipps, dem Philosophen, oder zu Iwan von Müller, dem Lehrer der alten Sprachen, zu gehen. Schließlich aber wurde mir der tägliche Ummweg überhaupt lästig, und ich fand mich damit ab, mir mein Wissen nur noch in jenen äußeren empirischen Bezirken zu erwerben, die den künftigen Ärzten vorbehalten waren. Die Physikstunde zu schwänzen, machte mir übrigens auch aus anderen Gründen keine Gewissenspein. Lommel hatte das Licht erforscht, wunderbare Entdeckungen waren ihm dabei geglückt, er bereitete Wilhelm Röntgen, dem Strahlenfinder, den Weg. Nun aber kränkelte er und sprach mit so schwacher Stimme, daß mir die Hälfte seiner Ausführungen verloren ging. Außerdem hatte ein Vetter Hugos, während er selbst noch auf der höheren Schulbank saß, einen so feinen Leitfaden jener Wissenschaft verfaßt, daß es schlechterdings unmöglich war, in der Prüfung durchzufallen, wenn man sich die kurzen Fragen und Antworten des dünnen Büchleins einprägte. ‚Physik leicht gemacht' hätte man diesen Katechismus nennen können; die Studenten nahmen auch gleich den Vorteil wahr, die Auflagen jagten sich und verstärkten sehr das Taschengeld des jungen Mannes, der den Text immer wieder den neuesten Theorieen anpaßte.

Fast nie dagegen wurde das Kolleg Richard von Hertwigs, des Zoologen, versäumt; es hatte den vornehmsten Stil. Keine Sonderreize hoben sich hier vom steten Gang des Unterrichts ab; der klare Vortrag war Anziehung genug. Der Wunderwelt jener kleinsten Lebewesen, die man gerade noch als Tiere bezeichnen kann, galt Hertwigs Vorliebe; oft hätte man ihm den älteren Goethe als Hörer gewünscht, und wenn er von der Verwandlungsfähigkeit der Geschöpfe sprach, fühlte man sich wirklich an die Metamorphose der Pflanzen erinnert. Las man aber dann zu Hause nach, so spürte man freilich, daß eine andere Zeit angebrochen war. Goethe ließ auch noch in seinen bestimmtesten Mitteilungen das Geheimnis durchfühlen, das alle Naturen umschauert; er sprach von den Kreaturen so, wie ein weiser großer Bruder von seinen dumpferen Geschwistern berichten mag, deren Entwicklungen er liebreich verfolgt und auf Erinnerungsblättern festgehalten hat. Gewaltsamer Erkundungen enthielt er sich, und schwerlich hätte es ihm zugesagt, ein Tier bei lebendigem Leibe zu zerschneiden, um ihm hinter seine inneren Einrichtungen zu kommen. Mittlerweile aber war alles genauer, kühler, schärfer, ordnungsmäßiger geworden; die Erkenntnisse kamen nicht mehr aus der Schau der wachträumenden Seele, sondern aus dem spähenden Verstand; obendrein wirkten die Lehrer im öffentlichen Dienst, und als Beauftragte des Staates forschten sie von Tag zu Tag unermüdlich weiter. Sie taten dies auf die sachlichste, ehrlichste, freimütigste Weise und gelangten zu ungeheuren Ergebnissen; dabei stieg ihr Ansehen um so höher, je mehr sie sich persönlich in den Hintergrund stellten.

Mich konnten in jenen Jahren hohe Titel noch völlig bezaubern, da ich sie wörtlich nahm, und es vertiefte meine Ehrfurcht vor den neuen Lehrern, daß fast alle, wie Goethe, Geheimräte waren; ich traute ihnen ein Wissen zu, als wären sie wirklich im geheimen Rate der Weltschöpfung zugezogen worden. Eine Frage freilich, die mir damals viel im Kopf herumging, wurde auch von den Geheimräten nicht beantwortet, obwohl gerade ihre Vorlesungen sie mir täglich aufdrängten, die erste und letzte der Fragen: Wie ist das Leben auf unsere Erde gekommen?

Wir vernahmen, es hätten sich alle Geschöpfe aus einer Zelle entwickelt, aus niedrigen Formen seien immer höhere hervorgegangen. Damit mußten wir uns abfinden; aber jene Urzelle, wie war sie entstanden? Die Erde war einstmals doch ein feuerflüssiger Ball gewesen; in solcher Hitze hätte alles Eiweiß zerstört werden müssen, und da jedes organische Sein an Eiweiß gebunden ist, so wurde erst nach der Abkühlung tier- und pflanzenhaftes Leben möglich. Die Vorstellung, es könne sich Organisches durch Urzeugung aus dem Unorganischen entwikkeln, wies Hertwig selbst als töricht zurück; wie aber war es zugegangen? – Träumte man einsam über diesen Rätseln, so empfand man in seltenen Stunden das Leben wieder wie in Kindheitstagen als ein Anfangloses, Ewiges. Es mußte beheimatet sein in einem Reich, dem weder Hitze noch Frost etwas anhaben konnte, so wie auch der wildeste Orkan den zarten Lichtstrahl nicht zu zerstören, ja nicht einmal zu beugen vermag. Und als es irdisch wurde, da wich es der Siedeglut aus, hielt sich stets am äußersten Saum. Eine Grenze war hier, eine schmale schwebende Zone, wo es bestehen konnte; dies paßte zu der alltäglichen Erfahrung, daß es ein immer Gefährdetes ist. Auch heute gedeiht es ja nur auf der dünnen Rinde der Kugel, nicht in ihrem schweren, blinden, heißen Innern, das immer an ihm zieht, aber auch nicht in der eisigen Ferne des Äthers, nach der es sich sehnt. Himmelskräfte hatten teil an ihm; es konnte nicht nur aus dem Sichtbaren wachsen. Daß der Eingang zu jener anderen Sphäre in ihm selber verborgen sein könnte, dies allerdings war ein Gedanke, der uns damals noch ganz fern lag; wir wußten nichts von Kant, auch nichts von Swedenborg und seiner Gefolgschaft. Wer uns gesagt hätte, daß alles Gerede von der Urzeugung ewig hinter der Wahrheit zurückbleiben werde, ja daß nur ein engelhafter, ein mitvollziehender Geist zu erfahren vermöchte, wie das uns Wahrnehmbare aus dem nicht Wahrnehmbaren hervorgeht, den hätten wir nicht verstanden.

An einem der letzten Oktobertage besuchte ich zum ersten Male die Anatomie. Eine Stunde sollte hier täglich der Lehre gewidmet sein; zwei weitere gehörten den Übungen an der Leiche. Es

war noch die alte Anstalt an der Schillerstraße; ich ging zu Fuß, von Abwehr und Neugier durchwechselt. Dem Vater zürnend, der mich zu so fremdartigen Erfahrungen hinzwang, war ich doch schon im voraus auf sie stolz; keinesfalls wollte ich Ekel oder Grauen an mich herankommen lassen. Um eine Viertelstunde zu früh erreichte ich das olivbraune Gebäude; doch hatten sich bereits zwei andere Studenten eingefunden, anscheinend keine Neulinge. Sie unterhielten sich mit einem weißbekittelten Mann und gingen einer Stiege zu, die hinunter führte; ich vermutete, daß es der Leichenkeller war. Auf einmal hörte ich sagen: „Die Herren treffens gut; heute früh ist einer geköpft worden. Um zehn Uhr kann er hier sein." – „Es kommt wohl selten vor?" fragte der eine Student. – „In manchem Jahr gar nicht", antwortete der Weißkittel und öffnete die Tür zu dem Keller, der eigentlich keiner war, da er von drei Seiten durch große Fenster Licht empfing. Ich begrüßte die Gruppe und nannte meinen Namen; der Führende stellte sich vor als Anatomiediener Haas.

Augenscheinlich war hier erste Pflicht, sich unbewegt und kalt zu zeigen; so tat auch ich, als wäre ich an weit Schlimmeres gewöhnt. Die beiden Kollegen hatten es leicht; sie steckten sich, wie sie sagten, Zigarren ins Gesicht; so konnten sie die unverwirrbar überlegene Haltung des rauchenden Mannes annehmen, indessen ich, mit keinerlei Tabak versehen, auf mein eigenes Gleichgewicht angewiesen blieb. Wir standen vor einem Selbstmörder, dem die verwunderlich dünne, unter schwarzgrünen Schwellungen halbverborgene Schnur noch nicht vom Halse geschnitten war; Kiefernadeln lagen auf den Augen, dürre Blätter in den Schlüsselbeingruben. Die zwei Studenten zwangen sich zu Witzen und umwölkten den stillen Mann mit Qualm. Andere Leichen warteten in rohen Särgen; manchmal nahm der Diener einen Deckel ab und gab Erklärungen. Während ich jedes anwehende Grauen abwies, wurde mir doch auf einmal schwindlig. Es waren jedoch weniger die sehr entstellten Gesichter, die mich innerlich bedrängten, als die anderen, die den freundlichen Schein des Lebens bewahrten. Ich hielt mich abseits, um in einem unbewachten Augenblick nach oben zurück-

kehren zu können. Diesen Vorsatz verschleiernd, blieb ich dann und wann stehen und hob schließlich von einem Sarge den Deckel hoch, hatte aber Mühe, ihn nicht fallen zu lassen: ein junges Weib starrte mit weit offenen todestrüben Augen durch mich hindurch ins Leere. Wieder einmal, in diesem Augenblick, wollte die Kindheit aufsteigen mit jener feierlichen Stimmung, zu welcher der Anblick der lichterumstellten Aufgebahrten die Seele erheben konnte, mit ihrer Sorge um ein künftiges Leben, die sogar den Mumienarm nicht ausschloß, und nun lernte man so viele kennen, die zu jener ehrbaren, blumenbekränzten Leichenwelt keinen Zutritt hatten. Ungeschmückt, ungesegnet ging eine ewige Totenwanderung durch die Anatomie; auch das Sterben war ins Wertlose verweht, – wer wollte noch an Auferstehungen glauben? Die jugendliche Weibsgestalt wies keine Krankheitsspuren auf; auch deutete nichts auf gewaltsames Ende. Das Haar war dicht und schwarz; die Augen schienen einen Rest von Blickkraft zu bewahren. Ein Zug von Unterwürfigkeit zeichnete das Antlitz; es hatte wohl auch im Leben keinen sonderlich starken Ausdruck besessen. Dies war nun der erste weibliche Leib, den ich in vollkommener Nacktheit sah, und es war der Leib einer Verwesenden. Vor kurzem hatte sie gewiß noch manchem gefallen und nun doch keinen gefunden, der für ein schlichtes Begräbnis aufkam; nicht einmal die Augen waren zugedrückt. Einst hatte die gute Kadinger Wirtin der erstochenen Frau Schmerold diesen letzten Dienst erwiesen, schon mahnte mich etwas, ihrem Beispiel zu folgen; aber jetzt blickten die anderen herüber, und gleich empfand ich meine Anwandlung als unerlaubt. Als wäre nichts Besonderes zu sehen, ließ ich den Deckel nieder und ging in das anatomische Theater hinauf. Hier waren die Sitzreihen in ansteigenden Halbkreisen geordnet, von Gängen radial durchschnitten; überall saßen schon Studenten, zartwangige und bärtige, um den Geheimrat Rückert zu hören. Einige plauderten; viele lasen den Simplizissimus. Als der Diener die Tür öffnete, durch die der Professor gleich eintreten mußte, ging ein Rauschen durch den hohen Saal, hervorgebracht von dem vielfachen Zusammenfalten des beliebten Witzblattes; dann folgte der staubaufwirbelnde Begrüßungstumult.

Ich versprach mir nichts Erhebendes von dieser Stunde, durfte mich aber bekehren; denn hier wehte kein Vergängnishauch. Der Vortrag stand vielmehr im Zeichen eines Wortes, das uns lebenstraulich in die Lehre von der Zergliederungskunst einführte, eines ungemein deutschen und Goethischen Wortes, das auch der Vater oft gebrauchte: Rückert sprach von den G e w e b e n. Er tat es mit Anschauungskraft und hatte stets farbige Kreiden zur Hand, um dem gesprochenen Text auf einer großen Tafel nachzuhelfen. Gewebe, das waren also Verbindungen gleichartiger Zellen; aus ihnen bauten sich die Organe auf, sogar das Blut konnte man als ein Gewebe aus zahllosen Zellen betrachten, die durch eine Flüssigkeit vereint und zugleich auseinandergehalten wurden. Wer den unendlichen Weberinnen die Aufträge gab, wußte niemand; ein umfassender Gottgeist waltete wohl zeugerisch durch alles, in der Ausführung aber spürte man ein zutiefst Mütterliches, das nach verborgenem Plan Myriaden Zellen zu immer neuen Gebilden hervorwirkte. Es verfuhr dabei mit unerschöpflicher Geduld; die Vorratskammern mußten überreich gefüllt sein, und wie viele Stücke der Weberin auch mißlangen, sie begann unermüdlich neue.
So vereilte die Stunde im Glück des Begreifens, und als ich später, im Präpariersaal, abermals zu Leichen kam, war ich gegen Grauen und Schwindel schon geschützt. Es konnte leicht glänzendere Sprecher geben als Rückert; aber sein Ernst, seine Gegenstandsfreude ließen mich nachwirkend fühlen, wie sehr es zum Dasein des Mannes gehört, gewisse Eindrücke auf sich beruhen zu lassen und sich treulich in den Dienst einer Lehre zu stellen. Wenn der zum Heilen Berufene sich durch die schrecklichen Spiegelbilder fremder Untergänge aus dem Gleichgewicht scheuchen läßt, so nützt er niemand; er darf nur seinen Auftrag sehen auf die Gefahr hin, daß er dem nicht Eingeweihten unmenschlich erscheine. Im Alter der Halbreife kann sich der Beginn dieser Einsicht sehr zynisch äußern; das ist nur Notwehr gegen die verstörende Drohung und Lockung des Chaos.
Es gab an diesem Tage noch nichts Ernstliches zu tun; man empfing allgemeine Weisungen, schrieb sich auf, was man an Instrumenten brauchte, und hatte Zeit, sich umzusehen. Fahle

Sonne lag auf dem wuchtigen Rumpf des Enthaupteten; ihn umringte ein Schülerkreis, in welchem sich auch ein hochgewachsenes rötlichblondes Mädchen befand, und die Gegenwart dieses einzigen lebendigen Weibes veränderte die Stimmung des Raums. Blonder noch als sie war der junge Lehrer, der im schwarzen Arbeitsmantel vor der Leiche stand und mit gedämpfter Stimme Erläuterungen gab. Man sah seinen Hörern an, daß sie nicht Ärzte werden wollten; sie unterschieden sich deutlich von uns. Schon ihre Kleidung war sorgloser; einige trugen braune Samtjacken, keiner einen Präparierkittel. Ein Kamerad sagte, der Dozent sei Doktor Mollier, er erteile wöchentlich zweimal den Künstlern Anatomie-Unterricht. Jetzt erkannte ich einen Landshuter Schulgenossen, den Maler Willi Geiger, dessen großes Talent schon damals Aufsehen erregte. Er nickte mir zu, achtete aber gleich wieder auf Molliers lebhaft-leise Rede. Mir war beim Anblick der abgesonderten kleinen Schar, als umgäbe mich der Gewahrsam eines fremden Willens und als sähe ich nun auf einmal nah Verwandte, die aber gar nicht auf den Gedanken kamen, mich befreien zu wollen.

Mollier war nicht mit Messer und Federzange versehen; er ließ den Toten unversehrt, unterrichtete nur mit Wort und Gebärde. Einmal bat er die hohe Blonde, näherzutreten; dann nahm er ihre lange feine Hand und hielt sie vergleichend neben die haarige Pranke des Gerichteten. Sie ließ es geschehen, ohne zu erröten oder zu erbleichen, ganz dem Sinne der Erklärung hingegeben. Dies war nun wieder eine von den kleinen Szenen, die mir unvergeßlich wurden; ein Gefühl erwachte, als wäre von den Toten des Hauses keiner mehr allein. Wie eine Seelenführerin stand die ernste Jugendliche an dem Fenster, durch welches in steigender Sonne die vollen weißen Trauben reifer Schneebeeren goldrötlich hereinschimmerten; das Geschick der Leichen trat in ein mildes neues Licht. Sie waren ein Stand mit eigenen Pflichten und Rechten geworden; ja indem sie ihre Auflösung nicht wie andere den Elementen, sondern den Dienern der Erkenntnis und der Schönheit anheimgaben, entrückten sie sich in ein höheres Reich, wo sie keiner

brennenden Kerzen, keiner Blumenzier und keiner zärtlichen Gebräuche mehr bedurften.
Mollier sprach zu gedämpft, als daß ich ihn verstehen konnte; doch begriff ich, daß er seine Schüler am Leibe des Menschen Dinge sehen lehrte, die wir nicht wahrnahmen. Auf Eingriffe verzichteten diese Lerner; sie fanden auf der Oberfläche Kostbares genug für ihr Werk und für den Ruhm, auf den sie hofften. Mollier fuhr fort, ihnen Blick um Blick zu öffnen, und wo für unsereinen nur nackte Haut war, ja wo man sich ein wenig jenem Kinde verwandt fühlte, das des Kaisers neue Kleider nicht sah, da machten sie Augen, als hätten sie Perlen und Rubine entdeckt. Meine medizinischen Kameraden nahmen diesen Anatomie-Unterricht nicht ernst; sie hielten es für einzig ehrenhaft, mit Pinzetten und Skalpellen im Bergwerk der Vergängnis zu schürfen, mühsam und vom Leichengift wie von Grubengasen bedroht. Aus dem werdenden Buch

*

Max Mell / Günther und die kleine Schwedin

Diesen Sommer lang war der kleine Wiesenweg, der vom Dorf herauf an die Berglehne und ins Grüne geht, bei weitem mehr belebt als in früheren Jahren. Am Eingang zum Wald steht ein hölzernes Sommerhaus; es ist sauber und freundlich, aber so klein, daß wir uns nur schwer vorstellen konnten, wie sie denn alle Platz darin hätten, die im Juli angerückt kamen: eine Familie, in der es nicht weniger als vier Söhne gab, nur der jüngste, zehnjährige war noch klein, die anderen hoch aufgeschossen, alle mit feinen aufgeweckten, blonden Gesichtern, in denen man forschen konnte, was sie dem Vater und was der Mutter verdankten. Sie war eine stattliche Erscheinung guten tirolischen Angesichts; der Vater, ein hoher Beamter mit bedeutender Bildung, kam wenigstens gelegentlich für kürzere Zeitabschnitte zu den Seinen. Die vier Burschen waren vortrefflich erzogen, alle gesund und fröhlich, alle hatten Vorliebe für die Tonkunst, und die Begabung des ältesten, des neunzehnjährigen, hatte sich bereits auch als so ungewöhnlich gezeigt und sich

in ihm bereits so sehr entfaltet, daß er in ihr seinen Beruf zu suchen entschlossen war. Die Hornbrille, die er so wie sein jüngster Bruder trug, gab ihm einen mild gelehrtenhaften Zug und täuschte nicht über seinen Blick nach innen; Günther, der jüngste, strahlte durch seine Gläser alle Welt an mit blauen Kinderaugen. Über seinem Gesicht lag noch der volle Schimmer der Frühe; vom Ansatz des kurz gehaltenen Kopfhaares schob sich heller Flaum in reizender Heeresordnung gegen die Augenbrauen, dann von den Schläfen herab die Wangen entlang und vom Hals herüber zum Kinn, eine kaum schnell zu übersehende Anordnung, deren lichter kindlicher Glanz den Blick entzückte. Als der jüngste hieß er auch Mädi, die anderen hatten kräftigere Spitznamen. Er wurde, eben als der jüngste, das eine Mal verhätschelt und das andere Mal hart angelassen, wohl auch zu Tränen gebracht, nämlich wenn man ihm körperliche Leistungen oder Püffe zudachte, die den älteren untereinander ganz verständlich waren, ihm aber noch über sein Auffassungsvermögen gingen. Das war eine etwas rauhe Art der Erziehung, und da sie meistens im Schwimmbad vor sich ging, hatte sie etwas von spartanischer oder sonst auf unbedingte Ertüchtigung des Körpers abzielender Art. Die beiden mittleren Brüder, die ohne Hornbrille, erschienen gegenwärtig als die derbsten der vier; sie wandelten eben durch ihre Flegeljahre, oft in einer Haltung mit gekrümmt herabhängenden Armen, wie man sie von Abbildungen der Urmenschen kennt, pflegten sich mit fernhin gellenden Schreien und Pfiffen zu verständigen und waren jederzeit bereit, einen munteren Streich zu begehen, aber doch auch eine Gefälligkeit zu erweisen. Ihnen gegenüber wirkte der älteste weltabgewandt, der jüngste aber so, wie ein kleiner rosiger Professor in einem Kinderballett dargestellt würde. Er war übrigens keineswegs schüchtern; er hatte vielmehr eine Gesprächigkeit mitbekommen, die ihm in der Schule wiederholt Rügen zuzog. Es brodelte in ihm geradezu vor Eifer, die Dinge, die ihn beschäftigten, auszusagen, und als wir nun als Nachbarn an unserem Waldabhang öfters zusammenkamen, hielt er nicht lange zurück mit dem, was ihn besonders fesselte. Das war die Eisenbahn, waren die Einrichtungen des

Verkehrs. Er beschränkte aber seine Aufmerksamkeit nicht auf die Züge, die unser schmales Waldtal durchrauschten, sondern sie galt allen Strecken und nicht nur etwa denen unseres Heimatlandes; es war ja klein genug, so daß sich die Frage nach den Anschlüssen von selber stellte. Der amtliche Fahrplan gab denn auch Auskünfte und verkündigte unterm Strich noch mit rasch springenden Zeitziffern Florenz und Rom, Köln und Ostende, Prag und Warschau. An den Landesgrenzen fanden sich ferner die fremdsprachigen Bezeichnungen für bekannte deutsche Ortsnamen wie für Eger, Bodenbach oder Preßburg. Die beherrschte er bereits und bemerkte listig, wenn ihm beim Buchstabenspiel ein Ortsname fehle, der mit V anfing, da er Venedig oder Villach natürlich bei den anderen Mitspielern voraussetzen müsse, so brauche er bloß Velenice aufzuschreiben, das nähme ihm gewiß niemand anderer vorweg. Ich wies ihn darauf zurecht und meinte, dieser Ort käme für ihn als deutschen Knaben nur beim Buchstaben G für Gmünd in Betracht und er müßte die Frage eher unbeantwortet lassen, als in eine fremde Sprache gehen; das sah er dann ein. Als ich ankam, sagte er mir, er habe mein Eintreffen mit Ungeduld erwartet, weil er von mir Aufklärung über eine ihm dunkle Bezeichnung erhoffe. Es hatte ihm jemand, der vom Süden kam, den italienischen Fahrplan geschenkt; und da fand er bei gewissen Zügen den Zusatz ‚mist', und er konnte sich nicht erklären, was diese Bezeichnung, der etwas Herabsetzendes anhaftete, heißen sollte. Ich hatte das Vergnügen, ihn über den ‚treno misto', den gemischten Zug, unterrichten und so seine Kenntnisse erweitern zu können. Sprach aber nun jemand die Vermutung aus, daß er vielleicht einmal seinen Beruf bei der Eisenbahn finden werde, so zeigte sich, daß er andere Pläne hatte: er wollte sich der Erdkunde widmen und sie etwa künftig lehren; mit kindlicher Wichtigkeit stellte er dies als sein Ziel hin. – Das also war Günther.

In diesen Sommertagen kündigte sich ein Besuch bei uns an, eine Familie aus Schweden, mit der sich nach einer gelegentlichen Begegnung ein Verkehr aus der Ferne angesponnen hatte. Das Oberhaupt der Familie war ein angesehener Arzt und Professor, er bereiste Österreich und Ungarn, vornehmlich

um einige namhafte Anstalten zu besichtigen, aber auch um seiner Frau und seinem Töchterchen Länder und Städte zu zeigen. Sie kamen an, das Ehepaar gewann uns neuerlich sogleich mit seinem lebhaften Wesen, beide waren der deutschen Sprache sehr wohl mächtig. Wir boten ihnen einen großen Raum im Hause an, das Fräulein möge nur entschuldigen, daß wir ihm kein gesondertes Zimmer anbieten könnten. Die Mutter erwiderte: „Oh, für Mary Ann wäre es nur eine Strafe, wenn wir es hier anders halten müßten als bisher auf der Reise und sie nicht mit uns zusammen wäre." Mary Ann horchte, was ihre Mutter von ihr sagte. Sie sprach nichts, sie stand langgliedrig und schmal da in ihrer schottischen Bluse und dem grauen Reiseröckchen, mit einem unbewußt spähenden Ausdruck in den Augen; die Schatten unter den Brauen und die gerade Nase zeichneten die Kreuzform in ihr kleines Gesicht. Es war ein ernster Hauch darüber gebreitet; es erstand darin keine Bereitschaft zu einem Lächeln, wenn man mit ihr sprach, und es fehlte etwas an Farbe darin, so daß man wohl daran denken mochte, daß sie eben ein Geschöpf war, welches in der Mitternachtssonne aufgewachsen war. Jedoch ebenso durfte man denken, daß eine bestimmte gefeierte Art schwedischer Frauenschönheit keine unbedingte Seltenheit sei. Dies wird ja manchmal versichert, und Mary Anns liebliche Kindhaftigkeit schien es schon heute zu bestätigen. Sie hörte einem mit Höflichkeit zu und antwortete durch geraume Weile nicht, sie brachte erst die kleine Anstrengung hinter sich, die gehörten Worte still zu übersetzen, hierauf überlegte sie rasch den Satz, mit dem sie deutsch antworten konnte, dann erst sagte sie: „Ja." Sie hatte es ja schwer; sie war vierzehn und scheu, und sie hatte sich in der fremden Sprache zurechtzufinden. Ihr Händedruck aber war sportlich und fest. Das also war Mary Ann.

Man besichtigte das Haus und den Obstgarten, ließ sich den Blick auf die Berghäupter erklären und ging ein kleines Stück den Waldgraben hinan, um Alpenveilchen zu pflücken. Am Abend kamen unsere Nachbarn, guckten die Fremden an, saßen ein wenig und gingen wieder. Am andern Tag traf sich das junge Volk im Bad. Günther war belehrt worden, daß er sich

dem schwedischen Mädchen gegenüber als Ritter zu zeigen habe. Bei seinen nächstälteren Brüdern hätte ein solcher Vorschlag ja nur Hohngelächter hervorgerufen. Als sich Mary Ann, im Bademantel, auf das Geländer stützte und ins grüne Wasser sah, tauchte Günther wie ein junger Flußgott auf, das Wasser strömte ihm übers Gesicht und von seinen Lippen, und er kletterte herauf. Er lehnte sich in seiner Schwimmhose neben Mary Ann und sah wie sie in das Wasser hinab; seine gebräunte Haut bestand aus unzähligen Stellen, die alle zitterten. Er sprach nichts. Dann erstürmte er die Höhe des Sprungbretts und machte seinen doppelten Kopfsprung ins Wasser vor. Als er ihn wiederholt hatte, ging Mary Ann ins Wasser und zeigte, wie sie darin auf dem Kopf stehen konnte. Dann ging sie heraus, nahm den Bademantel um und setzte sich auf die Bank zu den Erwachsenen neben ihre Mutter. Diese erzählte, wie sie manchmal am Strand daheim, wenn sie nach ihren Kindern Ausschau hielte, gerade die vier Paar Sohlen in schöner steiler Ordnung aus der Flut ragen sehe.

Am Nachmittag besuchten die Gäste die Höhlen, die einen Kalksteinriegel des Murtales in großer Ausdehnung durchziehen und die mit dem Wagen unschwer zu erreichen waren. Zum Abendessen waren sie wieder da, es waren auch unsere Nachbarn geladen, und so war es ein großer festlicher Tisch. An dem Ende, wo die Jugend saß, war er angestückelt, und das ergab vielleicht eine Enge, aber es war immer deutlicher wahrzunehmen, daß es die Stimmung dortselbst nicht beeinträchtigte. Wenigstens die drei Brüder gelangten untereinander zu breitspuriger Lustigkeit. Günther freilich sah angestrengt durch seine Brillen über den Tisch hin und schien durch seine Tischnachbarin in große Verlegenheit gesetzt. Er tat den Mund nur auf, wenn es seinen Brüdern galt und wenn er einen Bissen in den Mund steckte. Manchmal wendete er sich beunruhigt zu Mary Ann, die neben ihm in anmutigem und aufmerksamem Ernst aß; aber es blieb beim Anlauf, und er zog sich wieder zurück.

Wir sprachen über das, was unsere Gäste dieser Tage gesehen hatten, und über bestimmte Eigenheiten des Landes und seiner Bevölkerung, und sie verglichen sie mit denen in ihrer Heimat.

Es fehlte auch nicht die Frage nach den Frauen Schwedens, die Weltruf besitzen, nach der bestaunten Königin der Flimmerleinwand und nach der Dichterin, deren mütterlicher Erzählungskunst man nur warmen Herzens gedenken kann. Da war die Rede auf die Dichtung gekommen, und der Professor nannte Verner von Heidenstam, den er sehr hoch hielt, und freute sich zu erfahren, daß man ihn bei uns kannte und wußte, wie er König Karl den Zwölften und seine Krieger verherrlicht hat. Jemand fragte, ob denn nicht auch schon unter den frühesten Königen, die den Namen des kühnen Heerführers trugen, ähnlich bedeutende Männer gewesen. Der Professor zögerte mit der Antwort; sein Lächeln war erst verlegen, dann verschmitzt, und er erzählte, daß es die ersten sechs Karle nie gegeben habe, sie waren die ehrgeizige Fabelei eines alten Geschichtschreibers; als man dies aufdeckte, war es zu spät, die Zählung richtigzustellen. Niemand in unserer Runde hatte dies gewußt, doch war man zu nachsichtiger Beurteilung des Vergehens und seiner Folgen geneigt. Die jungen Leute am andern Tischende inzwischen waren auf Geschichten aus dem abgelaufenen Schuljahr gekommen und gaben Proben von mißglückten Übersetzungen aus dem Lateinischen zum besten. Günther, sorgenvollen Gesichts, beteiligte sich hieran wenig, um so mehr derjenige seiner Brüder, der an Mary Anns anderer Seite saß und sich aus dem Zusammenhang mit ihnen nicht zu lösen wünschte. Der älteste sagte einen Satz, den sie lateinisch geben sollten: ‚Als mein Mann gestorben war, reiste ich nach Rom.' Nach einigen Unsicherheiten, die den Schluß auf reichliche Sommerfreuden erlaubten, einigten sie sich auf den Wortlaut: ‚Marito meo mortuo Romam profectus sum.' Er bestritt, daß das richtig sei, sie fanden aber nicht, wo der Fehler sitze. Endlich klärte er sie auf, daß es heißen müsse: profecta sum, denn nur ein weibliches Wesen konnte so sprechen. Er erzählte, ein Geistlicher, zu dem sie, Schüler und Schülerinnen, des Kirchengesangs halber kamen, habe es ihnen aufgegeben, und sie hätten denselben Fehler gemacht; aber natürlich, die Mädchen hätten zuletzt das Richtige gefunden. Die Burschen lachten laut. Ja, ihnen fehlte es nicht an Unterhaltung. Aber die junge Dame,

die da unter ihnen saß? Die Aufgabe, die Günther zugefallen war, war zu groß für ihn. Fand seine Gewissenhaftigkeit nicht doch endlich das Wort, das er an sie richten konnte? Er spitzte den Mund, vielleicht hatte er jetzt etwas? Aber es verging wieder. Man hatte bisher mit dem Essen zu tun gehabt, und dieser Umstand besaß entschieden aufschiebende Wirkung. Nun aber wurden die Teller weggenommen und für den Nachtisch gewechselt; nun freilich galt es zu zeigen, daß man sich zu benehmen wußte. Der Zufall wollte es, daß das Gewirre der Tischgespräche gerade etwas abklang, und in dieser kleinen Pause war die Stimme Günthers zu vernehmen, der sich leicht errötend zu seiner Nachbarin wandte: „Ich habe einen alten schwedischen Fahrplan." Eifer und Befriedigung standen noch in seinem Gesicht, als sich die Wirkung dieser seiner Mitteilung äußerte. Mary Ann hatte seinen Worten mit der ganzen Aufmerksamkeit gelauscht, zu der sie die fremde Sprache nötigte und die ihr ihre Höflichkeit eingab. Und dann auf einmal lächelte sie, und es war zum ersten Male. Sie hatte uns freundlich angesehen, und wir durften annehmen, daß sie nicht ungern bei uns war. Jedoch gelächelt hatte sie noch nicht. Sie sah Günther an, und es war etwas in diesem Blick, wie man einen von oben bis unten mißt, aber in unsagbarer Erheiterung. Und wahrhaftig, in ihren Wangen zeigten sich Grübchen! Ach, hatte man nicht der Mitternachtssonne Schuld beigemessen, wenn etwas Verschattetes in diesem kindlichen Gesichtchen war? Sie brauchte es nur, um diese Grübchen darin verborgen zu halten und dann mit bezauberndem Reiz siegen zu lassen!
Das war die Entdeckung für die, welche fürsorglich den jungen Gast ein wenig im Auge behielten. An Günthers Mitteilung spann sich das Gespräch allerdings nicht weiter. Mary Ann zeigte nur, daß sie sie zur Kenntnis genommen habe. Günther aber hatte sich unstreitig brav gehalten und sicher auch die Anerkennung seiner Dame errungen. Denn wir sahen nachher, wie herzlich der Händedruck war, mit dem sich Mary Ann von ihm verabschiedete.
– Es ist Herbst geworden, ein weiter Raum von Stille spannt sich von den Gipfeln der Berge herab übers Tal, licht scheinen

die gelb gewordenen Lärchen und Birken in die Fenster, und dem Einsamen scheint sein Schritt auf der knarrenden Holztreppe des Hauses überlaut. Da kommen wohl solche kleine Rückerinnerungen, man lächelt, und einmal findet sich richtig die Stunde, in der man sie aufschreibt. Ist es nicht, als ob man damit den einen Gedanken verscheuchen möchte, der sich in diesen Tagen allzu leicht einstellt: warum man sich denn vom Sommer immer soviel Glückhaftes erwartet und warum man an seinem Ende immer das Gefühl hat, daß er einem abermals etwas schuldig geblieben ist. Ach, was ist das für eine Frage! Keine, die wir in der Kinderzeit, in der Jugend gestellt haben!

Aus einem steirischen Tagebuch

*

Katharina Kippenberg / Aus Rilkes Leben

Im Winter 1910 machte er eine Reise nach Tunis, Algier und Ägypten; aber besser als in der Wirklichkeit gelang ihm die Fahrt nach dem Wunderlande zweimal im Geiste, das erste Mal, als er seine Frau in Gedanken begleitete, das zweite Mal hinterher als ein den wirklichen Erlebnissen Nach-Denkender. Denn unter den Verhältnissen, in denen er sich befand, konnte er auf die großen Dinge nicht so eingehen, wie er gewünscht hätte. Wohnen hätte man bei ihnen mögen, rief er aus, und er konnte sie nur für einen späteren Genuß einsammeln wie Äpfel unter dem Baume. Da sind sie denn auch tausendfach fruchtbar geworden bis in die Elegien und Sonette hinein.
In Paris lernte er im Dezember 1909 gleichzeitig die Fürstin Marie von Thurn und Taxis und Madame de Noailles kennen. Die Bekanntschaft mit der ersteren sollte große Folgen für ihn haben, die mit der letzteren gar keine, und gerade deshalb ist sie bemerkenswert. Die Marquise de Noailles kam in den Salon der Fürstin Taxis gestürzt und auf den Dichter zu mit der Frage: Qu'est-ce que vous pensez de la vie et de la mort? – In den Tausendundein Nächten liest man öfters, daß Männer vor dem Liebreiz der mandeläugigen Schönen auf der Stelle in eine tiefe Ohnmacht gefallen seien. So ähnlich, in die Lebens-

form der germanischen Rasse übertragen, muß der Eindruck gewesen sein, den der Gast von der Dichterin empfing.
Er sah sie jedoch nicht wieder, und nur durch das schöne Prosastück, die ‚Bücher der Liebenden', das statt einiger Seiten ursprünglich ein ganzes Buch werden sollte, und durch die Übersetzung ihrer Verse huldigte er ihr. Rilke schilderte bei seinem ersten oder zweiten Besuch in Leipzig diesen Auftritt mit lebhaften Gesten und ebensolchem Mienenspiel, mit einem von Erinnerung durchstrahlten, von Selbstironie schalkhaft durchblitzten, lachenden Gesicht, um schließlich mit dem mehr gerufenen als gesprochenen Wort: er hätte sie nicht wiedersehen wollen, denn er wäre daran zugrunde gegangen, wegzustürzen, als würde er in einem letzten Wellenschlag zur Türe hinausgetragen, der Bewegung, die die Marquise seinerzeit in den Salon der Fürstin Taxis hineintrieb. Jetzt sind Briefe von Rilke an Anna de Noailles veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß er ihr doch einen Besuch hat machen wollen. Gewiß ist er da aber nur einer augenblicklichen Versuchung erlegen und im Grunde froh gewesen, daß äußere Umstände ihn vor diesem Sündenfall, der seinem eigentlichen Willen entgegen war, bewahrt hatten. Das ist ein starkes neues Beispiel für seinen Glaubenssatz, der Dichter müßte sich vom Leben zurückziehen, auf das wir meinen soviel Wert legen zu müssen und um dessentwillen uns das Erlebnis wichtig erscheint.
Die Begegnung mit der Fürstin Taxis aber setzte sich in eine Freundschaft bis zum Tode fort, und auch der Fürst stand Rilke wohlwollend freundschaftlich gegenüber. In ihrem Kreise, in den er mit großer Wärme aufgenommen wurde, lernte er auch Rudolf Kassner kennen, um dessen ‚Elemente der menschlichen Größe' er sich dann zuerst nachdenklich bemühte wie später um seine anderen Schriften.
Fürstin Marie Taxis hatte lebhafte geistige Interessen; sie übersetzte aus dem Deutschen in das Italienische und umgekehrt, ja sie hat sich sogar an der ersten Elegie versucht. Sie muß einen starken Stil in ihrem Wesen gehabt haben; ihre Sicherheit im Geschmack und in der Beurteilung von Kunstdingen, ihre Sprachbegabung und großzügigen Lebensformen deuten darauf hin, daß sie aus einem Blut heraus handelte, das ihren

Kindern durch Generationen Erworbenes als angeborene Mittel für ein kultiviertes Leben in die Wiege legte. Gerade dies liebte Rilke. Auch muß ihr etwas Mütterliches eigen gewesen sein, das ihn anzog und was entbehren zu müssen er nie verschmerzt hat. Ihr konnte er auch von Marthe erzählen.

Rilke war Rekonvaleszent des Malte Laurids, wie er sich ausdrückte. Er hatte seither nur den Kentauer von Maurice de Guérin und den Sermon der heiligen Magdalena übersetzt. Für den nächsten Winter (den des Jahres 1912) hatte er allerlei Pläne. München, Biarritz, Toledo wurden erwogen. Da sie um seinen Wunsch nach Zurückgezogenheit wußte, bot die Fürstin ihm ihr Schloß Duino an der adriatischen Küste als Aufenthalt an. Er kannte es von einem längeren Besuche dort, bald nachdem er seine Besitzer kennen gelernt hatte. Es war eine alte, burgartige Feste, vor deren Mauern das Meer rauschte und um die die Stürme im Winter gewaltig tobten. Vom Dezember an war er da wirklich allein, im Januar schrieb er die erste Elegie nieder, wobei der Versanfang ‚Wer, wenn ich schriee, ...' ihm wie von einer fremden Stimme plötzlich zugerufen war.

Als ein Nebenwerk hat Rilke das ‚Marien-Leben' bezeichnet, das er auch in diesem Winter schuf und auf das er immer wenig Wert legte. Es war als die Einlösung eines alten, mit Heinrich Vogeler verabredeten Planes entstanden, wonach es eine Begleitung zu Zeichnungen von diesem sein sollte. Nun schwebten ihm italienische Bilder und vor allem russische Ikonen dabei vor. Das band ihn an eine Ausdrucksweise, die er schon überholt zu haben meinte; und so kam es wohl, daß er diese liebliche Gedichtfolge nicht ganz als selbständiges Werk von sich gelten lassen wollte.

Rilke las hier Goethe mit immer vermehrter Bewunderung, seine Italienische Reise, die Kampagne in Frankreich. Er las die Kammerspiele von Strindberg, und er schrieb viele seiner für Geist und Herz gleich bedeutenden Briefe.

Das Klima mit dem häufigen Schirokko bekam ihm aber nicht; er fühlte sich so erschöpft wie erregt, allerhand Beängstigungen wurden derart groß, daß er sich mit Lou Andreas-Salomé beriet, ob wohl eine psychoanalytische Behandlung zu empfehlen wäre. Schließlich aber lehnte er sie ab mit den herrlichen Wor-

ten, sein Dasein, von dessen Wunderbarkeit er wie von nichts ergriffen sei, wäre von Rettung zu Rettung dennoch fortgeschritten, gleichsam immer durch das härteste Gestein. Welcher Arzt der Welt hätte sich auch wohl berufen fühlen dürfen, die Schrift Gottes in dieser Seele zu deuten oder gar den Versuch zu machen, sie zu korrigieren.
Von Duino aus fuhr er nach Venedig, wo Eleonora Duse sich aufhielt. Er hatte sie in Berlin in Ibsens ‚Rosmersholm' gesehen und immer leidenschaftlich gewünscht, sie kennen zu lernen. ‚Das Bildnis' entstand nach diesem großen Eindruck. Seine Jugenddichtung, die ‚Weiße Fürstin', hatte er ihr einst gewidmet. In Rodins Namen hatte er einmal an sie geschrieben, und Rodin hatte ihn eine eigene Nachschrift anfügen lassen, wie man ein Kind zu seinem Spaß auf das Pferd setzt, das man eben selber geritten hat. Hier nun wurde sein Wunsch auf die leichteste Art erfüllt. Er wohnte in der Wohnung der Fürstin Taxis im Palazzo Valmarano. Da konnte er die Duse empfangen, und er war bei ihr jeden Abend willkommen. Er hat oft gesagt, ihre Größe, ihr Sinn und Gesetz bestünden darin, daß sie keine, eben keine Schauspielerin wäre, in der Bedeutung also etwa, daß das Leben und alle Schwere, die sie in ihm fand, unmittelbar aus ihr herausflutete, als beinahe nebensächlichen Anlaß die Figuren gebrauchend, in denen sie auf der Bühne stand. Sollte sie nun auch keine Schauspielerin sein, in diesem besonderen Sinne nicht, so war sie doch von einem ungeheuren Theater immer umgeben und stand in einem Tumult von Leidenschaften, Wünschen, Szenen und Szenenwechseln. Um keinen Thespiskarren konnte es bunter hergehen. Aber die bewegtesten Auftritte stellte sie selbst her. Jetzt eben wollte eine Freundin sie durch ein für sie selbst geschriebenes Stück der Bühne wiedergewinnen, von der sie sich gerade abgewendet hatte. Rilke wurde in die Konflikte, die sich im Zusammenhang damit entwickelt hatten, hineingezogen. Die Sensibilität der Duse war maßlos. Nach einer Stunde, schilderte er, hatte sie ein neu bezogenes Zimmer umgewohnt und verwohnt mit seinen Möbeln, ebenso gründlich, wie sie die Menschen verbrauchte. Wie ein Christophorus ging sie die Treppen hinauf, um auf der obersten

Stufe vor Weltschmerz zusammenzubrechen. Rilke, der, nur in rücksichtsvollerer Form, gewiß ebenso sensibel war wie die große Künstlerin, zitterte bis in den letzten Nerv mit ihr mit und erschöpfte sich darin. Dennoch fühlte er durch alle Unbequemlichkeiten des Umgangs die für ihn unvergleichliche Frau, die einzige, die zeigen konnte, was sie war und fühlte, ohne durch die Umsetzung in eine Objektivität davon etwas zu verlieren.

Plötzlich fuhren sie alle auseinander, die Duse nach Norden, die Freundin nach Süden, Rilke nach Duino, um im Oktober darauf seine spanische Reise anzutreten. Aber noch ein Jahr nachher schrieb er an Helene von Nostitz und später noch drängender und angstvoller an den Baron Schey, ob man nicht Mittel und Wege finden könne, der Duse in Deutschland eine Bühne zur Verfügung zu stellen, um ein einziges, ein letztes Mal noch sie zu einer großen Leistung aufzurufen und noch einmal den Menschen das Wunder ihrer Kunst und ihres Menschentums zu zeigen. –

Toledo zog ihn schon seit langem an, schon um der Grecos willen, und man möchte nicht unerwähnt lassen, daß auch die Unbekannte einen gewissen Anteil daran hatte, da sie ihn in den in Duino veranstalteten Sitzungen dorthin gewiesen hatte.

Was er dort schaute, übertraf noch seine Erwartungen. In einer kahlen Landschaft auf einem Felsen gelegen, stieg die Stadt zum Himmel auf, ein Abgrund, ein silberglänzender Fluß, eine Brücke, Türme, Kirchen, Bögen, Paläste, Mauern und wieder eine Brücke, unter dem allen in trocken glühenden Farben die Ebene lag, so türmt Rilke dieses Toledo vor uns auf, dichtet es, malt es, und kann doch nur diesen ungeheuren Eindrücken gegenüber seine Zuflucht zu den Engeln finden, mit denen er seit dem Beginn der Duineser Elegien so nah umging. ‚Ach, da wir Hilfe von Menschen erharrten; stiegen Engel lautlos, mit einem Schritte hinüber, über das liegende Herz.'

Die Kühnheit dieser landschaftlichen und baulichen Formen mag geholfen haben, diese Wesen in seiner Vorstellung zu vollenden, die göttliche und menschliche Kräfte gleichermaßen personifizieren. Greco schien ihm jetzt nur als ein Teil dieses großen Gebildes, das Toledo hieß. Vier Wochen blieb er dort, dann



Rainer Maria Rilke in Rippoldsau

1913

gin
ihm
Bri
Sal
und
gen
Sie
mit e
Eben
es ni
nicht,
Gedu
dere
die er
ermi
ihe.
er D
e bez
eheri
e die
Sinn
Den e
ach d
m die
n zur
e, u
im V
Gebär
Tage,
sjont
wählt
und r
auf m
Behr
würde
von D
Eide,

ging er weiter südlich nach Ronda, das ihm so sehr gefiel, wie ihm Cordoba mißfallen hatte. Doch er schreibt sehr unglückliche Briefe auch von dort an die Fürstin Taxis und an Lou Andreas-Salomé, die wie kaum andere Einblicke in eines Künstlers Last und Lust gewähren, denn sie offenbaren, übersetzt in die Klagen über schlechtes Befinden, trübselige Stimmung und innere Störungen, die Sorge, nicht auf das von außen Empfangene mit einem Gegenstoß von innen antworten zu können und mit Ebenbürtigem in seinen Mitteln ihm zu begegnen. Er meinte es nicht zu können und konnte es im Augenblick in der Tat nicht, denn die Fortsetzung der Elegie blieb aus, und die großen Gedichte der ‚Spanischen Trilogie', der ‚Höllenfahrt' und andere waren wohl herrliche Früchte dieser Reise, aber nicht die, die er wollte. Burg, Stadt und Landschaft lagen in ewig unverminderter Größe. Er verübelte es sich bei ihrem Anblick beinahe, daß der Mensch immer nur so kurz in einer Hochlage seiner Person verharren kann. Als junger unsicherer Mensch hatte er in bezug auf Lou Andreas-Salomé in sein Florenzer Tagebuch geschrieben: ‚Ich haßte dich wie etwas zu Großes.' Wenn man zu diesem Haß Liebe hinzusetzt, so ist damit vielleicht seine Stimmung in Spanien bezeichnet.

Von Spanien reiste er zunächst – es war im Februar 1913 – nach Paris zurück, dann in den Schwarzwald, nach Göttingen, an die Ostsee, nach Leipzig, Berlin und München, nach Hellerau zur Aufführung von Claudels ‚L'Annonciation faite à Marie', und in das Riesengebirge und wieder nach Paris. Die meisten Aufenthalte waren wohl nur die größeren oder kleineren Gehäuse für seine innere Unruhe. Schon früher hatte er geklagt, daß Paris sich so sehr amerikanisiere, jetzt greift es ihn besonders von dieser Seite aus an. Er ist fast immer allein, gequält wehrte er alle Besuche ab. Der Winter war schlecht, trübe und regnerisch. Er wünschte sich – wie lange sollte er noch darauf warten – ein kleines Haus auf dem Lande, in einer stillen Wohnlichkeit, wo ein ebenso stiller Mensch ihm selbstlos dienen würde. Unterdessen beschäftigten ihn Übersetzungen der Sonette von Michelangelo und ‚L'Enfant prodigue' von André Gide. Mit Gide, der ja schon Teile des Malte Laurids bald nach seinem

Erscheinen, wie Rilke fand, unübertrefflich gut übertragen hatte, war er nahe befreundet. Als dieser nun die Absicht aussprach, den Cornet zu übersetzen, sagte Rilke ihm mit einem der hellsten seiner Briefe zu und erzählte ihm in seiner Antwort, wie er dieses jugendliche Gedicht in einer einzigen Nacht stürmisch auf das Papier geworfen habe, in der eilig dahinziehende Wolken den Rhythmus in ihm geweckt hatten: ‚reiten, reiten'. – Er las Goethe und las Hölderlin, in der neuen Ausgabe von Norbert von Hellingrath, und Caroline Schelling, die er rühmt in der Art, wie er Elizabeth Browning und Louïze Labé hätte rühmen können. Die Sonette der Louïze Labé, einer Lyoneserin aus dem 16. Jahrhundert, die leidenschaftliche Liebesgedichte sind, übersetzte er zum Teil kurz vor dem Kriege, zum Teil ein paar Jahre später.

Da aber kam die Stunde, in der die Elegien in ihm aufstehen wollten, in der er, was unerlöst in ihm lag, sich lösen fühlte und er erleben mußte, daß dieser Auftrieb gelähmt und gehemmt wurde. Der Dichter hat schwer daran getragen. Er war wie erblindet für die Welt, teilnahmslos und kalt. In Assisi, wohin er flüchtete, bedeutete ihm die Herrlichkeit, bedeutete ihm der heilige Franz nichts, gar nichts. Jetzt war es mit den Elegien für lange Zeit zu Ende. Er hatte einen Flug in das Leben gewagt, und eine Hand aus einer höheren Ordnung hatte, wie es schien, ihn hart zurückgerissen. Das Gedicht ‚Wendung' zeigt einen erschütterten Menschen. Für den Aufsatz ‚Puppen', der in dieser Zeit geschrieben wurde, muß man schon zu den Äußerungen über seine Militärzeit zurückgehen, um einen ähnlich bitteren Zug zu finden. Die Puppe, die Larve, die, wie er es ansah, das Gefühl stets verkehrt, in schweren Lagen aber vollends im Stich läßt, war das seinem Zustand entsprechende Symbol. Wahrscheinlich hat auch Marthe ihm diese Zeit nicht erleichtern können.

Dieses Mädchen Marthe hatte er eines Tages in einem ärmlichen Viertel in Paris auf der Straße dahergehen sehen, starr vor sich hinblickend, langsam, wie unter einer ungeheueren Last. Eine so tiefe Verzweiflung war in ihrem blassen Gesicht ausgedrückt, daß es ihn durchzuckte: hier ist ein Mensch, der vor dem Äußersten steht, hier muß ein Retter kommen. Und in der Tat,

das junge Mädchen, hungernd, arbeitslos, hätte keinen Ausweg mehr gewußt, wenn Rilke nicht eingegriffen hätte. Als er sie dazu gebracht hatte, sich auszusprechen, und sie kennen lernte, bestätigte sich sein erster Eindruck. Sie war ein echtes Kind des Volkes, wunderbar ursprünglich, gesund, unbeherrscht und wild, daß man sie sich in der Französischen Revolution auf den Barrikaden hätte denken können, dabei aber begabt mit einer erstaunlichen menschlichen Weite und Tiefe, mit Zartgefühl und Takt. Sie war frühreif und unschuldig zugleich, vom Elend verhärtet und doch aller Weichheit offen. Sie hatte so viel Verständnis für seine Gedichte, daß er sie ihr alle vorlesen konnte, ihr mit am liebsten, wie er sagte; er gab ihr Bücher wie die Marceline Desbordes-Valmores in die Hand, und sie konnte sich an ihnen freuen, wie sie überhaupt begabt für Freude war. Sie hat eine Spur Genialität, sagte er von ihr. Was der junge Arbeiter in dem ‚Brief eines Arbeiters' von seiner Freundin erzählte, sie hätte sich Gott vorgestellt wie eine Art Patron, den sie so sehr fürchtete, ja als den Erzpatron, stammt von Marthe, und daß Gott einen in den Kirchen in Ruhe läßt und nichts verlangt, hat gewiß Rilke selbst sie gelehrt, als er sie auf einem ihrer Streifzüge durch Paris in die Kathedrale von Notre-Dame führte.

Als er sie einmal besuchte, holte sie vom Fußende ihres Bettes etwas hervor und hielt es ihm voll Stolz unter die Augen. „Ça pousse," rief sie aufgeregt, „ça pousse." Es war ein Topf mit einer Hyazinthenzwiebel, die sie mit der Wärme ihrer Füße zum Blühen bringen wollte. Wenn sie allein war, so setzte er sich gern zu ihr in ihre Stube und sah ihrem stillen Hantieren am Nähkorb zu, weil dieses trauliche und anspruchslose Tun ihn beschwichtigte. Er fühlte sich nie im Umgang mit ihr beschwert. „Wie wenig bedeutet ein Mensch im Leben des anderen!" sagte er einmal mit traurigem Blick. Doch in solchen Begegnungen, in denen die Menschen sich mit einer naturhaften Selbstverständlichkeit gaben und ihm weitherzig Raum ließen für sich selber, bedeuteten sie ihm dennoch viel.

Marthe hat ihm nach dem Kriege wundervoll gerecht und einsichtig geschrieben, er sah sie in der Schweiz und in Paris wieder. Ihr wollte er aus Leipzig ein Andenken mitbringen, ein

kleines goldenes Kettchen, aber ein altes, wie es früher mit der Hand in der Werkstatt gemacht wurde, etwa von einem Goldschmiedegesellen, der von seinem stillen Fensterplatz in den Garten der Meisterin sah, mit den schönen Blumenbeeten und der Laube aus Pfeifenkraut, ein Kettchen, das fein ziseliert in zärtlicher Rundung sich um den Hals schmiegen würde. Wir suchten viele Antiquitätenläden auf, solche, in denen die Möbel, geputzt und geschniegelt und glänzend poliert, nach ihrer Rangordnung standen, die beste Kommode in das beste Licht gerückt, die alte Zuckerdose auf einem Spitzendeckchen auf einen kleinen spiegelnden Tisch gestellt; alle Gegenstände korrekt mit den Runen versehen, von denen ihre künftige Heimat so oft abhängt. Rilke freilich zog diesen Läden die alten verstaubten vor, in denen die Möbel wie ein Gerümpel waren und die Spuren ihrer Schicksale trugen, zerschunden, abgestoßen, halb zerbrochen; dort Tische, die ihre Beine in die Luft streckten, neben alten Blasebälgen, Uhren, erblindeten Spiegeln, chinesischen Teekannen standen, sie, die Sachen geworden waren, aber, von liebevollem Auge entdeckt, wieder zu Dingen werden konnten. Zu ihnen gehörte der schlurfende Schritt eines alten Mannes in Hausschuhen, der die Gegenstände aus so vielen Häusern und Schicksalen zusammengetragen hatte, dann aber seltsam passiv sie sich selber verkaufen ließ, ja beinahe beleidigt schien, wenn man sich näher nach ihnen erkundigte. In der Art, wie Rilke seinen Wunsch aussprach, war die Freude enthalten, die er über das Kettchen haben würde, die Freude aber auch des einfachen Mädchens, das sich mit Gold vielleicht zum ersten Mal schmücken durfte. Er trug ihn mit so seelenvoller Innigkeit vor und mit einem solchen Zutrauen, sogleich das wärmste Verständnis zu finden, daß eigentlich jeder dieser Händler, den wir angingen, den größten Eifer hätte bezeigen müssen, wenigstens nach dem Gewünschten zu suchen. Doch kein einziger nahm wahr, was ihm mit dieser Stimme und mit diesem Blick geschenkt wurde und welch kostbares Körnchen Menschentums ein großer Dichter hier für ihn abbrach; es fiel wie durch ein zu grobes Sieb achtlos zur Seite.

*

Bücher aus dem Insel-Verlag

Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen.

*

Friedrich Schiller

Neuerscheinungen 1938

Die Preise beziehen sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band

Akerman, Achim von: Die Stunde vor Tag. Gedichte. M 4.–
Die Verse des jungen baltischen Dichters haben den ganzen Reiz eines Beginnens, eines Ahnens und Aufbruchs, wie es der Titel verheißt.

Bertram, Ernst: Sprüche aus dem Buch Arja. Gebunden M 2.50
Der Band vereinigt Sprüche in Prosa und Spruchgedichte. Sie enthalten, in der bildkräftigen Sprache des Dichters, Gedanken jener urtümlich deutschen Welt, die im Michaelsberg ihr Symbol fand.

Boland, Bridget: Die Wildgänse. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Karl-Ulrich von Hutten. M 6.–
Wildgänse nannte man die Irländer, die im 18. Jahrhundert als Söldner nach Frankreich in die ‚Irische Brigade' kamen. In diese abenteuerreiche Welt führt das Erstlingswerk der vierundzwanzigjährigen irischen Dichterin, ein Roman in Briefform, ein sehr männliches Buch, für dessen kraftvoll jugendlichen Schwung man sich rasch begeistern wird.

Bronte, Emily: Die Sturmhöhe. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Grete Rambach. (Bibliothek der Romane.) M 3.50
Das berühmte Werk der englischen Romantik (1847 zuerst erschienen) ist in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben. So wird es mit seiner leidenschaftlich bewegten Handlung, mit den phantastischen Bildern aus der düsteren Moorlandschaft Yorkshires als eine literarische Entdeckung wirken.

Carossa, Hans: Gesammelte Gedichte. M 4.–
Die neue Ausgabe der Gedichte bringt als Zuwachs ‚Die Flucht', ‚An das Ungeborene' und ‚Lebenstag'.

Carossa, Hans: Wirkungen Goethes in der Gegenwart. Eine Rede. Kartoniert M 1.80
Die Rede, die Hans Carossa auf der diesjährigen Tagung der Goethe-Gesellschaft hielt, ist ein Stück Lebensbericht, beginnend mit der Erzählung von der frühesten Begegnung mit Goethes Dichtungen, gipfelnd in der Zuversicht, daß unsere Zeit, keineswegs goethefremd, den stärksten Auswirkungen des Genius erst entgegengehe.

Dehn, Fritz: Das Gespräch vom Tode. Gebunden M 3.–
Dionysische Lebensbejahung und priesterliche Weisheit, theosophisches Grübeln, dichterische Verklärung und herber Realismus des

Mannes der Praxis begegnen sich in diesem ‚Endgespräch' beim Aufbruch vom Gastmahl des Lebens.

Goethe: Sämtliche Werke. Welt-Goethe-Ausgabe der Gutenbergstadt Mainz und des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar. Herausgegeben von Anton Kippenberg, Julius Petersen und Hans Wahl. 50 Bände mit Registerbänden. Jeder Band M 10.–, in Halbleder M 14.–. Bisher erschienen die Bände:

5. West-östlicher Divan mit den Noten und Abhandlungen. Herausgegeben von Konrad Burdach.

6. Epen und Kantaten. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf.

7. Götz von Berlichingen. Herausgegeben von Hans Wahl.

12. und 13. Urfaust; Faust, ein Fragment; Faust I und Faust II. Herausgegeben von Max Hecker.

Die Welt-Goethe-Ausgabe will die endgültige Form der Texte bringen, auf Grund der Arbeitserfahrungen des Goethe- und Schiller-Archivs. Sie wird neben den Dichtungen auch alle wissenschaftlichen Schriften Goethes umfassen, darüber hinaus aber auch Teile aus Tagebüchern und Briefen berücksichtigen, die als Bestandteile von Goethes Schaffen sozusagen seinem Werk zugehören. Die Ausgabe wird auf der Mainzer Presse in der Fichte-Fraktur gedruckt. Es sollen jährlich etwa fünf Bände erscheinen, so daß die Ausgabe zum 200. Geburtstag Goethes 1949 abgeschlossen vorliegt.

Goethe: Iphigenie. Erstmalige Faksimile-Wiedergabe der Handschrift Goethes. Mit einem Nachwort von Hans Wahl. In Schuber M 18.–

Zum ersten Mal wird hier die Handschrift wiedergegeben, die uns in ihren unterschiedlichen Tinten das getreue Bild vom Schaffen des Dichters während seines Aufenthaltes in Italien bietet. Einer unserer schönsten Faksimile-Drucke.

Hoffmann, E. T. A.: Die Elixiere des Teufels. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Das Motiv der Seelenspaltung und des Doppelgängertums bewegt die künstlerisch verschlungene Handlung des Romans, in dem die kühne Phantasie E. T. A. Hoffmanns wie in kaum einem anderen Werk mit den Nachtseiten der menschlichen Natur ihr unheimlich-großartiges Spiel getrieben hat.

Kamban, Gudmundur: Der Herrscher auf Skalholt. Roman. Übertragen von Edzard Schaper. M 7.50

Der Roman ‚Die Jungfrau auf Skalholt' hat den isländischen Dichter bei uns bekannt gemacht. Der vorliegende zweite Teil bringt das großartige Skalholt-Epos zum Abschluß. Im Mittelpunkt steht der Bischof, der immer tiefer in die Einsamkeit hineinwächst und den unauslöschlichen Haß gegen den ‚Verführer' der Tochter mit in die Ewigkeit hinübernimmt.

Kassner, Rudolf: Buch der Erinnerung. M 7.–
Rudolf Kassner, der im Herbst 1938 fünfundsechzig Jahre alt wird, gibt in lebendiger Schilderung Erinnerungen an die Begegnung mit Menschen seiner Zeit: Stefan George, Wedekind, Dilthey, Herman Grimm, Houston Stewart Chamberlain, Mitterwurzer und die Duse, Rainer Maria Rilke und die Fürstin Taxis, und Erinnerungen von Reisen in Spanien, Afrika und Indien. Den Beschluß bilden Briefe von H. St. Chamberlain.

Kassner, Rudolf: Der Gottmensch. Essays. M 4.50
Der Band umfaßt folgende dichterische Essays: Die Wiederkehr (Brief vom Besuch der Platonischen Akademie in Alexandrien), Servet (Ein Gespräch über Macht und Liebe), Der Weg – Dionysos und Christus, Julian – Gleichnis der Seele, Ein Totengespräch (zwischen den Seelen Ludwigs XIV. und Bossuets im Fegefeuer).

Keller, Gottfried: Gesammelte Werke. Vier Bände. Neue Ausgabe M 20.–; in Halbleder M 28.–
Die neue Ausgabe enthält als Zuwachs eine erweiterte Nachlese der Gedichte, ferner Aufsätze, darunter die schönen Äußerungen Kellers zu den Werken seines großen Landsmannes Jeremias Gotthelf.

Kippenberg, Katharina: Rainer Maria Rilke. Neue erweiterte Ausgabe. Mit 12 Bildtafeln. M 7.50
Das vor drei Jahren erstmals erschienene Werk hat im Biographischen wie in der Betrachtung der Werke eine ganz wesentliche Erweiterung erfahren. Zahlreiche unveröffentlichte Briefe konnten benutzt werden, um auf weite Strecken den Lebensgang des Dichters zu erhellen.

Koch, Rudolf: Das Münster zu Straßburg. In Holz geschnitten von Fritz Kredel und Lisa Hampe. 80:135 cm. Gedruckt durch die Drugulin-Presse zu Leipzig. In Pappschatulle M 12.–
Rudolf Koch hat in einigen Architekturblättern sein starkes Empfinden für die Größe von Werken der Baukunst offenbart. Das bedeutendste Blatt legen wir hier vor – schönste Huldigung für das geniale Werk Meister Erwins von Steinbach. Das Blatt bildet einen herrlichen Wandschmuck.

le Fort, Gertrud von: Die Magdeburgische Hochzeit. Erzählung. M 5.50
In großen starken Bildern schildert die Dichterin die tragische Situation Magdeburgs im Dreißigjährigen Krieg. Mit den geschichtlichen Ereignissen ist das Schicksal einer jungen Magdeburgerin verknüpft. Die Eroberung der Stadt, schon in den zeitgenössischen Flugblättern mit grausiger Poesie als ‚Hochzeit' bezeichnet, erscheint als Jüngster Tag und Weltgericht: aus dem Untergang erhebt sich das Ewige in reiner Herrlichkeit.

Meyer, Conrad Ferdinand: Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Der große historisch-politische Roman des Schweizer Dichters ist auch heute noch, als was ihn Theodor Storm dem Freunde Gottfried Keller gegenüber rühmend bezeichnete: eine grandiose Leistung.

Mörike, Eduard: Werke. Mit einem Geleitwort von Friedrich Ludwig Barthel. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. M 12.–; in Leder M 20.–

Die Ausgabe enthält die Gedichte nach Mörikes Ausgabe letzter Hand, mit einer Nachlese, aus der nur das allzu Zeitgebundene ausgeschieden ist, die Anakreon-Übertragungen, die Erzählungen und Märchen, den Roman ‚Maler Nolten' in seiner ersten Fassung und das schöne Nachwort des Dichters Friedrich Ludwig Barthel.

Rilke, Rainer Maria: Ausgewählte Werke. Zwei Bände. M 12.–; in Halbleder M 18.–

Die sechsbändige Ausgabe der Werke Rilkes ist vergriffen. An ihre Stelle tritt die vorliegende Ausgabe von zwei umfangreichen Bänden, die alle Hauptwerke vollständig bringt, dazu eine Auswahl aus den Späten Gedichten und kleinere sorgfältig ausgewählte Prosawerke, zum Teil aus dem Nachlaß. Die Ausgabe bietet, indem sie das Wesentliche bringt, ein um so geschlosseneres Bild vom Schaffen des Dichters.

Schnack, Friedrich: Gesammelte Gedichte. M 5.–

In den Gedichten erklingen rein und stark die Töne aus der fränkischen Heimat des Dichters und aus zauberhafter Tropenwelt, ahnungsvoll rühren die schönsten Strophen an das Geheimnis in aller Natur.

Schnack, Friedrich: Klick und der Goldschatz. Ein heiterer Roman. M 5.–

Friedrich Schnacks reizender Roman ‚Klick aus dem Spielzeugladen' erhält hier seine in sich abgeschlossene Fortsetzung: Die bunte Gestaltenwelt rund um den kleinen Klick aus der Dresdner Webergasse findet sich zu neuen Abenteuern heiterer und besinnlicher Art zusammen und unterhält uns aufs beste.

Schneider, Reinhold: Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. M 5.–

Vor dem Indienrat des greisen Kaisers Karl prallen die Gegensätze der Meinungen über Ziel und Mittel des spanischen Regiments in Amerika hart aufeinander. Der Dichter in Reinhold Schneider hat an diesen Szenen nicht geringeren Anteil als der Historiker: sein neues Buch liest sich wie eine historische Erzählung großen Stils.

Seipp, Bettina: Neapel und Sizilien – als Land der Griechen erlebt. Mit 46 Bildtafeln. M 6.50

Eine deutsche Frau, tief ergriffen und erfüllt vom Wesen des alten Hellas, führt uns von Neapel und den denkwürdigen Stätten seines Golfs nach Pästum und weiter zur Homerischen Insel Sizilien, nach Taormina, Syrakus, Enna, Agrigent, Selinunt und Segesta. Eine Begeisterte, die sich zugleich als eine sachkundige Führerin erweist, schrieb dieses Buch.

Spunda, Franz: Griechenland. Fahrten zu den alten Göttern. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

Auf sieben Reisen hat Franz Spunda die griechische Welt erlebt. Antikes steht neben Modernem, das Reiseerlebnis unserer Tage neben der Beschwörung der alten Götter. Es ist ein Buch der farbenreichen Szenen griechischen Lebens und zugleich ein Buch der Besinnung auf die geistigen Mächte, die Griechenland der Welt gab.

Stendhal, Friedrich von: Die Kartause von Parma. Übertragen von Arthur Schurig. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Neben ‚Rot und Schwarz' tritt mit der ‚Kartause' das zweite Hauptwerk Stendhals in die ‚Bibliothek der Romane' – neben Julian sein geistiger Bruder Fabrizzio, auch er die Verkörperung des ungestillten Tatendranges seines Dichters.

Stifter, Adalbert: Werke in sieben Bänden. Mit einer Einleitung von Max Mell. Jeder Band M 6.–; in Leder M 10.–

Bisher erschien: Studien: Zwei Bände. M 12.–; in Leder M 20.– (Die Bände werden auch als Einzelausgabe ohne Bandzahl geliefert.)

Unsere endgültige Stifter-Ausgabe, die im Jahre 1939 vollständig vorliegen soll, umfaßt: Studien, Bunte Steine und andere Erzählungen, Der Nachsommer, Witiko, Kleine Schriften, Briefe und Gespräche.

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Neue Ausgabe. Mit 24 Bildtafeln. M 8.50

Stärker als je steht die Gestalt Ulrich von Huttens, dieses Mannes, ‚der den Deutschen zuerst den Weg zur Nation wies', heute im Vordergrund unseres geschichtlichen Interesses. Die Lebensgeschichte von Strauß ist in ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit und ihrer meisterhaften Darstellung noch immer unübertroffen.

Timmermans, Felix: Das Licht in der Laterne. Neue und alte Geschichten. Mit Zeichnungen des Dichters. (Dichter unserer Zeit.) M 3.75

Das herrliche Geschichtenbuch Felix Timmermans' ist um einige neue Stücke seiner einfallsreichen Fabulierkunst erweitert worden,

darunter Kostbarkeiten wie ‚Perlamuna' und ‚Rabe Hans'; auch die Zeichenfeder des Malerpoeten hat wieder ihr Bestes getan, uns die kuriosen Dinge auf drollige Art vor Augen zu bringen.

Verhaeren, Emile: Die Abendstunden. Übertragen von Eva Marsteig. Gedruckt in einer Auflage von tausend Exemplaren von der Albert Eggebrecht-Presse in Mainz. Gebunden M 2.80

In diesen Versen ist die Schwermut der Reife und des Abschieds, die Stille des Abends, das Ausruhen und die Gewißheit einer Zuflucht, und inmitten aller Entsagung das strahlende Bekenntnis zur Sonne, zur Helle, die das Werk des Dichters gesegnet hat.

Walschap, Gerard: Der Mann, der das Gute wollte. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. M 5.50

In seiner packenden, rasch fortschreitenden Art erzählt der junge flämische Dichter die Geschichte des Mannes, der von Jugend an kein Unrecht in der Welt dulden will, der sich allen Widerständen zum Trotz durchsetzt. Ein Roman, in dem man bis in alle Einzelzüge der spannenden Handlung den echten Erzähler spürt.

Deutsche Weihnachtslieder. Neue Ausgabe in mehrfarbigem Druck. Gebunden M 1.80

Das kleine Liederbuch hat im vergangenen Jahre viele Menschen erfreut. Es war schon nach kurzer Zeit vergriffen. Die neue Ausgabe zeichnet sich gegenüber dem ersten Druck durch die mehrfarbigen Zierstücke aus.

Weiß, Konrad: Konradin von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel. M 4.–

Das Schicksal der tragischen Jünglingsfigur der deutschen Geschichte wird in dieser Dichtung durch Traum und Sinnspiel und die sinnbildlichen Gestalten über ein bloßes Abbild der Wirklichkeit hinausgehoben in eine große Vision.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennig

Die Bildwerke des Bamberger Doms. 46 Bildtafeln. Mit einem Geleitwort von Karl Gröber. (Nr. 140)

Coolen, Anton: Weihnachten in Brabant. Drei Erzählungen. (Nr. 531)

Eastman, Charles Alexander (Ohiyesa)*: Die Seele des Indianers.* (Nr. 536)

Das kleine Buch der Edelsteine. In vielen Farben. Zeichnungen von Hans Lang. Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 54)

Hans im Glück. Märchen der Brüder Grimm. Ein buntes Bilderbuch von Willi Harwerth, geschrieben von Martin Hermersdorf. (Nr. 530)



Holbein, Hans: Bildnisse. 24 farbige Handzeichnungen. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Waetzoldt. (Nr. 95)

Hutten der Deutsche. Gedichte. Aus der Türkenrede. Arminius. (Nr. 526)

Keller, Gottfried: Briefe. (Nr. 528)

La Rochefoucauld: Betrachtungen oder Moralische Sentenzen und Maximen. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Weigand. (Nr. 537)

Latinische Gärten. Ausgewählt von Karl Preisendanz. (Nr. 259)

Le Fort, Gertrud von: Die Opferflamme. Novelle. (Nr. 533)

Luther-Brevier: Gestaltet und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier (Nr. 527)

Briefe des Generalfeldmarschalls Graf Helmuth von Moltke. Ausgewählt und mit einer Einführung herausgegeben von Friedrich von Cochenhausen. (Nr. 535)

Ritter, Johann Wilhelm: Fragmente. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich von der Leyen. (Nr. 532)

Schiller, Friedrich: Gedichte. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. (Nr. 525)

Sillanpää, Frans, Eemil: Die kleine Tellervo. Finnische Gestalten. (Nr. 524)

Thukydides: Die Rede des Perikles für die Gefallenen. Deutsch von Rudolf G. Binding. Druck der Mainzer Presse. (Nr. 368)

Vischer, Peter: Das Sebaldusgrab zu Nürnberg. 44 Bildtafeln. Herausgegeben von Herbert Küas. (Nr. 330)

Wackenroder, Wilhelm Heinrich und Ludwig Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Mit einem Nachwort von Rudolf Bach. (Nr. 534)

In neuer Gestalt erschienen folgende Bände:

Goethe: Pandora. Mit vier Umrißzeichnungen von Vinzenz Raimund Grüner. (Nr. 411)

Hölty, Ludwig Heinrich Christoph: Gedichte. (Nr. 245)

Kinderlieder und Reime aus des Knaben Wunderhorn. Neue Ausgabe mit einem Anhang. (Nr. 60)

Die schöne Magelona. Dem deutschen Volksbuch nacherzählt von Severin Rüttgers. Mit Holzschnitten der Ausgabe von 1595. (Nr. 408)

Die Saga vom Freysgoden Hrafnkel. Aus dem Altisländischen übertragen von Helmut de Boor. (Nr. 29)

Zeitgenössische Dichter

Die mit JB. bezeichneten Werke sind Bände der Insel-Bücherei
Jeder dieser Bände kostet gebunden 80 Pfennig

Ernst Bertram, 1884 in Elberfeld geboren. Literarhistoriker an der Universität Köln.

Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Straßburg. Ein Gedichtkreis. Gebunden M 4.–

Der Rhein. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Das Nornenbuch. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Wartburg. Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Griecheneiland. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Deutsche Gestalten. Bach / Klopstock / Goethe / Schiller / Norden und deutsche Romantik / Beethoven / Kleist / Stifter / Möglichkeit deutscher Klassik. M 6.–

Michaelsberg. Prosadichtung. M 4.–

Sprüche aus dem Buch Arja. Gebunden M 2.50

Von deutschem Schicksal. (JB. Nr. 430)

Von der Freiheit des Wortes. (JB. Nr. 485)

Martin Beheim-Schwarzbach. 1900 in Hamburg geboren, wo er als Schriftsteller lebt.

Die Michaelskinder. Roman. M 6.–

Die Herren der Erde. Roman. M 5.50

Der Gläubiger. Roman. M 5.–

Das Buch vom Schach. Eine Darstellung und Anweisung für die Freunde des Spiels. (JB. Nr. 460)

Hans Carossa. 1878 in Tölz an der Isar geboren, Sohn eines Arztes, wurde auch selbst Arzt wie schon ein Vorfahr zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Erweckend und verwandelnd wirkten auf ihn die Jahre des Weltkriegs, den er als Bataillonsarzt bei einem Infanterie-Regiment an verschiedenen Fronten erlebte. Der Dichter wohnt bei Passau.

Gesammelte Gedichte. M 4.–

Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. M 5.–

Tagebuch im Kriege. M 3.–

Der Arzt Gion. Eine Erzählung. M 5.–

Führung und Geleit. Ein Lebensgedenkbuch. M 5.–

Geheimnisse des reifen Lebens. M 5.50

Hans Carossa:

Wirkungen Goethes in der Gegenwart. Eine Rede. Kart. M 1.80

Die Schicksale Doktor Bürgers. – Die Flucht. (IB. Nr. 334)

Gedichte. Vom Dichter ausgewählt. (IB. Nr. 500)

Ernest Claes. 1885 in Sichem bei Löwen geboren als Sohn einer alten Brabanter Bauernfamilie. Er kam zunächst als Lehrling in eine Klosterdruckerei, besuchte dann Gymnasium und Universität und lebt jetzt als Beamter bei der belgischen Kammer in Brüssel.

Flachskopf. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans. M 3.75

Black. Die Geschichte eines Hundes. M 3.80

Bruder Jakobus. Roman. M 5.50

Hannes Raps. Eine Landstreichergeschichte. Mit Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 429)

Die Heiligen von Sichem. Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 483)

Anton Coolen. 1897 in dem Dorf Wylre (in der niederländischen Provinz Limburg) geboren. Er war eine Zeit lang als Journalist tätig, zog sich aber dann in sein geliebtes Nord-Brabant zurück, um ganz seiner Dichtung zu leben.

Brabanter Volk. Roman M 5.–

Das Dorf am Fluß. Roman M 5.–

Die drei Brüder. Roman M 5.–

Weihnachten in Brabant. Drei Erzählungen. (IB. Nr. 531)

Robert Faesi. 1883 in Zürich geboren, wo er als Literarhistoriker an der Universität wirkt.

Das Antlitz der Erde. Gedichte. M. 4.–

Hugo von Hofmannsthal. Lebte von 1874 bis 1929.

Die Gedichte und kleinen Dramen. M. 5–

Das Salzburger Große Welttheater. Gebunden M 2.50

Der Tod des Tizian. – Idylle. Zwei Dichtungen. (IB. Nr. 8)

Der Tor und der Tod. Ein dramatisches Gedicht. (IB. Nr. 28)

Das kleine Welttheater oder die Glücklichen. (IB. Nr. 78)

Alkestis. Trauerspiel nach Euripides. (IB. Nr. 134)

Gedichte. (IB. Nr. 461)

Reden und Aufsätze. (IB. Nr. 339)

Ricarda Huch. 1864 in Braunschweig geboren. Sie kam zweiundzwanzigjährig nach Zürich, um Geschichte zu studieren, und begann alsbald mit der Veröffentlichung erzählender und darstellender Werke. Die Dichterin lebt in Jena.

Michael Unger. Roman. M 3.75

Von den Königen und der Krone. Roman. In Halbleinen M 5.25

Die Verteidigung Roms. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. M 6.–

Der Kampf um Rom. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. M 6.–

Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento. M 5.–

Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman. M 3.75

Der Dreißigjährige Krieg. Zwei Bände. M 7.50

Der große Krieg in Deutschland. Gekürzte Ausgabe. M 2.50

Gesammelte Gedichte. M 6.75

Liebesgedichte. (IB. Nr. 22)

Wonnebald Pück. Erzählung. (IB. Nr. 58)

Der letzte Sommer. Erzählung. (IB. Nr. 172)

Das Judengrab / Bimbos Seelenwanderungen. (IB. Nr. 193)

Fra Celeste. Erzählung. (IB. Nr. 405)

Gottfried Keller. (IB. Nr. 113)

Quellen des Lebens. (IB. Nr. 469)

Per Imerslund. 1912 geboren in Oslo, stammt aus einem alten Bauerngeschlecht Hedemarkens. Er verlebte seine Jugend in Deutschland, war von 1927 bis 1931 in Mexiko und schuf, in seine Heimat Norwegen zurückgekehrt, das erste Arbeitsdienstlager in Storelvdalla. Sein Erstlingswerk hat er deutsch geschrieben.

Das Land Noruega. Erlebnisse in Mexiko. M 4.50

Gudmundur Kamban. 1888 in Alftanes auf Island geboren. Er studierte in Kopenhagen, lebte dann von 1915 bis 1917 in New York und widmete sich nach seiner Rückkehr der Bühne als Spielleiter. Seit einiger Zeit lebt Kamban in Deutschland.

Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. M 7.50

Der Herrscher auf Skalholt. Roman. M 7.50

Ich seh ein großes schönes Land. Roman. M 6.50

Werner Kortwich. 1898 in Berlin geboren, wo er als Schriftsteller lebt.

Friesennot. Erzählung. (IB. Nr. 447)

David Herbert Lawrence. Lebte von 1885 bis 1930.

Der Regenbogen. Roman. M 6.–
Söhne und Liebhaber. Roman. M 3.75
Liebende Frauen. Roman. M 6.–
Die gefiederte Schlange. Roman. M 6.–
Die Frau, die davonritt. Novelle. (IB. Nr. 419)
Frohe Geister – Eine englische Familie. Novellen. (IB. Nr. 428)
Der Fuchs. Novelle. (IB. Nr. 384)

Max Mell. 1882 in Marburg an der Drau geboren. Er wuchs in Wien auf, studierte Germanistik, machte den Krieg an der russischen Front mit und lebt seither in Wien.

Das Donauweibchen. Erzählungen und Märchen. M 5.–
Die Sieben gegen Theben. Dramatische Dichtung. Gebunden M 3.50
Das Spiel von den deutschen Ahnen. Gebunden M 3.50
Das Nachfolge Christi-Spiel. Gebunden M 3.50
Das Apostelspiel. (IB. Nr. 167)
Barbara Naderer. Novelle. (IB. Nr. 261)
Ein altes deutsches Weihnachtsspiel. (IB. Nr. 418)

Otto Nebelthau. 1894 in Bremen geboren. Lebt am Bodensee.

Der Ritt nach Canossa. Historischer Roman. M 6.–
Mein Gemüsegarten. (IB. Nr. 456)
Mein Obstgarten. (IB. Nr. 470)

Christian Morgenstern. Lebte von 1871 bis 1914.

Alle Galgenlieder. (Galgenlieder, Palmström, Palma Kunkel, Gingganz.) M 3.50
Über die Galgenlieder. M 3.–
Melancholie. Gedichte. Gebunden M 2.50
Klein Irmchen. Ein Kinderliederbuch. Mit Zeichnungen von Josua L. Gampp. Gebunden M 4.–

Rainer Maria Rilke. Lebte von 1875 bis 1926.

Ausgewählte Werke in zwei Bänden. M 12.–; in Halbleder M 18.–
Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit. M 7.–; in Halbleder M 9.–
Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit 1899 bis 1902.
Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907.

Rainer Maria Rilke:

Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921.
Briefe aus Muzot (1921–1926).
Briefe an seinen Verleger (1906–1926).
Jeder der Briefbände M 7.–; in Halbleder M 9.–

Das Stunden-Buch. In Halbleinen M 3.–
Erste Gedichte. M 5.–
Frühe Gedichte. M 5.–
Neue Gedichte. M 5.–
Das Buch der Bilder. M 5.–
Duineser Elegien. M 3.–
Späte Gedichte. M 5.–
Geschichten vom lieben Gott. M 4.50
Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. M 5.50
Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. M 7.–
Über Gott. Zwei Briefe. Gebunden M 2.–
Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. (IB. Nr. 1)
Requiem. (IB. Nr. 30)
Das Marien-Leben. Gedichte. (IB. Nr. 43)
Die Sonette an Orpheus. (IB. Nr. 115)
Ausgewählte Gedichte. (IB. Nr. 400)
Der ausgewählten Gedichte anderer Teil. (IB. Nr. 480)
Vierundzwanzig Sonette der Louïze Labé. (IB. Nr. 222)
Sonette aus dem Portugiesischen der Elizabeth Barrett-Browning. (IB. Nr. 252)
Michelangelo-Übertragungen. (IB. Nr. 496)
Briefe an einen jungen Dichter. (IB. Nr. 406)
Briefe an eine junge Frau. (IB. Nr. 409)
Portugiesische Briefe (Die Briefe der Marianna Alcoforado) (IB. Nr. 74)

Sally Salminen. 1906 im Kirchspiel Vårdö auf den Ålandsinseln als Tochter eines Schiffers geboren. Kam von der Schule als Verkäuferin nach Stockholm, 1930 als Hausangestellte nach den Vereinigten Staaten. Dort schrieb sie ihren ersten Roman ‚Katrina', der beim Wettbewerb eines schwedisch-finnischen Verlags mit dem ersten Preis ausgezeichnet und in alle Weltsprachen übersetzt wurde. Die Dichterin lebt jetzt wieder in ihrer Heimat.

Katrina. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Edzard Schaper. M 6.50

Albrecht Schaeffer. 1885 in Elbing geboren. Er wuchs in Hannover auf und empfing entscheidende Eindrücke von der niedersächsischen Landschaft. Später siedelte er sich in Süddeutschland an; er lebt in Rimsting am Chiemsee. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir:

Josef Montfort. Roman. M 6.50

Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. M 15.–

Der göttliche Dulder. Dichtung. M 6.25

Parzival. Ein Versroman. M 7.50

Das Prisma. Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. M 6.50

Griechische Heldensagen. Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. Je M 5.–

Gedichte aus den Jahren 1915 bis 1930. M 4.–

Die Sage von Odysseus. (IB. Nr. 87)

Nachtschatten. Novellen. (IB. Nr. 179)

Der Reiter mit dem Mandelbaum. Legende. (IB. Nr. 229)

Der Raub der Persefone. (IB. Nr. 311)

Edzard Schaper. 1908 in Ostrowo, Provinz Posen, geboren, als Sohn niederdeutscher Eltern (Vater aus Hannover, Mutter aus Ostfriesland). Bewegtes Leben: Musiker, Schauspieler, Gärtner, fährt dann zur See und lebt längere Zeit in Skandinavien, jetzt in Estland.

Die sterbende Kirche. Roman. M 6.–

Das Leben Jesu. M 6.50

Die Arche, die Schiffbruch erlitt. Novelle. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller. (IB. Nr. 471)

Das Lied der Väter. Erzählung. (IB. Nr. 514)

Friedrich Schnack. 1888 in Rieneck, Unterfranken, geboren. Er verlebte seine Jugend in Franken, in der Landschaft von Rhön, Spessart, Frankenwald, in den Wein-, Obst- und Korngegenden von Aschaffenburg, Würzburg und Bamberg. Ehe er sich der Dichtung zuwandte, war er zehn Jahre in Handel, Wirtschaft und Industrie tätig. Er lebt in Überlingen am Bodensee.

Gesammelte Gedichte. M 5.–

Das Zauberauto. Liebesroman. M 4.50

Das Leben der Schmetterlinge. Naturdichtung. M 6.–

Friedrich Schnack:

Goldgräber in Franken. Abenteuerroman. M 4.50

Der Lichtbogen. Falterlegenden. M 4.50

Klick aus dem Spielzeugladen. Roman für das große und kleine Volk. M 4.–

Klick und der Goldschatz. Heiterer Roman. M 5.–

Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. M 5.–

Die brennende Liebe. Roman der drei Lebensalter. Beatus und Sabine / Sebastian im Wald / Die Orgel des Himmels. M 6.–

Sibylle und die Feldblumen. Mit 8 handkolorierten Blumenbildern. M 6.–

Land ohne Tränen. (IB. Nr. 459)

Geschichten aus Heimat und Welt. (IB. Nr. 498)

Reinhold Schneider. 1903 in Baden-Baden als Sohn einer alten Badener Familie geboren, empfing starke und entscheidende Eindrücke von Reisen im Süden, besonders in Portugal und Spanien. Lebt in Freiburg i. Br. Von seinen Werken erschienen im Insel-Verlag:

Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland. M 3.80

Das Inselreich. Gesetz und Größe der britischen Macht. M 8.50

Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. M 5.–

Gabriel Scott. 1874 in Leith (Schottland) als Norweger geboren. Er lebt in Tromöen bei Arendal.

Fant. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Edzard Schaper. M 5.50

Frans Eemil Sillanpää. 1888 in Hämeenkyrö (Finnland) geboren. Er studierte einige Jahre in Helsingfors, kehrte dann aber in seine ländliche Heimat zurück und begann seit 1916 das Land und die Menschen in Romanen zu schildern. Er lebt in Helsingfors.

Silja, die Magd. Roman. M 3.75

Eines Mannes Weg. Roman. M 5.–

Menschen in der Sommernacht. Roman. M 3.80

Die kleine Tellervo. Finnische Gestalten. (IB. Nr. 524)

Otto Freiherr von Taube. 1879 in Reval geboren, stammt aus einem ‚heermeisterlichen' Geschlecht der estländischen Ritterschaft. Er empfing seine Bildung in Kassel und Weimar und an deutschen Universitäten. Seit 1910 als freier Schriftsteller tätig, schuf er neben eigenen Werken zahlreiche Übersetzungen. Er lebt in Gauting (Oberbayern).

Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75

Die Löwenprankes. Roman. In Halbleinen M 4.50

Das Opferfest. Roman. M 6.–

Felix Timmermans. 1886 in Lier bei Antwerpen geboren als Sohn eines Spitzenhändlers. Er erhielt einfache Schulbildung, fühlte sich aber frühzeitig zur Kunst hingezogen, wollte Maler werden und besuchte die Kunstakademie. Aber ungewollt wurde er ein Maler des Wortes: wie sein großer Landsmann Pieter Bruegel schildert er das flämische Volk in seiner ganzen überschäumenden Lebensfülle. Er lebt in seiner kleinen Vaterstadt Lier.

Das Jesuskind in Flandern. M 3.75

Pallieter. M 3.75

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Roman. M 5.–

Pieter Bruegel. Roman. M 3.75

Die Delphine. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. M 5.–

Franziskus. M 5.–

Bauernpsalm. Roman. M 5.–

Das Licht in der Laterne. Neue und alte Geschichten. M 3.75

Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beginchen. Erzählung. (IB. Nr. 308)

Das Triptychon von den Heiligen Drei Königen. (IB. Nr. 362)

Aus dem schönen Lier. (IB. Nr. 401)

Sankt Nikolaus in Not und andere Erzählungen. (IB. Nr. 420)

Beim Krabbenkocher. Erzählung. (IB. Nr. 508)

Paul Valéry. 1871 geboren in Cette am Mittelmeer. Nachdem er früh mit Gedichten hervorgetreten war, schwieg er zwanzig Jahre und veröffentlichte dann seit 1917 Gedichte, philosophische Dialoge und Essays. 1925 wurde er Mitglied der französischen Akademie.

Herr Teste. In Halbleinen M 4.–

Karl Heinrich Waggerl. 1897 in Bad Gastein geboren als Sohn eines Zimmermanns, der aus einem alten Bauerngeschlecht stammte. Er

besuchte die Stadtschule und das Lehrerseminar, wurde im Krieg an der italienischen Front Offizier, geriet in Gefangenschaft und erkrankte schwer, so daß er den Lehrerberuf aufgeben mußte. Er lebt in Wagrain im Salzkammergut.

Brot. Roman. M 3.75

Schweres Blut. Roman. M 5.–

Das Jahr des Herrn. Roman. M 3.75

Mütter. Roman. M 5.–

Wagrainer Tagebuch. M 3.–

Du und Angela. Erzählungen. (IB. Nr. 204)

Das Wiesenbuch. Mit 16 Scherenschnitten des Dichters. (IB. Nr. 426)

Kalendergeschichten. (IB. Nr. 522)

Gerard Walschap. 1898 in Londerzeel bei Brüssel geboren als Sohn eines Bauern. Er lebt in Antwerpen.

Heirat. Roman. M 4.50

Der Mann, der das Gute wollte. Roman. M 5.50

Andreas Zeitler. 1906 in Leipzig geboren, von seinen Vorfahren her der fränkischen Landschaft verbunden, in der sein erstes Buch spielt. Er lebt in Leipzig.

Fränkischer Sommer. Erzählung. M 4.–

Goethe

Goethe:

Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Ausgabe auf Dünndruckpapier M 135.–; in Leder M 235.–
Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15 000 Seiten.
Die Bände dieser Ausgabe werden auch einzeln in dunkelblauem Leinen mit aufgedruckten Untertiteln geliefert.
Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) M 18.–; in Leder M 30.–

Gespräche mit Eckermann. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) M 7.50; in Leder M 13.–

Goethe:

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) M 9.50; in Leder M 16.–

Goethes Werke in sechs Bänden. (Der Volks-Goethe. 3900 Seiten.) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. M 18.–; in Halbleder M 28.–

Dichtung und Wahrheit. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (831 Seiten.) M 8.–

Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teile vielfarbigen Tafeln. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. M 10.–

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790) Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) M 3.50; in Leder M 6.50

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) M 12.–; in Leder M 20.–

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Max Hecker. M 3.75

Italienische Reise. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (590 Seiten.) M 6.–

Wilhelm Meister. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1020 Seiten.) M 9.50

Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) M 20.–

Dreißig Handzeichnungen Goethes. Faksimile-Ausgabe in farbigem Lichtdruck. Herausgegeben von Hans Wahl. 300 numerierte Exemplare. In Leinenmappe M 225.–

Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.–; in Leder M 80.–

Goethe:

Goethes Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein. 36 zum großen Teil farbige Bilder. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Wahl. Stammbuch-Querformat in Schuber M 4.50

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. M 3.50

Briefe an Charlotte von Stein. Neue, vollständige Ausgabe, auf Grund der Handschriften herausgegeben von Julius Petersen. Vier Bände. M 12.–

Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 10 Abbildungen. M 7.50

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Drei Bände. M 18.–

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. M 4.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.50

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wahl. M 5.–

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. M 4.50

Deutsche Klassiker und Gesamtausgaben

Eichendorff, Joseph von:

Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) M 6.–

Brüder Grimm:

Märchen. Auswahl in einem Bande. Mit acht handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel. M 6.50

Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. M 9.–

Der Heliand

in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. M 3.50

Hey-Speckter:

Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. M 2.50



Hölderlin, Friedrich:

Sämtliche Werke. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten.) M 9.–; in Leder M 15.–

Gesammelte Briefe. Eingeleitet von Ernst Bertram. M 6.–; in Leder M 12.–

Keller, Gottfried: siehe Seite 168, 172

Kleist, Heinrich von:

Sämtliche Werke. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) M 9.–; in Leder M 15.–

Lenau, Nikolaus:

Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von Eduard Castle. M 40.–

Mörike, Eduard: siehe Seite 169

Der Nibelunge Not und Kudrun

Herausgegeben von Eduard Sievers. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) M 6.–

Novalis:

Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Schultz. M 4.50

Sachs, Hans:

Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und Reinhard Buchwald. Zwei Bände. In Halbleinen M 10.–
Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–; in Schweinsleder M 30.–

Schiller:

Sämtliche Werke in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier (4900 Seiten) M 45.–; in Leder M 80.–

Stifter, Adalbert:

Werke in sieben Bänden (in Vorbereitung). Siehe Seite 170

Werke in drei Bänden (Volks-Stifter). Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. M 12.–
Die Ausgabe umfaßt die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

Weltliteratur

Cervantes:

Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjew und einem Nachwort von André Jolles. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten.) M 12.–; in Leder M 20.–

Dante:

Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Canzoniere. Vita Nuova. Il Convivio sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1080 Seiten.) M 10.–

Dantes Göttliche Komödie

Deutsch von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen. (733 Seiten.) M 7.50; in Leder M 14.–

Gobineau, Arthur Graf:

Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Mit 20 Bildtafeln. M 4.50

Ομηρου επη. (Ιλιας Οδυσσεια)

Homers Werke (Ilias und Odyssee) im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. M 6.–

Jacobsen, Jens Peter:

Sämtliche Werke in einem Bande. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) M 8.50; in Leder M 15.–

Sophokles:

Tragödien. Übertragen von Roman Woerner. M 6.–; in Leder M 12.–

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle):

Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Ausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) M 55.–

Orient und Ferner Osten

Tausendundeine Nacht

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) M 50.–; in Leder M 90.–

Die Bände sind auch einzeln, in Leinen je M 9.– erhältlich.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. In einem Bande M 4.50

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten. M 3.75

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art chinesischer Blockbücher gebunden. M 6.–

Die Räuber vom Liang schan Moor
Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. (840 Seiten.) M 12.–

Der Traum der Roten Kammer
Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) M 12.–

Die Geschichte vom Prinzen Genji
wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan. Zwei Bände. (1200 Seiten.) M 16.–

Tsudzumi, Tsuneyoshi:
Japan, das Götterland. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. M 6.–
Die Kunst Japans. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. M 20.–

Preetorius, Emil:
Vom Wesen ostasiatischer Malerei. Ein Vortrag. Mit einer Lichtdrucktafel. Gebunden M 3.–

Briefe, Erinnerungen, Lebensgeschichte

Arnim, Bettina von:
Die Günderode. Eingeleitet von Heinz Amelung. M 5.–

Bertram, Ernst:
Deutsche Gestalten. Fest- und Gedenkreden. M 6.–
Inhalt: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Schiller – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeiten deutscher Klassik.

Buchwald, Reinhard:
Schiller. Zwei Bände. I. Der junge Schiller. II. Wander- und Meisterjahre. Mit 14 Bildtafeln. M 15.–

Carolinens Leben in ihren Briefen
Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte:
Die Tragödie eines Kaisers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. M 7.50

Die Briefe der Diotima
an Hölderlin. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. M 3.50

Droysen, Joh. Gust.:
Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Mit 8 Bildnissen in Lichtdruck und 8 Karten. M 10.–

Elisabeth Charlotte (Liselotte):
Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Haupt, Georg:
Rudolf Koch der Schreiber. Mit 64 Bildtafeln und vielen Abbildungen im Text. M 8.50

Humboldt, Wilhelm von:
Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. M 6.50
Briefe an eine Freundin. (Charlotte Diede.) In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. M 3.50

Katharina II. von Rußland:
Memoiren. Herausgegeben und eingeleitet von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Kerner, Justinus
und sein Münchener Freundeskreis. Eine Sammlung von Briefen. Herausgegeben von Franz Pocci. Mit 8 Bildtafeln. M 8.–

Kippenberg, Anton:
Geschichten aus einer alten Hansestadt. M 3.80

Kippenberg, Katharina:
Rainer Maria Rilke. Siehe Seite 168

Koch, Rudolf:
Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 3.75

Kühnemann, Eugen:
Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) M 15.–

Luthers Briefe
In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. M 3.50

Mozart:

Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.–

Nietzsche, Friedrich:

Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. M 4.50

Briefe an Peter Gast. Herausgegeben von Peter Gast. M 6.–

Briefe an Mutter und Schwester. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Mit 3 Bildnissen in Lichtdruck. M 7.–

Briefwechsel mit Erwin Rohde. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. In Halbleinen M 6.–

Scheffler, Karl:

Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. M 6.–

Schneider, Eduard:

Eleonora Duse. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. M 6.–

Schurig, Arthur:

Wolfgang Amade Mozart. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. M 14.–

Terry, Charles Sanford:

Johann Sebastian Bach. Mit einem Geleitwort von Professor D Dr. Karl Straube, Kantor zu Sankt Thomae. Neue Ausgabe. Mit einem Bildnis Bachs in Lichtdruck und 32 Bildtafeln. M 6.50

Villers, Alexander von:

Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. M 6.50

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth:

Memoiren. Mit 10 Bildtafeln. M 6.50

Geschichte und Naturgeschichte

Bessell, Georg:

Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. M 5.–

Clausewitz, Karl von:

Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. M 6.50

Chodowiecki, Daniel:

Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 100 Bilder nach den Originalen der Staatlichen Akademie der Künste in Berlin mit erläuterndem Text und einer Einführung von Wolfgang von Oettingen. Stammbuch-Querformat in Schuber M 4.50

Cortes, Ferdinand:

Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte:

Die trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo. Mit 16 Bildtafeln. M 8.–

Deutsche Vergangenheit

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes M 60.–, der einzelnen Bände M 7.50

Die politische Reihe

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die kulturhistorische Reihe

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

Fichte:

Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. M 2.50

Das alte Hamburg

Mit 154 Bildtafeln. Herausgegeben von Carl Schellenberg. M 9.50

Renker, Armin:

Das Buch vom Papier. Mit 46 Abbildungen in Lichtdruck, 4 Wasserzeichentafeln, 13 Papierproben und 1 Karte. In Halbleinen M 10.–

Scheffler, Karl:

Holland. Mit 100 Bildtafeln. M 9.–

Italien. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. M 9.–

Paris. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. M 9.–

Schneider, Reinhold:

Das Inselreich. Gesetz und Größe der britischen Macht. M 8.50

Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. M 3.80
Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland.

Spunda, Franz:
Der heilige Berg Athos. Landschaft und Legende. Mit 40 Bildtafeln. M 8.–

Philosophie

Kant:
Kritik der reinen Vernunft. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–
Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter. M 3.50

Kassner, Rudolf:
Das Buch der Gleichnisse. M 4.50
Die Chimäre. Der Aussätzige. Gebunden M 3.–
Von der Einbildungskraft. M 4.50
Der indische Gedanke. Von den Elementen der menschlichen Größe. Gebunden M 3.–
Englische Dichter. Gebunden M 4.50
Essays. Gebunden M 4.50
Die Grundlagen der Physiognomik. M 4.–
Die Moral der Musik. Aus den Briefen an einen Musiker. Gebunden M 4.–
Die Mythen der Seele. M 4.–
Das physiognomische Weltbild. M 7.50
Der Tod und die Maske. Gebunden M 3.–
Die Verwandlung. Physiognomische Studien. M 4.50
Zahl und Gesicht. Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiognomik. M 5.50

Schopenhauer:
Aphorismen zur Lebensweisheit. Mit Erläuterungen und einem Nachwort. M 3.–

Kunst

Allesch, Johannes von:
Michael Pacher. Mit 113 Abbildungen. M 10.–

Beenken, Hermann:
Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. M 10.–

Burkhard, Arthur:
Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. M 10.–

Geese, Walter:
Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. M 7.–

Gerstenberg, Kurt:
Hans Multscher. Mit 175 Abbildungen. M 10.–

Grisebach, August:
Karl Friedrich Schinkel. Mit 110 Abbildungen. M 10.–

Jantzen, Hans:
Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. M 10.–

Koch, Rudolf:
Das ABC-Büchlein. Gebunden M 2.80
Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf der Handpresse gedruckt im Haus zum Fürsteneck zu Frankfurt a. M. In Halbleder M 30.–
Das Blumenbuch. Zeichnungen von Rudolf Koch. In Holz geschnitten von Fritz Kredel. 250 Holzschnitte im Format 23½×31½ cm. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Die Handkolorierung besorgte Emil Wöllner. Drei Teile. In Pappbänden M 80.–
Die Weihnachtsgeschichte. Ein Blockbuch in 10 Holzschnitten. Gebunden M 1.80
Das Zeichenbuch. M 5.–
Das kleine Blumenbuch (IB. Nr. 281), *Ein Deutscher* (IB. Nr. 504) und *Häusliches Leben* (IB. Nr. 124)

Koch, Rudolf, und Fritz Kredel:
Karte von Deutschland und angrenzenden Gebieten. Vielfarbige Wiedergabe im Format 120 × 163 cm. Unaufgezogen M 18.–; auf Leinwand mit zwei Rundstäben M 30.–

König, Leo von:
Gestalt und Seele. Das Werk des Malers. Mit 64 Bildtafeln und einer Einleitung von Reinhold Schneider. M 8.–

Lanckorońska, M., und Richard Oehler:
Die Buchillustration des 18. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Drei Bände mit 212 Lichtdrucktafeln. Gebunden M 75.–; in Halbleder M 90.–

Acht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. Wiedergabe in farbigem Lichtdruck in der Originalgröße (35½×25 cm). Inhalt: 1. Kaiser Heinrich – 2. König Konrad der Junge – 3. Walther von der Vogelweide – 4. Graf Kraft von Toggenburg – 5. Wolfram von Eschenbach – 6. Meister Johannes Had-

loub – 7. Der Tannhäuser – 8. Klingsor von Ungarland. In Leinenmappe M 48.–; jedes Blatt auch einzeln in Umschlag M 6.–

Meller, Simon:
Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. M 10.–

Rilke, Rainer Maria:
Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. M 7.–

Scheffler, Karl:
Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. M 7.–
Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 77 Bildtafeln. M 9.–

Schmidt, Paul Ferdinand:
Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. M 10.–

Tietze, Hans:
Albrecht Altdorfer. Mit 127 Abbildungen. M 10.–

Waldmann, Emil:
Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. M 4.50

Weinberger, Martin:
Wolfgang Huber. Mit 135 Abbildungen. M 10.–

Die wohlfeilen Reihen des Insel-Verlags

Dichter unserer Zeit

Jeder Band in Leinen M 3.75

Claes, Ernest:
Flachskopf. Ein heiterer Roman aus Flandern. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans.

Huch, Ricarda:
Der Dreißigjährige Krieg. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden.
Michael Unger. Roman.
Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman.

Koch, Rudolf:
Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis Kochs als Grenadier.

Lawrence, D. H.:
Söhne und Liebhaber. Roman.

Mumelter, Hubert:
Oswalt und Sabina. Zwei ohne Gnade. Roman.

Sillanpää, Frans Eemil:
Silja, die Magd. Roman.

Streuvels, Stijn:
Der Flachsacker. Roman.

Timmermans, Felix:
Pieter Bruegel. Roman.
Das Jesuskind in Flandern.
Das Licht in der Laterne. Neue und alte Geschichten.
Pallieter. Roman.
Alle vier Werke mit Zeichnungen des Dichters.

Waggerl, Karl Heinrich:
Brot. Roman.
Das Jahr des Herrn. Roman.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M 3.50

Balzac, Honoré de: Verlorene Illusionen.

Bronte, Emily: Die Sturmhöhe.

Coster, Charles de:
Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Defoe, Daniel:
Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung. Nachwort von Severin Rüttgers.

Flaubert, Gustave: Frau Bovary. Roman.

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman.

Goethe: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman.

Gotthelf, Jeremias:
Wie Uli der Knecht glücklich wird. Nachwort von Paul Ernst.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von:
Der abenteuerliche Simplizissimus. Nachwort von Wolfgang Kayser.

Hoffmann, E. T. A.: Die Elixiere des Teufels.

Jacobsen, Jens Peter: Niels Lyhne. Roman.

Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich.
Die Leute von Seldwyla.

Lagerlöf, Selma:
Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland.

Meyer, Conrad Ferdinand:
Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte.

Scheffel, Joseph Victor von:
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

Stendhal, Friedrich von:
Rot und Schwarz. Zeitbild von 1830.
Die Kartause von Parma.

Stevenson, R. L.:
Die Schatzinsel. Mit vielen Holzschnitten von Hans Alexander Müller.

Swift, Jonathan: Gullivers Reisen.

Tolstoi, Leo:
Annà Karenina. Roman in zwei Bänden (je 700 Seiten).

Die Hausbücher der Insel

Jeder Band in Leinen M 4.50

Beethovens Briefe.
Ausgewählt von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln.

Böhme, Jakob:
Schriften. Ausgewählt von Friedrich Schulze-Maizier. Mit einem Bildnis Böhmes.

Bürger, Gottfried August:
Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von G. Doré. Großquart. Gebunden.

Busch, Wilhelm:
Aus alter Zeit. Mit vielen Handzeichnungen des Meisters. Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.)

Inhalt: Arnim: Der tolle Invalide – Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl – Büchner: Lenz – Droste-Hülshoff: Die Judenbuche – Eichendorff: Taugenichts – Fouqué: Undine – Goethe: Novelle – Gotthelf: Barthli, der Korber – Grillparzer: Der arme Spielmann – Hauff: Das kalte Herz – Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend – E. T. A. Hoffmann: Der Elementargeist – Gottfried Keller: Spiegel, das Kätzchen – Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili – Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag – Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal – Schiller: Der Geisterseher – Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse – Stifter: Der Hagestolz – Tieck: Der blonde Eckbert.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers.

Inhalt: Das Hildebrandslied – Beowulf – Walther und Hildegund – Sigfrid und die Nibelunge – Wieland der Schmied – König Rother – Der getreue Wolfdietrich – König Dietrich von Bern – Kudrun – Der Nibelunge Not.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers.

Der Band enthält: Der hörnern Siegfried – Die vier Haimonskinder – Herzog Ernst – Wigoleis – Kaiser Barbarossa – Die schöne Melusine – Die geduldige Griseldis – Die schöne Magelona – Hirlanda – Fortunat – Eulenspiegel – Die Schildbürger – Doktor Faust.

Meister Eckhart:

Deutsche Predigten und Traktate. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier.

Gobineau, Arthur Graf:

Die Renaissance. Historische Szenen. Mit 20 Bildtafeln.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg.

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln.

Schwab, Gustav:

Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.)



Stifter, Adalbert:

Der Nachsommer. Roman.

Witiko. Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. Ungekürzt. (930 Seiten.)

Erzählungen. (900 Seiten.) Der Band enthält: Hochwald – Abdias – Brigitta – Hagestolz – Waldsteig – Bunte Steine – Nachkommenschaften – Sonnenfinsternis.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. In einem Bande.

Waldmann, Emil:

Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln.

Inhalt

Die Bilder

4
HD

Den Umschlag zeichnete Fritz Kredel

Gedruckt
in der Offizin Haag-Drugulin
zu Leipzig

G. 23. 9. 1938

INSEL Almanach



auf das Jahr 1940



Insel-Almanach

auf das Jahr

1940

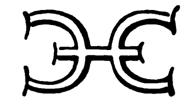
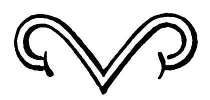
Im Insel-Verlag
zu Leipzig

Kalendarium

Große Gedanken und ein reines Herz, das ists, was wir uns von Gott erbitten sollten.

*

Goethe

JANUAR

1 Neujahr
2 Dienstag ☾
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Epiphanias

7 1. Sonnt. n. Ep.
8 Montag
9 Dienstag ●
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 2. Sonnt. n. Ep.
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch ☽
18 Reichsgründung
19 Freitag
20 Sonnabend

21 Septuagesima
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch ○
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Sexagesima
29 Montag
30 Tag d. nat. Erheb.
31 Mittwoch ☾

FEBRUAR

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 Estomihi
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag ●
9 Freitag
10 Sonnabend

11 Invokavit
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag ☽
17 Sonnabend

18 Reminiszere
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag ○
24 Sonnabend

25 Okuli
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag

MÄRZ

1 Freitag ☾
2 Sonnabend

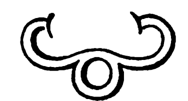
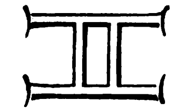
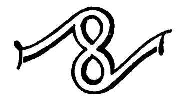
3 Lätare
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend ●

10 Heldengedenktag
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 Palmarum ☽
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Gründonnerstag
22 Karfreitag
23 Sonnabend ○

24 Ostersonntag
25 Ostermontag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend ☾

31 Quasimodogen.

APRIL

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend

7 Miseric.Dom. ●
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 Jubilate
15 Montag ☽
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Des Führers Geburtstag
21 Kantate
22 Montag ○
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Rogate
29 Montag ☾
30 Dienstag

MAI

1 Tag der Arbeit
2 Himmelfahrt
3 Freitag
4 Sonnabend

5 Exaudi
6 Montag
7 Dienstag ●
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend

12 Pfingstsonntag
13 Pfingstmontag
14 Dienstag ☽
15 Mittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend

19 Trinitatis
20 Montag
21 Dienstag ○
22 Mittwoch
23 Fronleichnam
24 Freitag
25 Sonnabend

26 1. n. Trinitatis
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch ☾
30 Donnerstag
31 Freitag

JUNI

1 Sonnabend

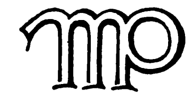
2 2. n. Trinitatis
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag ●
7 Freitag
8 Sonnabend

9 3. n. Trinitatis
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag ☽
14 Freitag
15 Sonnabend

16 4. n. Trinitatis
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch ○
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 5. n. Trinitatis
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag ☾
28 Freitag
29 Sonnabend

30 6. n. Trinitatis

JULI

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag ●
6 Sonnabend

7 7. n. Trinitatis
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag ☽
13 Sonnabend

14 8. n. Trinitatis
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag ☺
20 Sonnabend

21 9. n. Trinitatis
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend ☾

28 10. n. Trinitatis
29 Montag
30 Dienstag
31 Mittwoch

AUGUST

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend ●

4 11. n. Trinitatis
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend ☽

11 12. n. Trinitatis
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend ☺

18 13. n. Trinitatis
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 14. n. Trinitatis
26 Montag ☾
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag
31 Sonnabend

SEPTEMBER

1 15. n. Trinitatis
2 Montag ●
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 16.n.Trinitatis ☽
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 17. n. Trinitatis
16 Montag ☺
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 18. n. Trinitatis
23 Montag
24 Dienstag ☾
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 19. n. Trinitatis
30 Montag





OKTOBER

1 Dienstag ●
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Erntedanktag
7 Montag
8 Dienstag ☽
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 21. n. Trinitatis
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch ○
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 22. n. Trinitatis
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag ☾
25 Freitag
26 Sonnabend

27 23. n. Trinitatis
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch ●
31 Donnerstag

NOVEMBER

1 Freitag
2 Sonnabend

3 Reformationsfest
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch ☽
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Gedenktag f. d. Gefallenen d. Beweg.

10 25. n. Trinitatis
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag ○
16 Sonnabend

17 26. n. Trinitatis
18 Montag
19 Dienstag
20 Bußtag
21 Donnerstag
22 Freitag ☾
23 Sonnabend

24 Totensonntag
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag ●
30 Sonnabend

DEZEMBER

1 1. Advent
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag ☽
7 Sonnabend

8 2. Advent
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend ○

15 3. Advent
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 4. Advent ☾
23 Montag
24 Dienstag
25 1. Weihnachtst.
26 2. Weihnachtst.
27 Freitag
28 Sonnabend ●

29 Sonntag n. W.
30 Montag
31 Silvester

Joseph von Eichendorff / In Danzig

Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheinet,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg zauberhaft versteinet
Drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,
Über alle Häuser weit,
Nur des Meeres fernes Rauschen –
Wunderbare Einsamkeit!

Und der Türmer wie vor Jahren
Singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der bei Nacht vorüberzieht!

*

Aus: Die deutschen Lande im Gedicht (Insel-Bücherei)

Erich Brandenburg / Kolonialpolitik und Kriegsschuld

Wir haben einen weiten, windungsreichen Weg durchmessen. Blicken wir von dem erreichten Punkte noch einmal auf das Ganze zurück.

Überschauen wir die deutsche Politik seit Bismarcks Sturz im großen, so lassen sich, glaube ich, zwei Perioden klar voneinander sondern. Die erste endigt mit dem Scheitern der deutsch-englischen und der deutsch-russischen Bündnisverhandlungen, also etwa mit dem Jahre 1905, die zweite beginnt mit der Bildung der Entente, also 1907; dazwischen liegt eine kurze, aber wichtige Zeit der Neugruppierung.

Die erste dieser Perioden ist gegenüber der Bismarckschen Zeit gekennzeichnet durch das viel stärkere Hervortreten des Motivs der kolonialen Expansion, eine notwendige Folge der mächtigen weltwirtschaftlichen Entwicklung. Die rein europäische Orientierung der deutschen Politik hört auf, die ‚weltpolitische' Einstellung beginnt. Es ist selbstverständlich, daß unter den gänzlich veränderten Verhältnissen die rein kontinentale Einstellung der früheren Periode für unsere Politik nicht beibehalten werden konnte. Bismarck selbst würde sich dieser Erkenntnis gewiß nicht verschlossen haben, wie ja bereits seine Wendung zur Kolonialpolitik in den achtziger Jahren erkennen läßt. Aber ebensowenig ist daran zu zweifeln, daß für ihn die Sicherung unserer europäischen Stellung immer das oberste Ziel geblieben sein würde und daß er dem Gewinn neuen Besitzes in fernen Erdteilen niemals einen entscheidenden Einfluß auf unsere Gesamtpolitik eingeräumt haben würde. Es galt, mit größter Vorsicht und Beharrlichkeit unsere weltpolitische Stellung auszubauen, ohne die Sicherheit des Reiches selbst zu gefährden. Das war um so schwieriger, als die Aufteilung der Erde seit den achtziger Jah-

ren ein sehr schnelles Tempo angenommen hatte, als infolgedessen das Streben, von dem noch verfügbaren Rest möglichst viel zu erhalten, bei allen Kolonialmächten bis ins Krankhafte gesteigert war und daher mit jeder eigenen Erwerbung neue Reibungs- und Konfliktsmöglichkeiten geschaffen wurden.
Bismarck hatte bereits erkannt, daß der Ausbau unseres Kolonialreiches ohne schwere Gefahren für uns selbst nur dann möglich sei, wenn wir in dauernder freundschaftlicher Fühlung mit der größten See- und Kolonialmacht, mit England, blieben. Die Lage in Europa war bedenklich genug. Der alte Gegensatz zu Frankreich war durch die russisch-französische Annäherung stärker als je zu einer dauernden Gefahrenquelle geworden; der österreichisch-russische Gegensatz im Nahen Orient konnte jeden Augenblick zum Zusammenstoß führen und mußte dann Deutschland und Frankreich auf den Plan rufen. Solange ein solcher Konflikt auf Europa beschränkt blieb, konnten wir im Verein mit den übrigen Dreibundmächten seinem Austrag mit Zuversicht entgegensehen. Wenn aber ein dauernder weltpolitischer Gegensatz zu England hinzutrat und das Inselreich auf die Seite unserer Gegner trieb, wurde die Gefahr ins Unendliche vergrößert, zumal da dann auch Italiens Mitwirkung an unserer Seite höchst unwahrscheinlich wurde.
Im Geiste von Bismarcks Politik hätte es gelegen, den Ausbau unseres Kolonialreiches nach einem festen, begrenzten Plan und im Einverständnis mit England zu betreiben und jeden einzelnen Schritt dazu von der allgemeinen politischen Lage abhängig zu machen. Auch würde bei der Erweiterung unseres Macht- und Interessenkreises und der dadurch erhöhten Reibungsgefahr der rechtzeitige Ausbau eines neuen, nicht mehr rein europäischen Bündnissystems zur Sicherung gegen weltpolitische Gefahren ein Gebot der Vorsicht gewesen sein. Unseren Staatslenkern stand aber in der Zeit nach Bismarcks Entlassung kein bestimmter Plan, etwa der Gedanke eines geschlossenen Kolonialreiches in irgendeinem Teile der Welt, vor Augen; sie hatten vielmehr nur das allgemeine Bestreben, bei der Teilung der Erdoberfläche unter die großen Mächte nicht zu kurz zu kommen, überall auch etwas zu gewinnen, wo andere etwas bekämen. Ge-

rade dadurch wurden immer neue Reibungsflächen geschaffen, gerade dadurch wurde ein allgemeines Unbehagen erzeugt, ein Gefühl der Unsicherheit über Deutschlands letzte Absichten, die niemals greifbar erschienen und die man sich als uferlos und gefährlich vorstellte. Der Gedanke der Kompensationspolitik, dessen Hauptvertreter Herr von Holstein war, führte zu immer neuen mehr oder minder heftigen Auseinandersetzungen mit England, Frankreich und Rußland.

Die Gesamtlage war anfangs für Deutschland günstig. Der russisch-französische Zweibund und das britische Weltreich standen sich in allen Teilen der Welt feindlich gegenüber. Beide Gruppen umwarben uns, und wir konnten uns nicht nur als gegen augenblickliche Gefahren gesichert, sondern zeitweise fast als Schiedsrichter der Welt betrachten. An der Spitze des Dreibundes stellten wir einen dritten ebenbürtigen Machtfaktor dar. Dies Gefühl steigerte unser Selbstbewußtsein und ließ uns manchmal im Ton unserer Sprache und in der Art unseres Vorgehens die Grenzen der Vorsicht und des Taktes überschreiten; wir reizten dadurch häufig die Empfindlichkeit der anderen, ohne daß ein wichtiges Lebensinteresse oder ein großes, wertvolles Streitobjekt dies gerechtfertigt hätte. Für gute Dienste verlangten wir stets durch Gegenleistungen bezahlt zu werden, die gerade wegen ihrer verhältnismäßigen Geringfügigkeit die Verstimmung nicht lohnten, die sie erzeugten.

Eine Verbindung der beiden Mächtegruppen gegen uns hielten wir für unmöglich und glaubten die vorteilhafte Mittelstellung zwischen beiden behaupten und zur Erlangung kleiner Vorteile ausnutzen zu können. Die englischen Annäherungsversuche beantworteten wir mit der Aufstellung von Bedingungen, die dem Inselreich als unannehmbar erschienen. Wir glaubten, man werde wiederkommen, wenn man sich jenseits des Kanals überzeugt habe, daß die Opfer für eine Verständigung mit Frankreich und Rußland zu groß seien. Statt dessen vertrugen sich Frankreich und England auf unsere Kosten.

Auf der anderen Seite lockte der Gedanke des Kontinentalbundes gegen England. Als die britischen Staatsmänner sich Frankreich zu nähern begannen und Rußland im schweren

Kampfe in Ostasien stand, suchten wir diese andere Möglichkeit durch den Björkövertrag zu verwirklichen, in der Hoffnung, daß Frankreich sich freiwillig oder gezwungen diesem Bunde werde anschließen müssen. Aber Rußland wich alsbald nach dem Friedensschluß mit Japan der Erfüllung dieser unangenehmen Verpflichtung aus, um das vorteilhafte Verhältnis zu Frankreich nicht aufs Spiel zu setzen. Das endgültige Mißlingen der ostasiatischen Eroberungspolitik lenkte die Blicke der russischen Staatsmänner wieder auf Vorderasien und die Balkanhalbinsel zurück; infolgedessen trat Rußlands alter Gegensatz zu Österreich-Ungarn und das mit ihm verbündete Deutsche Reich wieder scharf hervor. Immer stärker wurde in Petersburg die Empfindung, daß man am Balkan seine Ziele nur in Verbindung mit den Westmächten werde erreichen können.

Die Zeit der Pendelpolitik war damit für Deutschland endgültig vorüber. Wir hatten es versäumt, in der Zeit, da man uns brauchte, ein näheres Verhältnis zu England zu gewinnen, und zu spät erkannt, daß der Gedanke des Kontinentalbundes eine Utopie war.

Nun geschah, was wir für unmöglich gehalten hatten: Rußland und England verständigten sich ebenfalls über ihre alten Streitfragen, und wir standen seit 1907 nicht mehr zwei einander feindlichen Gruppen, sondern dem immer fester werdenden Block der ‚Entente' gegenüber. Damit begann die zweite Periode.

Wir standen jetzt unter dem Druck der Erkenntnis, daß wir in die Defensive gedrängt seien. Wir erfuhren es in Marokko und in den Balkanfragen. Wir hätten vielleicht die Entente noch zersprengen können, wenn wir auf die Flottenverständigung eingegangen wären, die England wünschte. Wir taten es nicht, weil wir der politischen Haltung Englands auch dann nicht sicher zu sein glaubten und uns ein wichtiges Verteidigungsmittel nicht schwächen lassen wollten. Wir hielten aber trotz der veränderten Weltlage an dem alten Kompensationsgedanken fest, der nun sehr viel schwerer als früher durchzuführen war. Wir suchten zuweilen das aufsteigende Gefühl der Gefahr

unserer Lage durch große Worte und den Hinweis auf unsere starke Rüstung zu übertäuben und erweckten dadurch wieder nur Verdacht und Mißtrauen.
Auch der Dreibund selbst begann sich langsam zu lockern. Italien hatte sich allmählich den Franzosen genähert und wollte unter keinen Umständen in Gegensatz zu England geraten. Es hielt für seine kolonialen Ziele in Nordafrika die Unterstützung der Entente für wichtiger als die des Dreibundes. Auch Rumänien wurde immer unsicherer. Angesichts unserer wachsenden Isolierung blieb das Bündnis mit Österreich das letzte Bollwerk unserer Stellung. Je stärker man in Wien merkte, daß wir nichts mehr fürchteten, als auch den letzten Bundesgenossen zu verlieren, desto stärker suchte man diese günstige Lage für die eigenen Balkanpläne auszunutzen. Wir wagten nicht, Österreich die Rückendeckung zu versagen, selbst wenn es gehandelt hatte, ohne uns zu fragen, ja sogar, wenn wir sein Verhalten mißbilligten. So deckten wir 1908 und 1909 das von uns nicht gebilligte Vorgehen in Bosnien und verschlechterten dadurch unser Verhältnis zu Rußland. Auch während der Balkankriege wirkten wir zwar in einzelnen Fällen zurückhaltend, vertraten aber doch in den wichtigsten Fragen den Standpunkt der Hofburg. Die Leitung des Dreibundes glitt mehr und mehr nach Wien, was um so verhängnisvoller war, als die österreichische Politik in den Balkanfragen unsicher und tastend war, sich ganz von der Furcht vor der zersetzenden Wirkung der großserbischen Agitation und dem Bedürfnis nach Augenblickserfolgen leiten ließ und in der Anbahnung eines Bündnisses mit Bulgarien unter Festhaltung Rumäniens ein unerreichbares Ziel verfolgte.
Die Mordtat von Serajewo löste in Wien den Plan zur endgültigen Abrechnung mit Serbien aus. Man meinte, nur durch die exemplarische Züchtigung des gefährlichen Nachbarn die bedrohte Existenz der Monarchie retten und der Welt den Beweis ihrer Daseinskraft geben zu können. Wir glaubten, Österreich nicht zurückhalten zu dürfen, und hofften, mit den alten Mitteln das Eingreifen Rußlands verhindern zu können. Wir unterschätzten die darin liegende Gefahr und standen daneben unter dem Druck der Vorstellung, wenn die große Ausein-



Daniel Chodowiecki: Der Leuchtturm bei Weichselmünde

anderſetzung doch einmal kommen müſſe, ſei es vielleicht beſſer, ſie komme jetzt und aus dieſem Anlaſſe. So gerieten wir in eine Lage, aus der es nach unſerem vergeblichen Verſuche, Öſterreich im letzten Augenblick noch zum Einlenken zu bringen, keinen Ausweg mehr gab als den Krieg.

Man kann der deutſchen Politik dieſer Jahre viele Vorwürfe machen. Man kann ſie der Kurzſichtigkeit, der Planloſigkeit, des Mangels an Vorſicht und pſychologiſchem Verſtändnis für das Weſen der anderen zeihen, man kann ihr Schwanken und ihr plötzliches Zufahren, etwa in der Marokkofrage, tadeln; aber das wird niemand mit Grund behaupten können, daß ſie in irgendeinem Zeitpunkt den Krieg gewollt oder auf ihn hingearbeitet habe. Wenn Deutſchland den Krieg gewünſcht hätte, ſo wäre kein günſtigerer Zeitpunkt dafür zu finden geweſen als die Jahre während des Ruſſiſch-Japaniſchen Krieges und nach demſelben. Damals war Rußland aktionsunfähig, Frankreich und England mangelhaft gerüſtet, die Entente erſt im Werden begriffen. Hätten wir einen Präventivkrieg führen wollen, ſo wären damals und noch bis 1909 alle Chancen auf unſerer Seite geweſen. Der Generalſtab hat pflichtgemäß darauf aufmerkſam gemacht. Unſere Regierung hat dieſe Möglichkeit nie ernſtlich erwogen und noch 1909, als man in Öſterreich den Einmarſch in Serbien in Betracht zog, immer im Sinne des Friedens gewirkt. Vielleicht wäre es richtiger geweſen, damals ſcharf zuzugreifen, aber man wollte es nicht, weil man den Frieden nicht ohne Not brechen wollte. Unſere Politik war trotz allen großen Worten im Grunde eher zu ängſtlich und zu friedliebend als zu kriegeriſch. Wir wollten auch niemals auf Koſten anderer gewinnen, ſondern immer nur neben ihnen und mit ihnen an der Aufteilung der Erde teilnehmen.

Kann man das gleiche von den anderen beteiligten Mächten ſagen?

Am eheſten noch von England. Auch in England hat niemand eigentlich den Krieg gewollt. Die in Deutſchland verbreitete Anſicht, als habe Großbritannien den Kampf geführt, um unſere immer gefährlicher werdende wirtſchaftliche Konkurrenz gewaltſam niederzuſchlagen, iſt ſchwerlich begründet. Aber man

fürchtete jenseits des Kanals unsere wachsende politische und militärische Macht, fühlte durch das Anwachsen unserer Schlachtflotte die eigene Seeherrschaft und Sicherheit bedroht und traute uns die Absicht zu, uns der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent zu bemächtigen. Um sich gegen solche Möglichkeiten zu sichern und uns nicht zu einer dauernden schiedsrichterlichen Stellung gelangen zu lassen, schuf man die Entente, nachdem das Bündnis mit Deutschland gescheitert war. Sie sollte nach der Absicht der englischen Staatsmänner ein Mittel zur Erhaltung des Gleichgewichts sein, sollte Deutschlands Macht und Ehrgeiz in Schranken halten, war aber aller Wahrscheinlichkeit nach anfangs nicht als ein Kriegsinstrument gedacht. Allerdings unterschätzte man in London wohl von Anfang an die Gefahr, die in der Zerteilung Europas in zwei feindliche Bündnisse lag. Als man sie erkannte, suchte man die Fühlung mit Deutschland wiederherzustellen, ohne indessen die Entente aufzugeben, ein Art Stellung über den Parteien zurückzugewinnen. Aber man hatte sich schon zu eng an die andere Gruppe gebunden und besaß nicht die Macht, die Politik der Verbündeten ganz in den erwünschten Bahnen zu halten. Da man der Überzeugung war, daß in einem Kampfe ohne Englands Beteiligung Deutschland siegen und Herr des Kontinents werden würde, mußte man, wenn der Krieg nicht zu verhindern war, an der Seite Frankreichs und Rußlands stehen, wenn man nicht gerade die Lage entstehen lassen wollte, zu deren Verhinderung die Entente geschlossen war. So war auch England schließlich von den Entschlüssen seiner Verbündeten abhängig geworden, ohne es zu wollen und ohne sie ganz klar zu durchschauen. Daß Grey sich persönlich an die Ententepolitik gebunden fühlte, war natürlich von großer Bedeutung. Aber er hätte im entscheidenden Augenblick gestürzt werden können. Die Entschlüsse Englands hingen nicht allein an seiner Person; sie waren durch die Konsequenzen der bisherigen Politik und die Furcht vor einer deutschen Machtsteigerung diktiert. So weitblickend war auch die englische Politik nicht, daß sie die Gefahren einer ferneren Zukunft schon deutlich gesehen hätte. Die Niederwerfung Deutschlands und der Zusammenbruch Rußlands und

Österreichs schufen für die nächste Zeit eine Hegemonie Frankreichs auf dem Kontinent, die für England mindestens ebenso unangenehm war wie alles, was ein Sieg Deutschlands hätte zur Folge haben können. Erst Deutschlands Wiedererstarken in den letzten Jahren hat diese Lage beseitigt und das Gleichgewicht wiederhergestellt. Sie hat aber auch sofort in England die alte Furcht vor einer deutschen Hegemonie in Europa wieder erwachen lassen und damit die Gefahr eines Zusammenstoßes erneuert.

Ganz anders stand es mit Frankreich und Rußland. Ich zweifle nicht daran, daß auch in diesen beiden Ländern die große Masse der Bevölkerung friedliebend war. In den regierenden Kreisen gab es in Paris wie in Petersburg zwei Parteien; die eine wollte den Frieden, wenn er irgend mit Ehren zu erhalten sei, die andere den Krieg. In Frankreich konnte sie an den nie erloschenen Revanchegedanken anknüpfen; sie fand hier ihre schärfsten Vorkämpfer an Delcassé und Poincaré. Sie erlangte seit den Zusammenstößen mit Deutschland in Marokko und seit der Begründung der Entente immer stärkeren Einfluß und schließlich, seit Poincaré an der Spitze stand, die eigentliche Führung. In Rußland war der Zar das Haupt der Friedenspartei; die Kriegspartei war lange ohne eigentlichen Führer. Weite militärische Kreise und alles, was dem Panslawismus zuneigte, stützte in Petersburg die Kriegspartei. Sie fand an Iswolski nach dessen persönlicher Niederlage in der bosnischen Krise einen eifrigen Förderer; als Botschafter in Paris geriet der eitle und rachsüchtige Mann ganz in den Bannkreis der Gruppe Delcassés und Poincarés und leistete ihr durch seinen Einfluß die wichtigsten Dienste. Seine Berichte aus Paris zeigen jedem, der nicht durch Vorurteile verblendet ist, aufs deutlichste, wie vorsichtig und raffiniert zugleich Iswolski mit Poincaré im Bunde den Krieg vorbereitete. Aufs geschickteste verstand er, widerstrebende Elemente, wie den französischen Vertreter in Petersburg, Georges Louis, zu beseitigen, die Presse zu bearbeiten und zu bestechen und die unersättliche Eitelkeit Poincarés zu benutzen. Man kann höchstens darüber im Zweifel sein, wer von beiden mehr der geschobene, wer der

schiebende Teil war. Ihr enges Zusammenwirken steht außer Frage. Iswolski kann nicht oft genug wiederholen, welches Glück es sei, daß gerade Poincaré an der Spitze Frankreichs stehe und nicht irgendein weniger zuverlässiger und gewandter Politiker.

Soweit man von einer Schuld einzelner Persönlichkeiten am Weltkriege reden kann, sind es diese Männer, die sie trifft. In langjähriger, zäher und zielbewußter Arbeit haben sie den Boden vorbereitet, stets vorsichtig darauf bedacht, nach außen hin ihre wahren Ziele nicht vorzeitig hervortreten zu lassen, sondern den Augenblick abzuwarten, in dem die Rüstung vollendet sei und da eine der gegnerischen Mächte durch eine Unvorsichtigkeit die Möglichkeit gewähre, sie als den angreifenden Teil hinzustellen. Denn das war nötig, sowohl um die Meinung der Massen in den eigenen Ländern zu gewinnen als mit Rücksicht auf England, dessen vorsichtige Regierung und dessen friedliebendes Volk. Die Ziele aber, die diese Gruppen verfolgten, waren ohne Krieg überhaupt nicht zu erreichen. Die Franzosen wollten den Deutschen Elsaß-Lothringen entreißen; die Russen wollten sich den Weg zur Beherrschung des Balkans und der Meerengen öffnen, wollten die unter deutscher, österreichischer und türkischer Herrschaft stehenden Slawen aus den bisherigen Staatsverbänden lösen und ihrem Machtkreise eingliedern. Sie waren es, die erobern, die auf fremde Kosten gewinnen wollten, nicht Deutschland.

Die geschickte und skrupellose Minierarbeit dieser verhältnismäßig kleinen Gruppen hat den Weltkrieg vorbereitet. Ihre Führer sind vor den furchtbaren Konsequenzen eines solchen Völkerringens nicht zurückgeschreckt, weil sie ohne das ihre Ziele nicht erreichen konnten. Sie haben schon während der Balkankriege auf die Gelegenheit gewartet und sie im Juli 1914 freudig ergriffen. Ihr Werk war die russische Mobilmachung, die den Krieg zur unmittelbaren Folge hatte.

Wir besaßen leider keinen Staatsmann, der diesen schlauen und skrupellosen Diplomaten gewachsen war. Österreich-Ungarns Furcht vor den Gefahren, mit denen das Anwachsen der nationalistischen Strömungen im Südosten sein Weiterbestehen be-

drohte, und Deutschlands ängstliche Rücksichtnahme auf den letzten Verbündeten haben ihnen den Anlaß geboten, den sie brauchten und mit Meisterschaft benutzten.

Ich habe mich mit allen diesen Betrachtungen absichtlich auf das Gebiet der unmittelbaren Ursachenverknüpfung beschränkt. Indessen kann ich dieses Buch nicht schließen, ohne noch einmal kurz auf die tieferen Gründe der großen Weltkatastrophe hinzuweisen.

Die seit etwa 1880 einsetzende schnelle Aufteilung Afrikas und der Südsee unter die europäischen Großmächte hatte eine Atmosphäre starker politischer Spannung geschaffen. Diese erhitzte sich noch mehr, als seit 1895 der Aufteilungsprozeß auch Ostasien und das Gebiet der Türkei ergreifen zu wollen schien. Solange noch verfügbares Land vorhanden war, konnte eine Politik der Kompensationen als Ventil dienen und die Explosion verhüten. Je geringer der verfügbare Raum war, desto schwerer und geräuschvoller funktionierte dies Ventil. Das Eingreifen Amerikas in Ostasien und das Heranwachsen Japans zur Großmacht schlossen den ganzen Osten Asiens für lange Zeit praktisch von der Aufteilung aus. Afrika war schon 1900 verteilt bis auf Marokko und Abessinien. Der ganze Konkurrenzkampf der Mächte konzentrierte sich nun auf Marokko und das Türkische Reich.

Hinter diesen weltpolitischen und kolonialen Gegensätzen standen starke wirtschaftliche Interessen der führenden Industrie- und Handelsvölker. Jedes von ihnen war bestrebt, sich möglichst große Absatzgebiete für seine Waren, möglichst ergiebige Bezugsquellen für wichtige Rohprodukte und Betätigungsfelder für sein Kapital durch politische Machtmittel zu sichern.

Neben diesen neuen weltpolitischen Streitfragen blieben aber die altüberlieferten Gegensätze zwischen den Mächten des Festlandes bestehen. Zu ihnen gehörten in erster Linie die alte deutsch-französische Rivalität, deren Symbol schließlich Elsaß-Lothringen geworden war, und das Ringen zwischen Rußland und Österreich-Ungarn um den leitenden Einfluß auf dem Balkan.

Aber diesen europäischen Gegensätzen lag zuletzt noch eine tiefere

Schwierigkeit zugrunde. Es war die im Laufe des letzten Jahrhunderts entstandene Unstimmigkeit zwischen den altüberlieferten oder durch Verträge festgestellten Staatsgrenzen und dem seit der Französischen Revolution mit siegreicher Gewalt sich durchsetzenden Nationalitätenprinzip. Weder im Osten Europas noch auf dem Balkan noch zwischen Frankreich und Deutschland entsprachen die Staatsgrenzen den Grenzen des Volkstums und der Sprache. Österreich-Ungarn und die Türkei waren Staatsgebilde, die aus einer vergangenen Entwicklungsepoche stammten. Sie waren ohne jede Rücksicht auf die Nationalität und den Willen der in ihnen zusammengeschlossenen Menschen geschaffen worden und erhielten sich nur mühsam durch die Schwerkraft des einmal Bestehenden. Auch Deutschland beherrschte im Nordosten weite Gebiete fremden Volkstums und hatte 1871 Teile des französischen Sprachgebietes in sein Reich hineingezogen, wenn es auch seinem Charakter und der weitaus größten Zahl seiner Bewohner nach ein nationales Staatswesen war.

Wenn das Nationalitätenprinzip die Grundlage des europäischen Staatslebens blieb – und es hatte an Macht und Bedeutung in den letzten Jahrzehnten nur immer zugenommen –, mußten die anachronistischen Staatsgebilde älterer Herkunft zersetzt und schließlich zerteilt werden. Kein Mensch konnte sie vor diesem Schicksal retten. Indem Deutschland unter Verkennung dieser Zusammenhänge seine Geschicke gerade mit denen Österreich-Ungarns verband und lange Zeit für die Erhaltung und Stärkung der Türkei eintrat, beging es den – vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus gesehen – schwersten und verhängnisvollsten Fehler. Es kettete seine strotzende und frische nationale Kraft an das Schicksal morscher, zum Untergange reifer Überbleibsel einer entschwundenen Zeit und wurde dadurch in ihre Katastrophe mit hineingerissen. Allerdings gehörte die Erhaltung der Donaumonarchie als eines Dammes gegen die slawische Überflutung des ganzen europäischen Südostens unter russischer Führung mit zu den Traditionen aus Bismarcks Schule. Aber wie oft hatte gerade Bismarck davor gewarnt, uns für die Ausdehnung des österreichischen Einflusses

auf der Balkanhalbinsel ins Feuer jagen zu lassen; und gerade das haben wir getan. In seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' hat Bismarck gesagt: ‚Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war; ... es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zustande gebracht wurde... Er dispensiert nicht von dem Toujours en vedette!' Und schon in der Denkschrift für den damaligen Prinzen Wilhelm vom 9. Mai 1888 führt er aus, wenn wir unsere Beziehungen zu Rußland abbrächen und Österreich unsere alleinige Stütze gegen Rußland und Frankreich bleibe, so werde die habsburgische Monarchie einen ähnlichen Einfluß auf das Deutsche Reich gewinnen, wie wir ihn 1866 beseitigt hätten. ‚Die Sicherheit unserer Beziehungen zum österreichischen Staate beruht zum größten Teil auf der Möglichkeit, daß wir, wenn Österreich uns unbillige Zumutungen macht, uns auch mit Rußland verständigen können.' Indem unsere Staatsmänner die Notwendigkeit des Dreibundes und der Erhaltung der Donaumonarchie zu einem unantastbaren Dogma erstarren ließen, handelten sie durchaus dem Geiste Bismarcks und jeder gesunden Politik zuwider und beraubten sich der notwendigen Bewegungsfreiheit in der Ausgestaltung unseres Bündnissystems.

Unter den seit 1879 völlig veränderten Verhältnissen wäre es der zukunftsreichere und wahrscheinlich, wenn auch unter Schwierigkeiten, ebenfalls gangbare Weg gewesen, unter Abstoßung aller für die Behauptung einer geschlossenen und verteidigungsfähigen Grenze nicht unbedingt notwendigen Volksteile fremder Herkunft die deutschen Volksgenossen des Donaustaates an das Deutsche Reich heranzuziehen und ihm dadurch nicht nur eine ausgedehntere, sondern vor allen Dingen eine festere, weil auf der Einheit des Volkstums beruhende Grundlage zu geben.

Dies ist der Weg, den wir nach einer schweren zwanzigjährigen Prüfungszeit, in deren Verlauf unser Reich mehr als einmal

in seinem Fortbestehen bedroht war, unter Adolf Hitlers Führung wirklich eingeschlagen haben. In unglaublich kurzer Zeit ist es gelungen, die Volksgenossen in Österreich und den Alpen- und Sudetenländern unserem Reiche einzugliedern und dessen militärische und wirtschaftliche Kraft, die nach dem Frieden von Versailles völlig zerbrochen schien, wiederherzustellen. Wir haben das Vertrauen, daß es uns gelingen wird, das Errungene zu behaupten und Deutschlands Einheit und Unabhängigkeit auf unerschütterliche Grundlagen zu stellen, wenn die alten Gegner noch einmal versuchen sollten, es in die frühere Ohnmacht und Zerrissenheit zurückzuschleudern.

Aus dem Werk ‚Von Bismarck zum Weltkrieg'

*

Philipp Otto Runge / Briefe

Goethe an Runge:

Weimar, den 10. November 1806

Ihre so angenehme als reichliche Sendung, mein wertester Herr Runge, kam in sehr bewegten Augenblicken in der ersten Hälfte des Oktobers bei mir an und verschaffte mir eine sehr reine Freude: denn schon für einen Strauß würde ich dankbar gewesen sein. So umgeben Sie mich aber mit einem ganzen Garten, mit dem ich soeben nebst Ihren vier Kupfertafeln und Ihrem Bilde ein Zimmer auszieren wollte, als der unglückliche Vierzehnte bei uns einbrach. Zwar ist in meinem Hause nichts zerstört; aber die Lust, seine Umgebung erfreulicher zu machen, kehrt erst langsam zurück. Ihre Blumen sind alle wohlerhalten, und es ist mir eine angenehme Empfindung, durch die Freude an diesen bedeutenden und gefälligen Produktionen eine frühere Epoche an eine spätere, die durch einen ungeheuren Riß [gemeint ist Jena und Auerstedt] voneinander getrennt scheinen, wieder anzuknüpfen. Sie erlauben, daß wir auch von dieser Arbeit in unserm Neujahrsprogramm eine freundliche Erwähnung tun. Mögen Sie mir, wenn Sie diesen

Brief erhalten, bald sagen, wie Sie sich befinden und was Sie zunächst vorhaben, so wird es mir sehr angenehm sein. Zugleich wünschte ich Nachricht, inwiefern Ihre vier Kupferblätter im Handel sind, wo und um welchen Preis man sie haben könnte. Es ist bei mir schon deshalb einige Male Nachfrage gewesen.

Mich Ihrem Andenken bestens empfehlend

Goethe

Runge an Goethe:

Wolgast, den 4. Dezember 1806

Ihren werten Brief empfing ich über Hamburg, wessen ich mir in dieser Zeit nicht versehen hatte. Es ist mir eine sehr angenehme Empfindung, Sie durch eine Kleinigkeit zu einer ruhigeren Stimmung geführt zu haben, wenigstens dadurch die Veranlassung zu solcher gewesen zu sein.

Es war für uns nicht mehr zu riskieren, nach Hamburg abzureisen; wir sind also noch auf einige Zeit hier. Es freut mich nun, da wir doch auch mehr, wie schon geschehen, von dem Kriege werden zu leiden erhalten, zur Stütze meiner Eltern und Geschwister hier zu sein; wie leicht ist der Wohlstand einer zahlreichen und blühenden Familie, vielleicht in wenig Tagen, in die drückendste Armut verwandelt! Sie können sich vorstellen, da unsre zerstreute Familie allenthalben ein hartes Los trifft und treffen wird, wie ich, der ich durch die Großmut derselben sonst frei für die Kunst und wieder für alle leben konnte, indem ein Bestreben uns alle verband, mich nun ebensosehr für sie hingeben muß; da mich also jetzt die Sorge für die Existenz des Ganzen ebensosehr beschäftigt wie die ganze Familie, so muß ich auf Zeiten hin die Kunstausübungen beiseite setzen, um für die Erhaltung und den Erwerb der nächsten Bedürfnisse zu sorgen. Da ich auch nicht einmal wissen kann, ob dieser Brief Sie trifft oder ob es mir möglich sein wird, vorerst wieder an Sie zu schreiben, so bitte ich Sie, wenigstens unter Ihren nächsten Umgebungen mich nicht ganz zu vergessen, und sollten Sie in ruhige Lagen kommen, sich auch ein-

mal zu erinnern, daß ich mich von Herzen bestrebt habe, mich für den lebendigen Einfluß der himmlischen Kunst tätig zu zeigen; – unterdessen werde ich für mich, wenn Gott es will, vollkommen auf alle Wirkung resignieren, in dem gewissen Glauben, wenigstens als stiller Zuschauer unter den Geistern der Künstler zu sitzen oder wie eine erdrückte Pflanze noch wenigstens zu der Gattung zu gehören. Ich halte mich indes von dem Schicksal noch nicht für überwunden und werde alles zusammenhalten, um mich des Unterliegens zu erwehren.

Ich wünsche von Herzen, daß Sie sich wohl befinden und daß ich so glücklich sein möge, bald wieder etwas von Ihnen zu hören. So mögen denn die trüben Tage, nachdem sie überstanden sind, mich mit großer Freude zu einer Tätigkeit zurückführen, die für mich der einzige Wunsch gewesen ist!

Ich empfehle mich Ihrem Andenken.

Runge an den Maler Klinkowström:

Hamburg 1809/10

Ich arbeite jetzt sehr eifrig an meinem großen Bilde (dem Morgen); ich habe den Grund angelegt, so bogenförmig von Weiß in ein rötliches Grau; hierüber werde ich nun dünn die Luft auftragen so in horizontal gradlinigten Abstufungen in der eigentlichen Luftfarbe, damit die Wölbung der Untermalung noch mitwirkend bleibt. Alles, was sich aus der Helligkeit heraus nach vorne zu hinzieht, werde ich erst grau in grau anlegen und bei der Übermalung die Farbe hineinspielen. Die ganze Behandlung ist mir sehr klar, und deswegen arbeite ich, während der Grund trocknet, daran, die hinteren ins Licht hineinkommenden Figuren in recht guter Gruppierung und Beleuchtung mit schwarzer und weißer Kreide mir aufzuzeichnen, womit ich nun meist zu Ende bin; dann gehe ich auf selbige Weise in der Zwischenzeit an den Rahmen. Es ist eine sehr große und schwierige Arbeit, jedoch liegt mir die Totalität des Bildes jetzt so sehr im Sinn, daß mich dieses nicht zweifeln oder verzagen macht, und ich fühle alle einzelnen Studien jetzt aufs neue wie ein einziges Ganzes, wodurch die Stellung und

Zeichnung aller Figuren freier und breiter geworden. – Ich werde sehr sparsam mit den Farben umgehen und zuerst nur vorzüglich den Totaleffekt im Auge haben.

—

Du glaubst mit mir an eine neue Richtung, welche die Kunst nimmt, eine neue Blüte, welche sie treiben wird; werden wir etwas anderes und Höheres tun können, als diese neue Tendenz, soviel wir davon ahnen, zu suchen? Und das wirkliche Leben, das grade im Gebrauch ist, soll und muß es nicht zuletzt diese Blumen gebären? Und wie können wir die Sache bewirken, betreiben, als wenn wir in die Wirksamkeit des Tages eingehen?

—

Es freut mich ungemein, daß Du an dem Jardin des plantes so viel Gefallen findest; ich bitte Dich, die bemerkenswertesten Formen nicht bloß zu sehen, sondern, wenn Du es irgend kannst, die architektonische Festigkeit und Form der Pflanze aufzusuchen und Dir zu notieren. Die Naivität der Komposition ist oft bewundernswürdig, und ich für mein Teil glaube, daß es, um sich in Verzierungen immer reizend zu bewegen, ganz notwendig ist, einige Einsicht in botanische Formen zu haben; wenn eine Darstellung aus noch so vielerlei Gegenständen zusammengesetzt werden kann, so ist die eigentliche Totalform doch ein Gewächs.

—

Ich überzeuge mich immer mehr, je deutlicher mir die Form einer Optik für die Malerei wird, wie es in der Natur des Sehens selbst liegt, daß die Kunst so weit verfallen und gar zugrunde gegangen ist und notwendig noch mehr gehen wird, ehe eine bessere und gewaltigere Kunst erscheint.

—

Es wird die Nation ebensowenig eine Kunstblüte aus bloßer Tradition hervorbringen, wie die Mutter ein Kind gebären wird, ohne es in ihrem Schoß getragen zu haben.

Mir ist oft recht beklommen zumute, daß ich so allein bin. Könnte ich es auf irgendeine Weise, die mir als Wunsch nur bekannt ist, dahin bringen, etwa zehn junge Leute von verschiedener Art, ihre Studien zu betreiben, anzuleiten! Ich glaube, daß sich sehr viel Schönes und Gutes hervorbringen ließe. Wenn man die verschiedenen Arbeiten in der Verzierungskunst an drei verschiedene Talente austeilte und selbst erst die Idee hergegeben hätte, müßte man sehr viel schaffen können. Es gehört nach meiner Einsicht aber durchaus eine vereinigte praktische Arbeit dazu. Der erste Arbeiter müßte die Verhältnisse und Perspektiv recht verstehen und eine geistvolle Ansicht davon haben, der zweite die Formen der Blumen und Gestalten in ihrer freiesten Bewegung wie in ihrem ruhigsten Zustande studiert haben, der dritte die Verhältnisse der Farben und die Handhabung derselben recht verstehen. Nimm nun im kleinen und im großen immer diese Folge an: erst Architektur, dann Plastik, dann Malerei, was ließe sich, im ganzen wie im einzelnen angewandt, mit solchen Leuten machen, wenn man so junge Gemüter in eine Idee vereinigen könnte! Und warum sollte es nicht möglich sein; und was kann es anders heißen, daß Raffael funfzig junge Leute für sich durch ganz Italien und Sizilien hat reisen lassen? Wenn ich nur wüßte, wie man diese Einsicht dem Publikum beibrächte! Getan muß es werden, sonst geschieht nichts.

Aus Runges Briefen in der Insel-Bücherei

*

Eberhard Meckel / Im Juni

Wie vieles ist noch zu erwarten,
so manches, es ist schon verblüht,
wir stehen in unserem Garten,
der voll in dem Lichte glüht.

Dort rötet am Strauch sich die Beere,
da gilbt schon zu zeitig ein Blatt –

es kennt ja ein jeder die Leere,
der weiß, was die Fülle hat.

Wir sehen das Asternkraut kommen,
noch denken der Astern wir nicht,
wenn feurig im Herbste sie glommen;
sie schatten noch nicht das Gesicht.

Zu raffen, verschwenden, zu prassen,
dazu gibt die Stunde sich her;
sich leicht in ihr treiben zu lassen,
nicht fällt es dem Herzen schwer.

Bis bitter sich diesen Gewalten
vermischt unser warnender Sinn:
Wir können die Tage nicht halten
und fliehen mit ihnen hin.

Doch endet bei Obstbaum und Rebe
dann unsre beklommene Flucht –
Hier hält sich das Jahr noch in Schwebe
und reift in die köstlichste Frucht.

*

Joseph von Eichendorff / Die Universität

Die damaligen Universitäten hatten überhaupt noch ein durchaus fremdes Aussehen, als lägen sie außer der Welt. Man konnte kaum etwas Malerischeres sehen als diese phantastischen Studententrachten, ihre sangreichen Wanderzüge in der Umgebung, die nächtlichen Ständchen unter den Fenstern imaginärer Liebchen; dazu das beständige Klirren von Sporen und Rapieren auf allen Straßen, die schönen jugendlichen Gestalten zu Roß, und alles bewaffnet und kampfbereit wie ein lustiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenschanz. Alles

dies aber kam erst zu rechter Blüte und Bedeutsamkeit, wo die Natur, die, ewig jung, auch am getreuesten zu der Jugend hält, selber mitdichtend studieren half. Wo, wie zum Beispiel in Heidelberg, der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit; da atmete auch der Student freier auf und schämte vor der ernsten Sagenwelt sich der kleinlichen Brotjägerei und der kindischen Brutalität. Wie großartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Kommers, hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burgschlosses, wenn rings die Täler abendlich versunken und von dem Schlosse nun der Widerschein der Fakkeln die Stadt, den Neckar und die drauf hingleitenden Nachen beleuchtete, die freudigen Burschenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumerische Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar mitsangen. – So war das ganze Studentenwesen eigentlich ein wildschönes Märchen, dem gegenüber die übrige Menschheit, die altklug den Maßstab des gewöhnlichen Lebens daran legte, notwendig, wie Sancho Pansa neben Don Quijote, philisterhaft und lächerlich erscheinen mußte ...

So war in der Tat auf den Universitäten eine gewisse mittelalterliche Ritterlichkeit niemals völlig ausgegangen und selbst in jener Verzerrung und Profanation noch erkennbar. Unter allen diesen Jünglingen aber bildeten die eigentlichen, die literarischen Romantiker wiederum eine ganz besondere Sekte ...

Der Geist einer gewissen Bildungsphase läßt sich nicht aufheben, wie eine Universität. Was wir vorhin als das Charakteristische jener Periode bezeichnet: die Opposition der jungen Romantik gegen die alte Prosa, war keineswegs auf Halle beschränkt, sondern ging wie ein unsichtbarer Frühlingssturm allmählich wachsend durch ganz Deutschland. Insbesondere aber gab es dazumal in Heidelberg einen tiefen, nachhaltenden Klang. Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der

Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. Solch gewaltige Szenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Komments zu befrein; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres und waren fröhlicher und gesitteter zugleich als in Halle. Aber es trat grade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend – das war Görres.

Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnisvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben verteidigte; denn alles Halbe war ihm tödlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend, auch darin den Propheten vergleichbar, daß das ‚Steiniget ihn!' häufig genug über ihn ausgerufen wurde. Drüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der bluttriefenden Revolution, hier in den Kongreßsälen der politischen Weltweisen das Menetekel kühn an die Wand geschrieben und konnte sich nur durch rasche Flucht vor Kerker und Banden retten, oft monatelang arm und heimatlos umherirrend. – Seine äußere Erscheinung erinnerte einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen, schlicht und bis zum

Extrem selbst die unschuldigsten Mittel des Effekts verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und wider; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort neue, ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig, weckend und zündend fürs ganze Leben.
Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen: Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche sich zur selben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelassen hatten. Sie bewohnten im ‚Faulpelz', einer ehrbaren, aber obskuren Kneipe am Schloßberg, einen großen, luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchturms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgerät darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mild-ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die, wie Goethe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie ins Leben zu mischen, was denn häufig eine Konfusion und Verwickelungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rat und Tat zu lösen hatte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Achim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender männlicher Schönheit, daß eine geistreiche Dame einst bei seinem Anblick und Namen in das begeisterte Wortspiel: ‚Ach im Arm ihm' ausbrach; während Bettina, welcher, wie sie selber sagt, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder Clemens schrieb: ‚Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweiten Mal.' – Das letztere konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz an-

derer Beziehung sagen. Während Arnims Wesen etwas wohltuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend; jener erschien im vollsten Sinne des Wortes wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete, eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respektierte und auch von andern nicht respektiert wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktartig aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Toren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder oft aus dem Stegreif zur Gitarre sang. Dies tat er am liebsten in Görres' einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florierenden ästhetischen Tees ersinnen als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein: wie da die dreie alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischenfuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Aus des Knaben Wunderhorn / Ablösung

Kuckuck hat sich zu tot gefallen
An einer hohlen Weiden,
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?
Ei, das soll tun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünem Zweige,
Sie singt und springt, ist allzeit froh,
Wenn andre Vögel schweigen.

*

Friedrich Schnack / Cornelia

Das Mädchen Cornelia, die Tochter des Apothekers Bürglin, war im Alter von fünf Jahren dem Tode nahe. Mit der Krankheit war etwas Geheimnisvolles in ihr Wesen gedrungen und lange nicht wieder gewichen. Nach der Genesung nannte sie sich gerne Belladonna oder auch Bella, der seltsame Klang gefiel ihr.

Das Mädchen spielte an jenem Tag, der ihr beinahe zum Verhängnis geworden wäre, mit Freundinnen in einem Bauernhaus in der Nachbarschaft. Die Eltern wohnten in einem kleinen Ort im badischen Hinterland, wo der Vater seine Apotheke betrieb. Im Stall bei den Tieren, wohin sich Cornelia versteckte, fand sie einen Zweig mit schwärzlichen Beeren. Sie hielt die Früchte für Schwarzkirschen und aß davon.

Bald machte sich eine sonderbare Wirkung der genaschten Beeren geltend. Wie trunken taumelte das Kind nach Hause, die Mutter durch unbändige Lachlust und wirre Reden erschreckend. Cornelia war wie verhext. Zuerst meinte Frau Bürglin, Arbeiter von einem in der Nähe entstehenden Bau hätten ihr Töchterchen aus der Bierflasche trinken lassen. Dann fiel ihr ein, daß sich Zigeuner im Ort aufhielten, und die neugierigen Kinder hatten sich bei den Scherenschleifern getummelt. Möglicherweise hatten diese dem kleinen Mädchen Zigeunerisches zu essen gegeben.

Der Apotheker hatte mit seinen Ausforschungen und Untersuchungen nicht mehr Erfolg als seine Frau: das Töchterchen war gänzlich ausgewechselt, der kindliche Geist wie verzerrt und flackernd. Dieser Zustand versetzte den Apotheker in größte Bestürzung. In seiner anfänglichen Ratlosigkeit wurde er durch den Hinweis auf die Zigeuner auf eine Spur gebracht, deren Verfolgung einige Zeit kostete. Wie die Erkundungen ergaben, waren die Scherenschleifer bereits am gestrigen Nachmittag abgezogen. Was aber mochte mit dem Kind geschehen sein? Die Mutter hatte es zu Bett gebracht, wo es nun fiebernd lag, an der Bettdecke zupfte und scharrte und sich in Krämpfen krümmte. Der Blick war glänzend weit aufgerissen, die Pupille groß und von glühender Schwärze erfüllt.
Der Apotheker schickte nach dem Arzt. Doch war dieser, der einzige in dem abgelegenen kleinen Ort, vor einer Viertelstunde weggefahren, um in einem entfernten Dorf einem Kind ins Leben zu verhelfen. Ein unpassender Zeitpunkt fürwahr, da hier ein Kind in Todesnot lag. So mußte denn der Apotheker versuchen, seinem Töchterchen beizustehen, wie seine Bemühungen auch immer ausgehen mochten. Das Herz der Kranken hämmerte hart und heftig, im Mund brannte quälende Trockenheit, das Schlucken gelang nur noch mühsam.
Nun gefaßt und wieder ruhig überlegend, fügte der Vater die verschiedenen Anzeichen zu einem Krankheitsbild. Zweifellos hatte man es mit einer Vergiftung zu tun. Welcher Art aber? Er gab rasch ein Brechmittel. Nach erfolgter Wirkung fand er die schwärzlichen Fruchthüllen von Beeren. Die Mutter meinte, es seien Vogelbeeren. Der Vater aber erkannte das Gift: „Tollkirsche! Belladonna!" flüsterte er entsetzt.
Stöhnend sank die Mutter am Bett des Kindes in die Kniee, das sinnlos scharrende und zupfende Händchen zu halten. Sie stammelte ein paar beruhigende Worte. Den Apotheker aber erfüllte plötzlich in all der schmerzlichen Besorgnis eine wundersame Klarheit und Befriedigung. Wie ein Vorgefühl des Sieges über die brennende Gewalt war diese Empfindung. War auch ein großer Teil des Giftes ausgeschieden, so raste dennoch der Dämon immer heftiger im Körper des Kindes, Zuckungen

und Krämpfe dauerten an, Fieber und unerträgliches Glühen steigerten sich.
Der Vater glaubte des Schlüssels gewiß zu sein, mit dem er den Nachtschatten wegschließen und dem irrenden Lebenslicht wieder Einlaß und Ruhe verschaffen könne. In seiner kleinen Offizin hatte er, was er brauchte: die Belladonna-Tinktur, den aus Wurzel und Kraut der Tollkirsche bereiteten Auszug. Er gab ein paar Tropfen davon in ein mit Wasser gefülltes Trinkglas und reichte die Verdünnung dem Kind: Gift wider Gift.
Die Heilkraft der Belladonna, leise und mächtig, griff den Nachtschatten an. Allmählich löste sie die Umstrickung, besänftigte das Fieber und dämpfte das Wüten. Das Kind verfiel in Schlaf. Doch blieben die vergrößerten Augensterne, als bestände auch im Schlummer die Verzückung, die glänzende Fremdheit des Erlebnisses. In der Obhut des Arztes, der sich am Abend, als das Dorfkind geboren war, einfand, verloren sich endlich auch die letzten Schauer des Giftes, des Zornes der Tollwurz und wölfischen Beere – Cornelia erwachte aus schmerzhaftem Traum, der ihren Geist bis an die Grenze des Lebens gehetzt hatte.
Und nun erfuhren auch die Eltern, was eigentlich geschehen war. Der Vater begab sich daraufhin zum Nachbarn, um ihm das fahrlässige Umgehen mit dem Tollkirschenzweig vorzuhalten, und vernahm zu seiner Verwunderung, daß die Bäuerin den Ast gegen die in der Gegend herrschende Maul- und Klauenseuche aus dem Wald in den Stall geholt hatte. Sie schrieb dem Kraut abwehrende Kräfte wider die Seuche zu. Das Mittel habe sie von ihrem Vater, der es von seinem Vater wußte, und sie schwor Stein und Bein darauf, daß es sich noch stets in Seuchenzeiten bewährt habe, ihr Vieh sei auch diesmal verschont geblieben. Aber nur ungern rede sie von ihrem Mittel, sie müsse es nun einmal tun, da sich der unglückselige Zufall ereignet habe – der Herr Apotheker dürfe sie denn auch ruhig auslachen und abergläubisch schelten.
Der Apotheker lachte jedoch nicht. Sollte die Giftpflanze, überlegte er, auch ein unstoffliches Heilvermögen besitzen? Dann ginge es in der Tat um die Kraft allerwinzigster Pflanzenteilchen, um eine homöopathische Verdünnung bis zu Duft und

Blattgeruch. Er erinnerte sich zugleich eines Berichtes, wonach Hahnemann, der Begründer der homöopathischen Heilweise, mit dem Duft aus einem Fläschchen einem jungen Mädchen geholfen hatte. Dieses war in einer Gesellschaft von den heftigsten Zahnschmerzen befallen worden. Hahnemann ließ das Mädchen einmal an dem Fläschchen riechen, das einige weiße Körnchen enthielt, und sogleich verstärkten sich die Schmerzen bis zum Rasendwerden. Nach einer Viertelstunde aber waren sie völlig verschwunden. Der Duft hatte sie verjagt. Daran dachte der Apotheker – und lachte nicht über die Frau, die mit ihrem Zweig vielleicht nichts Dummes getan hatte, doch leichtsinnig umgegangen war.
Wie es auch sei! schloß er das Gespräch: Segen könne zum Unsegen werden, und Unvorsichtigkeit und Gedankenlosigkeit seien wahrscheinlich nicht geringere Übel als Viehseuchen. Heil und Gefahr seien gleichsam Prägungen auf derselben Münze, das obere Bild bedeute Leben, das untere den Tod. Und beinahe sei seinem Kind das untere, das dunkle Bild zugelost worden. Möge ihnen dieser Vorfall eine Lehre sein, damit ihr Lebenszweig für die Kühe nicht eines Tages zu einem Todeszweig für Kinder werde!
Cornelia hatte sich später manchmal die Geschichte ihrer Erkrankung erzählen lassen und sich dabei vorgestellt, wie sie wohl mit starren, fremden und schwarz glänzenden Augen ausgesehen hatte. Sie bildete sich sogar eine Zeit lang ein, von dem dunkeln Feuer der Tollkirsche, das sie im Blut fiebernd entfacht, sei ein Funke in ihrem schwarz glänzenden Blick verblieben, und als sie gar noch in Büchern las, die Damen von Venedig machten mit dem Schönheitswasser der Tollkirsche ihre Augen groß und schmachtend, benützten den Seim der Beere zur Hautpflege und färbten sich mit dem Rosensaft des Fruchtfleisches die Wangen rot, tat sich die Schwärmerin auf die gefährliche Bekanntschaft mit der Giftpflanze viel zugute. Die Tollkirsche war in jenem Alter für sie, da sie sich Bella und Belladonna Bürglin nannte, eine heilig-unheilige Pflanze, zu der es sie oft heimlich in den Wald hinzog.
In späteren Jahren dann, als der Name Cornelia den alten

Glanz wiedergewonnen hatte, erbat sie sich vom Vater die Pflanzenbücher mit den steifen Holzschnitten und den bunt ausgemalten Kupferstichen und stopfte sich voll mit Pflanzenkram, mit Richtigem und Übertriebenem und mit allerlei Nachrichten über die betäubende Familie der Nachtschatten, die so viele Tote auf dem Gewissen hat, Menschen, Hühner, Hunde und Vögel, allesamt durch ihre Gifte umgekommen, und sie liebte nichts mehr als die krausen, erfabelten Zutaten der toten Bücherschreiber.

Ihre Vorliebe für die gefährliche Pflanzensippe entsprach ihrer Neigung zu Entlegenem. Schon bald nach der Erkrankung hatten die Eltern diese Vorliebe bemerkt, die sich mit den Jahren verstärkte, so daß sich Cornelia, den abseitigen Nachtschatten gleich, am liebsten allein hielt. Die Eltern ließen sie gewähren, da sie einsahen, nichts dagegen ausrichten zu können. Es würde sich verwachsen, meinte der Vater. Sie sei sein kleiner Nachtschatten, sein Tollwürzchen! sagte er im Scherz. Cornelia sammelte Bilsenkraut für die Apotheke, auch die Pflanze Bittersüß, die den schönen und eigentümlichen lateinischen Namen Dulcamara hat, ein dunkles, feierliches Wort – sie merkte sich, daß dreißig Beeren davon einer Dogge in weniger als drei Stunden den Tod geben. Bilsenkraut aber hieß Hennentod, weil es für das Geflügel tödlich ist; die feinfühligen Mäuse aber fliehen schon den bloßen Geruch der ihnen verhaßten Pflanze. Auch suchte Cornelia in der ganzen Gegend nach der Judenkirsche, einem andern Nachtschattengewächs: diese feiert den Herbst mit zinnoberroten Lampions, in denen die runde, gelbrötliche Beere die Lampe ersetzt. Im Umkreis des kleinen Ortes kannte das seltsame Mädchen bald alle Stellen, wo die Solanazeen, die Nachtschatten, wuchsen. Auf einem Schuttanger, dem Rastort durchziehender Zigeuner und Kesselflicker, wohnte das Bilsenkraut, die trübe, erdig gelb glühende Pflanze, deren Blüte verdächtig und wie in sich feindselig geduckt aussieht: die Blumenkrone ist blutig geädert, und der Schlund glüht schwül dunkelrot. Sie verriet dem Mädchen eine geheimnisvolle Herkunft: Zigeuner hatten die Samenkörner aus dem fernen Asien mitgebracht und in Cornelias Heimat ausgestreut. Die Fahrenden

trieben mit Kraut und Saft schändliche Gaukeleien und betrogen damit Leichtgläubige. Mit Bilsenkraut machten sie Wetter oder gaben wenigstens vor, es zu tun, gleich den schwarzen Medizinmännern Afrikas, und sie beschworen Geister an Kreuzwegen und Kellerlöchern, wo es nach Kartoffeln dumpf und nach aufbewahrten Äpfeln weinig süß roch.
Auch nahmen sie zu ihren Teufeleien den grimmen Stechapfel, der am Wegrand bei den Kartoffelbüschen seine weiße, zipfelig gefaltete Becherblüte strahlend auftut und die Finsternis des Todes im Herzen trägt. Platzte seine reif gewordene gestachelte Kastanienschale, ließen die Vagabunden die schwarzen Samenkörner geschwind in ihre Zigeunertaschen rieseln, um die Kerne hernach am Feuer zu rösten. Der scharfe Rauch verscheuchte, wie sie geheimnisvoll sagten, die Weggespenster oder schwadete sie herbei, so man nicht reichlich Almosen gäbe – und es war wunders genug, wenn statt der Geister und Almosen Polizisten, Gemeindediener oder Landgendarmen erschienen, die von den Geisterbeschwörern Gewerbescheine forderten oder die Lästigen gar nach dem nächsten Ort abschoben. Vor abgelegenen Bauerngehöften indes hatten es die magischen Landstreicher leichter mit ihren Spielen und Versprechungen: die Hexensalben verkauften sie angeführten Bauernweibern, deren Kühe vor Milchschaden und die Hühner vor Eierverzauberung zu bewahren. In das Geschmelze hatten die Landstreuner den Giftstoff des Bilsenkrauts geträufelt, der die Sinne betäubt und dem mit der Salbe Bestrichenen den Wahn erweckt, er fahre durch die Lüfte oder genieße Lustbarkeiten.
Nach solchen Ausschweifungen hatte aber Cornelia kein Verlangen. Sie las und hörte davon – die Nachricht berührte sie nicht sonderlich. Mehr als Zigeuner und Leute galten ihr die Pflanzen. Der Vater lenkte mit Bedächtigkeit die Neigung seiner Tochter, von den heilsamen Giften führte er sie zu den ungiftigen Heilkräutern.
An freien Sonntagen durchwanderte er mit ihr Wälder und Wiesen. Aus der kleinen Landapotheke des Hauses am Marktplatz gingen sie miteinander in die große Landapotheke der Natur. Reich und umsichtig war diese ausgestattet. Wiesen, Äcker,

Auen und Gehölze, Bachufer und Hänge, Wälder und Berge waren ihre Abteilungen. Herr der Offizin war die Sonne. Sie mischte die Elemente und befeuerte mit Hitze die geheimen Gefäße des Lebens. Sie kochte Säfte, reifte Seime, sott Öle und filterte Auszüge. Der Regen war ihr erster Gehilfe, der Wind ihr zweiter. Die Luft wehte und arbeitete als ihr fächelnder Blasebalg, Trockner und Verdunster. Den Nachtdienst in der Naturapotheke versah der Mond. Werkstätte, Sand- und Wasserbad, Schmelztiegel, Mörser und jegliches Gerät aber war die Erde.

Und Vater und Tochter, Apotheker und Pflanzenfreundin, waren die glücklichen Augenzeugen des Weltwerkes. Wie die Jahreszeiten flossen, so strömten die Kräuter herbei. Riesige Mengen von Heilgut wurden benötigt, Wasserfälle von Aufgüssen bereitet. Unter der Erde gab es Abnehmer genug; die Wurzeln und ihr versponnenes Gefaser.

„Gleich Mensch und Tier", sagte der Apotheker, „erhält sich auch die Pflanze von der Pflanze. Ohne Auszüge und Absude, ohne Tinkturen und Tees, die der Regen aus gärenden Kräutern ausfiltert, vermag sie auf die Dauer nicht gesund und fruchtbar zu bleiben. Und auch die heilkräftigen Giftstoffe von Berg und Tal dienen ihr als verdünnte Essenzen zum Aufbau und Wachstum, zur Wiedergeburt und zum Dasein. Die Heilpflanze und das ihr eingeborene Pflanzenheil sind und bleiben", schloß er, „das Heil aller Welt!"

Aus dem neuen Buch ‚Cornelia und die Heilkräuter'

*

Aus des Knaben Wunderhorn / Verspätung

Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterb ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir säen geschwind.

Und als das Korn gesäet war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterb ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir ernten geschwind.

Und als das Korn geerntet war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir dreschen geschwind.

Und als das Korn gedroschen war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir mahlen geschwind.

Und als das Korn gemahlen war,
Rief das Kind noch immerdar:
Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
Gib mir Brot, sonst sterbe ich.
Warte nur, mein liebes Kind!
Morgen wollen wir backen geschwind.
Und als das Brot gebacken war,
Lag das Kind schon auf der Bahr.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Dieses, also unser Dasein in der Meinung anderer, wird, infolge einer besondern Schwäche unsrer Natur, durchgängig viel zu hoch angeschlagen; obgleich schon die leichteste Besinnung lehren könnte, daß es, an sich selbst, für unser Glück, unwesentlich ist. Es ist demnach kaum erklärlich, wie sehr jeder Mensch sich innerlich freut, sooft er Zeichen der günstigen Meinung anderer merkt und seiner Eitelkeit irgendwie geschmeichelt wird. So unausbleiblich wie die Katze spinnt, wenn man sie streichelt, malt süße Wonne sich auf das Gesicht des Menschen, den man lobt, und zwar in dem Felde seiner Prätension, sei das Lob auch handgreiflich lügenhaft. Oft trösten ihn, über reales Unglück, oder über die Kargheit, mit der für ihn die beiden, bis hierher abgehandelten Hauptquellen unseres Glückes fließen, die Zeichen des fremden Beifalls: und, umgekehrt, ist es zum Erstaunen, wie sehr jede Verletzung seines Ehrgeizes, in irgendeinem Sinne, Grad, oder Verhältnis, jede Geringschätzung, Zurücksetzung, Nichtachtung ihn unfehlbar kränkt und oft tief schmerzt. Sofern auf dieser Eigenschaft das Gefühl der Ehre beruht, mag sie für das Wohlverhalten vieler, als Surrogat ihrer Moralität, von ersprießlichen Folgen sein; aber auf das eigene Glück des Menschen, zunächst auf die diesem so wesentliche Gemütsruhe und Unabhängigkeit, wirkt sie mehr störend und nachteilig als förderlich ein. Daher ist es, von unserm Gesichtspunkt aus, ratsam, ihr Schranken zu setzen und, mittels gehöriger Überlegung und richtiger Abschätzung des Wertes der Güter, jene große Empfindlichkeit gegen die fremde Meinung möglichst zu mäßigen, sowohl da, wo ihr geschmeichelt wird, als da, wo ihr wehe geschieht: denn beides hängt am selben Faden. Außerdem bleibt man der Sklave fremder Meinung und fremden Bedünkens:

> Sic leve, sic parvum est, animum quod laudis avarum
> Subruit ac reficit.

Demnach wird eine richtige Abschätzung des Wertes dessen, was man in und für sich selbst ist, gegen das, was man bloß in

den Augen anderer ist, zu unserm Glücke viel beitragen. Zum ersteren gehört die ganze Ausfüllung der Zeit unsers eigenen Daseins, der innere Gehalt desselben, mithin alle die Güter, welche unter den Titeln ‚was einer ist' und ‚was einer hat' von uns in Betrachtung genommen worden sind. Denn der Ort, in welchem alles dieses seine Wirkungssphäre hat, ist das eigene Bewußtsein. Hingegen ist der Ort dessen, was wir für andere sind, das fremde Bewußtsein: es ist die Vorstellung, unter welcher wir darin erscheinen, nebst den Begriffen, die auf diese angewandt werden.[1] Dies nun ist etwas, das unmittelbar gar nicht für uns vorhanden ist, sondern bloß mittelbar, nämlich sofern das Betragen der andern gegen uns dadurch bestimmt wird. Und auch dieses selbst kommt eigentlich nur in Betracht, sofern es Einfluß hat auf irgend etwas, wodurch das, was wir in und für uns selbst sind, modifiziert werden kann. Außerdem ist ja, was in einem fremden Bewußtsein vorgeht, als solches, für uns gleichgültig, und auch wir werden allmählich gleichgültig dagegen werden, wenn wir von der Oberflächlichkeit und Futilität der Gedanken, von der Beschränktheit der Begriffe, von der Kleinlichkeit der Gesinnung, von der Verkehrtheit der Meinungen und von der Anzahl der Irrtümer in den allermeisten Köpfen eine hinlängliche Kenntnis erlangen, und dazu aus eigener Erfahrung lernen, mit welcher Geringschätzung gelegentlich von jedem geredet wird, sobald man ihn nicht zu fürchten hat, oder glaubt, es komme ihm nicht zu Ohren; insbesondere aber, nachdem wir einmal angehört haben, wie vom größten Manne ein halbes Dutzend Schafsköpfe mit Wegwerfung spricht. Wir werden dann einsehen, daß, wer auf die Meinung der Menschen einen großen Wert legt, ihnen zuviel Ehre erzeigt.

Jedenfalls ist der auf eine kümmerliche Ressource hingewiesen, der sein Glück nicht in den beiden, bereits abgehandelten Klassen von Gütern findet, sondern es in dieser dritten suchen muß, also

[1] Die höchsten Stände, in ihrem Glanz, in ihrer Pracht und Prunk und Herrlichkeit und Repräsentation jeder Art können sagen: unser Glück liegt ganz außerhalb unserer selbst: sein Ort sind die Köpfe anderer.

nicht in dem, was er wirklich, sondern in dem, was er in der fremden Vorstellung ist. Denn überhaupt ist die Basis unsers Wesens und folglich auch unsers Glücks unsere animalische Natur. Daher ist für unsere Wohlfahrt Gesundheit das Wesentlichste, nächst dieser aber die Mittel zu unserer Erhaltung, also ein sorgenfreies Auskommen. Ehre, Glanz, Rang, Ruhm, soviel Wert auch mancher darauf legen mag, können mit jenen wesentlichen Gütern nicht kompetieren, noch sie ersetzen: vielmehr würden sie, erforderlichenfalls, unbedenklich für jene hingegeben werden. Dieserwegen wird es zu unserm Glücke beitragen, wenn wir beizeiten die simple Einsicht erlangen, daß jeder zunächst und wirklich in seiner eigenen Haut lebt, nicht aber in der Meinung anderer, und daß demnach unser realer und persönlicher Zustand, wie er durch Gesundheit, Temperament, Fähigkeiten, Einkommen, Weib, Kind, Freunde, Wohnort usw. bestimmt wird, für unser Glück hundertmal wichtiger ist, als was es andern beliebt, aus uns zu machen. Der entgegengesetzte Wahn macht unglücklich. Wird mit Emphase ausgerufen ‚übers Leben geht noch die Ehre', so besagt dies eigentlich: ‚Dasein und Wohlsein sind nichts; sondern was die andern von uns denken, das ist die Sache.' Allenfalls kann der Ausspruch als eine Hyperbel gelten, der die prosaische Wahrheit zugrunde liegt, daß zu unserm Fortkommen und Bestehn unter Menschen die Ehre, das heißt die Meinung derselben von uns, oft unumgänglich nötig ist; worauf ich weiterhin zurückkommen werde. Wenn man hingegen sieht, wie fast alles, wonach Menschen ihr Leben lang, mit rastloser Anstrengung und unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten, unermüdlich streben, zum letzten Zwecke hat, sich dadurch in der Meinung anderer zu erhöhen, indem nämlich nicht nur Ämter, Titel und Orden, sondern auch Reichtum, und selbst Wissenschaft[1] und Kunst, im Grunde und hauptsächlich deshalb angestrebt werden, und der größere Respekt anderer das letzte Ziel ist, darauf man hinarbeitet; so beweist dies leider nur die Größe der menschlichen Torheit. Viel zuviel Wert auf die Meinung anderer zu legen, ist ein allgemein herrschender Irrwahn: mag er nun in unserer

[1] Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter.

Natur selbst wurzeln, oder infolge der Gesellschaft und Zivilisation entstanden sein; jedenfalls übt er auf unser gesamtes Tun und Lassen einen ganz übermäßigen und unserm Glücke feindlichen Einfluß aus, den wir verfolgen können, von da an, wo er sich in der ängstlichen und sklavischen Rücksicht auf das qu'en dira-t-on zeigt, bis dahin, wo er den Dolch des Virginius in das Herz seiner Tochter stößt, oder den Menschen verleitet, für den Nachruhm Ruhe, Reichtum und Gesundheit, ja, das Leben zu opfern. Dieser Wahn bietet allerdings dem, der die Menschen zu beherrschen oder sonst zu lenken hat, eine bequeme Handhabe dar; weshalb in jeder Art von Menschendressierungskunst die Weisung, das Ehrgefühl rege zu erhalten und zu schärfen, eine Hauptstelle einnimmt: aber in Hinsicht auf das eigene Glück des Menschen, welches hier unsere Absicht ist, verhält die Sache sich ganz anders, und ist vielmehr davon abzumahnen, daß man nicht zu viel Wert auf die Meinung anderer lege. Wenn es, wie die tägliche Erfahrung lehrt, dennoch geschieht, wenn die meisten Menschen gerade auf die Meinung anderer von ihnen den höchsten Wert legen und es ihnen darum mehr zu tun ist, als um das, was, weil es in *ihrem eigenen Bewußtsein* vorgeht, unmittelbar für sie vorhanden ist; wenn demnach, mittels Umkehrung der natürlichen Ordnung, ihnen jenes der reale, dieses der bloß ideale Teil ihres Daseins zu sein scheint, wenn sie also das Abgeleitete und Sekundäre zur Hauptsache machen und ihnen mehr das Bild ihres Wesens im Kopfe anderer, als dieses Wesen selbst am Herzen liegt; so ist diese unmittelbare Wertschätzung dessen, was für uns unmittelbar gar nicht vorhanden ist, diejenige Torheit, welche man *Eitelkeit*, vanitas, genannt hat, um dadurch das Leere und Gehaltlose dieses Strebens zu bezeichnen. Auch ist aus dem Obigen leicht einzusehen, daß sie zum Vergessen des Zwecks über die Mittel gehört, so gut wie der Geiz.

Aus den ‚Aphorismen zur Lebensweisheit'



Bis gegen Tittling unterschied sich die Landschaft nicht von der unsrigen, nur daß mehr freies Gestein umherlag. Mitten im schönsten Obstgarten konnte ein Granitblock stehen; zuweilen sah man einen Acker mit niedrigen Mauern aus aufgeschichteten Felsbrocken umgeben.

Bald fielen mir die feineren, schärferen Farben der Pflanzenwelt auf. Die Kartoffelfelder blühten in einem leuchtenden Lila; die Schafgarbe war nicht mehr bräunlich bleich wie drunten im Donautal, sondern rein rötlich. Auch die Feldskabiose war tiefer violett geworden, und aus Gesteinsritzen reckten sich dornige Stauden, deren Blüte aus zwei weißen und zwei roten Lippen bestand.

Ich ging anfangs zu schnell und war am Abend wund gelaufen; in der Dämmerung kam ich vor eine graue Burg, übernachtete daneben im Gasthaus zur Waldlaterne und schlief in den Tag hinein. Der hohe viereckige Bau war die Saldenburg, die im Jahre 1744 von Panduren zerstört und später neu aufgebaut worden ist. An Rittersaal und Kemenate hab ich keine Erinnerung mehr, wohl aber an den Efeubaum, dessen starker Stamm an der südöstlichen Mauer wurzelte. Seine weithin ausgesandten Äste umwanden, überkreuzten und verknoteten sich wie Schlangen, und seine dichte Belaubung umarmte bis zum Dach empor das graue Gebäude. Etwa zweihundert Schritte hinter dieser Burg fand ich in der ersten Frühe einen natürlichen geraden Gang zwischen zwei Felswänden. Er wird nicht ebenso großartig gewesen sein, wie ihn das Gedächtnis ausgebaut hat; immerhin ist es ein seltsamer Ort, und wer ihn dereinst in gespenstergläubiger Zeit zur Dämmerstunde durchschreiten mußte, konnte wohl Erscheinungen haben. Ich ging einige Male hin und her, fühlte mich abgesondert in Sicherheitsahnung und sah für Augenblicke das Leben vor mir liegen wie ein Spiel.

Der wunde Fuß war geheilt; ich wanderte lüftig weiter hinein in das Land der späten, kargen Ernten, der halb verborgenen Steinbrüche zwischen alten Wäldern, in das Gebiet umschilfter

schwarzer Flüsse, die Treibholz tragen und in dunklen Muscheln trübe Perlen zeitigen.
Etwas Merkwürdiges brachte dieser zweite Tag; ich erfuhr durch Anschauung, daß es noch Menschen gibt, welche an eine Hölle nach dem Tode glauben und aus Furcht vor ihr wahre Höllenqualen erdulden.
In einem Wiesentale stand wie vergessen eine Pflugschar; kein Mensch, kein Tier war weit und breit zu sehen. Bald aber führte der Weg über eine Höhe, die den schönsten Rundblick versprach; ich ging einem starken Geländer entlang, hinter dem zwei Stuten mit ihren Fohlen weideten, und wußte nun, daß gleich ein Gehöft kommen würde. Breitlaubige Eichen stützten in Abständen die weite Umzäunung; ein ziegelgedecktes Häuschen stand im Garten, kapellenhaft, aber mit rauchendem Kamin, dies mußte der Backofen sein. Ein Tümpel war bedeckt mit der Mosaikhaut grasgrüner Wasserlinse, daneben ragte zypressenschmal ein hoher Wacholder. Junge Obstbäume waren durch dreieckige Lattenverschläge gegen Tiere geschützt; zwischen ihnen standen Sonnenblumen und senkten schwer die gelb umflammten Schalen.
Ein junger Mensch ging vor mir her, der mich bekannt anmutete, halb Geistlicher, halb Bauer. Die nackten Füße steckten in Sandalen; er hatte keinen Rock an, nur eine Weste; über dieser aber einen Theologenkragen, außerdem einen schwarzen Strohhut. Über der Schulter trug er lässig die Sense; aus der Hosentasche stand ein Wetzstein. Er drehte sich um, da war es der Danninger, ein Schulfreund aus der Landshuter Zeit. Seinem Vater gehörte der Hof; er selbst verbrachte hier die Universitätsferien und half in der Landwirtschaft. Gastfreundlich zog er mich in das Haus, das nach alter Art gebaut war, mit zwei Holzaltanen übereinander, beide voll blühender Nelken. Die Mutter kam zur Begrüßung und lud mich ein, in der Stube zu rasten. Sie schnitt ein Stück Brot ab und brachte Milch in einem grünen Topf, der sich vor Kälte beschlug.
Während wir uns über einstige Lehrer und Mitschüler unterhielten, hörten wir Schritte von der Stiege herein; die Bäuerin bekam eine sorgenvolle, der Freund eine verlegene Miene; er

flüsterte hastig, dies sei der Vater, er wolle jeden Fremden sehen und brächte dann allerlei seltsame Fragen daher. Seit dem Winter leide er an Tiefsinnigkeit, er fürchte sich vor Tod und Ewigem Feuer, ich solle nur ja nichts verlauten lassen, was ihn ängstigen könne. „Gib ihm aber zu verstehen, daß du an Gott glaubst!" murmelte er noch, während schon der Alte die Tür öffnete.

Ist es der Inbegriff der Höllenstrafen, daß der Seele die Anschauung des ewigen Lichtes versagt wird, so mußte dieser noch immer stattliche Greis mitten in der Verdammnis wohnen. Furcht vor einem Jenseits hat es wahrscheinlich immer gegeben; sogar die germanische Vorzeit kannte Strafräume: Hel, die Todesgöttin, hatte eine lichte und eine dunkle Seite, je nachdem sie lohnte oder strafte; diesem Alten aber kehrte sie gewiß die finstere zu. In den welken Zügen verbarg sich der Gram; die umrunzelten Augen hatten etwas Überhelles, jedoch mit einem Hintergrunde voller Nacht, und all dies wurde durch einen kräftigen Adamsapfel stark hervorgehoben. Ich stand auf und grüßte ihn ehrerbietig. Er gab mir schlaff die Hand, hieß mich weiteressen und hörte teilnahmslos unseren Gesprächen zu, bis auf einen Mitschüler die Rede kam, der vor einiger Zeit im Karwendel abgestürzt war, da trat ein trauriges Leben in das arme Gesicht. „Hab davon gehört", sagte er, und dann, nach einem Seufzer: „Wia's eahm ebber geh werd drent in der andern Welt?" (Wie es ihm wohl gehen wird drüben in der anderen Welt?)

Zwischen Hugo, Walther und mir waren Teufel und Hölle seit einiger Zeit nur noch Redewendungen, zum Scherzen und Fluchen geeignet, und wenn wir von Sünde hörten, so dachten wir zunächst immer nur an jenes Bild vom Stuck, das der alte Lehrer als höchste Leistung der neuen Kunst gepriesen hatte. Dantes Inferno bannte mich immer aufs neue mit schauerlicher Kraft; doch lag mir der Gedanke fern, dergleichen peinliche Gerichte könnten auch uns dereinst erwarten. Jetzt aber, wie ein Wesen, das man für ausgestorben hielt, stand mir auf einmal die Angst vor ewiger schmerzvoller Fremdnis in leibhafter Gestalt vor Augen. Die besten Witze gingen da in Rauch



Griechenmünze aus Sizilien

auf, und wenn ich meine nächsten Beruhigungsgründe hervorsuchte, so waren sie doch nur ein Wortgesäusel gegen die Qual in dem alten Antlitz; ja man durfte sich in acht nehmen, daß man nicht selbst in die alte Kinderfurcht verfiel, in die man sich doch eigentlich zurückversetzen mußte, um eine überzeugende Antwort zu finden. „Also aufs Arztgeschäft arbeitest hin?" rief der Bauer, – „schön, schön. Aber ihr Ärzte glaubts ja nicht, daß es was gibt, – wie, oder bist du ein anderer? Oh, es gibt was, es gibt was, es gibt was ..." Ich wollte mirs leicht machen und sprach von des Herrgotts unerschöpflicher Gnade und Güte; dergleichen aber hatte er wohl von seinem geistlichen Sohn bereits bis zum Überdruß gehört. „Warum nachher Heulen und Zähneknirschen?" schrie er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, und sah durchs Fenster in den Himmel, wo jetzt vor greller Helle schwarze Flöckchen trieben. Voll Spannung sahen Mutter und Sohn zu mir herüber; sie hofften, daß ich was Kräftigeres wüßte, und mischten sich nicht ins Gespräch.
Ich nahm mich zusammen, und nun lohnte sichs, daß ich in diesem Jahr unglaublich viel gelesen hatte, Aufsätze in Zeitschriften, Goethe, Schopenhauer, Nietzsche und von Zeit zu Zeit immer wieder einmal die Geschichte Jesu von Theodor Keim, die jahrelang unbeachtet unter Onkel Ottos Büchernachlaß in Kading gestanden hatte, ein schmaler, mit Stockflecken durchsetzter Band, aus dem die irdische Persönlichkeit des Heilands mit allen ihren menschlichen Bängnissen und Zweifeln so lebensklar hervorleuchtete wie aus keinem anderen Werk. Auch der Prometheus bot jetzt aus der Ferne seinen Beistand an, und fast mehr noch half mir die Mutter; denn sie, die selbst oft Schwermutszeiten überwinden mußte, fand stets einen tröstlichen Zuspruch für die Bedrücktheit fremder Seelen. So meldeten sich verschiedene Stimmen, um durch die meinige zu sprechen und den Leidenden wenigstens für eine kleine Weile zu beruhigen. Ich ließ Milde Milde sein und fragte ihn zunächst ganz trocken, ob er sichs vielleicht jemals verlangt habe, auf diese Welt zu kommen, oder ob er ohne seine Zustimmung geboren worden sei. Er verstand mich sofort; Gedankengänge dieser Art sind ja solchen Menschen vertraut. Grimmig lachend

schüttelte er den Kopf: „I hab mir wahrhaftig des Gspiel net eing'richt." – „Ich mir auch nicht", sagte ich. „Alle tappen wir ungefragt ins Leben herein, die einen mit einer guten Veranlagung, die anderen mit einer schlechten. Einer hat brave, wohlhäbige Eltern; der wächst auf in Zucht, geschützt vor Ungeziefer; sein Blick ist ihm nie durch Sorgen verstellt; er sieht seinen Stern und geht ihm nach. Die Eltern eines andern sind arme getretene Leute; der Vater zeugt ihm eine Wut ins Geblüte hinein, die reift mit ihm und führt ihm seine Hände, da müssen sie sündigen. Wie solls der Bursche anstellen, daß ihm nicht immer wieder Lumpereien durch seinen dummen Kopf gehen? Wie will er sich selber entkommen? Vielleicht entdecken wirs mit der Zeit, wie sein kranker Drang zu heilen wäre, und auf alle Fälle schützen wir uns vor ihm. Aber Gott, der allbedenkende Gott!"

In diesem Augenblick schob sich ein wahrhaft bezauberndes Kind zur Küchentüre herein. Es wurde vorgestellt als die Zenzi, die jüngste Enkelin; mit einer Hand hielt sie eine Schürze voll frischer Blätter, mit der andern ein schwarzes Kaninchen, das ihr den Kopf auf die Schulter legte. Grüßend setzte sie sich auf die Bank, nahm das Tier auf die Kniee und schob ihm ein Löwenzahnblatt zwischen die Lippen, die es gleich erfaßten und, unablässig mümmelnd, nach innen zogen, wie man einen Stoff in die Nähmaschine schiebt. Eigentlich glaubte man dieser Zenzi schon da und dort begegnet zu sein; sie wich wenig von einer gewissen blauäugigen und blonden Grundform ab, die den Wald in seinem bayerischen Teil beherrscht; doch wars, als wollte sich diese veredeln in ihr. Woher doch nahm die geplagte dumpfe Bauernwelt den Seelenstoff zu so feinen Zügen, zu dieser versonnenen Heiterkeit? Der verdüsterte Alte nur schien die Helle, die von dem Mädchen ausging, nicht zu spüren; vielleicht wollte er auch das kindliche Ohr vor unserem Gespräch bewahren; er schickte die Zenzi in die Küche zurück. Mich aber überkam nun erst ein wahrer Rederausch. Ja, Gott, ungefähr in diesem Sinne ging es weiter, der allbedenkende, allbewirkende Gott, der das Unendliche in sich einschließt, dieser größte Geist sollte zugleich der boshafteste sein? Ihm traut ihr zu, er habe nichts Geschei-

teres zu tun, als solch ein unglückliches Geschöpf in alle Ewigkeit zu schinden? Soll eine Hornis ewig dafür gequält werden, daß ihr für ihr kurzes Leben ein Stachel gewachsen ist? Und wie käme uns ein Bildhauer vor, der die Plastik, die er selbst verhauen hat, unaufhörlich prügeln wollte? Merkt ihr denn gar nicht, was für eine Gotteslästerung ihr begeht?
Der Theologe lächelte ein gemischtes Lächeln; meine Kraftphrasen gingen ihm vielleicht zu weit und auch nicht weit genug; doch konnten sie ihm schwerlich unwillkommen sein.
„Der is net dumm", sagte der Bauer und deutete auf mich, während er seinen Sohn triumphierend ansah; doch ließ ihn der Schwachsinn nicht los: „Aber die Todsünden? Und die himmelschreienden? Wie stehts damit?" Während er diese kitzlige Frage stellte, kehrte die Zenzi zurück, diesmal ohne Kaninchen, setzte sich wieder auf ihren Platz und wurde dort geduldet. Meine Sicherheit wuchs im Anhauch ihres Wesens, und bevor ich nur recht zum Nachdenken kam, sagte ich aufs Geratewohl, mit Bestimmtheit: „Solche Sünden begehen Sie nicht, Herr Danninger, und wenn Sie's täten, so wären sie ungültig." – Verwundert blickte der Bauer auf: „Ungültig, ungültig, – ja gibts denn so was?" – „Ja, völlig ungültig. Denn dann wärs ja ein Zeichen, daß Ihr Kopf nicht in Ordnung ist." Mit großen Schritten, erregt vor sich hinpfeifend, ging er auf und ab, indessen der Sohn eine kleine Einschränkung für nötig hielt und schüchtern erinnerte, für jede Sünde sei doch Bereuen gut, man könne damit nie zuviel tun. Ich sah zur Enkelin hinüber und mußte bemerken, daß meine Weisheit auf sie nicht so wirkte, wie ich mir einbildete; irgend etwas an meiner Sprechart schien sie sehr zu belustigen; sie kämpfte mit einem innerlichen Lachen, das sich schließlich nicht mehr verbergen ließ; so wartete sie nicht ab, bis man sie hinausbefahl, sondern ging von selber in die Küche zurück.
Der Alte aber blieb dicht vor mir stehen: „An Gott glaubst du also?" rief er und klopfte mir auf die Schulter. Ich meinte noch ein übriges tun zu müssen und verwies darauf, mehr den Schulfreund ansehend, man habe doch in den ersten christlichen Jahrhunderten die Furcht vor Höllenstrafen kaum gekannt, zu

tief sei man beglückt gewesen vom Licht der neuen Lehre, um irgendwelcher Ängstlichkeit anheimzufallen, jeder habe gewußt, er werde Ruhe finden für seine Seele, und wers nicht mehr wisse, der sei eben krank.

„Ja krank, da könntest recht haben." Der Alte erheiterte sich, und unsere weiteren Worte fielen wahrscheinlich schon unbemerkt in ihn hinein wie Sternschnuppen in Tageshelle. Er nahm eine leere Weizenähre vom Fensterbrett, gab sie mir in die Hand und ließ mich raten, wie viele Körner sie enthalten habe. Ich meinte vierzig; er sagte siebzig und weidete sich an meiner Verwunderung. Als die Bäuerin in die Küche ging, folgte er ihr; es gab ein gedämpftes Gespräch, dem zu entnehmen war, daß ich zum Übernachten eingeladen und am Abend mit einem gebratenen Huhn bewirtet werden sollte.

Bei diesem kleinen Festmahl saß die ganze Familie um den Tisch, auch Knecht und Mägde; doch nahm keines ein Stückchen von dem Gebratenen an; denn es war Freitag und nur für den Wanderer das kirchliche Fleischverbot aufgehoben. Zuletzt wurden viele Vaterunser gebetet, und fast schauerlich klang es, als am Ende der Bauer für sich allein mit lauter Stimme ein kurzes gereimtes Gebet an die heilige Barbara heruntersagte, das die Bitte um eine selige Sterbestunde aussprach.

Am nächsten Morgen erhob ich mich so früh wie die Dienstboten. Das Gewittrige des Vorabends war verschwunden; über dem Dreisesselgebirge stieg das Licht in einen klaren Tag hinauf. Mein Denken eilte mir weit voraus zu der überall genannten bäuerlichen Dichterin, der Drang zum Weiterwandern war unbezwinglich. Recht zweifelhaft schien mir mein gestriger Heilversuch, und was ich vorgebracht, nicht mehr ganz wahr. Begründen konnte ich mir diese Empfindung nicht; aber sie war wohl im Recht.

Spinozas Lehre, daß, wer Gott liebe, von ihm nicht Gegenliebe fordern dürfe, wird nur den allerwenigsten in Fleisch und Blut übergehen; fast alle Frommen meinen, Gott vermöge auf menschliche Weise den einzelnen zu lieben, und übersehen, daß er dann freilich ebenso fähig sein müßte, ihn zu hassen. Dies konnte die letzte Wahrheit nicht sein; aber wie stand es dann?

Indischen Weisen mag der Glaube genugtun, Tod und Geburt eines Menschen bedeute für Gott nicht mehr und nicht weniger, als wenn von den Trillionen Gewebszellen, die unsern Körper aufbauen, eine alte vergeht und eine neue nachwächst; aber was wäre dem tüchtigen, werkfreudigen Mann mit einer so durchgekochten Weisheit gedient? Was hatte etwa der alte verquälte Danninger davon, wenn man ihm Gott als das überlegenste Wesen hinstellte, dem es gar nicht der Mühe wert war, von den guten und schlechten Taten eines Waldbäuerleins Kenntnis zu nehmen? Der wirkende, kämpfende Mensch muß davon durchdrungen sein, daß sein inbrünstiger Anruf den Ewigen bewegen und zur Bundesgenossenschaft verpflichten könne, wohne er nun über Sternen oder in der eigenen Brust. Solche Fragen und Antworten gingen mir aber nur als dämmrige Halbgefühle durch den Sinn; sie durchzudenken und auszusprechen fehlte mir die Reife, und ich wünschte nur, sobald wie möglich aus der Nähe des Gepeinigten zu entkommen.

Am Brunnen mich waschend, sah ich mit Beschämung die Gedärme und blutnassen Federn des verspeisten Gockels um den Steintrog herumliegen; aber da kam die Zenzi und brachte ein frisches Handtuch. Sie sagte, der Großvater schlafe noch, zum ersten Male seit Wochen habe er die ganze Nacht ruhig im Bette gelegen, statt im Hause herumzugeistern, ich solle doch ja noch den Tag über bleiben. Mein Vorsatz war aber fest; ich begründete ihn, so gut es ging, lud mir den Rucksack auf, den ich auch während des Frühstücks nicht abnahm, und ließ mich weder von der Mutter noch vom Sohn zum Aufschub überreden.

Kaum eine Viertelstunde aber war ich in die Morgengegend hineingegangen, da hörte ich Hufschlag und lautes Rufen hinter mir. Auf mähnenflatterndem Schimmel jagte mir der geistliche Schulfreund nach, stieg ab und meldete, der Vater sei ganz guter Laune in die Stube heruntergekommen, nur habe er leider gestern ein paar Kleinigkeiten zu fragen vergessen, die ihm schon lange zu schaffen machten. Herzlich dankbar wäre er für eine kurze Auskunft, wie es denn mit unseres Herrgotts Allmacht eigentlich stünde, ob es nachgewiesen wäre, daß er stär-

ker sei als der Satan. Der junge Gottgelehrte lachte verzweifelt. „Was sagen wir ihm nur in drei Teufels Namen?" fuhrs ihm heraus; aber schon, erschrocken über die Entgleisung, drückte er sich zwei Finger auf die Lippen. Dann bekannte er verdrießlich, es sei nicht das erste Mal, daß ihm diese spitzfindige Frage gestellt werde. An Gottes Liebe und Barmherzigkeit wolle der Alte gerne glauben; aber was helfe die, wenn schließlich der andere, der Schwarze, das letzte Wort habe.

Wir setzten uns auf einen Feldrain, zündeten Zigaretten an und beratschlagten. Die Vorstellung, Gott lasse den Teufel innerhalb gewisser Grenzen in der Welt gewähren, um sie in Gärung und Bewegung zu erhalten, ist jedem Faust-Leser geläufig; aber dieses Argument schien dem Schulgenossen unverwendbar. Nach manchem Hin und Her einigten wir uns auf eine Formel, die annehmlich klang. Den Wortlaut weiß ich nicht mehr; sie lief darauf hinaus, daß der Höllenkönig über einen Menschen, der den Weg zu Gott gehen wolle, überhaupt keine Gewalt habe. Wenn er gar so mächtig wäre, so stünden ja längst weder Sonne noch Mond noch Sterne mehr am Himmel; denn nur durch göttliche Kraft und Liebe werde das Weltall bewahrt und ewig erneuert; der Böse könne nichts aufbauen und nichts zum Erblühen bringen, er habe nur die Zerstörung im Sinn, nicht nur die Zerstörung der Seelen, sondern der ganzen schönen Welt.

Ich äußerte Zweifel, ob solch ein Gedankengang dem Vater nicht zu schwierig wäre; aber der Sohn war zuversichtlicher geworden: „Der Alte muß was zu knabbern haben", meinte er. Mittlerweile hatte der Schimmel Gras gerupft; nun biß er seinen Herrn sänftlich in den Arm, zur Heimkehr mahnend. Mich verfolgte ein Gedanke, der sich schon am Anfang gemeldet hatte; es war nur nicht ganz leicht, ihn taktvoll vorzubringen. Schließlich fragte ich geradezu, wie es denn sonst bestellt wäre mit dem Herrn Vater, ob er vielleicht allerhand auf dem Gewissen habe. Der geistliche Sohn nahm das nicht übel, versicherte aber, der Vater sei stets ein rechtlicher Mensch, freilich auch ein Tüftler und Sinnierer gewesen. „Ja wenn er ein Lump wär, täten wir uns leichter", setzte er hinzu und hatte

recht. Abermals wurde er nachdenklich, und während er schon den Schimmel bestieg, rief er noch einmal meinen Scharfsinn an: „So einen kurzen kräftigen Satz wenn du noch wüßtest! Er dürfte auch dunkel klingen, meinethalben sogar mit einem Fremdwörterl darin. Er ist da so eigen; was er durch und durch verstehen kann, das hilft ihm nicht lang." Beim Anhören dieser Worte wars, als lächelte mir der alte pensionierte Lehrer vom botanischen Garten, der so sehr seinem Karma vertraute, lustig zu; ein jäher Übermut gab mir die rechte Antwort ein: „Grüß den Vater schön! Sag ihm, ich hab seine Hände genau betrachtet und gleich gesehen, daß er ein gutes Karma hat. Es kann ihm nichts fehlen, weder in dieser Welt noch in der andern. Er darf sich in alle Ewigkeit getrost auf sein Karma verlassen." – „Karma, Karma," wiederholte der Theologe, „davon höre ich zum ersten Mal."

„Es ist was Indisches", wollte ich noch erklären; aber schon war keiner von uns mehr fähig, ernst zu bleiben; wir lachten laut hinaus, verließen das Thema und sprachen dann noch eine Weile von anderen Sachen. Der Jugend wird es niemand verargen, wenn sie sich über Verdüsterungen der Väter belustigt; sie weiß nur nicht, welchen Blindheiten sie möglicherweise selbst entgegengeht.

Noch in der nämlichen Stunde sollte ich eine Probe davon liefern. Wir drückten uns abermals die Hände; der Schimmel trug den Freund galoppierend heimwärts, ich aber trabte Waldkirchen zu in den erglühenden Tag hinein.

Zwischen hohen Ginstersträuchen, die Schatten verhießen, hielt ich bald eine kurze Rast und freute mich stärker des Ziels. Ein deutliches leises Geräusch fiel mir auf, das ich irgendwelchen Insekten zuschrieb. Es verschärfte sich aber; ein unablässiges feines Knallen, Knistern und Knipsen war um mich herum, als ob Elfchenheere aus unsichtbaren winzigen Geschützen aufeinander feuerten, und manchmal fühlte ich mich selbst am Ohr und im Nacken getroffen. Jetzt war es klar, daß das Gesprühe vom Ginster ausging. Längst abgeblüht, strotzte dieser von schwarzen Schoten, die nun, unter dem Sonnenprall, nach und nach aufsprangen und ihren Samenüberfluß weithin verschnell-

ten. An dieser Stelle sah ich zum letzten Mal das einsame Gehöft. Umschattet von seinen Bäumen, von Blumen umschmiegt, von treuem Fleiß umhegt, stand es auf seiner Anhöhe, wie tausend andere stehen. Unvergeßlich konnte es nur werden, weil dort ein Mensch in Höllenflammen duldete, die vermutlich erst in dem gefürchteten Grab erloschen sind. Beim Weiterwandern stieg es mir doch in den Kopf, daß mich der junge Danninger für einen bedeutenden Seelenarzt hielt; ich empfand bei jedem Schritt mehr Hochachtung vor mir. Als aber nun die Gelegenheit kam, wahrhaft menschliche Einsicht zu bewähren, da entsprach den weisen Reden des Vortags kein weises Handeln, und der Teufel, über den ich den selbstquälerischen Bauern so salbungsvoll zu beruhigen wußte, sprang unversehens aus mir selber heraus.

Von einem Seitenpfade her stieß ein alter Landstreicher zu mir, und ehe ich ihn nur recht zu Gesicht bekam, nahm ichs ihm schon übel, daß er befehlerisch rief, ich solle warten. „Bist auch auf der Walz? Gehn mir miteinander!" sagte er dann und wollte auch gleich mein Wanderziel wissen, da wuchs mein Widerstand. „Ich geh der Nase nach", erwiderte ich gereizt, konnte ihn aber dadurch nicht vertreiben. „Das tu ich auch", sagte er lachend und fragte, ob ich keine übrige Zigarre hätte. – Rauchwaren anzubieten, ja aufzudrängen, war ich sonst stets bereit; jetzt aber unterschlug ich dem armen Kerl die würzigen Stumpen, die noch im Rucksack lagen, und ließ merken, daß ich ihn los haben wollte. Er bewahrte seine Ruhe, gestand mir aber offen, daß er mich überschätzt habe. „Wenn einer so großartig dahinstürmt, als könnt man mit ihm Pferde stehlen gehen, dann denkt man, der hat Kameradschaft im Leib. Aber man trägt keine Röllchen, und da ist man für den feinen Herrn halt nur ein Prolet." Er spielte damit auf eine Mode an, die wir heute lächerlich finden; es gehörte damals zum Anzug, daß man, um ein immer frisches Hemd vorzutäuschen, kurze Röhren aus hart gestärkter Leinwand um die Handgelenke trug. Dies war einmal eingeführt; sogar die Herren Professoren Rückert und Mollier pflegten, wenn sie zur Übung an die Leiche traten, erst ihre Hände aus jenen Manschetten genannten Gebilden zu

zwängen und diese behutsam beiseite zu stellen. Ich beschleunigte meinen Gang und hoffte, der lästige Begleiter werde zurückbleiben müssen; er hielt jedoch rüstig Schritt und erging sich in dunklen Weissagungen, die nicht gerade mir, aber dem Bürgertum schlechthin galten. Für mich hatte das Wort Bürger noch den ehernen Klang des civis romanus; er aber gebrauchte es als Schimpfnamen und prophezeite dieser ganzen Menschengattung den Untergang. „Ich seh finster", mit diesen drei Wörtchen schloß er jeden Satz. Leider ließ mich in jenen Minuten der Humor im Stich, der beste Schutz gegen Zudringlichkeit; auch entging mir ganz, wie lohnend es doch gewesen wäre, in das Leben des verbitterten Mannes etwas tiefer hineinzuschauen; ich fand nicht zu mir selber und ließ das Böse reifen. Langsam gehend betrachtete ich ihn mit Sorgenmiene und sagte dann, ich wüßte wohl die richtigen Antworten, wolle ihn aber nicht erzürnen; wer ein wenig Erfahrung habe, sehe ja von weitem, daß er an übermäßig hohem Blutdruck leide, da könnte jede große Aufregung einen Schlaganfall hervorrufen, das wäre unverantwortlich. Er lachte laut und schwur, er sei ein Eiserner und nehme es heute noch mit einem Dutzend solcher Kletzen auf, wie ich eine sei; aber das Geprahle half ihm nicht lang, mein Gift war eingedrungen, die Wangen unter den wäßrigen Falten der Augenlider wurden schlaff und gelb; er verstummte nach und nach. Auf einmal blieb er zurück und überließ mich einem heftigen Kampf der Gefühle. Noch wollte ich gleichmütig weitergehen und hielt mir bekannte Nietzschewortevor, die das Mitleid als verwerflich erklären; doch regte sich schon eine stille Einsicht, wie sehr es dem Sinne dieser Wanderung widersprach, wenn ich sie mit Feindschaft belud. Ich wandte mich um, da saß er am Feldrain, der Arme, das Gesicht in die Hände gedrückt. Und nun gewann er von Sekunde zu Sekunde an Wirklichkeit, während ich selbst mir schemenhaft wurde. Ich sah ihn nun erst, das wirre graue Haar, den müden Rücken. Am obersten Knopf seines Röckchens hing ein kurzes Lederband, das nach unten in eine blecherne Klammer auslief, und diese trug seinen alten Hut; er hielt das wohl für feiner, als wenn er ihn aufgesetzt hätte.

Ihn zu versöhnen, war nicht ganz leicht. Ich ließ mich neben ihm nieder und fragte vorwurfsvoll, ob er denn meine Tratzerei wirklich ernst genommen habe; jeder nicht Stockblinde müsse doch den Typ des langlebigen Menschen in ihm erkennen. Er verharrte in seiner gebrochenen Haltung und antwortete nicht. „Es läßt mir keine Ruhe," fuhr ich fort, „ich muß noch einmal den Rucksack durchsuchen, vielleicht finden sich doch noch ein paar gute Zigarren darin; die wollen wir aber mit Andacht rauchen!" Auch diese Aussicht stimmte ihn nicht sogleich um. Die braunen Stumpen lagen schon eine Weile auf seinem Knie, als er endlich die Hände vom Gesicht nahm. – „Ich war zu Großem berufen", sagte er düster, in tadellosem Schriftdeutsch, ohne mich anzusehen, und, nach einer Pause, mit erhobener Stimme: „Ein König hat mich mit Gold beschenkt!" Über einer solchen Aufschneiderei wollte mich schon wieder der Zorn anpacken; doch siehe, er hatte nicht gelogen, und nun sollte mich schon wieder der Schatten des unseligen Ludwig streifen, von dem erst neulich im Elternhaus die Rede gewesen. Die Heimat des alten Handwerksburschen war Leoni am Starnberger See, und als einstmals der König, aus dem Gebirg zurückkehrend, spät an einem Samstagabend in Schloß Berg eintraf und sich zur Sonntagsfrühmesse anmeldete, da hatte er sein schönes, kostbar verziertes Gebetbuch in Seeshaupt zurückgelassen. Es gab noch keinen Fernsprecher und kein Fahrrad; Joachim aber, so hieß mein Wandergeselle, der damals ein junger Bursche war, erbot sich, den See nachts zu umreiten und das Missale zu holen. Am Morgen lag es in der Schloßkapelle auf dem Betstuhl des Königs; dieser fragte nach dem Überbringer und belohnte ihn mit einem Zehnmarkstück.

Einem solchen Bericht konnte man die Anerkennung nicht verweigern. Was die Mutter erzählte, hatte sie nur von andern erfahren oder in der Zeitung gelesen. Der Fremde aber, mochte er sein, wer er wollte, hatte den seltsamen König mit Augen gesehen und ihm einen Dienst erwiesen, o gewiß hatte er noch jene gewitterhafte Verdichtung irdischer Atmosphäre gespürt, die sich um Herrschende sammelt. Könige einer harten Zeit, wie sie Shakespeare zur Erscheinung bringt, sie leben stets in einer

Hochspannung von Macht und Gefahr; daher sind ihre Nächsten immer nur der höchsten Huld gewärtig oder der Vernichtung. ‚Im Zirkel, der eines Königs sterblich Haupt umgibt, hält seinen Hof der Tod', hören wir Richard den Zweiten sagen, dem seine Krone entgleitet. Ludwig aber hatte, fast noch ein Kind, den Thron seines kleinen Landes in einer Epoche jäher Übergänge bestiegen. Seinem hohen Willen nach noch König eines heldischen Jahrhunderts, geriet er mitten in eine verbürgerlichte, von der Nützlichkeit bestimmte Welt hinein, die ihn zwar ärgern und anwidern, aber sein Leben so wenig bedrohen konnte wie er das ihre. Kleine Aufgaben mußte er verachten; vor gefährlich große sah er sich nicht gestellt, wäre ihnen wohl auch nicht gewachsen gewesen. Unausgleichbar war der Zwiespalt zwischen unwillkommener Gegenwart und feierlich königlichem Traum. Der überstolzen Seele blieb nur der Weg in prunkverbrämte Einsamkeit, die ihn langsam aus dem Leben hinauslockte ins ewig Freie. Solche Könige sind keine Führer; das Volk aber erliegt dem Zauber der edlen, herrlich leidenden Gestalt und nimmt sie in seine Träume auf.

Ja, es lag jetzt ein Glanz auf dem grauen Landstreicher, und gern hätte auch ich mich ein wenig fürstlich gegen ihn bewährt. Im Geist überschlug ich meine bescheidene Barschaft und mußte erkennen, daß eine halbe Mark das allerhöchste war, was ich ihm bieten konnte. „Geld ist Dreck", sagte er, bespuckte die Münze abergläubisch dreimal, damit sie weitere Tageseinnahmen nach sich zöge, und steckte sie ein. Ich hoffte, er werde noch manches erzählen; jetzt aber war er es, der meine Gesellschaft entbehren konnte. Bis zum nächsten Wirtshaus gingen wir noch zusammen; dort hielt er nach dem Schrecken, den ich ihm eingejagt, eine Stärkung für notwendig und ließ mich in Frieden weiterziehen.

Staubschleier dämpften die grünen Gegenden, durch welche die heiße Vormittagswanderung weiterging; der Mund wurde trocken, und hochwillkommen war eine unverhoffte Stätte der Erquickung, ein verlassener Steinbruch. An einem Höhenzuge, nicht weit von dem Dörfchen Prag, tat er sich auf; doch konnte man ihn leicht übersehen; denn eine hopfendurchflochtene Hecke

verbarg und verwehrte den Zugang. Ich bemerkte gerade noch die steilen, ganz ebenen Gneisflächen, deren Zeichnung stellenweise an Vogelgefieder erinnerte. Ein Humusfell hing von oben darüber her; noch grünten Bäumchen und Sträucher darauf, alle leider dem Untergang geweiht; nackt standen die Wurzeln ins Leere. Durch die Hecke fand sich ein Schlupf, und hinter ihr war nun der laubverkleidete Boden bis ins Gestein hinan rot übertüpfelt von Erdbeeren, deren Reife hier erst im Spätsommer eintritt, während sie drunten an der Donau schon im Juli zu Ende geht.

Aus einem werdenden Buch

*

Johann Peter Hebel / Das Spinnlein

Nai, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, mainsch, chasch's au n eso?
De wirsch mer's, trau i, bliibe loo.
Es macht's so subtil un so nett;
i wott nit, aß i's z'hasple hätt.

Wo het's die fiini Riiste gnoo,
by wellem Maister hechle loo?
Mainsch, wemme's wüßt, wohl menggi Frau,
si wär so gscheit un holti au!
Jetz lueg me, wie's sy Füeßli setzt
un d'Ärmel streift un d'Finger netzt!

Es zieht e lange Faden uus:
es spinnt e Bruck ans Nochbers Huus;
es baut e Landstrooß in der Luft;
morn hangt si scho voll Morgeduft;
es baut e Fueßweg nebedra,
's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt un wandlet uf un ab,
potz tausig, im Galopp un Trab! –
Jetz goht's ringum, was hesch, was gisch!
Sihsch, wie ne Ringli worden isch?
Jetz schießt's die zarte Fäden ii;
wird's öbbe solle gewobe sii?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es waiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger zruck, i sih's em a,
's mueß näumis Rechts vergesse ha.
‚Zwor', denkt es, ‚sell pressiert jo nit;
i halt mi nummen uf dermit.'

Es spinnt un webt un het kai Rast,
so gliichlig, me verluegt si fast.
Un 's Pfarers Christof het no gsait,
's seig jede Fade zemmeglait.
Es mueß ain gueti Auge ha,
wer's zählen un erchenne cha.

Jetz putzt es syni Händli ab;
es stoht un haut der Faden ab.
Jetz sitzt es in sy Summerhuus
un luegt die lange Strooßen uus.
Es sait: ‚Me baut si halber z'tot,
doch freut's ain au, wenn 's Hüüsli stoht.'

In freie Lüfte wogt un schwankt's,
un an der liebe Sunne hangt's;
si schiint em frei dur d'Bainli dur,
un 's isch em wohl. In Feld un Flur
siht 's Mückli tanze jung un faiß;
's denkt by n em selber: ‚Hätt i ais!'

O Tierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlai un doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?

Denkwohl, der, wo n is alli nährt,
mit milde Händen alle gitt.
Bis z'friden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege; nai, wie dumm!
Si rennt em schier gar 's Hüüsli um.
Si schreit un winslet Weh un Ach.
Du arme Chetzer hesch dy Sach!
Hesch kaini Auge by der gha?
Was göhn di üüsi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkt's enandernoo:
es zuckt un springt un het si scho.
Es denkt: ‚I ha viil Arbet gha;
jetz mueß i au ne Brotis ha!'
I sag's jo: der, wo alle gitt,
wenn's Zyt isch, er vergißt ain nit.

Aus den ‚Allemannischen Gedichten'
(Insel-Bücherei)

*

Felix Timmermans / Der Marquis und der Ungar

An einem Sonntag im Jahre 1789 in Mecheln, als das Hochamt in der Sankt Rombauts-Kirche zu Ende war, schlenderten die Leute, vom schönen Wetter verlockt, länger als gewöhnlich auf dem großen Marktplatz umher oder saßen gemütlich vor den Kneipen beisammen.

Ein Major des österreichisch-ungarischen Heeres, ein grauer Marquis aus Wien, ein unscheinbares kleines Männlein, saß mit einigen Freunden auf dem Balkon seines Hauses bei einem Glas Rheinwein.

Sie verfolgten gerade mit den Augen ein Fräulein, auf das der Marquis sie aufmerksam gemacht hatte, das mit einem großen Rosenhut, mit vielen Spitzen und Bändern geschmückt, stolz durch die Menge spazierte. Der Marquis hatte sie seinen

Freunden gegenüber für seine Nichte Alice ausgegeben. Aber sie wußten Bescheid. Sie war eine kleine Tänzerin aus Brüssel, für die er in Mecheln ein paar Zimmer gemietet hatte. Sie zwinkerte schelmisch ihrem sogenannten Onkel zu. Plötzlich blieb sie stehen, wagte sich keinen Schritt weiter, schlug die Hände vor die Brust und blickte verzweifelt und hilflos auf den Saum ihres Kleides, auf zwei schwarze Bänder, die hinterherschleiften.

„Sie wird krank", rief der Marquis mit piepsender Stimme.

„Sie ist nicht krank, Monseigneur," sagte ein junger Offizier, „ihr Strumpf ist gerutscht."

„Was kann man da machen? Wie könnte man ihr helfen? Was für eine scheußliche Lage für das Kind! Seht, die Leute lachen schon." Er kratzte sich an seiner seidenen Perücke. Die Leute lachten, vor allem die Patrioten, die wußten, daß sie eine ‚Feige' war, eine Kaisertreue.

Der Marquis fluchte wie ein Fuhrknecht, was man von einem so zarten Männlein nicht erwartet hätte. Sie hierherein zu rufen, ging natürlich nicht, denn die Frau Marquise wußte nichts von einer Nichte.

„Geht, helft ihr, bringt sie in eine Gastwirtschaft, schnell. Es gehört sich nicht, daß ein Fräulein allein eine Gastwirtschaft betritt."

Damals war das noch nicht Mode.

Ein paar junge Offiziere sprangen auf und liefen schnell zur Tür, aber es war nicht mehr nötig.

Zwei Husaren gingen gerade an dem Nichtchen vorbei. Einer von ihnen war Stefan Hernad, der Ungar. Er bemerkte ihre schwierige Lage, grüßte, kniete nieder, hob ihr Kleid hoch und band geschickt, als hätte er das schon öfter getan, mit den beiden Bändern kreuzweise den weißen gerutschten Strumpf wieder fest. Sie reichte ihm die Rose, eine dunkelrote Rose, die an ihrer Spitzenbluse steckte. Sie sagte ihm ein paar freundliche Worte, lachte dann herausfordernd ihren Onkel an und zeigte ihm flüchtig ihr spitzes Zünglein.

Nun aber geriet der Herr Marquis zur Belustigung seiner Freunde in eine heftige Wut. „Dieser wilde Ungar, dieser Zi-

geunerbursche, das ist so richtig etwas für ihn. Er wagt es, den Strumpf meiner lieben Nichte aufzubinden, öffentlich, unter meinen Augen, unter Ihren Augen! Wenn er glaubt, sie verführen zu können, dann hat er sich sehr geirrt. Und die Rose soll er mir auch zurückgeben. Selbst wenn ich dafür die ganze Stadt Mecheln unter Feuer nehmen müßte. Ich habe die Rosen nicht etwa aus Brüssel kommen lassen, um den ersten besten Schornsteinfeger damit zu schmücken."
Er hätte gewiß noch weiter getobt, aber da kam die Frau Marquise mit ihren drei Töchtern herein, und er begann sofort zu erzählen, von irgendeinem Feldzug, den er mitgemacht hatte. Da gerade von Rosen die Rede war, knüpfte er daran an und rief: „Dieser Italiener hatte weiße Rosen auf seinem Hut. ‚Ich mache rote Rosen daraus,' schrie ich ihm zu, ‚und ich spaltete ihm den Schädel.'" Die Frau Marquise zwinkerte seinen Freunden zu.

Als am nächsten Tag die Reitertruppe von den Morgenübungen zur Stadt zurückkehrte, ritt der Marquis neben Stefan. Natürlich sprachen sie über den gerutschten Strumpf.
„Auf alle Fälle," sagte der Marquis, „es war sehr freundlich von dir und für meine kleine Nichte gewiß ein Glück, aber . . ."
„Das Glück ist ganz auf meiner Seite, Monseigneur. Man hat nur selten eine solche Gelegenheit, ein schönes Frauenbein zu sehen . . ."
„Und was hat sie gesagt?"
„‚Bis mir der andere Strumpf rutscht.'"
Der Marquis wurde grün vor Neid, aber mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt fragte er: „Und die Rose?"
„Ein Blatt habe ich in einem Gedichtband aufgehoben, denn ich bin ein leidenschaftlicher Sammler von Erinnerungen, und den Rest für zwei Küsse an eine Fleischerstochter verkauft. Rosen soll man nicht billig abgeben, Monseigneur."
„So, so. Du wirst es noch weit bringen. Du bist jung und tapfer . . . aber du solltest vorsichtig sein."
„Monseigneur meint wohl, ich solle keinen gerutschten Strumpf mehr festbinden, keine Rosen mehr annehmen? Nein, dann

bleibe ich noch lieber ein gewöhnlicher Soldat mit einem Liebchen an jedem Finger."
Wo blieb nun die Beschießung der Stadt wegen dieser kostbaren Rose?
Der Marquis war innerlich wütend, konnte jedoch seinem Ärger nicht Luft machen, denn trotz seiner Macht, seinem Rang und seinem Reichtum fühlte er sich lächerlich, schwach und eifersüchtig auf die Freimütigkeit dieses tollen Ungarn, der mit dem Leben, mit Liebe und Tod spielte. Der Marquis dachte: morgen liegt Alice vielleicht schon in Stefans raschen Armen. Übermorgen vielleicht eine meiner Töchter, solche Naturen wagen und erobern alles und lassen alles zerstört und zerbrochen hinter sich liegen. ‚Solche Augen! Welche Frau könnte ihnen widerstehen?' dachte der Marquis.
„Vorsicht, Monseigneur," meinte Stefan, „das kennen wir nicht. Ich werde Euch etwas erzählen. Mein Geschlecht war reich, nicht an Titeln, Geld oder anderem Besitz, den man am nächsten Tage verlieren kann, sondern reich an seinem Blut. Einer meiner fernen Ahnen hatte einmal einer reichen Frau, die sehr gelehrt war und die Geheimnisse der Natur kannte, einen großen Dienst erwiesen. Um ihn zu belohnen, nahm sie einen Tropfen Feuer von der aufgehenden Sonne auf die Spitze einer Nadel und stach ihm damit in eine Ader. Dieser Tropfen Sonne sitzt nun in unserem Blut. Er ist unser Reichtum, er glüht in unserem Herzen. Sobald er jedoch wieder wach und lebendig wird, wirkt er Wunder. Dann fürchten wir weder Tod noch Teufel."
„Ein Mensch soll sich beherrschen und sich nicht von Märchen leiten lassen", sagte der Marquis ein wenig giftig.
„Wir werden beherrscht. Ich weiß nicht, wohin mich Gott führt, wohl aber weiß ich, daß er mich führt. Und dieser Tropfen Sonne unserer Natur wird ihm dabei helfen."
„Nicht philosophieren", sagte der Marquis lächelnd, froh, daß das Gespräch eine andere Wendung bekam. Er wagte nicht, böse zu sein, denn er fürchtete, daß er neben diesem jugendlichen Eroberer nur eine traurige Figur abgeben könnte. So wollte er sich auf seine angeborene Schlauheit verlassen. Er wußte nur

das eine, daß er so schnell wie möglich versuchen mußte, diesen verteufelten Ungarn los zu werden. „Du hast dich schließlich sehr liebenswürdig benommen," sagte er hämisch, „ich danke dir. Du wirst von mir hören."
Der Marquis ritt wieder nach vorn. Tatsächlich hörte Stefan von ihm. Vierzehn Tage später wurde er befördert zum Kapitän der Garnison in Nivesdonck, einem stillen befestigten Städtchen mit vielen Brauereien, irgendwo an der Nethe.
Und von dem Marquis erhielt er außerdem noch eine schöne Porzellanpfeife. Stefan hatte kaum sein „Vielen Dank, Monseigneur" über die Lippen gebracht, da fiel sie, natürlich versehentlich, zu Boden und zerbrach.

Aus dem werdenden Buch ‚Familienchronik'

*

Benno Papentrigk / Moselfahrt

Es nahet sich der Morgen sacht,
Vergessen sei, was Sorgen macht,
Die Bücher laßt und andern Wahn,
Nun hebet sich das Wandern an!

Die Sonne treibt im Dämmerlicht
Die weißen Wolkenlämmer dicht,
Und weiter es und weiter hellt, –
Wie bist du reich und heiter, Welt!
Kaum daß das Auge, traumerregt,
Den sommergrünen Raum erträgt.
Es grüßt der weite, ebne Gau,
Die goldne, gottgegebne Au.

Da steigt, an einem Wiesenrand,
Empor die erste Riesenwand;
Verfallner Schlösser Mauern trist
Der späte Blick mit Trauern mißt.

Manch Fräulein, um den Ritter bang,
Die Hände droben bitter rang;
Sie winkte von den Zinnen hoch
Ihm nach, wenn er von hinnen zog.
Im Tal die Mosel flimmernd schießt,
Sie kräuselt ihre Wellen heiter
Und eilet froh im Hellen weiter,
Bis in den Rhein sie schimmernd fließt.

Und Reben rechts und Reben links, –
Es ist das grünste Leben rings.
Am Stock die Beeren prunken trächtig,
Sie glühn, vom Feuer trunken, prächtig, –
Sankt Kilian, schür den Sonnenbrand,
Verwandl' in einen Bronnen Sand!
O wirf auf Laus und Wurm den Stein,
Bewahr vor Frost und Sturm den Wein,
Bis Traube man an Traube legt,
Die er in seinem Laube trägt,
Und fröhlich durch die Gasse fährt
Den Most, der bald im Fasse gärt.
O Heilger, denken wolln wir dein
Beim Winzerfest, das wir dir weihn!

Sieh da, sieh hier der Weine Ort!
Sprichst du es aus, das eine Wort:
Der Name schon, so wunderrein,
Dir mundet wie ein runder Wein!
Ein Schild verrät die Schenken bald,
Drin Lachen von den Bänken schallt;
Hier kehret gern der Wandrer ein,
Uns aber lockt ein andrer Wein, –
Schon sehn wir ferne winken Trier,
Dort rasten und dort trinken wir.
Es soll der Mosel Sonnenwein
Uns Inbegriff der Wonnen sein!

Aus ‚Benno Papentrigk's Schüttelreimen'

Jede junge Zeit, wenn sie geboren wird, findet ihre Wiege mit den Gaben umstellt, die die Weisen aus dem Morgen und dem Mittag und dem Abendlande ihr gebracht; der Lebensgeist, der nur im Besten kräftig wohnt, bewahrt auch eben das Beste nur vor dem Verderben, wie nur geistreicher Wein den Wechsel der Jahre überdauert; und so gewinnt die Kunst und jedes menschliche Bemühen festen Besitz, und die Erde gewinnt ein Leben und in ihm eine Geschichte und ein Gedächtnis der Vergangenheit. So muß das Schlechte, nachdem es abermals und unzählige Male wiedergekehrt, doch endlich sterben; denn der Teufel ist nicht unsterblich, wohl aber Gott in uns, und wie unser bestes innerstes Wesen unvergänglich ist, so ist auch, was der Genius in diesem Heiligtum gebildet, unverwüstlich, und auch nicht die Gedanken sterben, wenn einmal echtes gesundes Leben in ihnen lebte. Viele Zeiten sind vor uns gewesen, um zwei Zeichen hat die Geschichte den Tierkreis zurückweichen sehen in langsam zögernder Bewegung, und auf die vierte Morgenstunde deutet der Zeiger an der großen Sternenuhr, der in einem Menschenalter nur um zwei Minuten rückt. Wie der Tau fallend sich in die Berge zieht und dort zum Strom zusammenrinnt, und wie die Ströme dann wieder als Tau auf in Lüfte steigen, so sind die Generationen vor uns ins Grab hinabgestiegen und verjüngt wieder aus den Gräbern auferstanden; aber ehe sie der Verwandlung sich hingegeben, ehe sie die Grabeslampe gezündet, haben sie dem Erze, dem Steine und dem Buchstaben anvertraut, was sie gelebt, gebildet, errungen und erfahren; eine dunkle Ahndung ergreift uns mit wunderbarer Gewalt, wenn wir den geheimen Sinn zu entziffern uns bestreben: es ist, als ob unsere Erinnerung ihre Mutter gefunden hätte; es ist, als ob die Sterne wieder uns erschienen, die in der Dunkelheit geleuchtet, als unsere Kindheit aus der Nacht hervorgegangen war; wir haben den Geist in uns gesogen, so will es im innersten Gemüt uns dünken, der jene Züge formte, wir selber haben sie uns selber zum Andenken in den Stein gegründet, es ist unsere eigene dunkele, verschleierte Vergangenheit, die uns

begrüßt; die Aurora des jungen Tages sieht die Abendröte des vergangenen noch am westlichen Himmel stehen. Das ist der wundersame Zauber, den das Alte übt, tiefer noch als das Andenken unserer Kindheit regt es uns; wie die ferne Zukunft im Schoße des Weibes dunkel sich und schweigend regt, so liegt auch die Ahndung der Vergangenheit wie ein verborgener Keim in uns, den die Geschichte erst befruchten muß, und das alte Leben durchbricht in ihr des Grabes Schranken und erscheint wie ein abgeschiedner Geist dem neuen Leben, und das alte Leben ist ein Schatten nur, der unten im Hades wohnt, die Seele aber wohnt oben in der Gegenwart und kämpft rasch und tätig fort. Alle aber drängt die innere bildende Kraft sie weiter, oben in der Blüte wohnt ewig neu die Jugend, unten aber an der Wurzel arbeiten stumm und still die unterirdischen Naturen, und das Alter ziehen sie zu sich nieder und zerreiben zu neuem Lebenssafte, was sich selber nicht mehr erhalten mag. Darin liegt der Grund der religiösen Gefühle, die das Altertum in uns erweckt; auf dem Grabeshügel der Vergangenheit werden wir geboren; wie eine Feuerflamme ist das Leben durch die Erde durchgeschlagen, aber die Tiefe nur gibt der Flamme Nahrung, und unten wohnt in dunkler Höhle die Sibylle und hütet die Mumien, die zur Ruhe gegangen sind, und sendet die andern hinauf, die aufs neue in des Lebens Kreise treten, und läutet die Totenglocke, die dumpf aus der Tiefe den Geschlechtern ruft, die niedersteigen sollen in das nächtlich dunkle Reich.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Jakob Böhme / Aus seinen Schriften

In Gottes Geheimnis hats keine Doktores, sondern nur Schüler.

Vierzig Fragen von der Seele

Ich trage in meinem Wissen nicht erst Buchstaben zusammen aus vielen Büchern; sondern ich habe den Buchstaben in mir: liegt doch Himmel und Erde mit allem Wesen, dazu Gott selber,

im Menschen. Soll er denn in dem Buche nicht dürfen lesen, das er selber ist?
Wenn ich gleich kein ander Buch hätte als nur mein Buch, das ich selber bin, so hab ich Bücher genug; liegt doch die ganze Bibel in mir. So ich Christi Geist habe, was darf ich denn mehr Bücher? Soll ich wider das zanken, das außer mir ist, ehe ich lerne kennen, was in mir ist? So ich mich selber lese, so lese ich in Gottes Buch, und ihr, meine Brüder, seid alle meine Buchstaben, die ich in mir lese; denn mein Gemüt und Wille findet euch in mir. Ich wünsche von Herzen, daß ihr mich auch findet... Aber ihr seid trunken und gehet irre und suchet den Schlüssel zum Buch und zanket um den Schlüssel. Ein jeder spricht: ich habe den Schlüssel; und keiner will sein eigen Lebensbuch aufschließen. Es hätte ein jeder den Schlüssel zu Gott in sich, suchte er ihn nur am rechten Orte. Aber ihr wollet lieber zanken, als daß ihr den Schlüssel in euch suchet; darum seid ihr blind alle, die ihr zanket; ihr gehet nur als vor einem Spiegel suchen. Warum gehet ihr nicht ins Zentrum? Mit solchem Suchen findet ihr den Schlüssel nicht, seid gleich gelehrt, als ihr wollet: es hilft nichts.

Zweite Schutzschrift wider Balthasar Tilke

Es ist alles magisch; was der Wille eines Dinges will, das empfähet er: eine Kröte nimmt nur Gift an sich, wenn sie gleich in der besten Apotheke säße, desgleichen auch eine Schlange; ein jedes Ding nimmt nur seiner Eigenschaft in sich: und obs guter Eigenschaft Wesen äße, so machets doch alles in sich zu seiner Eigenschaft. Obgleich eine Kröte Honig fräße, wird es doch in ihr zu Gift. Wie denn der Teufel ein Engel war; als er aber nichts Gutes wollte, so ward ihm sein himmlisch Wesen doch zum Höllengift und blieb sein böser Wille einmal böse wie das andre.
Also ist uns hoch zu betrachten unser Leben, was wir wollen tun und fürhaben; wir haben Böses und Gutes in uns: in welchem wir unsern Willen schöpfen, dessen Essenz wird in uns rege; und solche Eigenschaft ziehen wir auch von außen in uns. Wir haben beide Mysteria, Göttlich und Teuflisch, in uns, von

beiden ewigen Welten und auch der äußern Welt; was wir aus uns machen, das sind wir; was wir in uns erwecken, das ist in uns rege. Führen wir uns zum Guten, so hilft uns Gottes Geist; führen wir uns aber zum Bösen, so hilft uns Gottes Grimm und Zorn. Was wir wollen, dessen Eigenschaft kriegen wir einen Führer und dahinein führen wir uns. Ists doch nicht der Gottheit Wille, daß wir verderben, sondern seines Zorns und unser eigen Wille.

Also verstehen wir, wie ein Leben verderbe, wie aus Gutem ein Böses werde und aus Bösem ein Gutes, wenn sich der Wille umwendet.

Von sechs theosophischen Punkten

Es wird alles von dieser Welt vergehen. Die Erde wird verschmelzen, alle Felsen und Elementa, und wird nur das bleiben, das Gott haben wollte, um welches willen er diese Welt hat geschaffen.

Vierzig Fragen von der Seele

Dieser Welt Wesen stehet im Bösen und Guten, und mag eines ohne das andere nicht sein; aber das ist das große Übel dieser Welt, daß das Böse das Gute überwiegt, daß der Zorn stärker darinnen ist als die Liebe: und solches aus Ursachen der Sünde des Teufels und der Menschen, welche die Natur durch die falsche Begierde erreget haben, daß sie mächtig im Grimme qualifiziert als ein Gift im Leibe.

Sonsten, so die Natur in ihren Gestälten, in gleichem Gewichte, in der Eigenschaft stünde in gleicher Konkordanz, so wäre eine Eigenschaft vor der andern nicht offenbar; es wäre Hitze und Kälte in gleichem Gewichte in der Qualifizierung, so wäre das Paradeis noch auf Erden; und obs nicht außer dem Menschen wäre, so wäre es aber im Menschen. So seine Eigenschaften im gleichen Gewichte stünden, so wäre er unzerbrechlich und unsterblich.

Das ist der Tod und Elend der Menschen und aller Kreaturen, daß die Eigenschaften streitig und eine jede in sich selber erhebend und in eigenem Willen qualifizierend ist, davon Krankheit und Wehe entstehet.

Mysterium magnum

Adalbert Stifter / Der Prater

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben wie wir unsern Prater. Ist es ein Park? ‚Nein.' Ist es eine Wiese? ‚Nein.' Ist es ein Garten? ‚Nein.' Ein Wald? ‚Nein.' Eine Lustanstalt? ‚Nein.' – Was denn? Alles dies zusammengenommen. Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipegarten und ruhigem Haine. – Viele Wiener mag es geben, die die Reize und Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man diese Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie; – aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sie ihre Bevölkerung ausgießt und doch noch Teile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter – und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen etwas undankbar gegen seinen Prater, wie zum Beispiel in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto überschwenglicher zugetan, zum Beispiel im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es bon ton ist, in den Prater zu fahren, und wer dies nicht kann, wenigstens zu gehen. Der erste und zweite Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin, und laß dir auf diesem Papiere deuten, was wir sehen.

Es ist der erste Mai, etwas nach vier Uhr nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopold-

stadt und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wellend, daß, wenn man jemanden sagte, er bekomme ein Herzogtum unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome, wie Schiffe im Treibeise, gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stillestehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, aneinander hinfliegend wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hie und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin, bald her der Wagenreihe vorüber, hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüberfluten zu sehen und sich an Pracht und Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die, in alle Farben gekleidet, in dies Frühlingstreiben selber wie leibhaftige blühende Frühlingsgesträuche von den Fenstern herniederschauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um dreiviertel auf vier Uhr närrisch geworden und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Öffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle zuströmen, als würde dort das ewige Heil ausgeteilt. Endlich ist die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen und weisen dem Wanderer verschiedene Wege; das zu unserer Linken trägt auf seiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen ‚Ferdinands-Nordbahn‘, und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem links stehenden Gebäude des Bahnhofes zu, wo schon die Feuerrosse pfeifend und schnaubend stehen, um eine endlose Wagenreihe hinaus in das Marchfeld oder gar nach Brünn zu führen,

das durch die Schnelligkeit dieser Rosse zu einer unserer Vorstädte geworden ist. – Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule, die auch heute ihr Eröffnungsfest feiert, – das dritte trägt den Namen ‚Nador' oder ‚Sophie' oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerieen, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, als sie selbst drinnen zu schauen sind, und diese Gemälde und dies exotische Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist und in den glänzenden Blicken der Kinder und der Landmädchen sich schon das lebhafte Verlangen malt, zu sehen, was denn drinnen ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken und einer mit einem Leierkasten und einem Hund darauf, der gar aufrecht stehen und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. – Aber all diesen Dingen vorüber geht der hauptsächliche Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste und hohe und niederste Wiener Welt zu sehen – was an Pracht der Kleider, der Equipagen und Dienerschaft nur immer Laune und Reichtum ersinnen konnten, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren die vielen tausend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und gesehen zu werden, – das ist denn nun eigentlich der Ort, wo sich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, Bewegung auf Bewegung, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dicht gedrängt die Zuschauer, und hinter ihren Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen, der so leicht wie ein Luftschiff geht, die Dame des

höchsten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umschwebt, hier kommt ein Mann, ganz allein in seinem Wagen stehend und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradierend; jetzt sprengen Reiter vorüber und grüßen in einen Wagen, aus dem die schönsten Antlitze entgegennicken, dort sitzt ein einsamer alter Mann in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf seiner Brust, dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten – dann andere und wieder andre, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es sich nie erschöpfen und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch so treibt und wallt und quillt, so siehst du doch dort ein Schauspiel, wie es nur der Prater bieten kann; ganz nahe an der geputzten Menge steht ein Hirsch, das stattliche Geweih zurückhaltend und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft gesehen, aber so toll nicht wie heute, darum schaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder abseits in seine Auen zurück; auch von den Menschen wundert sich keiner, denn sie wissen es ja, der Prater ist für die Hirsche und Spaziergänger. Und fort flutet es und fort – und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergessen macht, wie es in seiner sanften Schönheit deinem Auge vorüberschwimmt, daß du ihm gerne nachschauest und es dir öfter ist, als wärest du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien ist so dürftig nicht an Frauenschönheit, es kömmt vielleicht bald wieder ein gleiches oder gar noch ein schöneres. Sieh, was reißt dort alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen schönen Wagen – – wer sitzt darinnen? – Der Kaiser und die Kaiserin. Du wunderst dich? Hast du dies in Paris nicht gesehen? Hier grüßt man und staunt nicht, daß sie wie Private unter Privaten fah-

ren; man ist es gewohnt, und sie wissen, daß sie im dichtesten Volksgedränge so sicher sind wie in ihrem Palaste. – – Schau, auch der Held von Aspern ist da; siehst du, jener schwarze Mann ist es, der mit einem andern in der Reitallee geht und den alle grüßen – und warte nur, gewiß sehen wir auch noch andere aus dem hohen Hause, wie sie das heutige Vergnügen teilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab, der Sechsspänner, und fügt sich in die heutige Wagenordnung ebenso wie dieser Fiaker, der eben mit seinen zwei mühseligen Braunen vorüberkeucht.

Doch laß uns nun die Allee hinabgehen und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu bieten hat außer dieser sinnbetörenden Flut von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer und tiefer hinabkommen, ist es, als würde es immer ärger; der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser; aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, überwuchert mit geputztem Menschengestrüppe, – das redet, das lacht, das braust, das klingelt an die Gläser, ruft nach Kellner und Marqueur – und vorüber den Augen auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und so weit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach reelleren Freuden, und diese nun sind rings und überall ausgebreitet. Trete hier links heraus aus dem Strome der Hauptallee – ein großer Rasenplatz, mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen alle die Anstalten zum Vergnügen des Volkes; da sind alle möglichen Kosmo-, Pano-, Dioramen; alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein anderer, weil er zu klein ist; einer frißt Feuer, ein anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines dritten wird wie auf einem Amboß schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls, der in seiner

hohen schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Salpeter der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder zwei ragen über die andern empor und spielen Szenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden, auf der andern Seite des Baumes deklamiert einer, und der Harfenist reißt wütige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiterin durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkastens herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen, und Spaziergänger und Zuschauer winden sich durch das Wirrsal – und wendest du dich ab, so steht dort unter noch größeren Bäumen wieder eine solche Kneipe und rechts wieder eine und weiter ab wieder eine – und überall ist dasselbe Bild oder noch ein lebhafteres – und eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst die türkische – die große Trommel eilt und tummelt sich, und ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum und stoßen Türkenköpfe herab und anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern auch der Handwerksgeselle hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wagen, und er sticht Türken – und die genug haben, oder denen übel geworden ist, gehen fort, und neue Gäste steigen ein, und mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel, und während des Augenblickes, da sie still war, scholl durch die Bäume herüber von einer andern solchen Reiterei dieselbe Musik. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren und sich die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Garn abgehaspelt, und zwei Liebende geraten in Zwiespalt, da sie schon, er aber noch nicht nach Hause gehen will. – Du befindest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten Wurstelprater, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Haupt-

allee, der sich doch vergleichungsweise ruhig vor deinen Augen entfaltete, schon denselben betäubend, so ist es zwar hier nichts weniger als auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Elementes nicht gewohnt bist oder mächtig werden kannst, so zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinandergehen – aber sieh! das ist echte gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt und die ihm wohl bekommt; laß sie trollen und jubeln, und mitunter derb; denn diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt wie das heutige – darum freut sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette – und ich denke, da schon ein guter Teil der Menschen dazu verurteilt ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen engen Werkstätten zuzubringen mit einem dumpfen engen Geiste, so darf man es ihm wohl gönnen, ja, man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge auftue, seine Seele erweitere und Lust und Freude walten lasse. – Ist dem Krittler diese Lust und Freude nicht zuständig oder zu roh, so bedaure er lieber, statt zu schelten, daß eben die Lage des Mannes ihm nicht erlaubte, sich in seiner Jugend so heranzubilden, daß ihm höhere Freude munde. – Zerstöre ihm nicht die Lust, o Krittler, mit deinem essigsauren ästhetischen Gesichte; geh lieber weg – oder bleib stehen, sie schauen dich ohnehin nicht an. Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, und das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns so ist, und Arbeit und Lust, und Lust und Arbeit, das mischt sich so bei dem Wiener, daß du nicht weißt, ist das eine oder das andre die Hauptsache – es mögens wohl beide sein – du kennst es ja, das lustige Volk der Fajaken, immer ist Sonntag, ‚es dreht sich immer der Braten am Spieß'.
Weile noch einige Augenblicke hier, – du weißt, Wien ist die Stadt der Musik – daher auch hier Musik genug: türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger, schwärmerische

Handwerksgesellen mit Gitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingen, ewig um eine Quint voneinander abstehend wie zwei parallele Linien – heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen – hie und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika – – und nun kommen auch noch die Zigeuner, seltsame starre Gesellen, ein Traum aus einer urfrühen Zeit der Weltgeschichte, übrig gebliebne Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst du gleich hören, wie sie, und wären sie schon ein Menschenleben lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholisch, wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt – und in den höher ziehenden Tönen ihrer Geige ist ein Klagen und Trotzen, daß es mir immer unheimlich werden will, mich aber dennoch nicht fortläßt – von dieser eigentümlich erotischen Poesie. Dazu, sieh nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Zymbal schlägt, wie der eine den Bogen führt und zieht, fast graziös, wie ein Virtuose, und wie der andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiß der Augen vordrehen aus den tiefbraunen Gesichtern – und wie es auch lärmt und wogt und musiziert ringsherum, so macht sich ihre Musik doch Platz – als ein fremdes Element und schreit und singt aus der andern heraus, erkennbar auf so weit, als man überhaupt noch Töne vernehmen kann.

Sie werden immer toller und toller und streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. – Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken; singende Stimmen erheben sich hier und dort – nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den rötlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden und sich stündlich wohler fühlen und größer werden.

Laß uns noch weiter abwärts gehen – siehst du, wie groß unser

Prater, unser Wiener Garten ist – schon längst hörst du keine Musik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tausend Wagen, die in der Hauptallee fahren – die laute hohe Woge der Menschenlust hat dich entlassen, und hier ist es bereits so einsam wie in einer abgelegenen Waldwiese. Laß uns am Saume des Wassers fortgehen. Auf jener Insel weidet ruhig ein Hirsch, und die vielen Spuren im Lehmboden des Ufers zeigen, wie sie oft herdenweise hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuschten Insel steht eine Rinderherde, und es ist, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken über das Wasser herüberschlagen, aber es ist Täuschung; die Donau ist hier so breit, daß die Tiere nur wie kleine verschiedenfarbige Lämmer herüberschauen. Wie wohltuend und sanft ist die Stille und die weiche Frühlingslandschaft auf das Getümmel, das wir eben verlassen haben! Fast kein Mensch mehr stört uns hier, und jener einzelne Fischer, der den ersten Mai dadurch feiert, daß er mit einer unerhört langen Rute unbeweglich am Wasser steht, ist eher eine zur Landschaft gehörige Staffage als eine Störung. Immer weiter führt unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Turm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wiens liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, da ist der Platz, an dem die Dampfboote landen, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Es ist seltsam, daß man so viele Wiener über die Stadt klagen hört und wie es so schön und herrlich um einen Spaziergang auf dem Lande sei – und in einer Nähe wie keine Hauptstadt haben sie einen Park voll reizender Abwechselung, und so wenige besuchen ihn; und gerade die schönsten, weil natürlichsten Stellen sind am allerwenigsten besucht. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen schönen Bäumen besetzt: die Abendsonne streift mit roten Fäden durch Laub und Zweige, und die Amsel und der Fink schlagen ihr frisches Lied; der Hase läuft durch das Gras; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und



Adalbert Stifter: Wiener Streichmacher

es wird uns schwer zu glauben, daß wir noch vor einer halben Stunde im dichtesten Gewühle waren. – Diese Rüstern und Silberpappeln, den Lieblingsbaum der Donauinseln, würdest du wohl kaum irgendwo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen als hier, wo er so geschont wird, daß man keinen schlägt, als bis er gestorben ist, so daß er sich ausbreiten und entwickeln kann und in diesem lockern und fetten Boden bis zur Grenze seines höchsten Alters gedeihen mag. Der Wiener liebt aber auch diesen schönen riesengroßen breitkronigen Baum seiner Heimat gar sehr, und ich würde es keinem raten, daß er in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume beschädigte. Da sie auf dem auserlesenen Boden vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Meditierende, der Grübler, der Philosoph, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern im Schatten; zu ihnen gesellt sich der wüste Geselle, der die gestrige Orgie ausschlafen muß; so geht der Wandler an allen vorüber und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum oder eine Gruppe; und es wird wohl kaum ein einziges Portefeuille sowohl des Künstlers als des Anfängers in Wien geben, in welchem sich nicht ‚Partieen aus dem Prater' befänden, und da tritt denn gerne der neugierige Wandrer oder die Dame, die sich, ihren Wagen abseits warten lassend, eben auf dem Rasen ergeht, an den Rücken des Malers heran und schaut ihm auf sein Blatt, ob er denn den prächtig schönen Baum auch so prächtig auf seine Tafel zu bringen vermag; – sie gehen vorüber, und andere kommen, aber der Maler malt fort, die Schläfer schlafen, die Grübler grübeln fort – die Kindsmagd kommt und breitet ihr blütenweißes Leinenzeug auf den Rasen und setzt ihre Kleinen in die Sonne und Luft oder an den Stamm eines Baumes; indes ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches

Waldgrün getroffen hat, und blättert gerne in den Zweigen der Silberpappel.
Solche stille feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.
Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren auf unserer empfindsamen Wanderung und gleich jenen einzelnen Paaren und Wallern wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh, die Maisonne ist bereits im Untergehen und gießt Blendung und feurigen Rauch um jene Höhen, wo Döbling und Grinzing und Nußdorf liegen und die beiden Schwesterschlösser auf dem Leopolds- und Kahlenberge, und so dir etwa der Abendtau und die Nachtfeuchte des Praters ein Übel zuzöge, so wäre es mir sehr unlieb, da ich es doch eigentlich bin, der dich herabgeführt und in diese entfernte Einsamkeit verlockt hat. – Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wagen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt, und weiter aufwärts werden sie immer mehr, und schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus schallen, – dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wagen und des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe betörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurstlprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß du dich ermüdet ordentlich wegsehnst aus diesem Menschenknäuel und daß du meinst, es müssen ja alle Bewohner von Wien hier sein oder im Herabgehen begriffen – – aber sieh zu, wir gehen die ewig lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröte, die in unser Gesicht strahlt; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle hinauf gehen – eine Masse dunkler Gestalten, die vor deinem geblendeten Auge in Staub und Abendröte schwimmen, während die Fenster an der Seite eine Reihe von goldnen Blitzen werfen. Ermüdet und betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Partie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben, beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend – sie soll auch be-

friedigt werden, komm mit mir; in einem kühlen luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns not tut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate, und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eines mit uns, und dann geh zu Bette, aber hab acht, daß dich nicht Träume wecken und du dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest oder in demselben als einer gewaltig lächerlichen Equipage im Prater auf und ab schwimmst, etwa gar im Hemde, was dich sehr kränken würde. Gute Nacht.

Aus dem sechsten Band von Stifters Gesammelten Werken

*

Schiller / Pompeji und Herkulanum

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
　　Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
　　Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
　　Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
　　Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgetan ist das weite Theater, es stürze durch seine
　　Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
　　Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
　　Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
　　Richtend der Prätor, der Zeug trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
　　Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.

Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Türen,
In die schaudrigte Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben –
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie
schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Zentauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen
Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven! Bestellet den Herd!
Kauft, hier geb ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Waage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam
sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum
Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die
Salben,
Schminke find ich noch hier in dem gehöhlten Kristall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln,
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.

Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder – warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet –
Lang schon entbehrte der Gott – zündet die Opfer ihm an!

Aus Schillers Werken in drei Bänden

*

Gertrud von le Fort / Die Tochter Farinatas

Wenige Monate nach dem Sturz König Manfreds, des Hohenstaufen, als die verbannten Häupter der Florentiner Welfen in ihre Heimat zurückkehrten – so wie nach der Schlacht von Montalperto die verbannten Gibellinenhäupter dorthin zurückgekehrt waren –, also jedermann erkennen mußte, daß der fürchterliche Endkampf dieser mit jenen unausweichlich herannahte, unternahm der herrschende Popolo von Florenz einen letzten verzweifelten Versuch, diesem schauerlichen Ringen seiner großen Geschlechter zuvorzukommen und die feindlichen Parteien buchstäblich zu Paaren zu treiben. Der Rat der Sechsunddreißig verfügte: alle jene mächtigen Familien, die seit mehr denn einem Menschenalter gegenseitig ihr Blut in Strömen vergossen hatten, die sollten jetzt die Ströme ihres Blutes miteinander mischen und vermählen. Es wurde befohlen, in die Ehe zu treten: einem Sohn der Buondelmonti mit einer Tochter der Adimari, einer Tochter der Lamberti mit einem Sohn der Ubaldini, einem Strinati mit einer della Tosa, einer Uguccione mit einem Scolari und so fort, immer einer Gibellinin mit einem Welfen und einer Welfin mit einem Gibellinen. – Also sollte gleichsam über die ganze Stadt hin ein Netz von Brücken geschlagen werden, von einer mörderischen Turmspitze zur anderen und von Kastell zu Kastell und von Wehrbrust zu Wehrbrust, und überall, wo bisher die Steingewitter der großen Schleudermaschinen niedergeprasselt waren, da sollten nun die sanften Friedensküsse herabtauen, und auf den Treppen zu den schaurigen Verliesen, wo man sich am Röcheln sterbender

Feinde berauscht hatte, da sollten künftighin die kleinen Kinder der verschwägerten Sippen Verstecken spielen.
Die zornig widerstrebenden Geschlechter suchten einzuwenden: ihre jungen, unvermählten Söhne lägen auf den Schlachtfeldern begraben, und das Brautvermögen ihrer Töchter habe man in Kriegsgerät verwandeln müssen – sie brächten keine Paare auf, die sich dem Alter und der Mitgift nach zusammenfügten. Der Rat der Sechsunddreißig erwiderte: die großen Geschlechter befänden sich da offenbar in einem Irrtum. Es gehe hier nicht um die klägliche Wohlfahrt und den Fortbestand der einzelnen Geschlechter – also um die Hochzeit ihrer Söhne und Töchter und wie dieselben sich dem Alter und der Mitgift nach zusammenfügten –, sondern es gehe um den Fortbestand der Stadt: es gehe um die Hochzeit von Florenz, des welfischen mit dem gibellinischen, und allein zu dieser Hochzeit seien die Geschlechter eingeladen worden. Wer der Einladung nicht Folge leiste, dessen Türme sollten der Zerstörung und dessen Güter der Beschlagnahmung verfallen, sein Name solle in das Buch der Verbannten eingetragen werden und der Name seiner Kinder in das der künftig zu Verbannenden, desgleichen seine namenlosen Kindeskinder – alles unwiderruflich auf ewige Zeiten. – Also mußten sich ja die Geschlechter zähneknirschend darein schicken, dem verhaßten Popolo Gehorsam zu leisten und die erzwungenen Eheverträge aufzustellen.
Nur die welfischen Cavalcanti, die sich mit den gibellinischen Uberti verschwägern sollten, gaben noch der Hoffnung Ausdruck – wiewohl nur in der Stille unter ihresgleichen –, daß man ihnen schwerlich werde beikommen können. Denn für die Cavalcanti lagen die Dinge wirklich so, wie die anderen nur vorgaben: ihre ganze unvermählte Jugend bestand in einem kleinen, noch dem Kindesalter angehörigen Knaben mit Namen Guido. Den Uberti aber war ausdrücklich befohlen worden, als besonders kostbares Pfand der Eintracht Bice in die Ehe zu geben, die Tochter des großen Farinata, der vor sechs Jahren in der blutigen Schlacht bei Montalperto die verbannten Florentiner Gibellinen zum Siege über ihre Vaterstadt geführt hatte. – Bice aber stand schon in der hohen Blüte ihrer

Mädchenjahre. Cavalcante Cavalcanti, der Vater des kleinen Guido, freute sich bereits auf das Hohngelächter, mit dem die gaffende Menge die Uberti, aber auch den Rat der Sechsunddreißig überschütten würde, wenn sie ihn, dieses Kind an der Hand, die Treppe zum Bargello emporsteigen sähe – dorthin waren die Geschlechter entboten worden, um die Eheverträge vor den Notaren zu unterzeichnen und öffentlich zu beschwören. Aber auch die Uberti bereiteten sich auf das Gelächter der Gaffenden vor – mit verhaltener Wut, denn sie glaubten, daß man ihnen durch das kindliche Alter des kleinen Cavalcanti eine besondere Demütigung zugedacht habe, um ihnen darzutun, daß der große Farinata seit zwei Jahren tot sei. Und die Uberti waren doch der Meinung gewesen, Farinata werde über seinen Tod hinaus zu Florenz leben und herrschen, denn Florenz selber lebte doch nur durch den großen Farinata, der allein hatte es vom Untergang gerettet, eben damals nach der blutigen Schlacht bei Montalperto im Kriegsrat zu Empoli, als die vereinigten Sieger – die Gibellinen von Florenz, Pisa und Siena, dazu die Ritter König Manfreds – einmütig beschlossen hatten, die überwundene Stadt dem Erdboden gleich zu machen, damit endlich Ruhe und ein gibellinisches Toskana werde – auf ewige Zeiten.

Von dem Tage zu Empoli sprach man zu Florenz dieses: Bei Montalperto haben die Welfen vor Farinatas Schwert erzittern müssen, aber zu Empoli sind die Gibellinen vor seinem Herzen erzittert; bei Montalperto hat er seine Feinde, zu Empoli aber hat er seine eigenen Kampf- und Sieggenossen vernichtend geschlagen – er ganz allein gegen alle stehend, nur mit seinem Herzen! Denn das muß fürchterlich gewesen sein, als der große Farinata sie da plötzlich mit seinem losbrechenden Herzen überfallen hat – das muß viel fürchterlicher gewesen sein als sein losbrechendes Schwert! Was ein Schwert ist und was ein solches vermag, das wußten sie alle, die zu Empoli versammelt saßen – mit einem Schwert hätte man keinen von ihnen ungestraft überfallen und erschrecken können –, da hätten sie nur ihre eigenen Schwerter zu ziehen brauchen, um sich zu

schützen! Aber was es um ein Herz ist, um die unversehrte Liebe zu der eigenen Vaterstadt, das wußte keiner von ihnen mehr – sie hatten sich doch alle in den fürchterlichen Kämpfen längst ihrer Herzen entwöhnt, sie erkannten doch ihre Vaterstädte gar nicht mehr als Vaterstädte – sie erkannten nur darin die Parte Guelfa oder die Parte Ghibellina! Da war der große Farinata zu Empoli wahrlich in der Übermacht gewesen.

Zwar, im Anfang sollen sie sich noch gewehrt und ihn von allen Seiten angeschrieen haben: ob er etwa die Greuel vergessen wolle, die da in dem tief gesunkenen Florenz an Gibellinen verübt worden seien – die scheußlichen Gefängnisse, darin ihre Freunde und Genossen geschmachtet hätten, und den grausamen Tod des Schiatuzzo Uberti, und die schändliche Hinrichtung des Uberto Caini, und daß man ihnen ihre Türme und Wohnstätten in Trümmer gelegt und sie als Geächtete in die Verbannung gejagt habe; ja, daß man sogar ihre Toten aus den Grüften gezerrt, weil sie um des Herrn Kaisers Friedrich willen im Banne verstorben und nicht würdig seien, an heiliger Stätte zu ruhen?! – Und einige von den Rufenden – es waren doch die übermütigen Sieger, und der Übermut macht ja die Leute immer so kindisch-einfältig –, einige von den Rufenden sollen auch gelacht haben, so als glaubten sie, daß Farinata sich vielleicht nur einen Scherz mit ihnen erlaube – der gewaltige Farinata, in der größten Stunde seines Lebens, da er sich vor Schmerz um seine Vaterstadt schüttelte! – Aber diese Lachenden sind eilend ernst geworden. Denn da hat sie auf einmal solch ein fremder, sonderbarer Blick getroffen – nicht jener gefährliche Blick, den der große Farinata haben konnte, wenn ihm jemand im Wege stand – den Blick kannten sie alle, aber dieser Blick war ihnen unbekannt: der bestürzte sie, der machte sie fassungslos und hilflos, so als würden sie nackend ausgezogen und enterbt und entadelt – sie kamen sich plötzlich so bettelarm vor wie solche, die am Straßenrand geboren sind und nirgends eine Heimat haben. Und sie waren doch noch eben große, reiche, hochgeborene Herren gewesen! –

Es hat sich dann nur noch eine einzige Stimme hervorgewagt, leise, aber drohend, als beschreibe sie bei heiterem Himmel das

Grollen eines fernen Gewitters: ob sich also Messer Farinata damit einverstanden erkläre, daß er und die Seinen in drei Jahren oder in fünf Jahren oder vielleicht auch erst in zehn Jahren wiederum von zertrümmerten Wohnstätten und Türmen hinweg in die Verbannung gejagt würden? Und ob er sich damit abfinden könne, daß man seine Söhne und Enkel einst, wie den Uberto Caini, aufs Blutgerüst schaffe? Und ob er es darauf ankommen lasse, daß er selbst nach seinem Tode aus dem Grab hervorgezerrt und seine Asche in den Arno gestreut werde? Und darauf müsse er es eben ankommen lassen, wenn er jetzt nicht einwillige, diese unheilvolle Stadt bis auf den Grund zu vernichten, denn das Blatt könne sich doch wieder wenden, und die Welfen könnten ihre Macht zurückgewinnen, und er selber werde auch dereinst im Banne sterben wie alle, die dem Geschlecht des Herrn Kaisers Friedrich anhingen.
Farinata soll dann erwidert haben: Ja, darauf lasse er es ankommen, und damit sei er einverstanden. Lieber wolle er mit den Seinen noch einmal als Geächteter von seiner Vaterstadt verstoßen werden, als daß er seine Vaterstadt verstoße. Lieber sollten seine Söhne und Enkel auf dem Blutgerüst enden, als daß er seine Vaterstadt zum Tode verurteile. Lieber wolle er mit seinem ganzen Geschlecht untergehen, als daß Florenz untergehe! Und zu diesem Worte stehe er noch über seinen Tod hinaus: lieber solle man einst seine Asche aus dem Grabe reißen, als daß er der Heimat das Grab grabe und es also überhaupt keine Heimat mehr auf Erden gebe! – Und dann hat Farinata plötzlich nicht mehr weitergesprochen, sondern es ist den Versammelten zu Empoli gewesen, als würden seine Worte plötzlich fortgeschwemmt und ertränken da vor ihrer aller Augen in einem glänzenden, mächtigen und männlichen Strom, der aus seinen Augen hervorbrach und der auch ihre eigenen Worte hinwegzuschwemmen drohte wie die seinen. Sie vermochten nichts mehr hervorzubringen als dieses: „Messer Farinata, Ihr habt uns alle überwunden, und wir müssen uns beugen. Tut mit Eurer Vaterstadt, wie es Euch gefällt – wir haben hier kein Recht, das Urteil zu sprechen, denn wir haben keine Vaterstadt wie Ihr." – Also ist an diesem Tage zu Empoli das be-

siegte Florenz vor dem Untergang errettet worden ohne einen einzigen Schwertstreich, allein durch das große Herz des großen Farinata.

Die bleiche Wut stand den Uberti noch im Angesicht geschrieben, als sie vom Bargello zurückkamen. Zwar das Gelächter der Menge war ausgeblieben, denn der Popolo, wenn er zur Herrschaft gelangt, nimmt sich doch immer todernst, und wenn er noch so lächerliche Sprüche tut – über sich selbst lachen können nur die großen Herren sich leisten. Im Bargello gelacht, laut und verächtlich, gemeinsam, wiewohl haßerfüllt, hatten nur die Cavalcanti und die Uberti selber beim Unterzeichnen des Ehevertrags. Und nun stand derselbe da und war öffentlich beschworen, und nun mußten sie es der Braut sagen – das hatten sie aus guten Gründen bis zuletzt verschoben. – –
Bice weilte wieder einmal an der Gruft ihres Vaters zu Santa Reparata – daher suchten sie nach ihrer Mutter Adaletta. Sie fanden sie in ihrem kleinen abseitigen Wohngemach, in das sie sich so oft mit gerungenen Händen geflüchtet hatte, wenn die schweren Steingewitter der großen Schleudermaschinen über den Türmen von Florenz wüteten. Es war niemand bei ihr als ihr jüngster Sohn, der kleine Conticino, von dem jeder immer meinte, er könne ja wohl nur ihr Enkel sein. Zwar, Adaletta war bei seiner Geburt nach Jahren noch nicht alt gewesen, aber der Geschlechterkrieg zu Florenz war alt gewesen, und das Interdikt, das schon zum fünften Mal über der Stadt lag, und der Bann, der ihren Gemahl um des Herrn Kaisers Friedrich willen getroffen hatte – also war es Adaletta oftmals gewesen, als habe sie der große Farinata, da er sie als junge Frau in sein Haus führte, gleichsam in die Hölle geführt. Denn Adaletta war in ihrer Jugend so fromm gewesen, daß sie fast vor Grauen vor dem allem zu vergehen gemeint – es hatte sie so tief empört, daß die Männer hart und grausam miteinander waren und daß niemand Frieden machen wollte und sich selbst die Kirche unversöhnlich zeigte. Das hatte sie von ihr und den Menschen fortgetrieben, das hatte sie in Zorn und Auflehnung versetzt, das hatte sie immer wieder verurteilt, und darüber war

ihrem Antlitz alle Weichheit und Schönheit verschwunden, wie von einer bitteren Lauge weggewaschen. Man hätte meinen können, alle Jahre ihres Lebens zählten doppelt und dreifach – bis zum Tode ihres Gatten. Von dem Tode ihres Gatten an aber zählte kein einziges Jahr mehr, sondern wenn man Adaletta jetzt sah, so mußte man an ein Gebäude denken, in dem niemand mehr wohnt, so verfallen und leer, als wolle es bei der geringsten Erschütterung einstürzen. Es stürzte aber nicht ein, denn es war keinerlei Erschütterung ausgesetzt – Adaletta bewegte jetzt nicht einmal mehr der Gedanke an die Ewigkeit. Denn ihr Gemahl, der große Farinata, war doch im Banne gestorben, also hätte ihn ja Adaletta zum zweiten Mal in der Hölle suchen müssen, wenn anders es ein ewiges Leben gab! Das konnte sie nicht über sich gewinnen, da hätte sie vor Schmerz bei lebendigem Leibe zu verbrennen gemeint – und sie war doch schon in der Hölle dieses Lebens halb verbrannt gewesen! So hatte sie sich nicht mehr anders zu helfen vermocht als durch das Sakrament der Ketzer, die ‚Tröstung' der Patarener, die in der Versicherung besteht, daß es kein ewiges Leben gibt. Vor dem Empfang dieser ‚Tröstung' hatte sie gemeint, daß sie ihr wohltun werde, aber nach dem Empfang war es nur, als ob alle Dinge plötzlich ihren Sinn verloren hätten, und wenn sie ehedem zu verbrennen gemeint, so fror sie nun beständig. – Sie blieb auch jetzt ganz kühl und unberührt, als ihre Söhne ihr sagten, der Rat der Sechsunddreißig habe die Gibellinen gezwungen, Ehepakte mit den welfischen Geschlechtern zu unterzeichnen, und auch Bice solle nach denselben vermählt werden; sie schrak nur ein wenig zusammen, weil Conticino, der am Boden hockte, plötzlich wie ein kleines Raubtier empor- und auf seine Brüder zusprang. Die stießen sich lachend an, indessen sagte Adaletta gleichmütig: dem Befehl könne man ja nachkommen, weil doch Bices Vater nicht mehr am Leben sei. Dieser nämlich hatte niemals davon wissen wollen, seine Tochter Bice zu vermählen, sondern immer, wenn ihm eine Ehe für sie vorgeschlagen worden, dann hatte der Entschlossene die Sache zögernd hin und her gewendet, dann war der Freund dem Freunde unzugänglich geworden – dann hatte der große, edle Farinata jenen gefähr-

lichen Blick bekommen, den er haben konnte, wenn ihm jemand im Wege stand. Also wagte schließlich niemand mehr um Bice zu werben, weil jedermann begriff, daß er sich nicht von ihr zu trennen vermochte – da hätte man wahrhaftig meinen können, der große Farinata sei ein ganz Einsamer, keinem zugehörig außer dieser Tochter, und er besaß doch viele Kinder, und seit Empoli umjubelte ihn ganz Florenz!
Das hatte alle immer sehr verwundert, daß Farinata so an seiner Tochter Bice hing, denn diese selber fragte gar nicht viel nach ihrem Vater – Bice fragte nur nach ihrem kleinen Bruder Conticino, dem war sie so zärtlich zugetan, als ob sie seine junge Mutter wäre, und so nannte sie ja Conticino auch zum Unterschied von Adaletta, die er seine alte Mutter nannte. Neben Conticino aber galten höchstens noch bei ihr die jungen Hündchen und Kätzchen, die sie aus der ganzen Turmgenossenschaft zusammenschleppte und versteckte, um sie vor dem Ersäuftwerden zu retten, oder auch die armen kleinen Obstbäume, die sie den Guastatori ihres Vaters für ihr Gärtchen abbettelte, wenn sie wieder einmal ausziehen mußten, um die Blüte oder Ernte auf den Feldern eines feindlichen Geschlechtes zu verwüsten – Bice mußte doch, so schien es, immer etwas haben zum Behüten und Pflegen, gerade so wie ihres Vaters verstorbene Mutter, die gute Frau Gualdrada, die so viele Kinder gehabt und alle so zärtlich geliebt hatte – am zärtlichsten immer das, das am meisten bedroht war.

Von der guten Frau Gualdrada weiß man dieses: da sie vernahm, daß der Bann auf den Herrn Kaiser Friedrich und alle, die ihm anhingen, gefallen war – also auch auf ihren Sohn, den großen Farinata –, dieser fürchterliche Bann, darinnen es von den Gebannten heißt: ‚verflucht seien alle Glieder ihres Leibes, verflucht seien ihre Hauptaare, verflucht seien ihre Füße und ihre Sohlen, verflucht sei die Frucht ihres Leibes und die Frucht ihrer Felder, verflucht seien ihre Häuser, verflucht sei ihr Eingang und Ausgang, sie seien verdammt mit dem Teufel und seinen Engeln und mit den Verdammten im ewigen Feuer –‘, da sie also diesen fürchterlichen Bann vernahm, da sprach sie:

„Der Herr Papst hat alles verflucht, was meinem Sohn zu eigen ist, nur nicht sein erstes und eigenstes Eigentum, den Schoß und das Herz seiner Mutter – also sollen diese auch sein letztes Eigentum bleiben. Ich will Tag und Nacht für den Herrn Papst beten, daß er sich erbarmt und meinen Sohn vom Banne löst, wenn er ihn aber nicht löst, dann will ich in meiner eigenen Todesstunde Christus, den Herrn, bitten, wenn anders er mir die Seligkeit zugedacht hat – daß ich um eben dieser Seligkeit willen meinen Sohn in seiner Todesstunde abholen und in die Hölle begleiten darf."

Inzwischen fragte Adaletta ihre Söhne, wem denn Bice vermählt werden solle. Also war es ja den Brüdern Uberti auf einmal, als schnüre ihnen eine unsichtbare Hand die Kehle zusammen, daß sie kein Wort hervorbringen konnten. Sie blickten verlegen zur Seite – da fielen ihre Augen auf ihren kleinen Bruder Conticino, der stand da noch immer wie ein junges, aufgeschrecktes Raubtier vor ihnen – genau so groß wie Guido Cavalcanti!
Sie fuhren plötzlich auf ihn los: er solle sich fortmachen. Hier würden die Geschäfte großer Leute verhandelt und nicht die von kleinen Kindern wie er –. Sie brachen jählings ab, denn da fuhr schon wieder diese unsichtbare Hand nach ihrer Kehle. Allein sie schüttelten sie zornig ab und fielen mit Stimmengetümmel über den Rat der Sechsunddreißig her: es sei nicht ihre, sondern dessen Schuld, wenn sie sich diesen elenden Cavalcanti verschwägern müßten – man habe ihnen alle Macht entrissen! Das komme eben davon her, daß ihr Vater die unheilvolle Stadt Florenz dereinst geschont habe! Aber bei Gott, wenn sie selber je wieder zur Herrschaft gelangten, dann solle es anders ausgehen als zu Empoli, dann solle hier kein Stein auf dem anderen bleiben!
Bei dem Namen Cavalcanti hatte Adaletta ihr verblichenes Gesicht ein wenig erhoben, so als fange da ein fast ertaubtes Ohr einen fernen Laut auf. Sie sagte: „Aber bei den Cavalcanti ist doch kein Sohn vorhanden außer dem Knaben Guido." –

Indem schrie Conticino laut auf und stürzte – nun ein wild gewordenes kleines Raubtier – aus dem Gemach. Sie bemerkten das aber nicht, sondern sie starrten entsetzt auf ihre Mutter Adaletta, die sah plötzlich aus wie eine Tote, die aus dem Grabe zurückkehrt, um wieder bei den Lebendigen zu wohnen: sie bewegte die Hände, als wolle sie sie ringen, wie einst, wenn die Steingewitter der großen Schleudermaschinen über Florenz wüteten. Unwillkürlich traten sie einige Schritte zurück, denn ihre Mutter hatte früher oft so zornig werden können, wenn sie in Verzweiflung geriet.
Und schon rang Adaletta wirklich die Hände und rief unaufhörlich: „Ach, die arme Bice! Die Ärmste – die Allerärmste!"
Sie verstummten nun gänzlich.
Schließlich brachte einer mühsam hervor: „Mutter, es wird für Bice nicht so schlimm sein, wie es für andere wäre, denn sie hat doch immer die kleinen Kinder so gern gehabt." –
Indem sprang Adaletta auf und schrie ihn an: „Ihr verfluchten Männer, daß euch doch die Hölle verschlänge! Immer müßt ihr streiten, und nun ihr streiten solltet, weicht ihr feige zurück: alles, was ihr beginnt, führt zum Tode, und ihr merkt es nicht einmal! Wahrlich, man sollte euch ..." Sie schlug ihm plötzlich schallend ins Gesicht. –
Bice saß derweil immer noch zu Santa Reparata an der Gruft ihres Vaters und sann über seinen Tod nach.
Von dem Tode des großen Farinata hat man viele Jahre später zu Florenz gesprochen:
Da Farinata im Sterben lag – mutterseelenallein, weil es doch allen so furchtbar grauste vor dem im Banne Sterbenden –, da ist plötzlich die gute Frau Gualdrada hereingekommen und hat sich an sein Lager gesetzt und ihre Hände über ihm gefaltet bis zum letzten Atemzug. Danach ist sie aufgestanden und mit ihm in die Hölle gegangen. Dort sitzt sie nun an seinem Flammensarg und bewacht seinen glühenden Schlaf. Dante Alighieri, als er Farinata daselbst erblickte, soll auch sie erblickt haben – er hat nur nicht aufzuschreiben gewagt, daß selbst in der Hölle noch Gnade ist, wenn auch nur eine einzige Seele aus Liebe hineingeht. –

Bice weilte seit dem Tod ihres Vaters täglich zu Santa Reparata, aber nun die Welfen wieder in Florenz waren, vermochte sie sich kaum von dieser Stätte loszureißen – es war ihr, als müsse sie die Gruft ihres Vaters bewachen. Denn es drang jetzt oft ein sonderbares Rieseln und Rinnen aus den alten Mauern, als fließe und schieße ein unterirdischer Strom leise, aber schnell wie die wandelhafte Zeit zwischen den grauen Säulen hindurch, gerade auf das Grabmal ihres Vaters zu. Über diesem stand in Stein geschrieben: „Hier ruht am Herzen seiner Vaterstadt der, dessen Herz die Rettung seiner Vaterstadt war, Manente degli Uberti, genannt Farinata, er sei unvergessen in Ewigkeit. Amen.' Der Spruch schien tröstlich zu lesen, und er war doch in Stein geschrieben – einen steinernen Spruch kann niemand wieder auslöschen; allein das sonderbare Rieseln in den Mauern wollte nicht verstummen. Denn die Kirche Santa Reparata war schon alt, und es hieß, man werde sie abbrechen und einen neuen Dom erbauen. Der Gedanke flößte Bice Angst ein, der erinnerte sie daran, wie man in ihrer Kindheit die Häuser und Türme ihres Vaters abgebrochen und ihn in die Verbannung gestoßen hatte. Würde man wohl seinen Sarg in den neuen Dom tragen, oder würden das die Welfen nicht erlauben? Die Welfen waren doch nun wieder in der Stadt, und ihr Vater war im Banne der Kirche gestorben wie alle, die dem Geschlecht des Herrn Kaisers Friedrich anhingen, und wie König Manfred, den man zu Benevent aus seinem Grab gerissen hatte, denn die Gebannten dürfen doch kein ehrliches Grab haben – – Bice sah sich entsetzt um.

In dem ganzen weiten Schiff der Kirche war alles so unheimlich still und verödet, als ob das Interdikt, das man nun der Welfen wegen aufgehoben hatte, noch immer über der Stadt läge: niemand ließ sich blicken, der zu Hilfe kommen konnte. Und der Tote selbst war doch ganz hilflos, der lag da unter dem schweren Deckel seines Sarkophags, so ohnmächtig, wie eben nur die Toten sind –. Was sollte dieser Tote wohl beginnen, wenn hier etwas Schreckliches geschähe? Und es konnte hier doch etwas Schreckliches geschehen! – Das erschütterte Bice immer so tief, daß ihr Vater da so hilflos liegen mußte; das er-

innerte sie so schmerzhaft daran, wie sie sich früher immer gegen seine Kraft gewehrt hatte – so als stehe ihr diese dort im Wege, wo sie mit allen Fibern ihres Lebens hinstrebte – und es war doch gar nicht seine Kraft gewesen! Aber das hatte sie niemals verstehen können, sondern immer, wenn er ihre Hände in den seinen gehalten, dann hatte sie sich trotzig an die Hände seiner Guastatori erinnert, wie sie die Wurzeln der armen Obstbäumchen ausrissen, und wenn er sie um ihre kleinen Wünsche befragt, dann hatte sie sich stumm hinter dem einen verschanzt, den er nicht verstehen wollte, und wenn die anderen ihn gepriesen, daß er einst zu Empoli die Vaterstadt gerettet habe, dann hatte sie in ihrem Inneren aufbegehrt: aber bei Montaperto hat er seine Vaterstadt aufs Haupt geschlagen! Das war wunderlich und schrecklich zwischen ihm und ihr gewesen! – Ihre Brüder hatten manchmal zu ihr gesagt: „Weißt du auch, daß du unseren Vater gerade so anblickst, wie er deine Freier? Du hast seine gefährlichen Augen, man könnte meinen, daß er in dir sein eigenes Bildnis liebe, und du bist doch gar nicht sein Bildnis, du gleichst doch seiner Mutter Gualdrada!" – Ja, wahrhaftig, das war wunderlich und schrecklich gewesen.
Aber dann zuletzt, da war auf einmal alles ganz anders geworden, da hatte sie sich nicht mehr seiner Kraft zu erwehren brauchen, sondern da hatte sie um seine Kraft gerungen; da war ihr kein entwurzeltes Bäumchen mehr eingefallen, sondern seine Wurzeln hatten qualvoll bloßgelegen – da war alles umgekehrt gewesen als bisher, so als ob sie seine Nähe, wie er einst die ihre, niemand gönne – Tag und Nacht an seinem Krankenbette sitzend, darauf er nun hingestreckt lag, die eisernen Arme so schwach, das mächtige Haupt so unmächtig, wie bei einem kleinen Kinde, das sich noch nicht selber aufzurichten vermag –: ja, da hatte sie ihn so zärtlich gepflegt und so innig geliebt wie sonst nur den kleinen Conticino, wenn er mit dem Namen seiner Mutter nach ihr rief! Und den Mutternamen hatte auch der große Farinata ausgerufen, ganz zuletzt in jenen schauerlichen Augenblicken, als alle sich in namenlosem Grauen aus dem Zimmer drängten, weil er noch in seiner Todesnot die Absolution verschmäht hatte, um der heißen Treue willen gegen

Gottfried Keller: Ossianische Landschaft

das gebannte Geschlecht des Herrn Kaisers Friedrich – zu allerletzt, als schon das Gesinde draußen laut zu jammern anhob, daß sein großer edler Herr, im Banne verscheidend, nun zur Hölle fahre – da war plötzlich durch das Todesröcheln hindurch der Muttername aus dem Mund des Sterbenden gedrungen, daß es Bice wie Schuppen von den Augen gefallen war und sie, ihren Vater zum letzten Mal erblickend, ihn gleichsam zum ersten Mal erblickt hatte: den gewaltigen Farinata, der alle seine Feinde bei Montalperto aufs Haupt geschlagen und doch immer wieder so wehrlos gewesen war wie bei Empoli, den ungeheuren Stürmen seines Herzens preisgegeben, die hatten ihn über alle anderen empor-, aber auch von allen fortgewirbelt, daß er nun so einsam und verlassen sterben mußte wie ein Tier in der stumpfen Wildnis. Also hatte Bice ihn in seiner letzten Not mit ihrer Liebe umschlungen, als sei sie bereit, ihn durch den Tod hindurch bis in die Hölle zu begleiten. – Da war der große Farinata so sanft und friedlich verschieden wie in den Armen der guten Frau Gualdrada.

Aus einem werdenden Buch

*

Max Mell / Steirische Landschaften

Gebirgskranz um Aussee

Dieser schöne Gau, dieser grüne Talkessel, den die großen Berggestalten im Kreis umgeben, reizt bei jedem Besuch von neuem, sich in genießendem Betrachten die Gliederung klarzumachen, die ihm die Natur gegeben hat. Der Blick ist umschränkt, an keiner Stelle ist ihm das Land offen, aber er fühlt sich nicht eingeengt, denn die Maße dieser Gestalten beunruhigen nicht, es ist, als ob das großartige Denkmal eines Werdens gelassen zum Beschauen hingestellt wäre; – des nie aussetzenden Werdens, das wie in aller Landschaft, wie in allem Lebendigen, gleichsam als seine leise Arbeit zu ahnen bleibt. Abgetrennt, entrückt, ein Stückchen Landes für sich, mit seinen schmalen klemmenden Zugängen erscheint dieser Talgrund wie

geschaffen für ein unabhängiges Gemeinwesen; und wie die Menschen es sich hier eingerichtet haben, bestätigt dem Ankommenden diese Anschauung schnell. Er erfährt die Stimmung, als käme er in eine Hauptstadt; freilich ohne je sagen zu können, sie ist hier oder da: denn wenn er meint, nun sehe er sie, greife er sie, ist ihm das Bild schon wieder entwunden: überall blickt die Natur hervor, als wolle sie in reizender Art unterbrechen und darauf aufmerksam machen, wie sehr sie menschliches Planen angeregt, ihm aber auch die Aufgaben gestellt habe. Versicherte jemand, daß ein großer Baukünstler des 17. oder 18. Jahrhunderts aus diesem Ort hervorgegangen sei und an den Formen dieses Landes seinen Sinn geschult habe, so begriffe man das wohl und fände manches erklärt, was das Verweilen in diesem Raum so unbeschwerlich, so angenehm macht und weswegen man immer wieder darauf geführt wird, seinen Maßen nachzudenken. Sie haben etwas, was die künstlerische Empfindung anrührt und ein erst noch unbestimmtes heiteres Gefühl für dieses Land wachruft.
Drei grüne Hochflächen lassen die Bergtrümmer in das Tal zu den mehrfachen Wasserläufen herab; sie sind ebenso viele Bühnen, jede besonders gestaltet; und erscheinen sie von den Felsenmassen der Gebirge als glänzenden Hintergründen abgeschlossen, so falten diese, sowie man ihnen nachforscht, sich unaufhörlich in sich selbst zurück und öffnen neue Bühnen, ob ihre Fläche nun durch einen See ausgefüllt ist oder nicht, bis vor dem gebieterischen Abschluß durch eine letzte riesenhafte Mauer. Dies erfährt man von der Begrenzung nach Norden, also gegen das Donauland. Gegen den Süden sucht das Auge eigentlich immerfort die schöne kristallene Bühne, das Eisfeld, in niederem Rahmen aus dunklem Stein eingelassen, das dem Gipfelkranz der höchsten Erhebung in diesem Rund, des Dachsteins, unmittelbar vorgelagert ist. So bieten sich nördlich die Bühnen in der Taltiefe gefällig, einladend, weich, südlich die eine hohe, hinaufgehobene, göttlich-unwirtliche.
Ich betrachte – und betrachtete so oft! — von einem der lieblichsten und gastlichsten, dabei beherrschenden Punkte des ganzen Talkessels, von den Wiesen und Wegen des Ramgutes; es

liegt, ein wohlerhaltener vornehmer Bau aus dem 15. Jahrhundert, mit schönem hohem Schindeldach, auf einer der drei grünen Bühnen; sie heißt Obertressen und läßt alle drei überschauen. Auf ausgedehnten Flächen, denen moosige Senkungen nicht fehlen, tragen sie vereinzelte Gruppen von Häuschen, dazwischen etwa ein Heiligtum, und Waldstücke; in diese sind allenthalben bewachsene Trümmer des Kalkgesteins gesät, und sie sprechen eine Wildheit und Einsamkeit aus, die die feinen weißen Kieswege unmittelbar daneben verleugnen. Ihre Bänder ziehen weitum durch das Grün; manchmal senken sie sich steil zum Lauf der starken, stürmischen Alpenwässer, welche aus den Seen kommen, und dort, in den Faltungen, sammeln sich in langen Zeilen die Baulichkeiten des Badeortes, nützen jedes Plätzchen aus, doch niemals ohne Bequemlichkeit, klimmen manchmal die Hänge empor und lassen doch deren Form, die mit der Feinheit und Glätte angewehten Schnees vergleichbar ist, unversehrt.

Die umschließenden Berggestalten halten, eben durch die vorgeschobenen grünen Hochflächen, sehr verschiedene Entfernungen und wirken mit dem Reiz einer Gesellschaft, die sich eingefunden, deren jedes einzelne Mitglied von besonderem Wesen ist und damit eine Erwartung erregt. Sie lieben entschiedene Formen, und nicht zufällig scheint es, daß der eine formlose Berg, der Sandling, am weitesten weggerückt bleibt und damit zugleich als sein Amt ausübt: auch dem Himmel sein Recht zu lassen. Der Beschauer wird sich nicht ohne einige Überraschung klar werden, daß es eigentlich die Gerade ist, die in dieser zackigen und trümmergroßen Bergumgebung zur Geltung zu kommen sucht, gleichsam als träte sie immer wieder zu unbestimmt bleibenden Versuchen an. Gegen die östliche, die steirische Seite hin erscheint sie am regelmäßigsten, und den Ausblick dorthin könnte man sich allenfalls auch andernorts geboten denken. Hier wiederholen bewaldete Berge gewiß sechs- oder siebenmal in mancherlei Größen die simple Form des Ameisenhügels; scheinbar sind sie untereinander nicht verbunden und haben doch die heitere Beziehung zueinander, als wären sie alle gleich wichtige und gleich berechtigte Versuche eines und desselben Dings. Ihnen

gegenüber ist es eine Einmaligkeit, die der gewaltige Saarstein aufweist: er ist in diesem Tal anwesend wie ein raubtierähnliches Lebewesen mit langen Flanken und wilden Gliedern. Er zeigt neben einem lang hingewölbten Rücken ein Paar riesiger, in ungeknickter Schräge aufstrebender Zähne, der eine schärfer, der andere stumpfer, beide aber mit ihrer pfeilerhaften Wucht und mit dem Reiz ihrer Unähnlichkeit das Auge immer wieder bannend. Hier ist es der Umriß, der die Gerade bietet; der gleich riesige Nachbar bietet sie sanfter und malerischer, weil sie in der inneren, zutage liegenden Formung des Gesteins auftritt. Ich meine die große ungefüge Masse des ‚Zinkens', der als Vorberg des Dachsteins, wie ein Schild, den der Eisriese zu seinen Füßen aufstützt, den Blick nach Süden für viele Stellen des Tals allein für sich in Anspruch nimmt. Nach dem Tale senkt er sich zuunterst mit einer schroffen, vorwiegend waldbesetzten Abfahrt, seine oberen Teile aber weisen im Gestein schräge, nach dem Saarstein zu aufgestellte Schichtenlinien: reiche, oftmals wiederholte Bänder, dunkel im Dunklen, mit ihrer Richtung nach oben einen großartigen, nun zur Erstarrung verurteilten Willen ankündigend, dessen Ziel, nicht ersichtlich noch ahnbar, in den ungeheuren plumpen Körper des Berges hinabgesunken scheint.

Vollends die Ruhe, die eine Berggestalt nur aufweisen kann, zeigt der Loser. Seine Rast scheint tierisch wie die eines Wiederkäuers, eine gelassene Wehrlosigkeit ist in ihm, in der er sich von Gewittern und Stürmen überfallen, umklammern und wie zu Mißhandlungen einhüllen läßt. Wie sehr er einem ruinenhaften Zustand hingegeben ist, drücken ohne weiteres die wunderbaren waagrechten Linien seines hellen Kalkkörpers aus: er ist von sauber geschichtetem Aufbau, aber in zwei große Trümmer zerfallen, der eine Teil nach rechts, der andere nach links gebogen; die Rücken, die sie einander zukehren, überhaucht dünner Pflanzenwuchs, der eine Teil will nichts vom andern wissen, nur jene Linien der Gesteinsschichtung streben zueinander, setzen sich, die weit klaffende Stelle überspringend, fort und halten an einer Einheit fest, die vor unausdenkbaren Zeiten dahingegangen. Wie die anderen Berge dieses Umkreises in der Er-

regung ihrer starr gewordenen Massen: ihrem leidenschaftgeprägten Angesicht gegenüber liegt diese Berggestalt des Losers als ein schlummernder Wächter da, nichts von Gefahr ist an seiner sonnigen und luftigen Wildheit und Einfalt, er ist ganz Frieden, und es ist eine Art Vertrauen, mit dem ihn der Blick, der hier überall beschäftigte und angeregte, sucht von den friedevollen Fluren.

Weinland

Ganz aus der Welt scheint es mir hier; ganz ihr entrückt ist das Häuschen in den steirischen Weinbergen, wohin mich Freunde zu kommen baten, und es ist ganz das, was sie mir verheißen haben. Der Gedanke an diesen kleinen Besitz erfrischt und beflügelt ihnen ihre Woche in der Stadt, und sie achten der Entfernung nicht und nicht der Mühe, mit der sie die Dinge des Bedarfs heraufschleppen auf ihre Höhe, um sich das Behagen des Aufenthaltes allmählich zu gründen und zu sichern. Der Ankömmling legt den Rucksack ab, fühlt die leichte Brise gut auf der erhitzten Wange, am ländlichen Tisch läßt er sich nieder, und die Blicke auf das kleine niedere Haus, auf Blumen, Grün und Reben und in eine Umgebung, die nichts davon Unterschiedenes vorweist, bekräftigen dieses Wohlgefühl: ganz aus der Welt ist es hier.

Dieses Gefühl hat sich freilich auf dem Weg hierher schon einstellen müssen, und noch nicht mit dem vollen Behagen, welches nun das Ziel schenkt; hat man doch nicht einmal ganz leicht hierhergefunden zu dem einen unter den zahlreichen auf den Höhen verstreuten Häusern. Ein Abschnitt des Weges um den andern nahm die Zeichen der Welt hinweg. Zuerst eine Stunde Bahnfahrt von der Stadt. Dann von dem kleinen munteren Marktflecken eine Stunde Fußwanderung in ein Seitental, in ein Dorf, wo es immerhin noch Kaufläden, Arzt und Postamt gibt. Nun noch eine weitere Stunde in diese Hügelwelt hinein. Die Fahrstraße bleibt im Tal; dort ziehen die Fuhrleute, ein paar Wirtshäuser für sie gibt es dort, aber sonst wohnt man drunten nicht. Man wohnt auf den Bergen, in den Weingärten, im Licht. Langwierig winden sich die lehmigen Karrenwege in

die Höhen, oft gehts wieder hinunter und noch einmal hinauf; keine Ortschaften sind hier, nur weit gedehnte Gemeinden von Einzelhöfen. Man hört aus einiger Ferne das erste Windrad: wie horcht man auf, es ist eine neue Sprache, von der zu wissen man hierher gekommen ist. In einem Waldstückchen, durch das man emporklimmt, berührt das Auge der nicht gewohnte Anblick der Edelkastanie. Mit plötzlicher Freude fühlt man das Versprechen von Sonne und Himmelsblau, das sie gibt; auf dem lorbeerhaften Glanz ihrer starken graden Blätter mit der feinen Haifischzähnung scheint es zu stehen. Und schon taucht man aus dem Grün zu den hellen und heiteren Räumen der Hügel: fast mit jedem Schritt wandeln sie sich und als ob sich der eine immer besser beschaffen erweisen wolle als der andere. Zuletzt, fast wäre man am Ziel vorbeigegangen: ein Wiesenpfad, unter Obstbäumen: da sind wir. Das Haus an den Abhang angelehnt, kleine Fenster mit roten Vorhänglein und ein Bänkchen vor der Haustür. Eine Holzlage, ein Gemüsegarten; die Quelle nicht ganz nahe beim Haus, aber auf bequemem Weg zu erreichen, so daß das Wasserholen ein Genuß wird. Und eine Stille: ganz aus der Welt. Da fängt das Windrad aus dem Weinberg an: hart, gellend schlägt Holz auf Holz, es will einwenden, daß hier gar kein so auserwählt stiller Winkel ist, und was es in aller Welt gibt, die Wache vor der Begehrlichkeit des andern, den Kampf um den Bissen, gibt es auch hier. Indessen der Luftzug legt sich wieder; es hat nur seine Laune gezeigt, hat nur gestrampelt, hält schon stille.
Jedoch dann kommt man allmählich wirklich ab von dem Gedanken: ganz aus der Welt. Das Windrad schweigt, und was da stumm um einen in der Sonne gebreitet liegt, das beginnt zu sprechen, und wieviel weiß es zu sagen, welch eine Geselligkeit ist das, wie reich, wie vielfältig, wie anmutig! Nicht abzuzählen sind die Hügel, mit denen sich der Bergzug rings um unsern Platz zu Tale wellt, mit denen es dahinter wieder aufsteigt; wie mit den vielen Teilen eines endlos aufklappbaren Bilderbuches ist die Welt ringsherum aufgeschlagen. Man wird nie fertig werden mit dem unendlichen Stoff, der da zu sehen ist. Zunächst hat jeder dieser bebauten Hügel, die sich anein-

anderketten, ein anderes Gesicht, und ein jedes hat seinen besonderen Ausdruck. Da ist eine Kuppe breit, und das Haus darauf friedet sich behaglich mit Obstbäumen ein. Der nächste Hügel ist ernsten, ja feierlichen Anblicks: mit seinem Föhrenbestand ist er erhoben wie ein kleines Golgatha, eine Sandwand fällt scharf ab in den Schatten, erst davor ist die Bauernwirtschaft. Ein anderer trägt wahrhaftig eine Krone: eine ganz heitere, blanke: nicht anders steht die gerade Hausgestalt auf ihm, die Fenster glänzen, Pappeln überwachen das Dach. Wieder ein anderer zeigt unserm Blick nichts als die kahle Rundung, die voller Weinstöcke steht: man fühlt es wohlig, wie das in der Sonne liegt. Ein anderes Haus wieder wendet sich, als läge es auf einer Landzunge im Meere, ganz der Ferne zu. Unauskostbar vollends bleibt, wie jeder Hügel seine Form ausschwingt und zum nächsten findet, ihm eine kleine leuchtende Kapelle an die Wegbiegung entgegenschickt, wie eine kleine Baum- oder Buschzeile oder ein Maisfeld die natürliche Form des Bodens im einzelnen betont und verziert; so tun auch die Weingärten, stückweise an die Abhänge verteilt, überall: sie legen das Muster hin, das sich aus den regelmäßigen Reihen der Weinstöcke ergibt; die Form des Bodens wellt es, schneidet es zu, begrenzt es, bringt reizvollen Gegensatz heran: der dunkelste Farbton ist dann ein ungebändigtes Waldstück, das eine Furche füllt, wo ein Wasserlauf gehen mag, die Wipfel begleiten es abwärts, dorthin würde die Rebe nicht mitgehen, und nur der hohe Wuchs der Fichten und Buchen weiß sich ihr entgegenzustrecken.
Alle Weltgegenden voll von Schaubarkeiten: denn hinter den nahen Hügeln folgen die ferneren; hoch gelegene, weiß leuchtende Kirchen geben dem Umkreis seine Abschnitte; ein ungeteilter lang gestreckter Bergrücken senkt sich dahinter der Ebene zu, über ihm, schon weiter in den Dämmer entrückt, ein anderer mit gewaltigerer Masse, und drüber noch, eckiger, wie etwas ferne Umgeworfenes, Berge des Oberlandes, die wilden, deren Anblick man hier gar nicht erwartet hätte. Aus der Welt? Wie hatte man unrecht! Man fühlt mit weiterer Brust, man ist mitten darauf. Es ist ihr Glanz, der auf allen Höhen und Tiefen betörend schimmert; und der Weinstock ringt ihn der Erde ab.

Wo der Weinstock ist, ist die Welt. Das Zeichen der Menschenhand trägt er überall erkennbar. Er bedarf ihrer ohne Unterlaß, die lockere Krume des Bodens spricht es aus und die Rebschnur, die seidenglänzenden Stecken und die bläuliche Farbe, die seine Blätter zum Schutz seiner Gesundheit befleckt; und die Ordnung, mit der sich ein überhängender Wipfel an den anderen, als müßte das kühne Gebäude zusammenbrechen, mit jüngstem zartem Blatte reiht. Seine Betreuung kostet so viel Mühe wie nichts anderes, nicht die Brotfrucht, nicht der Honig, nicht die Milch. Das Mühseligste knüpft er an seine Lebensgeschichte und das Freudigste. Das Freudigste, das er so reichlich spendet, daß darüber das Mühselige aus dem Gedächtnis schwindet oder als überstanden nicht mehr gilt. Wo die Traube ist, ist Welt; nicht umsonst ist sie die Wiege für die Lust der Welt. Ein Laubengang, in dem die Trauben hängen – erst recht ihre Anwesenheit zu entdecken, mit freudigem Schreck zu entdecken – welch ein Gemach! Wie nach den köstlichsten Wandmalereien auf alter Palazzodecke muß man fort und fort schauen, will man die verborgenen und beschatteten finden, will verstehen, wie jede anders schön ist, anders hängt, andere Fülle zeigt, anders die Blätter hinter sich läßt, die sie bedeckten, anders die prall gewordenen betauten Beeren aneinanderpreßt – mit einem Ausdruck voll Unschuld und voll Willen, der manchmal wie ein Tierblick zu berühren scheint, denn so viel warmes Leben ist in ihr. In der Rebenwand vor mir lassen die Lagen der Blätter Lücken, die Farbe der Ferne blaut hinein: gleich zarter Hauch liegt über den Beeren wie über den gestuften Reihen der Hügel, die Kopfwendung ist lustvoll, mit der man den einen Blick mit dem andern vertauscht, aber man wird nicht wählen und nicht vergleichen, man wird für das Land, für seine Nähe wie seine Ferne, nur das eine stille Wort wissen: Habe Dank!

Das Windrad, im Weingarten neu aufgerichtet, weit vielgliedriger und kunstreicher, als man sich so ein Ding vorstellt, mußte freilich nach kurzer Tätigkeit, die es mit dem Eifer eines bösen Geistes versehen hatte, abgestellt werden. Denn der Stille, die man gesucht, tat es doch einigen Eintrag, und wenn der Wind

nicht nachließ, so gefährdete es die Nachtruhe. Das Einstellen war eine besondere Leistung der jungen Hausfrau, die, obzwar selber an den Lärmmacher schon gewöhnt, sich in ihren Turnanzug warf und geübt, gertenschlank und sonnengebräunt wie eine Zigeunerin, die Stange erkletterte. Das Sprechen der entfernteren Windräder aber tönte sehr anmutend herüber, manche waren höchst klangvoll, die Stille sang mit ihren Stimmen.

Es gab keine Glocken; kein Uhrenschlagen; kein Rufen von Kraftwagen; und nur in tiefer Nachtstille konnte man versöhnten Gemüts ganz ferne Züge rauschen hören. Aber lag nicht doch etwas von Sehnsucht auch wieder in diesem Horchen? Und dann, bei vollem Sonnenglanz, in diesem Schauen nach der völlig aufgetanen, reichgestaltigen Ferne? Ich kam an dem angebundenen Windrad vorbei. Es knurrte in seinen Banden. Es wollte im Wind sein und ihm nachgeben und ihn ausrufen, es begriff nicht, wie man es quälen konnte, da hier der Anspruch und das Recht bestünde, die Zunge gelöst zu haben. Über den Wiesenpfad kam barfuß, lautlos, der Nachbar und brachte eine Flasche gelben Weines.

Aus dem ‚Steirischen Lobgesang'

*

Edgar Dacqué / Sprüche

Verhüllter Sinn

Der recht das Leben lebt, des Herz ist leid und wund;
Das wahre Sein trägt stets den Schmerz im Untergrund.

Die Entschleierung

Zwei Wege gibts, Natur den Schleier wegzuheben:
Der eine führt ins Nichts, der andre hin zum Leben.
Verhärtetem Gemüt und trockenem Verstand
Erscheint ein drehend Rad an einem endlos Band.
Doch nahst in Ehrfurcht du und frischen Herzens ihr,
Strahlt sie lebendgen Sinn in stiller Keuschheit dir.

Wer ist dein Schutz?

Das ist gar große Qual, so wie ein Fürst zu leben,
Geschützt von äußrer Macht, von Häschern stets umgeben.
Ach, sprich doch nicht so fern vom Mächtgen dieser Welt:
Du bists und bist in dir von Teufeln stets umstellt.

Begrenzte Welt

Was du gestaltet siehst, ist noch nicht die Natur;
Unzählbar Wesen gibts; dir offenbart sich nur,
Was du nach deinem Sinn und Fühlen kannst erleben –
Wie könnt in Gott es je ein End des Schaffens geben!

Schöpfung im Nichts

Im Anfang war das Wort, Gott selber war das Wort;
Das brach ins Dasein auf und zeugte fort und fort.
Nichts, was im Dasein west, ist ohne es gemacht,
Es hat – o staunt! – den Schöpfer selbst hervorgebracht.
Die Gottheit war das Nichts; erst als das Wort gebar
Den ewgen Gottessohn, Gott Schöpfer, Vater war.

Gott bejaht nur

Gott störet nie und nichts, läßt allem seinen Lauf;
Wüßt er ein Nein und Nicht, hört' alles Wesen auf.

Der Mensch ist ewiges Urbild

Da zielt die Schöpfung hin, daß Gott den Menschen fände;
Und was dies wirken könnt, erschufen seine Hände.
Da alles war geschehn, erhob er aus dem Tier
Die menschliche Gestalt, gab seinen Odem ihr.
Auf dieses Urbild ging der ganzen Schöpfung Sinn:
So war der Mensch das Ziel und so der Anbeginn.

Aus dem Spruchbuch ‚Das Bildnis Gottes'



Edzard Schaper / Feldgericht

Als die fünf Offiziere sich dem Rentamt näherten, darin die Sitzung des Feldgerichts stattfinden sollte, fiel ihnen auf, wie ungleich belebter die Gegend um das frei an einem fast kreisrunden Platz gelegene große Gebäude war als etwa der Marktplatz, den sie eben überschritten hatten. Die spärliche Beleuchtung in den Straßen und der armselige Lichtschein, der aus den Fenstern der Häuser sickerte, vervielfachten die Finsternis der Nacht, wenn auch von der frischen Schneedecke ein Leuchten ausging. Ungehindert von Vorhängen aber flutete Licht aus all den großen Fenstern der Rentei in ihrem zweiten Stockwerk, und weil auch in den Gefängniszellen zu ebener Erde Licht brannte und Licht auf allen Treppen und Gängen des großen Hauses, dessen Hauptportal, von zwei Ulanen bewacht, weit offen stand, wurde der Platz, in dessen Mitte die Schneedecke sich völlig unberührt erhalten hatte, so stark erhellt, daß man gewahren konnte, wie nicht nur einzelne Menschen und murmelnde Gruppen im Gänsemarsch auf den schmalen, eben erst ausgetretenen Pfaden dem erleuchteten Hause zustrebten, sondern wie auch in dunkleren Winkeln dort, wo Häuser angrenzten, Grüppchen von eng sich aneinander drückenden Leuten standen, flüsternd und tuschelnd, aus jedem Lichtstrahl fliehend, und hier und da ein finster wachender Einzelgänger, der sichs sogar versagt hatte zu rauchen, damit nicht das glühende Pünktchen des Tabakbrandes ihn und seinen Standort vorzeitig verriete.

Diese Anteilnahme an dem, was gleich beginnen sollte, schien dem Rittmeister von Ovelacker entbehrlich, und deshalb gab er gleich beim Betreten des Gerichtsgebäudes dem Wachtmeister, der die Posten vor den Zellen und vor dem Portal und auch die Eskorte, unter der die Gefangenen vorgeführt werden sollten, befehligte, die Weisung, daß der Platz abzusperren wäre und nur Anwohner ihn betreten dürften. Unter Straßenkundgebungen und Aufläufen wollte er die Feldgerichtssitzung nicht abhalten.

Er ging mit seinen Offizieren in den großen Saal hinauf, der den meisten noch unbekannt war, und nach flüchtiger Überschau,

ob alles so eingerichtet worden wäre, wie ers gewünscht, zog er sich mit ihnen in ein angrenzendes Zimmer zurück, das er ihnen als Beratungsort vorbehalten hatte. Abgesehen davon, daß man ihn mit etlichen Stühlen mehr versehen, weil hier für gewöhnlich während der Amtsstunden nur zwei für die zwei Schreibtische und die beiden Beamten an ihnen vonnöten schienen, war dieser Raum unverändert geblieben.
Der Kornett Kosljaninow bemerkte, als er seinen Mantel auszog, zu dem Leutnant Maklakow, der Saal sähe wie eine Sektenkirche aus. Der lange, mit grünem Filz bedeckte Richtertisch, an den fünf Stühle geschoben waren, die Bankreihen vor ihm für die Angeklagten, die ihren Richtern von Angesicht zu Angesicht gegenübersitzen mußten, und endlich die Bänke zur Rechten und zur Linken vor den Langwänden des Raumes für die Zeugen, – er hätte sogleich an eine Kirche denken müssen, zum mindesten an eins der Sektenbethäuser, in denen leichtfaßliche Auslegungen für die geistig Armen verabreicht wurden.
Der Leutnant Maklakow war nicht sehr angetan von dieser Bemerkung. Ihm war die Kehle seltsam trocken. Als er den Mantel abgelegt hatte und sich umsah, ungewiß, was jetzt geschehen sollte, fragte er sich, ob er tatsächlich der einzige unter ihnen wäre, der zum ersten Mal in seinem Leben zum Richter wurde. Er meinte: nein; für den Leutnant Möller und den Kornett Kosljaninow war es bestimmt auch das erste Mal; ob für den Rittmeister und den Oberleutnant Charusin, wußte er nicht zu entscheiden.
Die Burschen waren im Hotel geblieben. Es meldeten sich jetzt drei Ulanen, die der Wachtmeister den Offizieren als Ordonnanzen hinaufbeordert hatte. Ihnen wurden Plätze an der Stirnwand des Saales, in der Ecke unter dem Heiligenbild, angewiesen. Dort hatten sie auf ihre Aufträge zu warten.
Die Offiziere waren mittlerweile alle fertig geworden; eine von den Ordonnanzen bekam den Befehl, die Schließung des Portals zu veranlassen, das nur noch für verspätete Zeugen geöffnet werden sollte, und die schon wartenden Zeugen in den Saal zu bestellen. Als letzte sollten die Gefangenen hereingeführt werden. Zu ihrer Bewachung während der Sitzung

hatten zehn Ulanen Befehl erhalten. Sie standen zu beiden Seiten der Bankreihen, mit geladenem Gewehr, und auch für ihre Ablösung war Vorsorge getroffen. An den Schmalseiten des großen Tisches, hinter dem die Richter saßen, war Platz für je einen der Schreiber, die die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchung und die Beschlüsse des Gerichtes aufzeichnen sollten.
Der Oberleutnant Pjotr Sergejewitsch Charusin war der erste, der, zwischen den Schreibtischen und Aktenschränken umherwandernd, sich eine Zigarette anzündete; der Kornett Kosljaninow tat es ihm nach, jedoch nicht, ohne zuvor ein leises: Erlauben Sie? an den Rittmeister gerichtet zu haben, dem er, als er ein zerstreutes, gewährendes Nicken zur Antwort erhielt, sogleich sein silbernes Behältnis hinstreckte. Und bald rauchten sie alle, die fünf Offiziere, auf und ab schlendernd, Charusin am Fenster stehend, Möller dem Anschein nach in eine Ausgabe des ‚Reichsanzeigers' vertieft, die er auf dem Schreibtisch eines der Beamten gefunden. Es fiel kaum ein Wort. Nach einer Weile trat der Rittmeister ans Fenster zu Charusin, der dort immer noch in tiefem Ernst stand und mit der Linken sein dünnes Bärtchen zwirbelte, indes die Rechte dann und wann selbstvergessen die Zigarette an die Lippen führte. Beinahe wortlos machte der Oberleutnant ihn auf den Lichtsektor eines Leuchtturms aufmerksam, der irgendwo weit vor ihnen stand. Die Lichtquelle blieb verborgen, nur der fächerförmige Strahl ward unaufhörlich in die Finsternis gesät. Überdem war der Schein der beiden Tischlampen in dem kleinen Zimmer immer rötlicher geworden, die Hitze über den Lampenzylindern wirbelte immer dichtere Schwaden blauen Rauches empor. Niemand sprach. Hin und wieder nur hob einer der Offiziere lauschend den Kopf.
Im Saal begann es zu scharren und zu hüsteln. Die Zeugen wurden hereingeführt und auf die ihnen bestimmten Bänke gewiesen. Der Leutnant Möller durfte stolz sein auf die stattliche Schar von Mitwissern, die er ermittelt hatte, Männer und Frauen, die linkisch und furchtsam über das Parkett zu ihren Sitzen schlichen, die Frauen in dicken Kopftüchern, die sie auch hier im Saal so wenig ablegen wollten wie ihr Kleid.
Ein Entsetzen kroch ihnen allen ins Herz beim Anblick des grü-

nen Tisches und der noch leeren Bänke vor ihm. Mit trockenen, heißen Augen starrten sie vor sich hin, längst voller Reue, daß sie im ersten Schreck bei der Ankunft der Soldaten etwas gesagt hatten, was sie später hierher gezwungen hatte. Die Männer drehten ihre Pelzmützen in den Händen und starrten zu Boden. Wenn auch irgendein Beherzterer unter ihnen einmal dem Nachbarn etwas ins Ohr flüsterte, – dem fehlte es an Mut zu antworten. Es war ja Krieg! Und Krieg bedeutete für sie immer, daß sogleich geschossen wurde. Vielleicht war es auch verboten, daß sie miteinander sprachen? Und doch, – sie gruben ihre Zähne in die Unterlippe –, und doch: schlimm war es, hier zu sein, aber um wieviel schlimmer, nach Hause fahren zu müssen! Sie saßen reglos; selbst ihre Hände, die eben noch die Mütze gedreht hatten, rundherum, rundherum am abgegriffenen Rand, an dem der Pelz wie von der Räude ausgegangen war, selbst ihre Hände hielten inne, alles an ihnen lähmte die Angst vor dem, was nun folgen würde: hier im Saal, zu Haus in der Gemeinde, wo Racheboten von Gesinde zu Gesinde schlichen, einmal mit der Flinte, ein ander Mal mit der Petroleumflasche, um die Verratenen an ihren Verrätern zu rächen. Warum aber hatten sie das nicht früher bedacht und ihre Zungen in acht genommen? So getan, als wüßten sie nichts? Ja, warum! Alles an ihnen lähmte die Angst. Nur ihr Herz schlug weiter zum Zerspringen, ihr Atem ging wie ein Keuchen, und insgeheim schwor sich ein jeder: Ich sage nichts mehr!

Die Bänke, die man für die Zeugen bestimmt hatte, waren schon längst gedrängt voll. Auf der vordersten saß der alte Koiri-Bauer. Er war später gekommen als die meisten, aber er hatte sich einen Platz auf der vordersten Bank erobert und eigensinnig darauf bestanden: er müßte hier vorn sitzen, auf diesem Platz und keinem anderen, diesem, ja diesem, dessen Eigentümer er beharrlich an der Schulter zupfte: aufstehen möge er, aufstehen und ihm den Platz überlassen. Er war ohne Scheu, der Alte, daß man irgend etwas an seinem Gehaben mißfällig aufnehmen könnte.

Drei hat er zu verlieren, drei Söhne, seine einzigen Kinder, die Erben des Hofes! war es manchem durch den Kopf gegangen,

und endlich war auch der Eigentümer des begehrten Platzes aufgestanden und auf eine der Bänke weiter hinten gerückt. Mochte er da sitzen, der Koiri-Jaan, vielleicht richtete er dort vorn auf der ersten Bank mehr für seine drei angeklagten Söhne aus als von einer der hintersten!

Und da saß er nun, der alte Bauer! Stöhnend hatte er sich hingesetzt. Seine rotgeäderten, hornigen Augäpfel starrten in die leeren Bankreihen vor dem grünen Tisch. Sein Mund stand halb offen, der graue Bart verbarg es. Er atmete einen rasselnden, pfeifenden Atem, wie unter einer schweren Last, wenn er sie aus der Mühle getragen, saß da wie gefroren, die Ellenbogen auf die Schenkel gestützt, regungslos. Es war ganz still im Saal bis auf ein vereinzeltes Hüsteln; so still, daß man es hören konnte, wenn irgend jemand würgend seinen Speichel herunterschluckte. Selbst der Krüger vom niedergebrannten Karrosilm-Krug, der mit vieren oder fünfen von den Seinen gekommen war und eingeschnürt in seinen besten Staat, den er aus der Feuersbrunst gerettet, neben dem Alten saß, – selbst der Krüger, der anfangs noch manchmal mit seinem Nachbarn zur Linken getuschelt hatte, sagte nichts mehr und schwitzte in stiller Erwartung.

Mit einem Mal aber begann der alte Koiri-Bauer seine Stiefel vorzuschieben, als suchte er einen festen Stand, weil er gleich aufspringen müßte, und zog sie wieder scharrend zurück, um sie gleich danach abermals vorzuschieben. Seine Rechte, eine schwere, tiefbraune Hand mit dickem, blauem Adergeflecht auf dem Rücken und tief eingewachsenen, fast unkenntlichen Nägeln fing an, über das Knie zu streichen, unablässig, hin und her, hin und her. Manchmal krümmten die Finger sich und schienen sich in den Pelz krallen zu wollen, aber gleich ließen sie wieder los und strichen weiter. Und da erst, lange nach ihm hörten die anderen das Geräusch von ferne: die Schritte, viele, viele Schritte, das Schlagen schwerer Türen, das Kreischen eiserner Gitter, ... und dann, treppauf, näher und immer näher kommend, das Getrappel vieler Füße, ein Schleifen und Scharren über die Kalksteinfliesen der Treppenabsätze, geleitet von klirrenden Stiefelschritten, taktfest, so, wie eine drängende,

trappelnde Herde von ruhigen Hirtenschritten eingehegt wird; näher und näher, ganz stumm, nur Schritte, nur Scharren, nur Schleifen; kein Wort, kein eigener freier Wille, nichts, gar nichts; nur Gang, Gang über Treppen und Gänge, zum Gericht ...

Das war so grausig, daß den meisten der kalte Schweiß ausbrach; die Hände klammerten sich feucht um die Kniee. Manche Gesichter hoben sich, manche Augen spähten nach der großen Tür, – die meisten Köpfe aber duckten sich, ihre Augen sahen gar nichts, den Weibern schwammen sie in Tränen. Nur der feiste Krüger blickte geradeaus, als hätte er nichts gehört. Da erschien der erste Ulan der Eskorte in der Türöffnung am Ende des Saales. Und hinter ihm kamen sie...

Mit zitternden Knieen reckte der alte Koiri sich, versuchte gar aufzustehen, erhob sich auch um ein paar Zoll, sank aber wieder zurück auf die Bank. Das Kinn fiel ihm kraftlos hinunter, sein Mund klaffte auf, alles unsichtbar für seine Nachbarn in dem struppigen Bart, der sich sträubte und zitterte. Seine Zunge wanderte fortwährend über die rissigen, ausgedörrten Lippen, das Gesicht glühte ihm hier in der Wärme, und die kraftlosen Hände griffen und griffen, wie bei einem Sterbenden, ins Leere hinein. Neben ihm schaute der Krüger auf die Schar, die in die Bankreihen schlich, bis mit einem Mal ein heiseres Röcheln die Brust des Alten neben ihm sprengte. Der Koiri-Bauer hatte seine drei gefunden! Die Augen gingen ihm über, eine tiefe Ermattung schien ihn zu überkommen, unsäglich glücklich, daß sie lebten, daß sie noch lebten! hockte er da auf der Bank und schien immer wieder einmal aufstehen zu wollen, um sich zu ihnen zu schleppen.

Je vier in einer Reihe wurden sie hereingeführt.

Die Männer in der Zeugenbank rieben sich die Augen, als müßten sie sich wie beim Erwachen das Schlafkorn aus ihnen wischen. Die Frauen atmeten tief auf und senkten den Blick. Und nicht nur sie gewahrten das, – auch jedem anderen, der sie sah, wäre der stumme Zug durch mehr als nur durch die Augen gegangen. Es war die Erbärmlichkeit selbst, die da über das matt spiegelnde Parkett zu den Bänken schlich, um an den Wacht

Daniel Chodowiecki: Die Lange Gasse in Danzig

haltenden Ulanen vorbei auf die Plätze zu rücken: Mann um Mann, so, wie er gefangen genommen worden war, so schmutzig, wie die Ulanenlanze ihn gefällt hatte, unter dicken, angegrauten Verbänden die Wunden, die er davongetragen, fahl von der luftleeren Enge des Gefängnisses, von Schlaflosigkeit und schmaler Ration, so zerlumpt, wie ihn das heimliche Lager im Stroh und die Pürsch durchs Gestrüpp auf seinen Raubzügen, so geduckt und gedemütigt, wie ihn die Einsicht, zu der er mittlerweile fähig gewesen, hatte werden lassen! Manche freilich, die schlichen nicht, sondern gingen, gingen sicher und selbstbewußt, schneller als die anderen zu den Bänken; andere aber, es waren in Wirklichkeit nur drei, gingen, als wären sie müde von einem schweren Tagwerk. Sie hielten sich eng beieinander, einmal gar legte der eine von ihnen dem anderen eine Hand auf die Schulter, als ob er ihm bedeuten wollte: diese Bank hier wäre es, hier müßten sie hinein.
Unter dem hellen Lampenlicht in dem großen Saal, zwischen den reinlichen Wänden und den eingedunkelten großen Bildern daran, auf dem spiegelnden Parkett sahen die Gestalten doppelt verwahrlost aus, aber so manchem der Männer und vielen der Frauen auf den Zeugenbänken wirbelte bei ihrem Anblick eine Erinnerung durch den Kopf: das brennende Gutshaus, der funkenstiebende Stall, der grölende Menschenhaufe, der durch die Haupttür des Herrenhauses in die Halle gestürzt war, die torkelnden Gestalten, die beladen mit Sachen aus dem Haus herausgerannt kamen, als die Flammen zum Dach hinausschlugen; Fäuste, Armbinden mit einem roten Stempel, Flaschen, die aus den Jackentaschen lugten, wilde Reden, Hohngelächter, wie man es der alten Ziege und ihrem Böcklein eingetränkt, der Gutsherrin und dem Jungherrn ... Die Erinnerung wurde vielen so wach, daß ihnen der Atem stockte wie damals, weil heute der Schein der Lampen wieder so rötlich auf die Gesichter fiel wie von einem Brand; weil die Haare derer dort auf den Bänken so struppig und verwildert waren wie bei den Kerlen am Abend; weil die Hemdkragen ihnen heute so weit offen standen wie damals auch und weil bei ihnen auch heute wieder blaue Ranken von grimmigen Tätowierungen dort sicht-

bar wurden, wo das Hemd sich verschob, weil die Gesichter ... die Gesichter ... O Gott! würden sie es sagen müssen? Wirklich sagen müssen? ... Der kleine Schwarze dort hatte erzählt, wie er der Herrin einen Fußtritt versetzt hatte, daß sie der Länge lang hinstürzte, um nicht wieder aufzustehen, und der letzte in der dritten Bank, der große Sommersprossige mit dem flachshellen Haar – ein Waggontischler aus Reval wäre er, hatte er erzählt –, der war zu den anderen gelaufen gekommen und hatte sie gefragt, ob sie es auch einmal mit einer Deutschen versuchen wollten, vielleicht wäre es gar eine von blauem Blut, der Baron hier sollte in dieser Beziehung ganz tüchtig gewesen sein, wie er gehört. Er hätte sie da drüben im Wagenschuppen eingesperrt, wahrscheinlich wäre es eine Lehrerin oder dergleichen. Wer da wollte, dem würde er den Schlüssel zum Schuppen geben, nur koste der Spaß drei Rubel Entree ...
Ob sie das würde sagen müssen? Oder konnte sie so tun, als wäre dieser Wolf ihr nie über den Weg gelaufen? Die arme Lydia aber saß nun zu Haus und heulte sich die Augen aus und hatte das Fieber bekommen und sonst noch manches, wovon man unter Christenmenschen gar nicht reden konnte; zwölf Rubel hatte der Kerl mit ihr verdient, ohne daß sie sich hatte wehren können! Und da sollte man schweigen? Nichts sagen? So tun, als wüßte man nichts? Hatte der kleine Schwarze etwa ein Recht gehabt, die Frau zu mißhandeln? Die Frau – das ließ sich auch nicht verschweigen –, die Frau hatte ihr geholfen, als sie im ersten Wochenbett lag. Jawohl, die Baronin, ihr, der Uuetoa-Liine! Und später hatte sie ihre Kinder vom Tode errettet, als sie an den Masern daniederlagen und es beinahe schon zu spät war. Und als ihr Juhan damals mit der Leppiko-Witwe anbandeln wollte, hatte sie ihm den Kopf gewaschen, ihm gut zugeredet und ihn wieder zu seiner angetrauten Frau geschickt. Das alles ließ sich nicht vergessen. Allerdings, die Barone waren nun einmal Barone, und richtig war es nicht, daß sie die Herren hier waren. Was hatten ihre Mutter und ihre Großmutter ihr so alles erzählt aus der langen Zeit der Tränen! Wie die Teufel waren die Herren gewesen, hart und habgierig, die richtigen Schinder! Ein Wunder, daß es jetzt

überhaupt noch andere Menschen als die Deutschen und die Halbdeutschen gab! Die Tidenküllsche Frau aber... Natürlich, sie würde ihren Kindern nicht erzählen können, was Mutter und Großmutter einmal ihr erzählt hatten. Also konnte sie dem Gericht doch etwas sagen, nicht? Eine gute Tat brachte Lohn, das sollte die Tidenküllsche Frau jetzt merken, wenn sie auch schon tot war. Und sie selber – vielleicht konnte sie ihren Lohn noch bei Lebzeiten ernten?

Mittlerweile hatte auch der Krüger vom abgebrannten Karrosilm-Krug einen Überschlag gemacht, ruhig wie am Ende eines Markttages, wenn viele Leute auf den Straßen gewesen waren, über die Kasse seines Schanktisches. Fünf von den Mordbrennern erkannte er wieder, fünf ganz bestimmt, und zum Glück war auch der Illusti-Jüri unter den fünfen, dort auf der vordersten Bank, dieser großspurige Hund!

Dem Illusti-Jüri, dem konnte man es heute eintränken! dachte ein anderer. Erst einem das Mädchen abspenstig zu machen und es hinterher in der Schande sitzen zu lassen und obendrein mit Hasenschrot zu antworten, wenn man ihm sagte, was für ein Schuft er wäre...! Gerade sah er herüber. Ja, mochte er nur Korinthen schwitzen vor Angst! Jetzt ...

Jetzt traten die Richter ein. Eins – zwei – drei – – fünf Offiziere. Und zwei Schreiber. Wie? Was war denn? Ach so, aufstehen sollte man, wenn sie kamen, so war das Knuffen und Puffen gemeint.

Der Karrosilm-Krüger stand ehrfürchtig auf. Dort kam der hohe Offizier, der ihn so freundlich angehört hatte. Er hätte mit der größten Bereitwilligkeit auch eine tiefe Verbeugung, wie vor dem heiligsten Heiligenbild, der Muttergottes in Kurremäe, gemacht, aber schon ohne den Bückling perlte ihm der Schweiß aus dem fettigen Haar die niedrige Stirn hinab, so gut angezogen, so gespannt war er in der steifen Hemdbrust und in seinem Rachedurst, daß die Brandstifter endlich büßen möchten.

Die Offiziere waren an den Tisch getreten, der Rittmeister zu dem hohen Stuhl in der Mitte, Pjotr Sergejewitsch Charusin ihm zur Rechten, zu seiner Linken der Leutnant Wladimir Kar-

lowitsch Möller; Maklakow und der Kornett Kosljaninow hielten die Flügel besetzt. An den Schmalseiten des Tisches richteten die Schreiber sich ein, breiteten das Papier aus, griffen zu den Stiften, zogen sich die Tischlampen vor ihrem Platz näher heran. Und mit den Offizieren setzten sich alle wieder. Nur die Wachen um das Geviert der Gefangenenbänke blieben stehen. Jetzt erst trug eine der Ordonnanzen aus dem Nebenzimmer, aus dem die Offiziere gekommen waren, ein Tischchen herein, auf dem etliche Gegenstände lagen. Was es war, blieb den meisten verborgen, denn der Ulan stellte das Tischchen hinter die Richter, so, daß der Rittmeister oder der Leutnant Möller nach hinten greifen mußten, wenn sie etwas brauchten. Der Leutnant wandte sich um und schien die Gegenstände noch einmal zu mustern, ob auch nichts fehlte von all dem, was zumeist er selber hinter den Namen der Gefangenenliste vermerkt hatte: eine Photographie, die eine kriegerisch ausgerüstete Miliztruppe der Aufständischen und in ihren Reihen viele von den Gesichtern zeigte, die jetzt den Richtern zugewandt waren, goldene Uhren mit Zetteln daran, wem sie einst zu Recht gehört hatten und bei wem man sie in den letzten Tagen gefunden, Waffen und Fahnen und endlich, obenauf, ein graues Leinensäckchen, das prall gefüllt war und so schwer wog, als enthielte es Gold, nur Gold. Aber das meiste von dem, was die Listen hinter den Namen vermerkten, hätte auf diesem Tischchen keinen Platz gefunden. Der große Saal wäre mindestens zur Hälfte gefüllt worden, wenn man in ihm aufgehäuft hätte, was auf Rücken, auf Karren und Wagen bei Nacht und Feuerschein in die ländlichen Höfe verschleppt worden war. Dazu hatte das Feuer ein ganzes Haus, so groß wie dieses hier, vernichtet, einen Besitz, den viele Geschlechter zusammengetragen hatten, unsichtbare Güter, die unwiederbringlich verloren waren. Konnten dagegen die Pferde und Wagen zählen, die die Sieger über die Bande erbeutet hatten, oder die Säbel und Dolche, die Revolver und Gewehre, die Kriegskassen und Flugblätter, das silberne Tafelgeschirr, das sich stückweise in Hosen- und Manteltaschen und Schultersäcken gefunden hatte, eine schmutzige rote Fahne hie und da, der plumpe Stempel eines

Revolutionstribunals, der schon das Schicksal Ungezählter entschieden? Fünfundachtzig Herrenhäuser waren in Livland niedergebrannt worden, fünfundvierzig in Kurland, vierundfünfzig in Estland! Und wieviel Scheunen und Ställe und Brennereien! Wieviel arglose Tiere waren zu Tode gefoltert worden, nur weil sie Deutschen gehörten! Wie viele Kirchen waren geschändet worden, wie viele Pastoren und Gutsherren, wie viele Soldaten und Offiziere erschossen, erstochen, zerfleischt ...! Aber wieviel lettische oder estnische Bauern hatten auch mit einem Flintenschuß durchs Fenster büßen müssen, daß sie ihren Herren anhingen oder nur im Verdacht standen, zu ihnen zu halten: all die ‚grauen Barone‘, beinahe verhaßter als die Barone selbst! Wie viele Gesinde mit ihrem Stroh- oder Schindeldach waren wie Fackeln verlodert, indes ihre Bewohner, halb von Sinnen vor Angst, sich im Qualm gegen die versperrten Türen und Fenster geworfen und ein Entrinnen gesucht hatten, das man ihnen unmöglich gemacht, bis sie, vom Rauch erstickt, unter dem zusammenstürzenden Gebälk ihres Hauses verbrannten!

Die Richter hinter dem Tisch und die Schreiber, die Zeugen auf ihren Bänken und die Angeklagten, die Ordonnanzen in der Ecke unter dem Heiligenbild, die wie zu Standbildern erstarrten Ulanen um das Geviert in der Mitte des Saales, – Sekunden oder nur den Bruchteil einer Sekunde lang war alles totenstill und unbeweglich, als wartete man noch auf etwas oder als wäre sie alle, die vielen Menschen, eine Scheu angekommen, in die gefahrvollen Beziehungen zueinander zu treten, die hier das Gesetz des irdischen Rechtes gebot: sich nie wieder vereinbar voneinander zu scheiden, für manchen vielleicht über den Tod hinaus, und im Leben noch eben dieses Recht anerkennend, das ihnen den Tod bestimmen konnte. Dieses in den Augen der Angeklagten seit einiger Zeit soundso oft gereinigte, gerechter gewordene Recht, wenn es, von freiheitsliebenden russischen Richtern oder Richtern aus ihrem eigenen Volk gesprochen, solche Kämpfer wie sie für den Mord an einem Deutschen nur zu einer kurzen Freiheitsstrafe oder für Raub und Brandstiftung nur zu polizeilicher Haft verurteilt hatte, weil man darin

nur einen ‚öffentlichen Unfug' zu bestrafen für nötig befunden. Dieses geschändete, erniedrigte, von bestechlichen oder insgeheim mit den Aufrührern liebäugelnden Richtern soundso oft verhurte Recht, empfanden die fünf Offiziere. Dieses Recht, das seine Hoheit aus göttlichem oder vermeintlich göttlichem Auftrag in politischen Plänen verloren hatte, und dazu seine Würde, das aber, wenn auch nicht in zurückgewonnener Hoheit und Würde, so doch in voller Strenge den Taten dieser vierunddreißig Gefangenen anzulegen ein Befehl des Oberkommandierenden dem Rittmeister noch vor wenigen Stunden geboten hatte. Es war nicht das Recht, das sonst von Richtern und Staatsanwälten und einer Heerschar von Beamten durch dickleibige Aktenbündel gezerrt wurde, bis es zu einem Schemen geworden war und, bedrängt von unzähligen politischen Kniffen und Pfiffen und geheimen ehrlosen Pflichten, keinerlei Anspruch mehr darauf erheben konnte, ein Maß für das Tun und Lassen der Menschen zu sein. Es war ein Recht, das sich schnell und aktenfremd gegen jeden Übeltäter richtete, so, wie ein waches Gewissen sich gegen den auflehnt, der es beleidigt; ein Recht ohne Rücksichten, ein Recht der Ehre gegen Ehrlose, ein Recht, das nicht in Anschauungen davon wurzelte, was der Mensch im Frieden seinem Mitmenschen schuldet, sondern ein Recht, das wie mit dem Geißelhieb der Furien trifft, ein Recht, das als düsteres Gesetz den Zeiten entsteigt, da der Mensch und der Friede nichts gelten: das Kriegsrecht.
Es gab keine Berufung gegen seinen Spruch, mochte er auf Tod, auf Rutenhiebe oder auf die Verbannung nach Sibirien lauten; und war auch der Zar der Statthalter Gottes im Heiligen Russischen Reiche, in dessen Macht es stand, selig zu sprechen oder zu verfluchen bis ins letzte Äon –: Es war das Recht der schuldbeladenen Erde, in dessen Spruch der Irrtum gesät ist und in dessen Wirken die Schuld, unter der alles Lebendige leidet.
Im Namen des Zaren eröffnete der Rittmeister Graf von Ovelacker die nächtliche Sitzung.

Aus einem kommenden Roman

*

Achim von Arnim / Letzter Brief eines Freiwilligen

Lieber Freund! Das Leben ist mir durch die Güte des Arztes aufgekündigt, ich muß leider ziehen, aber nichts würde mich so schmerzlich gekränkt haben, als wenn er mich mit guten Hoffnungen aus der Welt hinausgelogen hätte. Er hat noch mehr Güte gegen mich, er will auch diesen Brief an dich befördern, der kein Abschied von dir werden soll, weil ich den längst von dir genommen habe, sondern mein Vermächtnis, ein Angedenken von allem dem, was ich in den letzten Stunden gedacht habe; wer verlangt von einem Angedenken, daß es viel wert sei, – wenn es nur wert gehalten wird. Du weißt, daß auch mich eine politische Meinung den Waffen zugeführt hat; unter den Waffen aber fand ich mein Vaterland und mein Volk, das ich so lange vermißt und vergebens gesucht hatte. Nun wundre ich mich, wie ich mit meinen genügsamen Brüdern alles vergessen habe, was ich einst gedacht. Die Notdurft hat uns miteinander auch geistig in Reih und Glied gestellt, ich habe viel gelernt, ich wünsche, daß sie brauchen können, was sie von mir gelernt haben. Alles andere, warum ich mich sonst liebte, was ich als wahr und herrlich mit der Inbrunst meines Geistes geboren, mag ihnen vielleicht unverstanden bleiben, aber untergehen wird es nicht, es klingt wider in der ganzen Welt, auch ohne Worte, so wie auch mich eine Stimme von jenseit ruft, die ich nicht nennen kann. Von dem allen sage ich auch dir kein Wort, sondern ich spreche vom nächsten Nützlichen über meine tägliche Erfahrung. Täglich sollte es gesagt werden, daß nur darum so viel Falschheit und Verkehrtheit in der Welt sei, weil die Menschen sich scheuen, ihre Überzeugung wahr und frei auszusprechen; in solchen Zeiten, wie die unsern, überzeugt sich der Wahrheitsliebende recht, wieviel Unbestimmtes, Unausgemachtes, wieviel Nachgesprochnes oder bloß Gesprochnes in der Welt gilt, wie sich der ernste Mensch in den bedeutendsten Zweifeln ohne Trost und Rat ganz auf sich zurückgeworfen fühlt; und wie wenig der einzelne sei, das fühlt sich nur lebendig im Gebet und in der Schlacht. Darum ehre den Widerspruch höher als die Zustimmung, meide vor allem die Heimlichkeitskrämereien,

besonders wo vom Geschicke der Völker die Rede. Das absichtliche Geheimnis hat nur im praktischen Leben seine Anwendung; wo aber noch so viel Undurchdringlichkeit und Geheimnisvolles wie in Meinungen anzutreffen ist, da kann nicht laut genug darüber verhandelt werden. Wer seiner Meinung die Öffentlichkeit schädlich glaubt, der kann von ihrer innern Verderblichkeit überzeugt sein, es muß aber an den Tag kommen, welcher Geist quält und zerstört und welcher beseligt und beseelt. – Von denen, die wir gehört haben, sind mir die Überklugen besonders verhaßt geworden, denen alles schon bestimmt und abgelaufen ist, weil sie von nichts mehr mit der frischen vielfachen Bestimmbarkeit des Lebens ergriffen werden, die in der ganzen Zeitgeschichte nur das lesen, was sie zum Beweise ihrer Voraussetzungen brauchen können, die alle unendlichen Weltgeschicke aus einer armseligen Regel herleiten möchten. Solche Leute kamen leicht auf den Einfall, das Volk bearbeiten zu wollen, nämlich durch kleine Listen es von dem überreden, nicht überzeugen zu wollen, was sie bequem finden zu glauben und zu tun. Zwar bleibt es gewöhnlich dabei, daß das Volk sie über die unnütze Mühe verlacht, manchmal geht es aber schlimmer ab für einen von beiden oder für beide; daher kommt es, daß solche Leute in rascher Abwechselung ganze Völker in einem Augenblicke aufgeben, in anderm die unnützesten Wunder von ihnen erwarten. – Sie berühren sich in ihrer Willkürlichkeit mit gewissen enthusiastischen Systemmachern, die eine eigne Geschichte sich schaffen oder auch gar keine brauchen, sondern Nationen nach ihren Wünschen vorhanden glauben und über Gott zornig werden, wenn es nicht zutrifft. Diese Systematiker möchten gern ohne nähere Betrachtung alles Herrliche der einzelnen deutschen Völker einem hohlen Wortideale von Deutschland aufopfern, wie es nie vorhanden gewesen ist und wie es nie entstehen kann, da alles, was für ein Volk bestehen soll, seine zähen Wurzeln aus einer unendlichen Vergangenheit, also in sich selbst und in seiner allgemeinen Geschichte, nicht aber aus einem Menschen oder aus einem fremden nachzubildenden Musterlande treibt und ernährt. Nur ein guter Preuße, Bayer, Österreicher usw. wird auch ein guter Deutscher im höchsten

Sinne des Wortes werden, jedes von diesen Völkern hat sein Gutes, aber sie gehören alle zum Heil des Ganzen, jedes mag seiner ruhmvollen Zeit wohlgedenken, aber nicht um damit gegenwärtige Schwäche zu decken, sondern daß jedes an seiner Stelle das Seine tue; wehe jedem, das nur klug ist, dem andern die Gefahr aufzuwälzen, wehe jedem, der klug gewesen und nichts getan hat, denn er hat seine Zeit verloren! Die Zeit wird aber vor allem mächtig auftreten, nicht umsonst wird so viel von der Zeit gesprochen, jede Tat bedarf nicht nur der rechten Stunde, sondern auch des rechten Augenblicks zu ihrer Geburt und darum steter Geistesgegenwart, diese Stunde zu ahnden, den Augenblick zu benutzen. Freiheit von Leiden und Freuden bedarf jetzt ein Held, der alle führen soll, ein Leben im Ganzen, eine Ergebenheit in den Tod. Das alles fordert diese Zeit, und diese letzte Ergebenheit ist mir allein von allem geworden, ich sterbe unberühmt, aber nicht unnütz, ich habe gelebt für das Ganze, bald lebe ich mit ihm. Gott vergißt keinen in seiner letzten Not, der das Vaterlandes Not nicht vergessen hat, – ich hätte dir noch viel zu sagen – lebe wohl, sterbe frei und willig, – ich rufe mit Gustav Adolf: Der allmächtige Gott wird nicht weniger leben, wenn ich sterbe!

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Reinhold Schneider / Sonett

Wenn ferner schon des Mittags schlimmer Brand
Und Weg und Wünsche gleiten sachte nieder,
Erscheinen uns der Toten Bilder wieder,
Als kehrten wir in wohlvertrautes Land.

Und wunderbar! So rührte keine Hand
Wie nun ihr Blick an die verweinten Lider,
So innig klang kein Wort im Herzen wider
Als ihr verwehtes, das uns wiederfand.

Und treulich schließen sie verborgne Kreise;
Die uns im Leben schützend aufgenommen,
Sie wirken uns mit neuer Kraft entgegen;

Zu lang entbehrte Freude rührt uns leise,
Gesichter schimmern, und die Schatten kommen,
Und Liebe führt uns heim auf dunklen Wegen.

Aus den ‚Sonetten'

*

Annette von Droste-Hülshoff / Bilder aus Westfalen

Wir haben schon früher von dem überaus friedlichen Eindrucke eines münsterischen Gehöftes gesprochen. In den Sommermonaten, wo das Vieh im Feld ist, vernimmst du keinen Laut außer dem Bellen des sich an seiner Kette abzappelnden Hofhundes und, wenn du dicht an der offenen Haustür herschreitest, dem leisen Zirpen der in den Mauernesseln aus- und einschlüpfenden Küchlein und dem gemessenen Pendelschwung der Uhr, mit dessen Gewichten ein paar junge Kätzchen spielen; – die im Garten jätenden Frauen sitzen so still gekauert, daß du sie nicht ahnst, wenn ein zufälliger Blick über den Hagen sie dir nicht verrät – die schönen schwermütigen Volksballaden, an denen diese Gegend überreich ist, hörst du etwa nur auf einer nächtlichen Wanderung durch das Schnurren der Spinnräder, wenn die blöden Mädchen sich vor jedem Ohre gesichert glauben. – Auch auf dem Felde kannst du im Gefühl der tiefsten Einsamkeit gelassen fortträumen, bis ein zufälliges Räuspern oder das Schnauben eines Pferdes dir verrät, daß der Schatten, in den du soeben trittst, von einem halbbeladenen Erntewagen geworfen wird und du mitten durch zwanzig Arbeiter geschritten bist, die sich weiter nicht wundern, daß der ‚nachdenkende Herr' ihr Hutabnehmen nicht beachtet hat, da er nach ihrer Meinung ‚andächtig' ist, das heißt, den Rosenkranz

aus dem Gedächtnisse hersagt. – Diese Ruhe und Eintönigkeit, die aus dem Innern hervorgehen, verbreiten sich auch über alle Lebensverhältnisse. – Die Toten werden mäßig betrauert, aber nie vergessen, und alten Leuten treten noch Tränen in die Augen, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern reden. An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten teil; Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander, und das Fürwort des Geachtetsten gibt in der Regel den Ausschlag – so kommt es, daß manches Ehepaar sich vor der Kopulation kaum einmal gesehen hat, und unter der französischen Regierung kam nicht selten der lächerliche Fall vor, daß Sponsen, die meilenweit hergetrabt waren, um für ihre Bräute die nötigen Scheine bei der Behörde zu lösen, weder Vor- noch Zunamen derjenigen anzugeben wußten, die sie in der nächsten Woche zu heiraten gedachten, und sich höchlich wunderten, daß die Bezeichnung als Magd oder Nichte irgendeines angesehenen Gemeindegliedes nicht hinreichend gefunden wurde. – Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist als anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Kleinodes von Brautpaare bei, wo der Bräutigam unter achtundzwanzigen, die Braut unter zweiunddreißigen gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Verhandlung ist jedoch selbst der Glänzendste hier seines Erfolges nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet, und jetzt beginnt die Aufgabe des Freiers. Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Gesuchten, und zwar jedesmal unter dem Vorwande, seine Pfeife anzuzünden – die Hausfrau setzt ihm einen Stuhl und schürt schweigend die Glut auf, dann knüpft sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten usw. und nimmt unterdessen eine Pfanne vom Gesimse, die sie sorgfältig scheuert und über die Kohlen hängt. Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. – Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Pfannkuchen, so zieht er seine dicke silberne Uhr hervor und behauptet, sich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckschnitzel und Eier in die Pfanne gelegt, so rückt er kühnlich mit seinem Antrage heraus,

die jungen Leute wechseln die ‚Treue‘, nämlich ein Paar alter Schaumünzen, und der Handel ist geschlossen.
Einige Tage vor der Hochzeit macht der Gastbitter mit ellenlangem Spruche seine Runde, oft meilenweit, da hier, wie bei den Schotten, das verwandte Blut bis in das entfernteste Glied und bis zum Ärmsten hinab geachtet wird. – Nächst diesem dürfen vor allem die sogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegistern, aus den Zeiten einer noch viel sparsameren Bevölkerung, als ‚Nachbarn‘ verzeichnet stehen und, gleich Prinzen von Geblüt vor den näheren Seitenverbindungen, so auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den vielleicht erst seit ein paar hundert Jahren Näherwohnenden wahren. – Am Tage vor der Hochzeit findet der ‚Gabenabend‘ statt – eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die schwerste Zeit wegzuhelfen. Abends, wenn es bereits stark dämmert, tritt eine Magd nach der anderen ins Haus, setzt mit den Worten: ‚Gruß von unserer Frau‘ einen mit weißem Tuch verdeckten Korb auf den Tisch und entfernt sich sofort; dieser enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken – je nach den Kräften eines jeden –, und die Geschenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt ist, so reichlich aus, daß dieses um den nächsten Wintervorrat nicht sorgen darf. – Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höflichkeit des Herzens verbietet die Überbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, schickt ein fremdes Kind. – Am Hochzeitsmorgen, etwa um acht, besteigt die Braut den mit einer weißen, goldflinkernden Fahne geschmückten Wagen, der ihre Aussteuer enthält; – sie sitzt allein zwischen ihren Schätzen, im besten Staate, aber ohne besonderes Abzeichen, und weint aufs jämmerlichste; auch die auf dem folgenden Wagen gruppierten Brautjungfern und Nachbarinnen beobachten eine ernste, verschämte Haltung, während die auf dicken Ackergäulen nebenher trabenden Bursche durch Hutschwenken und hier und dort ein schwerfälliges Juchhei ihre Lustigkeit auszudrücken suchen und zuweilen eine alte blindgeladene Flinte knallen lassen. – Erst vor der Pfarrkirche findet sich der

Bräutigam mit seinem Gefolge ein, besteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, sondern trabt als einziger Fußgänger nebenher bis zur Tür seines Hauses, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen und mit einem ‚Gott segne deinen Ein- und Ausgang' feierlich über die Schwelle geleitet wird. – Lebt die Mutter nicht mehr, so vertritt der Pfarrer ihre Stelle oder, wenn er zufällig gegenwärtig ist, der Gutsherr, was für eine sehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen den ungestörten Genuß des Hofes sichert, nach dem Spruche: ‚Wen die Herrschaft einleitet, den leitet sie nicht wieder heraus.' Während dieser Zeremonie schlüpft der Bräutigam in seine Kammer und erscheint alsbald in Kamisol, Zipfelmütze und Küchenschürze. In diesem Aufzuge muß er an seinem Ehrentage den Gästen aufwarten, nimmt auch keinen Teil am Hochzeitsmahle, sondern steht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerseits keinen Finger rührt und sich wie eine Prinzessin bedienen läßt. – Nach Tische beginnen auf der Tenne die althergebrachten Tänze: ‚Der halbe Mond', ‚Der Schustertanz', ‚Hinten im Garten', manche mit den anmutigsten Verschlingungen. – Das Orchester besteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt oder Pferdeknecht aus dem Stegreif streicht. – Ist das Publikum sehr musikliebend, so kommen noch wohl ein paar Topfdeckel hinzu und eine Kornschwinge, die abwechselnd von den Gästen mit einem Spane aus Leibeskräften wider den Strich gekratzt wird. – Nimmt man hiezu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erschrocken an seinen Ständen stampft, so wird man zugeben, daß die unerschütterliche Gravität der Tänzer mindestens nicht dem Mangel an aufregendem Geräusche zuzuschreiben ist. Hier und dort läßt wohl ein Bursche ein Juchhei los, was aber so einsam klingt wie ein Eulenschrei in einer Sturmnacht. – Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber siedender Kaffee ‚zur Abkühlung' in ganzen Strömen, und mindestens sieben blanke Zinnkessel sind in steter Bewegung. – Zwischen dem Tanzen verschwindet die Braut von Zeit zu Zeit und kehrt allemal in einem anderen Anzuge zurück,

so viel ihr deren zu Gebote stehen, vom Traustaate an bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke übereinander hervorbringen können. Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren Bänken erheben und miteinander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, in raschem Durcheinanderwimmeln immer eine vierfache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilts den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. – Sowie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu dringen, die Junggesellen durch vorgeschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Kniee werden zu Hilfe genommen, die Bursche glühen wie Öfen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre Beute gepackt; plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander, und alles strömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letzten Mal umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchentum geschieden wird – ein Ehrendienst, welcher den (sogenannten) Nachbarinnen zusteht, dem sich aber jede anwesende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgendeine kleine Dienstleistung, Darreichung einer Nadel oder eines Bandes, anschließt. Dann erscheint die Braut noch einmal in reinlicher Hauskleidung und Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brunhildis, greift aber dennoch nach ihres Mannes bereit liegendem Hute und setzt ihn auf; die Frauen tun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr selbst ehrerbietig reicht, und eine stattliche

Frauenmenuett beschließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Ehestandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß sie am Hochzeitstage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gästen, bevor sie sich zerstreuen, eine seltsame Aufgabe: der Bräutigam ist nämlich während der Menuett unsichtbar geworden, – er hat sich versteckt, offenbar aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu suchen; man schaut in und unter die Betten, raschelt im Stroh und Heu umher, durchstöbert sogar den Garten, bis endlich jemand in einem Winkel voll alten Gerümpels den Quast seiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenschürze entdeckt, wo er dann sofort gefaßt und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anstand als seine schöne Hälfte der Brautkammer zugeschleppt wird.

Bei Begräbnissen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters seinen Bienen angesagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfrist alle Stöcke abzehren und verziehen sollen, weshalb, sobald der Verscheidende den letzten Odemzug getan, sofort der Gefaßteste unter den Anwesenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich spricht: ‚Einen Gruß von der Frau, der Herr ist tot', worauf die Bienen sich christlich in ihr Leid finden und ihren Geschäften nach wie vor obliegen. Die Leichenwacht, die in Stille und Gebet abgehalten wird, ist eine Pflicht jener entfernten Nachbarn, so wie das Leichenmahl ihr Recht, und sie sorgen mit dafür, daß der Tote ein feines Hemd erhält, recht viele schwarze Schleifen und einen recht flimmernden Kranz und Strauß von Spiegeln, Rauschgold und künstlichen Blumen, da er unfehlbar am Jüngsten Tage in demselben Aufzuge erscheinen wird, wo sie dann Lob und Tadel mit den Hinterlassenen zu teilen haben.

Der Münsterländer ist überhaupt sehr abergläubisch, sein Aberglaube aber so harmlos wie er selber. Von Zauberkünsten weiß er nichts, von Hexen und bösen Geistern wenig, obwohl er sich sehr vor dem Teufel fürchtet, jedoch meint, daß dieser wenig Veranlassung finde, im Münsterlande umzugehen. Die häufigen Gespenster in Moor, Heide und Wald sind arme Seelen aus dem Fegefeuer, deren täglich in vielen tausend Rosenkrän-

zen gedacht wird, und ohne Zweifel mit Nutzen, da man zu bemerken glaubt, daß die ‚Sonntagsspinnerin‘ ihre blutigen Arme immer seltener aus dem Gebüsche streckt, der ‚diebische Torfgräber‘ nicht halb so kläglich mehr im Moore ächzt und vollends der ‚kopflose Geiger‘ seinen Sitz auf dem Waldstege gänzlich verlassen zu haben scheint. Von den ebenfalls häufigen Hausgeistern in Schlössern und großen Bauernhöfen denkt man etwas unklar, aber auch nicht schlimm, und glaubt, daß mit ihrem völligen Verschwinden die Familie des Besitzers aussterben oder verarmen werde. Diese besitzen weder die häuslichen Geschicklichkeiten noch die Tücke anderer Kobolde, sondern sind einsamer, träumerischer Natur, schreiten, wenn es dämmert, wie in tiefen Gedanken langsam und schweigend an irgendeiner verspäteten Milchmagd oder einem Kinde vorüber und sind ohne Zweifel echte Münsterländer, da man kein Beispiel hat, daß sie jemand beschädigt oder absichtlich erschreckt hätten. Man unterscheidet sie in ‚Timphüte‘ und ‚Langhüte‘. Die ersteren kleine runzlige Männchen, in altmodischer Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigem Hütchen; die anderen übernatürlich lang und hager, mit langem Schlapphut, aber beide gleich wohlwollend, nur daß der Timphut bestimmten Segen bringt, der Langhut dagegen nur Unglück zu verhüten sucht. Zuweilen halten sie nur in den Umgebungen, den Alleen des Schlosses, dem Wald- und Wiesengrunde des Hofes ihre philosophischen Spaziergänge; gewöhnlich haben sie jedoch außerdem einen Speicher oder eine wüste Bodenkammer inne, wo man sie zuweilen nachts auf und ab gehen oder einen knarrenden Haspel langsam umdrehen hört. Bei Feuersbrünsten hat man den Hausgeist schon ernsthaft aus den Flammen schreiten und einen Feldweg einschlagen sehen, um nie wiederzukehren, und es war dann hundert gegen eins zu wetten, daß die Familie bei dem Neubau in einige Verlegenheit und Schulden geraten werde.

Größere Aufmerksamkeit als dieses verdient das sogenannte ‚Vorgesicht‘, ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichen Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem Second sight der Hochschotten ähnlich und hier so gewöhnlich, daß, obwohl



Tilman Riemenschneider: Engel der Verkündigung

die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich davon freisprechen dürfte. – Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Überspannung. – Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht und von fieberischer Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum jemand widersteht, obwohl jeder weiß, daß das Übel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe gesteigert wird; wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählich abnehmen und endlich gänzlich verschwinden läßt. – Der Vorschauer sieht Leichenzüge – lange Heereskolonnen und Kämpfe – er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Fleck wirklich gesprochen werden. – Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen, zum Beispiel einen Erntewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hofe umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungeborenen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen; die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt und in eine jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt usw. – Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von ‚silbernen Reitern' sprach, mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen ‚ein langer, schwarzer Pferdeschweif' flatterte, sowie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, das auf ‚Pferden wie Katzen' (ein üblicher Ausdruck für kleine knollige Rosse) über Hecken und Zäune fliege, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran. – Ein längst verstorbener Gutsbesitzer hat viele

dieser Gesichte verzeichnet, und es ist höchst anziehend, sie mit manchem späteren entsprechenden Begebnisse zu vergleichen. Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte ‚hört' – er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse und den gleichförmigen Tritt der marschierenden Kolonnen. – Er hört das Geschrei der Verunglückten und an Tür oder Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hilfe auffordern wird. – Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahnt nichts, während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen und der Hund, jämmerlich heulend, mit eingeklemmtem Schweife seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. – Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den anderen die nächtliche Schau halten muß. – Wir sagen dies fast ungern, da dieser Zusatz einem unleugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. – Wir haben den Münsterländer früher furchtsam genannt; dennoch erträgt er den eben berührten Verkehr mit der übersinnlichen Welt mit vieler Ruhe, wie überall seine Furchtsamkeit sich nicht auf passive Zustände erstreckt. – Gänzlich abgeneigt, sich ungesetzlichen Handlungen anzuschließen, kommt ihm doch an Mut, ja Hartnäckigkeit des Duldens für das, was ihm recht scheint, keiner gleich, und ein geistreicher Mann verglich dieses Volk einmal mit den Hindus, die, als man ihnen ihre religiösen und bürgerlichen Rechte schmälern wollte, sich zu vielen Tausenden versammelten und, auf den Grund gehockt, mit verhüllten Häuptern standhaft den Hungertod erwarteten. – Dieser Vergleich hat sich mitunter als sehr treffend erwiesen.

Unter der französischen Regierung, wo Eltern und, nachdem diese ausgeplündert waren, auch Geschwister mit ihren Habseligkeiten für diejenigen einstehen mußten, die sich der Militärpflicht entzogen hatten, haben sich zuweilen alle Zweige eines Stammes, ohne Rücksicht auf ihre unmündigen Kinder, zuerst bis zum letzten Heller exequieren und dann bis aufs Hemd aus-

pfänden lassen, ohne daß es einem eingefallen wäre, dem Versteckten nur mit einem Worte den Wunsch zu äußern, daß er aus seinem Bretterverschlage oder Heuschober hervorkriechen möge, und so verhaßt, ja entsetzlich jedem damals der Kriegsdienst war, dem manche sogar durch freiwillige Verstümmelung, zum Beispiel Abhacken eines Fingers, zu entgehen suchten, so häufig trat doch der Fall ein, daß ein Bruder sich für den anderen stellte, wenn er dachte, dieser werde den Strapazen erliegen, er aber möge noch mit dem Leben davonkommen. – Kurz, der Münsterländer besitzt den Mut der Liebe und einer unter dem Schein des Phlegmas versteckten schwärmerischen Religiosität, so wie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe abgeht, und der Fremde verläßt mit Teilnahme ein Volk, was ihn zwar vielleicht mitunter langweilte, dessen häusliche Tugenden ihm aber immer Achtung einflößen und zuweilen ihn tief gerührt haben. – Müssen wir noch hinzufügen, daß alles bisher Gesagte nur das Landvolk angeht? – ich glaube, nein; Städter sind sich ja überall gleich, Kleinstädter wie Großstädter. – Oder, daß alle diese Zustände am Verlöschen sind und nach vierzig Jahren vielleicht wenig mehr davon anzutreffen sein möchte? – Auch leider nein, es geht ja überall so!

Aus Annette von Droste-Hülshoffs Sämtlichen Werken

*

Rainer Maria Rilke / Drei Gedichte

Da dich das geflügelte Entzücken
über manchen frühen Abgrund trug,
baue jetzt der unerhörten Brücken
kühn berechenbaren Bug.

Wunder ist nicht nur im unerklärten
Überstehen der Gefahr;
erst in einer klaren reingewährten
Leistung wird das Wunder wunderbar.

Mitzuwirken ist nicht Überhebung
an dem unbeschreiblichen Bezug,
immer inniger wird die Verwebung,
nur Getragensein ist nicht genug.

Deine ausgeübten Kräfte spanne,
bis sie reichen, zwischen zwein
Widersprüchen .˙. Denn im Manne
will der Gott beraten sein.

Die Frucht

Das stieg zu ihr aus Erde, stieg und stieg,
und war verschwiegen in dem stillen Stamme
und wurde in der klaren Blüte Flamme,
bis es sich wiederum verschwieg.

Und fruchtete durch eines Sommers Länge
in dem bei Nacht und Tag bemühten Baum,
und kannte sich als kommendes Gedränge
wider den teilnahmsvollen Raum.

Und wenn es jetzt im rundenden Ovale
mit seiner vollgewordnen Ruhe prunkt,
stürzt es, verzichtend, innen in der Schale
zurück in seinen Mittelpunkt.

Stimme eines Armen

An der Hand des Engels

Mitte im Gerichte,
Vater, ich verzichte:
Was ich seh, erreicht
nicht, was ich immer wußte:
die rauschende Herrlichkeit
aller meiner Verluste.

Weißt du denn, wie weit
meine Gefühle waren,
wenn ich in deinen klaren
irdischen Nächten stumm
saß vor dem Nachtasyle?
Hunde gingen herum
um meine großen Gefühle.
Meines Herzens Vermögen
nahm unendlich zu
unter den Brückenbögen.
Und der Schnee im Schuh,
er zerging mir lind,
wie die Tränen zergehen
einem getrösteten Kind.

Aus Rainer Maria Rilkes Ausgewählten Werken

*

Jean Paul / Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch

Wunderbarer Tag! Hell ziehen schon die schimmernden Schweizergebirge mit ihren Tiefen und Zinnen vor mir heran und schütten den Rhein weg; aber hinter mir wachsen eilig die Gewitterwolken in den Himmel herauf und schweigen grimmig; die Lüfte gehen immer langsamer und bewegen mich kaum.
Jetzt regt sich nichts mehr. Vor welcher Welt schweb ich still! Vor mir donnert der Rhein, hinter mir das Wetter – die Stadt Gottes mit unzähligen glänzenden Türmen liegt vor mir – tief in der Ferne stehen auf ewigen Tempeln weiße helle Götterbilder, und der hohe König der Götter, der Montblanc, und der auf die tiefe Erde herabgeworfene Rhein steigt als ein weißer Riesengeist wieder auf und hat den himmlischen Regenbogen um und schwebt silbern und leicht.
Was ist das? Kommt mein Schicksal? – Scharrt der schwarze Hahn? – Ich wollte mich jetzt tiefer senken vor die herrliche, auf der alten ruhende neue Welt; aber ich konnte nicht; die Verbindung zwischen den Lufthähnen ist durch das schnelle Auf-

reißen in der Schlacht zertrennt; ich kann mich bloß, wenn ich nicht durch Windstöße eine Alpe erreiche, eh mich das Gewitter ergreift, durch das Aufschlitzen der Kugel erretten.
Jetzt trägt mich ein Windstoß ganz nahe vor die göttliche Glanzwelt. Aber schon arbeiten die Wolken lauter als der Strom, die schwarze Wolkenschlange hinter mir ringelt sich auseinander und zischt und schillert schon neben mir im Osten. – Der Sonnenwagen geht schon tief im Erdenstaube. Wie fliegen die Goldadler der Flammen überall, um die Sonne, um die Eiskuppeln, um den zerknirschten Rhein und um die geistige Wolke, und ruhen mit aufgeschlagenen Flügeln an grünen Alpen aus. – Ich glaube, ich soll heute sterben, das große Gewitter wird mich fassen. So sterb ich gern, Verhüllter über mir; vor dem Angesicht der Berge und der Sonne und des gewölbten Blaues weicht gern mein Geist aus der einklemmenden Hütte und fliegt in den weiten, freien Tempel. Ich drücke die sonnenrote Stunde und die gebirgige Welt noch tief ins brausende Herz, und dann zerbrech es, woran es will.
O wie schön! Jn Morgen rauschen Donner und Fluten, und auf ihnen hängt statt des Regenbogens ein großes, stilles Farbenrad, ein flammiger Ring der Ewigkeit aus Juwelen. – Die warme, sanfte Sonne glimmt nicht weit von den Gewitterzakken. – Noch sonnen die goldgrünen Alpen ihre Brust, und herrlich arbeiten die Lichter und die Nächte in den aufeinander geworfnen Welten der Schweiz durcheinander; Städte sind unter Wolken, Gletscher voll Glut, Abgründe voll Dampf, Wälder finster, und Blitze, Abendstrahlen, Schnee, Tropfen, Wolken, Regenbogen bewohnen zugleich den unendlichen Kreis.
Jetzt gähnet ein Wolkenrachen vor der Sonne; noch seh ich einen Sennenhirten mit dem Alphorn, dessen Töne nicht herüberreichen, am purpurnen Abhang unter weißen Rindern, und ein Hirtenknabe trinkt an seiner Ziege den Abendtrank. – Wie lebt ihr still im Sturme des Seins! – O die schwarze Wolke frisset an der Sonne! – Das erhabne Land wird ein Kirchhof von Riesengräbern, und nur die weißen, hohen Epitaphien der Gletscher glänzen noch durch. – –
Ich bin geschieden von der Welt – die unendliche Wetterwolke

überdeckt die Schweiz und alles – unter dem schwarzen Leichentuch regnet es laut unten auf der Erde – es blitzt lange nicht und zögert fürchterlich. – Sterne quellen oben heraus, und mir ist, als schwämmen ihre matten Spiegelbilder als silberne Flocken auf dem düstern Grund. – Ha! der Wind kehret um und treibt mich mitten über die stumme, gefüllte Mine, deren Lunte schon glimmt. Wie düster! Ach, unter der Wolke werden noch Bergspitzen in sanftem goldnen Abendscheine stehen.
Kein Blitz, nur Schwüle! – Aber ich merke, die Wolke zieht mich zu sich. Ach! jetzt wölbt sich auf einmal zusehends ein zweites Gewitter über mir; beide schlagen dann gegeneinander, und eines greift mich, jetzt versteh ichs. –
Bis auf die letzte Schlagminute schreib ich, vielleicht wird mein Tagebuch nicht zerschmettert.
Nun geraten schon die Enden der Gewitter aneinander und schlagen sich. – Wie höllenschwül! – Oho! jetzt riß es meinen Charonskahn in den brauenden Qualm hinab! – Ich sehe nicht mehr. – Was ist das Leben – die feigen hockenden Menschen drunten singen jetzt gewiß zu Gott, und die Erbärmlichen werden gewiß jeden vermahnen bei meinem Leichnam. – Wie es hinauf und hinab schlägt. – In Wörlitz war mein letzter Tag, das ahnte ich ja – Himmel! der heutige Traum hat ja mich und mein Ende klar geträumt; er soll auch ganz wahr werden, und ich will jetzt mit meinem Posthörnchen wütig ins Wetter blasen, wie ihr Mozart drunten im Don Juan, und den Heuchlern auf dem Boden den Anbruch des Jüngsten Tages weismachen – –

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Gebrüder Grimm / Das Hirtenbüblein

Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Ant-

wort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen." Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" Der König sagte: „Die erste lautet, wieviel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?" Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wieviel Tropfen im Meer sind." Sprach der König: „Die andere Frage lautet, wieviel Sterne stehen am Himmel?" Das Hirtenbüblein sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier", und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viele Sterne stehen am Himmel als hier Punkte auf dem Papier, zählt sie nur." Aber niemand war dazu imstand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet, wieviel Sekunden hat die Ewigkeit?" Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei."
Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind."

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Ernest Claes / Der alte Pover

Der alte Pover steht vor der Tür seines Gartenhäuschens. Er hat wieder seine Gartenschürze umgetan, die so lange Jahre feiern mußte, die lederne Tasche mit den Nägeln und der Gartenschere hängt ihm auf der linken Hüfte, er hat einen Weidenbüschel in der Hand. Und so steht Pover da, schweigend blickt

er vor sich hin und denkt anscheinend an Dinge, mit denen er nicht fertig werden kann. Er wendet sich ein paarmal um nach der Tür, um Zelia etwas zu sagen, bedenkt aber noch rechtzeitig, daß er schon so oft dasselbe gesagt oder gefragt hat. Und als er dann doch einen Schritt auf das Haus zugeht und beginnt: „Zelia ...", da erinnert er sich wieder, daß Zelia nicht da ist, daß er sie fortgehen sah, um für die Ziegen Gras zu schneiden am Rand des Grabens. So schüttelt Pover seinen grauen Kopf, murmelt ein unverständliches Wort und weiß sich nicht zu helfen.

Seit einigen Wochen lebt der alte Pover in einem Glück, das er sich für seine alten Tage nicht mehr zu erhoffen wagte, so daß sein Gesicht ganz verjüngt aussieht und in seinen guten Augen ein Glanz liegt, daß er mit einem Male viel straffer und rüstiger erscheint. Nein, das hätte Pover sich doch niemals träumen lassen, daß er auf seine alten Tage das frühere Leben noch auf den Wasing wiederkehren sähe! Er hatte sich allmählich damit abgefunden, daß es aus sei mit den Herren van Berckelaer, daß Herr Lutz van Berckelaer – sein kleiner Lutz von früher! – nach seines Vaters Tode wohl in der Stadt bleiben und das Wasinghaus samt Garten und allem dann auch Peter Coene gehören würde. Pover hatte sich wehmütig an diesen Gedanken gewöhnt und wartete in seinem Gartenhäuschen geduldig, bis der Tod ihn holen würde. Jeden Tag ging er die Wege des verwilderten Gartens auf und ab, blieb hier einen Augenblick stehen, zupfte dort ein Zweiglein ab, und dann murmelte er laut unverständliche Worte. Es wurde Pover mit der Zeit auch gleichgültig, was aus dem Garten würde, den er so lange Jahre gepflegt hatte.

Und dann war an jenem Märzmorgen Herr Lutz in das Gartenhaus gekommen, als Pover gerade im Begriff stand, seinen Gang durch den Garten anzutreten. Herr Lutz hatte ihm freundlich guten Tag gewünscht und die Hand geschüttelt.

„Pover," hatte Herr Lutz lachend gefragt, „weißt du noch, damals, als ich dir im Garten helfen durfte?"

„Oh, ob ich das noch weiß, Herr Lutz!" hatte Pover geantwortet, und seine Augen hatten geleuchtet bei der schönen Erinnerung, „ob ich das noch weiß! Ich könnte Ihnen noch alle Blumen

zeigen, die ich für Sie gepflanzt habe, als Sie erst so groß waren." Und Pover hielt seine Hand in der Höhe der Tischplatte.
„Aber du hast mich auch oft wilde Schößlinge und tote Sträucher pflanzen lassen, Pover, weißt du das noch?" Und Herr Lutz lachte dabei so herzlich und klopfte Pover so vertraulich und liebevoll auf die Schulter, daß der alte Mann in tiefster Seele gerührt war. Vor seinem inneren Auge stiegen die Bilder aus vergangenen Jahren auf, und mit einem Male sagte er, was er damals so oft gesagt hatte: „Ei, ei, mein kleiner Lutz!" Zelia wurde ein wenig verlegen über diese Vertraulichkeit, aber Herr van Berckelaer lachte im Gegenteil noch herzlicher.
„Und jetzt will ich dir einmal etwas sagen, Pover," meinte er, während er auf dem Stuhl am Tische Platz nahm, „wir werden im Frühjahr wieder auf den Wasing ziehen, für immer."
Da war Pover so erstaunt gewesen, daß er eine Weile regungslos vor sich hingeblickt und nichts zu sagen gewußt hatte. Dann fragte er mit unsicherer Stimme, als glaube er nicht ganz richtig verstanden zu haben: „Sie wollen auf dem Wasing wohnen, Herr Lutz? Ist das gewißlich wahr? ... Bleiben Sie denn nicht in der Stadt?"
Pover hatte wohl schon gehört, daß die junge Frau van Berckelaer, die mit Herrn Lutz einmal das Landhaus noch vor ihrer Hochzeit besucht hatte, reich wäre, und er hatte deshalb im stillen gehofft, daß er für den Rest seiner Tage in seinem Gartenhäuschen bleiben könnte. Nach dem, was er erfahren hatte, war es ihm auch als ziemlich sicher erschienen, daß das junge Paar sein Heim in der Stadt aufschlagen würde. Und jetzt mußte er mit einmal hören, daß Herr Lutz für immer ... nein, das konnte Pover nicht glauben! Und Zelia blickte ebenso ungläubig in das Herdfeuer.
Dann begann Lutz zu erzählen: Die junge Frau van Berckelaer wolle im Wasinghaus leben, er selbst brauche nur an einigen Tagen der Woche in der Stadt zu sein, und bald würden die Arbeiter kommen, um alles herzurichten, zu streichen und auszubessern. Pover hörte, die Hände flach auf den Knieen, zu, fast genau so, wie er am Sonntag der Predigt des Pfarrers zu lauschen pflegte. Und je mehr Herr Lutz erzählt hatte, desto

mehr war Pover davon überzeugt worden, daß die gute alte Zeit doch noch einmal wiederkommen würde.
Da war in Povers Herz ein so unsagbares Glück geströmt, daß er einen Augenblick nicht wußte, wie er sich verhalten, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Er hatte zitternd sein schwarzes Pfeifchen gestopft, und seine Finger bebten so heftig, daß er das Streichholz nicht genau über den Tabak halten konnte. Fast unwillig sagte er zu Zelia: „Mein Tabak ist wieder viel zu feucht!“ Er wäre am liebsten sogleich aufgestanden und durch den Garten gegangen.
„In einigen Wochen sind wir also wieder im alten Haus, Pover ... und ... du sorgst für den Garten, nicht wahr?“ Da mußte Pover wahrhaftig gewaltsam an sich halten, um Herrn Lutz – seinen kleinen Lutz – nicht an sein Herz zu drücken. Er legte sein Pfeifchen auf die Fensterbank zurück, spielte mit den Fingern am Tischrand, und ihm war zumute, als wollte ein Schluchzen aus seiner Kehle brechen. Warum war Zelia nun auch gerade hinausgegangen, so daß er nichts zu ihr sagen konnte?
„Ja, gewiß, Herr Lutz, gewiß, e ... ich werde ...“
„Und nimm dir nur einen Knecht, Pover, wenn es nötig sein sollte, und ich helfe dir später natürlich auch, wie früher, aber diesmal läßt du mich nicht wieder wilde Schößlinge pflanzen, nicht wahr, Pover?“
Lachend hatte er ihm noch einmal die Hand gedrückt und war gegangen, die Tür hinter sich zuziehend, ohne daß der alte Mann daran gedacht hätte, ihn bis an die Straße zu geleiten. Ja, Pover vergaß in diesem Augenblick alles! Er stand ganz verstört neben dem Tisch und blinzelte, sah die Wände der Stube an, eine nach der andern, ob sich nicht etwas Wunderbares im Haus ereignet hätte, dann den Stuhl, auf dem soeben der Herr van Berckelaer gesessen hatte. Aber als er Zelia mit den Eimern klappern hörte und diese mit einem zufriedenen „Wer hätte das gedacht, nicht wahr, Vater?“ hereinkam und durch die Stube ging, wurde alles wieder sonnenklar und wirklich. Pover erwiderte nichts. Er ging plötzlich auf den braunen Kleiderschrank zu und begann in der Ecke zwischen Wand und Schrank etwas

unter der alten Werktagskleidung zu suchen, die dort an ein paar Nägeln hing.
„Suchst du etwas, Vater?" fragte Zelia verwundert.
„Allerdings," antwortete er, in einem Ton, der unzufrieden klingen sollte, um seine Freude zu verbergen, „ja, wo hast du denn meine Gartenschürze wieder hingehängt?"
„Deine Gartenschürze? Jessesmaria!" Zelia machte große Augen. Tat ihr Vater nicht gerade, als hätte er diese Gartenschürze dort vor einer Stunde hingehängt, wo er sie doch seit Jahren nicht mehr gebraucht hatte? „Deine Gartenschürze?!"
„Nun ja, meine Gartenschürze!" Jetzt klang Povers Stimme fast böse. „Was sonst als meine Gartenschürze! Oder glaubst du am Ende, ich wollte den Garten so liegen lassen, wie er jetzt daliegt, wenn in einem Monat der Herr Lutz mit der jungen Frau hier ankommt? Glaubst du das etwa?"
Ja, da war in seiner Stimme ein so drollig-böser Klang. Das war Povers Art, seine Zufriedenheit zu äußern. Eine kindliche Freude erfüllte ihn, und er wäre verlegen geworden vor Zelia, wenn er dieser Freude nicht durch eine scheinbare Brummigkeit hätte Luft machen dürfen. Und das wußte Zelia sehr gut.
„Du hast natürlich nicht gehört, wie Herr Lutz sagte, der Garten müßte in Ordnung sein, Zelia, und da gibt es eine Menge zu tun, zu beschneiden und zu verpflanzen, und es wird allmählich höchste Zeit..."
Zelia sah den Vater an. Schon lange hatte der alte Mann nicht mehr so munter gesprochen, sich so für etwas begeistert. Und sie erriet in ihrem schlichten Sinn, daß ihr Vater in all den stillen Jahren, die er, in sich gekehrt, mit ihr in dem Gartenhäuschen verbracht hatte, auf einen Tag wie diesen gehofft haben mußte. Sie ging sogleich in ihre Kammer, um die blaue, sorgsam gebügelte Gartenschürze zu holen, und Pover machte die Bänder los, warf sich das eine über die Schultern und band das andere auf seinem Rücken fest. Das konnte er noch gut. Das Blau war ein wenig verschossen, vorn war ein großer Flicken zu sehen, und die Falten waren vom langen Liegen so fest geworden, daß die Schürze in steifen Vierecken an ihm herabhing.

Und ohne noch etwas zu sagen, als begäbe er sich an seine gewohnte alltägliche Arbeit, ohne einen Blick auf Zelia, die ihn ansah, als hätte sie den Vater noch niemals in dieser Schürze gesehen, ging Pover in den Verschlag neben der Stube, wo alle Gartengeräte von früher beisammen standen. Er nahm seine Ledertasche vom Haken, in der die Hippe und die Gartenschere, das Okuliermesser und die Baumsäge nebst einem Knäuel Bindfaden staken, und hing sie über die Schulter.

Aus dem Roman ‚Donkelhof und Wasinghaus'

*

Konrad Weiß / Gedichte

Wanderer im Herbst

Aus rauchenden Bächen lichtverklärt,
zitternd von Tau,
aufgetan zu unendlicher Schau,
opfert die Erde, was ihr beschert.

Willig und heiter zugewandt
dem lebendigen Spiel,
läßt der Wanderer ab vom Ziel,
still im Herzen, bevor er ahnt:

er bleibt, je weiter die Ernte zehrt,
zuletzt allein
zwischen Himmel und Erde im offenen Schrein,
ehe das Land zur Ruhe kehrt.

Schwarze Erde hebt empor,
was in Säften stärker fror,
vor Gräsern rauh und Halmen steif
nieder fiel im ersten Reif.

Wehend was dem Himmel gleicht,
wird im Boden wurzelleicht,
schirmt seinen Ort und dauert dann,
fallend löst es seinen Bann.

Der in Säften stärker friert,
je mehr die Erde ihn gebiert,
der aus der Grube spät bereit
neigt über in verlorne Zeit,

der mit offnen Augen irrt,
wie der Wuchs zur Erde wird,
welk und gebrochen hingestreckt,
blind beperlt die Grube deckt,

ehe ihm das Haupt sich neigt,
größer sich die Erde zeigt,
bis Ahnung aus der Bläue nickt,
weiter als das Auge blickt.

Mitten im Baum
zittert ein einziges Blatt;
seliger Raum,
daß meine Seele nicht Stätte hat!

Wohin sie eilt,
findet sie sich am Ziel,
wo sie verweilt,
ist ihr weilender Hauch zuviel.

Bittere Lust
kommt erst wie leise Luft heran,
flieht durch die Brust,
daß ich die Erde nicht lassen kann.

*

Durchs Fenster

Der Gärtner trägt eilends
ein Bäumlein mit Wurzeln,
mit Wucht kommt der Regen.

Tauch unter, schau über,
wie die Knospen sich fangen;
er scheidet im Zorne.

Aus Perlen schon selten
durch glänzende Äste
nachblickt ihm die Sonne.

Wo steht nun das Bäumelein?
Blank Himmel und Erde,
nur Tropfen im Fenster.

Aus dem ‚Sinnreich der Erde'

*

Ernst Moritz Arndt / Versuch in vergleichender Völkergeschichte

Lobe ich das nordische Volk und sein Leben zu sehr? Was Lob! Es ist eben ein Glück, eine schönste Gabe Gottes, welche Gott dem germanischen Menschen überhaupt verliehen hat, dieses geistig auflodernde, auffliegende, in alle Natur und alles Leben überfließende Gemüt, wo Gefühl, Gedanke, Verständnis in eins zusammenrinnen. Es ist ja nicht allein des Dänen und Schweden, es ist auch unser Erbe; nur daß es hier im Norden heller herausklingt und heraussprudelt und wonnevoller und entzückter erscheint, wohl auch wegen der großen Gegensätze der Naturdinge und der Jahreszeiten und des überraschenden und plötzlichen Wechsels, der hier mehr erscheint als weiter im Süden und eben durch seine Plötzlichkeit die Menschen mächtiger ergreift und fortreißt, auch wohl der vielen wunderbaren

Luftspiegelungen und Lichterscheinungen wegen, welche der Norden zeigt und wovon schon zu Tacitus' Ohren die Sage geklungen war.

Dieser ruhige feste Norden, dieser freundliche, gastliche, ehrenfeste Mensch hat seine gewaltigen Zeiten gehabt, deren Klänge zugleich erschreckend und bezaubernd noch zu uns herunter tönen. Wo ist der Normann nicht gesungen und geklungen, der unbezwingliche Riese mit dem gewaltigen Schwert und der kurzen Streitaxt, der vom 8. bis 10. Jahrhundert das Schrecken der Völker war? und die Schweden der Gustave und der Wittelsbachischen Karle? Doch auch über sie und ihre Taten hat die Stille, nicht die Vergessenheit ihre Flügel gesenkt; die Nordischen haben endlich durch eigene Schuld, indem Skandinavien durch inneren Neid und Haß sich gegenseitig zerrissen, die Moskowiten groß gemacht und vor ihnen, die sie weiland verachteten, zittern lernen und ihre reichsten, schönsten Lande an der östlichen Ostsee an sie verlieren müssen. Jetzt seit dem jüngsten Menschenalter beginnen sie wieder mit Sehnsucht und Reue der alten Zeiten des Ruhms und der Macht zu gedenken und mit Besonnenheit auf ihre Zustände und auf die Zustände der Welt zu blicken. Nicht bloß, daß die Völker, um mit den Franzosen zu reden, im Aufmarsch stehen und im Vorschreiten sind, sondern der Norden hat sich seit dem letzten halben Jahrhundert an Menschenkraft und Menschenmenge außerordentlich gestärkt und erinnert sich mit stiller Würde wieder seiner alten glorreichen Degentage. Diesen Gedanken hat er freilich nie ganz verloren gehabt; es ist unglaublich, welch ein stiller Stolz, ein von den frühesten Vätern überlieferter Stolz auf das Außerordentliche und Ungeheure der Vorzeit in der Brust jedes Bauern in Norwegen und Schweden lebt. Es ist ein solches Gedächtnis der Väter ein Glück, dessen ein Volk, das frei sein und die Heiligtümer seines Daseins auf Leben und Tod verteidigen will, nicht entbehren kann ...

Gen Norden, gen unsern Norden also müssen wir schauen. Die verständigen und edleren Dänen und Schweden schauen auf uns. Sie sind durch alle natürlichsten Vorteile und Bande, durch Lage, Bildung, Verwandtschaft, Religion, durch den gemein-

Goethe: Blick aus Knebels Fenster in Jena

samen Feind, der unser beider Grenzen belauert und den Germanen die ganze Ostsee entreißen möchte, unsre gebornen Bundesgenossen. Dänemark ist es doppelt durch seine deutschen Landschaften; es muß Freundschaft mit uns suchen und darf keinen Hader vom Zaun brechen. Wir Mächtigeren wohnen an seiner verwundlichsten Seite; es kann seine lange Halbinsel, es kann seine Inseln gegen uns nicht schützen. Also Verwandtschaft, Neigung, Liebe und Not gebieten hier Bündnis.
Dunkle Zukunft, hoffnungsvolle Zukunft, du wirst vieles anders bringen und anders gestalten, als wir meinen und wünschen; aber eines wissen wir, und in dieser Gewißheit können wir fröhlich unsre alten Augen schließen: Deutschland ist wieder erwacht, es wird einem fröhlichen, sonnigen Morgen und Mittag entgegenwandeln, und die Nacht seiner Tage wird die fernste sein.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Hans Friedrich Blunck / Knecht Ruprecht

Einmal, so im Mittwinter, als der Wilde Jäger unterwegs war, verlor ein Tier aus seinem Gefolge die Eisen, sein Reiter mußte mit Pferd und Hund zurückbleiben und verirrte sich, als er den wilden Zug einholen wollte.
Lange suchte er. Endlich stieß er auf die Hütte einer armen Witwe; die hauste mit ihren Kindern mitten im Wald. Und der Reiter, ein alter, graubärtiger Geselle, warf die Tür auf, trat mit dem Hund ein, der auch gleich die Kinder anfuhr, daß eines von ihnen niederstürzte, und verlangte zu essen und zu trinken.
Die arme Frau erschrak sehr. Sie fragte nicht nach dem Namen noch nach dem Woher und Wohin, brachte hastig, was gerade auf dem Herd stand, und wollte den Gast zufriedenstellen. Und der aß und trank, streckte die Beine von sich, lehnte sich müde gegen die Wand und versuchte, auf der Bank einzuschlafen.
Da störte ihn etwas. Die Frau hatte ein Lichtlein auf den Tisch der Kinder gestellt; das flammte und knisterte, so daß es dem

Reitknecht in den Augen weh tat. Er schloß die Lider, aber der Glanz schien hindurch, er war seiner wohl ungewohnt nach den grauen Tagen in Regen und Sturm.
Er sagte deshalb barsch zu der Frau: „Lösch das Licht aus! Siehst du nicht, daß ich schlafen will?" Aber die Mutter schüttelte den Kopf, und obschon sie viel Furcht hatte, widersprach sie und sagte: „Löschen darf ich es nicht; es winkt der himmlischen Frau Gode, damit das Sonnenlicht wiederkommt und der Winter vorübergeht."
Gegen solchen hohen Namen wagte der Knecht nichts zu sagen, er wußte, daß sein Herr Tag um Tag nach ihr, die ihn trägt, Ausschau hielt. Er brummte deshalb nur, wendete den Kopf ab und versuchte wieder zu schlafen.
Es gelang ihm noch nicht, die Kleinen saßen um den Tisch und sangen leise. Da verlangte er rauh, das Singen solle unterbleiben. Aber die Frau verbot den Kindern die kleinen Stimmen nicht, obwohl sie nun doppelt Furcht hatte.
„Hörst du denn nicht," fragte sie, „daß es ein Lied zur Weihnacht ist? Ach, wie käme die himmlische Frau zu uns, wenn wir sie nicht mit dem Singen der Kinder riefen!"
Wieder wagte der Knecht nicht, hart zu antworten. Als das Weib indes hinging und die Tür ein wenig öffnete, obwohl kleine Flocken hereintanzten und der Wind den Rauch vom Herd zu Wirbeln trieb, geriet der Reiter außer sich: „Was hast du jetzt vor? Du weißt, daß ich friere und schlafen will!"
Die Frau antwortete sanft: „Die Himmlische muß doch die Kinder hören und das Licht sehen, sie könnte sonst vorübergehen!"
Als der Knecht nun so viel von der hörte, die sein Herr auf langen, langen Ritten vergeblich suchte, wunderte er sich. Er blinzelte sogar nach der Türspalte, ob am Ende wirklich eine Fremde vorbeikäme, aber er sah nur das Gesicht der Mutter, das voll Hoffnung hinausschaute. Da wurde er bedrängt in seinem Herzen und wollte seine Rauheit an den Kindern gutmachen. Und weil er das eine, das sein Hund umgeworfen hatte, noch bluten sah, stand er auf, trat hinzu und strich ihm über die Wunde. Gleich hörte das Rinnen auf, er vermochte es ja.
Die Kinder aber, die, als er nahe kam, vor Furcht die Köpfe

niedergebeugt hatten, ohne im Singen aufzuhören, sahen, daß der fremde Mann es gut meinte, und faßten Vertrauen zu ihm. Und eines, das großen Hunger hatte, fragte, ob es nicht etwas Brot haben dürfe.
Da brach er von dem Laib, den ihm die Frau hingestellt hatte, er gab sich sogar die Mühe und besprach das Brot, so daß es süß wie Kuchen schmeckte. Und weil das Lied jetzt wirklich zu Ende war, trauten sich die Kinder näher zu dem wilden Knecht; ein kleines Mädchen zeigte ihm ein Pferdchen, dem fehlten Kopf und Schwanz. „Oh, wenn es weiter nichts ist!" lachte der Mann und ging daran, beides wieder anzuflicken. Währenddes dachte er heimlich an seinen Herrn, der auch in der heiligen Weihnacht die Menschen beschenkt, und sah auf die Mutter, die ihm zuschaute und deren Augen glänzten, wie solches Licht gewiß nur von der himmlischen Frau Antlitz kommt. Da gefiel es ihm, eifriger zu helfen, und als ein Knabe einen Hund haben wollte, knetete er ihm gleich einen, der wahrhaft laufen und bellen konnte.
Wie schrieen und hüpften die Kinder da und wollten bald alle ein Spielzeug. Der Knecht mußte seine Finger schon fleißig gebrauchen; ein Geschenk nach dem andern sprang daraus hervor: Puppen und Bälle zum Werfen für die Mädchen, Wagen und Reitersleute für die Jungen, und ich weiß nicht was alles. Und je mehr die Kinder lachten und je dankbarer die Frau ihm zusah, um so eilfertiger wurde der Mann. Als er einen Apfel fand, den das arme Weib verwahrt hatte, machte er gleich einen Tisch voller Äpfel daraus, und als das kleinste Kind ihm zwei taube Nüsse zeigte, mit denen es spielte, da wußte er es so einzurichten, daß ein Beutel davon in der Kammer stand. Denn wenn er auch nur ein Knecht des Wohljägers – des Wilden Jägers – war, so wußte er doch mit allerhand guten Künsten Bescheid.
Wie der Mann nun mitten im Werk war, kam draußen noch einmal eine furchtbare Sturmbö näher. Und gerade als die Frau sich nun doch zu fürchten begann und die Tür schließen wollte, sprang die krachend auf, der Wohljäger trat über die Schwelle und hinter ihm ein allmächtiges Gedränge von hohen

Herren und holden und unholden Gesellen. Die begannen dröhnend zu lachen, als sie den alten Reiter mitten unter den Kindern sahen, das Spielzeug in der Hand.
„Was tust du hier?" murrte auch der Wilde Jäger.
Der Knecht, der eben noch froh gewesen war, seinen Herrn wiederzusehen, merkte erschrocken, daß er sich verantworten sollte. „Ach," sagte er, „das ist schwer zu erklären. Seht, Herr," – und es schien ihm wirklich, als sei er um deswillen geblieben – „seht, die Kinder sangen die himmlische Frau herbei; wie mich dünkt, für uns alle. Man sollte solches Singen nicht gering achten und es belohnen."
„Er war so gut zu den Kindern", sagte die Witwe fürbittend und streckte die Hände aus.
Der Wohljäger sah sie an, aber es war zugleich, als schaute er über alles hinweg. Dann wandte er sich seufzend dem Reiter zu. „So bleib noch," befahl er, „und geh auch in die andern Häuser und laß alle Kinder singen. Vielleicht, daß sie, die wir suchen, sich doch rascher zu uns wendet, wenn sie es hört."
Da freute sich der Knecht – Ruprecht hieß er – und ist dem auch gehorsam gefolgt. Und er geht noch heute jährlich durch alle Häuser, um die guten singenden Kindlein zu beschenken. Aber auf Griesgrame und Besserwisser, auf Faulpelze und Hagestolze läßt er Rute und Plagen fallen. Denn er ist ein alter Reiter und fackelt nicht lange.

Aus: Das Gestühl der Alten (Insel-Bücherei)

*

Wilhelm Müller / Der Wegweiser

Was vermeid ich denn die Wege,
Wo die andren Wandrer gehn,
Suche mir versteckte Stege
Durch verschneite Felsenhöhn?

Habe ja doch nichts begangen,
Daß ich Menschen sollte scheun –

Welch ein törichtes Verlangen
Treibt mich in die Wüsten ein?

Weiser stehen auf den Straßen,
Weisen auf die Städte zu,
Und ich wandre sonder Maßen,
Ohne Ruh, und suche Ruh.

Einen Weiser seh ich stehen
Unverrückt vor meinem Blick;
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch keiner ging zurück.

Aus dem ‚Buch deutscher Dichtung'

*

Karl Heinrich Waggerl / Aus der Heimat

Ich möchte gern einmal etwas von dem Land erzählen, in dem ich daheim bin, von meinen Landsleuten also und von ihrer Lebensart. Etliches aus dem nächsten Umkreis meines Daseins, anderes aus einer sehr fernen Zeit, Bilder, die mir selber fremd sind und doch auch wieder beglückend vertraut.
Denn ich lebe gewissermaßen ein zweites Mal, ich war ein Kind, dann starb ich im Kriege und fing als ein anderer Mensch ein völlig neues Leben an. So mag denn vieles weit hergeholt scheinen und absonderlich klingen oder gar nicht zur Sache gehörend, aber das ist vielleicht kein Schaden. Denn jedes Bild rundet sich vom Rande her.
Mit meiner Mutter fange ich an. Sie war Näherin, in ihren besten Jahren die einzige im ganzen Tal, die sich noch darauf verstand, einen Miederleib richtig zu nähen und alles, was zur alten Tracht gehörte. Diesem Umstand verdanke ich selber einige Kenntnisse in der Schneiderkunst. Und soviel ich davon auch wieder vergessen habe, ich kann mir doch heute zuweilen noch den Spaß erlauben, die Weibsleute bei ihren Einkäufen auf dem

Jahrmarkt zu beraten, was die Güte des Tuches betrifft oder die Machart eines Überrockes.

Die Mutter hatte ihr Handwerk freilich nicht ordentlich erlernt. Aber wie sie alles im Leben beherzt und entschlossen angriff, so nähte sie eben auch, was in unserem dürftigen Hauswesen nötig war, einen Kittel für mich, ein Sonntagshemd für den Vater oder eine Schürze für sie selbst. Hemd und Schürze waren aus einerlei billigem Zeug geschnitten, und dennoch hatte jedes Stück, das der Mutter aus der Hand ging, etwas Besonderes an sich. Ihr bewegliches und erfinderisches Wesen war nie mit dem Gewöhnlichen zufrieden. Darum konnte der Vater beim Kirchgang eine gefältelte Hemdbrust sehen lassen, wie es keine in der ganzen Gemeinde gab, und die Krause am Schürzenlatz der Mutter war ein Mirakel für die Nachbarin. Die wollte nun auch so eine Schürze haben, aus Seide, versteht sich. Aber Seide oder Kattun, am Ende machte es der Verstand, den Gott auf seine Weise verteilt, zum Glück für die armen Leute. Die Mutter konnte ja nicht in Musterbüchern nachschlagen und nichts auf dem Zeichenbrett entwerfen, sie mußte sich alles in ihrem Kopf ausdenken. Und wenn sie auch mich mageren Däumling manchmal auf den Tisch setzte, um einen Halskragen oder eine Busenschleife an mir zurecht zu stecken, so hatte sie doch keine richtige Hilfe daran, meine äußere Erscheinung war schon damals nicht das Beste an mir. Der Vater ließ sich noch weniger gebrauchen, denn in diesem ruhig-ernsten Mann steckte ein heimlicher Drang zu kindischen Späßen. Wenn er abends einmal in die Schürze der Nachbarin schlüpfen sollte, gleich war er die dicke Nachbarin selber und blähte sich auf, und das brachte die Mutter zur Raserei. Denn im Grunde haßte sie die Arbeit am Nähtisch. Manchmal geschah es, daß sie plötzlich alles hinwarf und einfach fortlief, irgendwo hinauf in die Berge oder auf eine Alm, die Bauerntochter. Dann saß der Vater einen Abend lang mit mir allein bei schmaler Kost zu Hause, wir wußten schon Bescheid. Am andern Tag kam die Mutter zurück, schweigsam und ein bißchen beschämt nahm sie ihr Tagwerk wieder auf.

Wohlverstanden: eine Schwierigkeit anzupacken, einem Einfall nachzutrachten, dem konnte sie nie widerstehen. Aber daß es

dann so lange währte, Stich um Stich, den ganzen Tag in der engen Stube, das ging ihr gegen die Natur, gegen ihren unbändigen Trieb nach Freiheit und Bewegung. Etwas erfinden und etwas machen ist eben zweierlei, und vielleicht will die ganze Welt nur deshalb nicht recht ins Lot kommen, weil den lieben Gott selber die Arbeit daran schon längst verdrießt.

Jedenfalls, sogar der Pfarrer selber hätte einen Talar für die Feiertage bei der Mutter bestellen können, er wäre nicht schlechter bedient worden als etwas sein Mesner, dem unsere Werkstatt eigentlich ihren Ruf in der ganzen Gegend verdankte.

Der Mesner trat eines Abends in die Stube, mit zwei Roßdecken und einer Schafkeule unterm Arm. Er gehörte zu unserer weitläufigen Vetternschaft, und die Mutter hielt große Stücke auf ihn, weil es doch immerhin wertvoll war, einen Verwandten unter dem Gesinde des Herrn zu haben. Und nun setzte der Mesner sein umständliches Anliegen auseinander. Er käme allmählich in die anfälligen Jahre, meinte er, in denen man das Knieen auf dem Kirchenpflaster und die Zugluft in der Glockenkammer schlecht vertrüge, von den Versehgängen gar nicht zu reden, seit die Leute die verdammte Gewohnheit angenommen hätten, immer bei Nacht und Unwetter zu sterben. Und darum habe ihm die Vorsehung diese beiden Roßdecken für einen warmen Rock zugewendet und die Schafkeule auch, die wolle er aber als Machlohn dreingeben.

Männergewand zu nähen gehört zum Schwierigsten in der ganzen Schneiderkunst, ich weiß das aus Erfahrung, denn ich habe mich auch darin versucht. Als ich im Felde diente, beschloß ich einmal, mir selber eine neue Hose zu machen. Ich dachte, wenn ich von der alten das Beste nähme und meinen Mantel unten herum abschnitte, bliebe mir genug Zeug dazu. Das wohl, aber der Schnitt geriet mir schlecht, und die Näherei auch, zuletzt besaß ich nur noch ein paar Streifen Tuch für Gamaschen und statt des Mantels eine kurze Jacke, an der zu beiden Seiten das weiße Taschenfutter baumelte, eine wunderliche Tracht für einen kaiserlichen Fähnrich.

Die Mutter freilich kämpfte mit anderen Schwierigkeiten. Der Mesner war nicht sehr ebenmäßig gebaut, sondern schief und



bucklig vom vielen Verneigen und Kreuzeschlagen oder wovon sonst die Diener des Herrn alle krumm geraten, obwohl er sie doch auch gerade erschaffen hat. Was aber das Anliegen betraf, mit dem Gott seinen Knecht zu meiner Mutter schickte, so waren freilich die Lilien auf dem Felde leichter zu kleiden als dieser verwachsene Mesner. Der Vater entwarf zwar sofort einen Riß mit seinem Zimmermannsblei, aber es wurde doch nur eine Art Dachstuhl daraus, nicht zu gebrauchen. Nein, die Mutter behalf sich lieber selber, und nach einigen gewittrigen Tagen war der Rock auch wirklich fertig, man konnte ihn gleich einem Panzer in die Ecke stellen. Der Mesner, meinte der Vater, werde darin hängen wie der Schwengel in der Glocke.

Er kam denn auch zum Samstagabend und schloff in sein Gehäuse, schnaufend schüttelte er sich darin zurecht. Als er aber merkte, daß er alle Gliedmaßen gebrauchen konnte, war er zufrieden und ging davon, eine riesige Schildkröte kroch die Gasse hinunter.

Wegen dieses Meisterstückes geriet später unsere ganze Familie in langwierige Händel mit der Sippschaft des Schneiders, der nach dem Urteil meiner streitbaren Mutter überhaupt der widerwärtigste unter ihren vielen Feinden war, seit sie ihn in der Jugend als Brautwerber ausgeschlagen hatte. Gottlob, daß sie diesem Unglück entkam, es hätte ja auch mich gewissermaßen das Leben gekostet.

Aber alle Feindschaft und Tücke konnten den Ruhm der Mutter nicht mehr schmälern, die Leute liefen ihr schon von weit her zu. Es half dem Schneider gar nichts mehr, daß er die Mutter und den Mesner zuletzt auch noch vor das Gericht schleppte. Der Richter war ein verständiger Mann, er meinte, es seien beide Teile genug gestraft, die Mutter, weil sie den Rock nähen und der Mesner, weil er ihn tragen mußte. Ich aber nahm furchtbare Rache an dem Unhold, ich zog mit meiner Schleuder aus und schoß ihm ein Dutzend Kampferkugeln in seine Bienenstöcke.

Damals trug das Bauernvolk noch gern die alte Tracht, ein anderes Festgewand kannte man gar nicht. Heute ist es auch in den entlegensten Tälern nicht mehr so. Ich denke oft darüber

nach, was die Leute wohl bewog, ein Besitztum preiszugeben, das so viele Geschlechter vorher einander treu überliefert hatten. Sie sind doch auch sonst nicht anders geworden, nicht beweglicher und aufgeschlossener dem Neuen gegenüber. Ein Vorteil beim Düngen, ein besseres Gerät, auch jetzt noch braucht es viele Jahre, bis endlich einer von den harten Köpfen den Argwohn überwindet, daß das Bessere gar nicht immer auch ein Vorteil sein müsse.

Und es ist gut so, denn wäre es anders, so gäbe es wahrscheinlich längst keine Bauern mehr, wenigstens keine Bergbauern. Der Bauer hierzulande kann nicht heute so und morgen anders denken oder arbeiten oder wirtschaften. Sein Tagwerk erhält den Antrieb gleichsam aus derselben Kraftquelle, die das Ganze der Natur bewegt. Darum läuft es auch im gleichen Zeitmaß ab, mit der gleichen unveränderlichen Stetigkeit.

Der Bauer sät sein Korn in den Acker, aber dann ist es seiner Pfiffigkeit entzogen, er kann es nicht wachsen lassen, wie er will. Sonne und Regen wirken darauf ein und auch sonst alle geheimen Mächte, die das Lebendige beherrschen, Schicksal. Es kann im Juli schon schwer vom Halm hängen, der Hagel kann es in die Erde schlagen, da helfen keine Kniffe.

Vielleicht habe ich unrecht mit meinen rückständigen Ansichten. Aber wenn ich einen Bauern plötzlich mit einer neuartigen Maschine fuhrwerken sehe, dann muß ich manchmal an die Gebetsmühlen denken, die ein schlauer Mönch in Tibet erfunden hat. Es ist dem Bauern gewiß zu gönnen, daß die Maschine für ihn pflügt, wie den Mönchen, daß sie nicht mehr selber beten müssen. Aber wie, wenn es insgeheim gerade darauf ankäme?

Zäune flicken ist zum Beispiel nicht angenehmer als Heuwenden, warum, zum Teufel, gibt es keine Zaunflickmaschinen? Am Ende trachtet der Bauer gar nicht mehr dem Segen der Arbeit nach, wie er ihn verdiene, sondern der Arbeit selber, wie er sie loswürde.

Ich meine ja nicht, daß der Bauer die ganze Last seines Tagwerks unbedingt auf dem eigenen Buckel tragen müsse. Es ist schon recht, wenn sich die gescheiten Leute in der Stadt auch für ihn die Köpfe zerbrechen. Aber die fremde Hilfe wird ihm zum

Verderben, sobald sie die natürliche und notwendige Ordnung seines Lebens zerstört. Es kann doch auch nicht irgendwer gelaufen kommen und auf einem Bauernhof zu leben anfangen. Der Hof in der Einöde hat sich in langer Zeit selber die Menschen geformt, die er braucht.

Arbeit tut ja nicht weh, so ist es doch nicht, daß jemals ein gesunder Mensch an seiner redlichen Arbeit zugrunde ginge. Aber Hunger tut weh, an der Unzufriedenheit geht er zugrunde. Wenn man den Bauern in seinem Wesen verändert, wenn man ihm einredet, daß nur ein bequemes Leben schön und lebenswert sei, dann darf sich niemand wundern, daß er die Schinderei satt bekommt und davonläuft.

Warum räumt der Bauer seinen guten Hausrat auf den Dachboden und stellt sich dafür den lackierten Schund aus den Fabriken in die Stube? Warum trägt er die alte Tracht nicht mehr und kauft sein Gewand im Laden von der Stange?

Nun, was den Hausrat betrifft, so will ich einmal übertreiben und sagen, daß es das, was wir Bauernkunst nennen, für den Bauern selber gar nicht gibt. Wenn er früher eine Truhe brauchte oder eine Brotschüssel, dann ging er zum Handwerker ins Dorf, und der machte ihm das Ding nach seinem Verstand. Der Tischler war auch ein rechter Kerl, darum geriet ihm die Truhe ohne viel Rechnerei nach Maß und Form, er bemalte sie, wie es herkömmlich war, und das alles spricht uns an, weil es so unverkennbar echt ist, so einfältig und ursprünglich. Aber der Bauer selber machte sich keine solchen Gedanken. Ihm war die Truhe recht, bis ihm beigebracht wurde, daß er etwas Ähnliches weitaus billiger haben konnte. Empfindsamkeit, Schwärmerei stünden dem Bauern schlecht an, er ist hart und nüchtern, er hat für jedes Ding nur einen Maßstab: wieviel Nutzen es ihm bringt oder wieviel Arbeit es ihn kostet. Eine neuartige Sense zu kaufen, das würde er sich überlegen, die müßte er zuerst beim Nachbarn gesehen haben. Aber das Glasbild an der Stubenwand, das heilige Herz Jesu läßt er sich willig gegen einen Öldruck abtauschen. Daran liegt ihm nichts, ein papierenes Herz Jesu ist so gut wie ein gläsernes, besser sogar, weil auch die Heilige Familie kostenlos mit darauf gedruckt ist.

Ich habe oft versucht, mich in einen solchen Handel zu mischen. Es half nichts, wir redeten aneinander vorbei. Lauter Geschwätz. Erkläre einer mit dürren und genauen Worten, was das ist: Schund, Kitsch. Ich weiß es nicht. Ich spüre nur, daß mir davor zum Speien übel wird. Aber wahrscheinlich kann ich eben deshalb auch kein Bergbauer sein.

Und das alles wäre auch gar nicht wichtig, wenn es nicht doch, mit vielem anderen zusammen, in den Wesenskern des bäurischen Menschen träfe. In einem Städter kann sich das Weltbild, das Lebensgefühl wandeln, das schadet nicht, die Welt, in der er lebt, ist selber unstet und veränderlich. Aber Gesetz und Form des bäurischen Daseins sind unlösbar verknüpft mit dem ewigen Gleichmaß der Natur.

Ich verstand in der Kinderzeit gar nicht, warum sich die Mutter so erzürnte, als die Bäuerinnen allmählich anfingen, städtische Jacken zur Seidenschürze und zum Trachtenhut zu tragen. Es dauerte lange, bis sie sich endlich des Verdienstes wegen damit abfand, den Leuten ihren Willen zu tun. Und später, als es längst keinen Miederrock mehr zu nähen gab, übte sie ihre Kunst noch für sich allein und kleidete Puppen an, richtig mit dem steifen Unterzeug und dem Fransentuch und bis ins kleinste getreu.

Mir freilich lag nichts an diesem Puppenkram. Die Mutter beklagte es oft, daß ich ihr gewissermaßen von Anfang an mißraten war, weil sie seinerzeit eigentlich vorhatte, ein Mädchen zur Welt zu bringen, etwas Sanfteres, das nicht so schnell in seine wilde Zeit hineinwüchse. Aber ich geriet leider in jeder Hinsicht dem Vater nach, und, was am ärgerlichsten war, er half mir auch noch heimlich bei meinen Streichen. Kaum drehte die Mutter einmal den Rücken, gleich saß ich an der Nähmaschine und quälte das klapprige Wesen mit meinen waghalsigen Einfällen. Sie mußte eine Seilbahn antreiben, einen Aufzug, mit dem man nützliche Dinge, Kieselsteine und Fichtenzapfen vom Anger herauf bis in unsere Dachstube befördern konnte. Und wer hatte die Schnur dazu gestiftet, das Gestell gebaut, die Rollen abgedreht? Der Vater nahm es schweigend auf sich, wenn die Mutter klagte, sie wisse wirklich nicht, wofür sie Gott außer mit einem närrischen Mann auch noch mit einem ver-

rückten Kind gestraft habe. Hinterher sagte er uns beiden zum Trost, daß erfinderische Köpfe anfangs immer verkannt würden.
Die Maschine nähte allerdings nicht mehr, und wir wurden so lange auf Wasser und Brot gesetzt, bis sie wieder zu brauchen war. Der Vater überließ es mir, Rat zu schaffen, und ich machte mich unverzagt und auf gutes Glück an die Arbeit. Manchmal genügte es, die Maschine bloß ein bißchen zu schütteln, ein anderes Mal mußte man ihr den ganzen Bauch ausräumen, und dann blieb einem gewöhnlich ein Bolzen übrig oder eine Feder, die nirgends mehr hineinpaßte. Aber darauf kam es dem launischen Geschöpf auch gar nicht an. Plötzlich lief es eben doch wieder und kaute willig an seinem Faden.
Zu uns in die Werkstatt kamen zumeist nur die geringeren Leute, die Mägde oder die heimlichen Kunden, ihre Liebhaber. War aber irgendwo bei einem reichen Bauern eine Hochzeit im Gange, so wurde die Mutter auf Stör ins Haus genommen, damit sie die Ausstattung nähte, vor allem die Tracht der Braut. Denn bei dieser Arbeit war viel Geheimnisvolles zu beachten, wenn es der jungen Frau nicht später zum Unheil werden sollte.
Wir blieben zwar nur über Tag auf dem Hof, dennoch nahm die Mutter jeden Morgen umständlich Abschied von ihrem Hauswesen, es lag ja allein bei Gott, ob wir uns abends alle fröhlich wiedersahen. Sie bekreuzte sich und mich und den Vater und alles, was ihr teuer war. Dann wurde die Nähmaschine auf den Schiebkarren geladen, ein Korb mit dem Werkzeug kam dazu und obenauf ein seltsames einbeiniges Wesen, die Kleiderbüste. Die Mutter hatte sie selber genäht und kunstvoll mit Heu ausgestopft. Eine Göttin der fraulichen Fülle, aber doch ein bißchen unheimlich anzuschauen, weil ihr der Vater statt des Kopfes eine gläserne Gartenkugel auf den Hals gekittet hatte. So trug die Hohlköpfige alles in wunderlicher Verzerrung nach außen zur Schau, was man sonst im Innern verbirgt, aber das, meinte der Vater, sei bei vielen Weiberköpfen so.
Die Mutter schob den Karren, und ich mußte nebenher gehen und das Ganze im Gleichgewicht halten. Es war manchmal ein mühseliges Fuhrwerk die steilen Wege hinauf. Für mich freilich gab es nichts Schöneres, besonders zur Sommerzeit, wenn einem die

leidige Schule nicht mehr den Tag verderben konnte. Die Mutter war der Meinung, ich sollte mich mehr an die Buttermilch und an die Krapfen halten und endlich ein wenig Speck ansetzen, statt mich von früh bis spät herumzutreiben. Aber solche Gelegenheiten, in den Bauch zu sparen, habe ich leider zeitlebens versäumt.

Ach, mir wird noch heute warm ums Herz, wenn ich an diese Zeit denke, und es ist doch nur noch ein blasser Widerschein der paradiesischen Glückseligkeit, die ich damals genoß. In den drangvollen Tagen der Heuernte, wenn wir schon beim ersten Licht des Morgens unterwegs waren, standen überall die Mäher breitbeinig in den Wiesen, es roch nach Tau und Gras, und die Vögel waren auch betrunken von der herben Süße dieses Duftes, sie stiegen hoch auf und sangen, Gelernte und Ungelernte durcheinander. Dann und wann hielt einer von den Mähern inne, er betrachtete unser seltsames Gefährt und rief etwas herüber. Aber die Mutter blieb keinem die Antwort schuldig, und was sie sagte, war von einer solchen Art, daß der Lästerer nichts mehr zu erwidern wußte. Er stellte betroffen seine Sense auf, griff an die Hüfte nach dem Kumpf und schärfte das Blatt, und das war wiederum freudig anzuhören, dieser silbern singende Klang über die Felder hin. Dazu der weite Himmel zu Häupten der Berge und unten das Tal noch im Zwielicht, aber weit entfernt. Man mußte die Hände um den Mund legen und einen Ruf hinunterschicken, vielleicht hörte ihn der Vater, wenn er jetzt zu seinem Werkplatz ging.

Später am Tage durfte ich die Jausenmilch auf die Wiese tragen oder kühlen Most im irdenen Krug. Die Hofkinder liefen alle mit, der Hund auch, er mochte nicht länger vor der Tür liegen und sich über die albernen Hühner ärgern.

Köstlich war es, mit den Mannsleuten im Zaunschatten zu ruhen und ihren sparsamen Reden zuzuhören, den kurzen Späßen, wenn nun das Weibsvolk anrückte, um das Heu auszubreiten und zu wenden. Oh, mähen zu können, daß sogar der Großknecht weit zurückbliebe, stark zu sein, braun gebrannt, eine haarige Brust zu haben, das war damals für mich das Äußerste, was ein Mensch im Leben erreichen konnte. Aber leider, nicht alle Knabenwünsche hat mir das Leben erfüllt.

Zum Heuen gehört auch ein tüchtiger Wetterguß, der brachte am schläfrigen Nachmittag wieder Schwung in die Arbeit. Man spürte es schon lange vorher in allen Knochen, unmerklich verglomm die schwelende Hitze über den Feldern. Wolken zogen herauf, federweiße zuerst, dann regenträchtige mit dunklen Bäuchen. Plötzlich war auch der Wind wieder da, den Tag über schlief er pflichtvergessen in den Hecken, aber jetzt sah er die Gelegenheit, der alte Widersacher weiblicher Ehrbarkeit, und die Mägde hatten Not, ihre fliegenden Röcke zu bändigen.
Warme Schatten überflogen uns, irgendwo am nahen Rand des Himmels zuckte es feurig auf, und schon war der Donner zu hören, das dumpfe Räderrollen vom Wagen des wurfgewaltigen Gottes. Keine Zeit mehr zu verlieren, sogar die Mutter in der Nähstube ließ die Nadel stecken und kam mit einem Rechen auf die Wiese gelaufen.
Jetzt fuhr der Jungknecht mit dem Gespann heraus, auch die Gäule waren ungeduldig und stiegen erregt im Geschirr. Sogar ein Knirps wie ich zählte nun für einen vollen Mann. Ich mußte auf den Wagen klettern und das Fuder machen, und davon hing viel ab, das wäre des Teufels, wenn es schlecht geriete und man würfe zuletzt noch um! Nebenher zu beiden Seiten gingen die Knechte und reichten mir ungeheure Ballen Heu auf der Holzgabel zu. Haushoch wuchs das Fuder, und dabei wollte der Heusegen kein Ende nehmen. Lang schon war der letzte Sonnenfleck im Tal erloschen, Regenkühle wehte heran, unmöglich, daß wir auch den letzten Wagen noch trocken unter Dach brachten.
Aber es gelang eben doch. Das hätte sich damals auch der geringste Knecht nicht nachsagen lassen, daß seinetwegen eine Zeile Heu verdorben sei.
Nachher saßen wir alle in der Stube beisammen, die Kinder drückten sich in den Schoß der Frauen, die ganze Welt versank in aschgrauer Düsternis. Schäumendes Wasser schlug gegen die Fenster, furchtbar, wenn das grelle Licht der Blitze in die Stube sprang, und der Donner schlug schmetternd darein, es war ungewiß, ob das Haus nicht längst wie eine Arche auf unendlichen Meeresfluten schwamm.

Aber dann kam der Bauer herein, er streifte das Wasser aus dem schütteren Haar und setzte sich hin und nahm auch eins von den Kindern zwischen die Kniee. Grobes Wetter, sagte er wohl, helf uns Gott. Und mit einem Mal war alles nicht mehr so schlimm. Der Hausvater vermochte zwar auch nicht die Blitze zu bannen oder den Hagel zu beschwören, dennoch, er war wieder unter uns; es geht vorüber, sagte er.
Das ist schon so: nur ein erfülltes Leben gibt dem Menschen wirklich Wert und Festigkeit und Rundung in seinem Wesen, nicht Bildung oder Wissen oder feine Lebensart und was wir sonst noch für wichtig halten. Wie oft saß ich mit Freunden beisammen und stritt die halbe Nacht mit ihnen, wir führten hitzige Reden über Gott und alle Dinge, und am Ende gingen wir unzufrieden und ungetröstet wieder auseinander, wir waren nicht weiser geworden, nicht stärker und nicht besser. Aber ich kann immer einmal abends über die Felder laufen, mit meiner Unruhe im Leibe. Vielleicht ist dann auch der Nachbar noch unterwegs, ich lehne mich eine Weile an seinen Zaun und rede mit ihm. Was er sagt, ist durchaus keine Offenbarung für mich, er hat Sorgen mit dem Korn, eine Kuh wird kalben, darauf läßt sich nichts Geistvolles erwidern. Und doch, es rührt mich an, da redet kein hohler Mund, sondern ein ganzer Mensch aus der Fülle und Breite seiner Welt. Mit einem Mal bin ich nicht mehr so verzagt, ich gehe heim und nehme auch meine Arbeit wieder auf.
Mir wird oft bang, wenn ich zu sehen meine, wie dieser Menschenschlag langsam mürbe wird und abstirbt. Es ist mir dann, als sei mein Volk an seiner Wurzel krank. Und ich laufe umher auf den Höfen und forsche in den Gesichtern, ob sie noch den Bildern gleichen, die ich mir aus der Kinderzeit bewahrt habe.
Ja, damals gab es noch prächtige Leute in den weltfernen Tälern meiner Heimat. Da lebte noch der Vater Röck, so uralt, daß ihm seine eigene Jugend nur vom Hörensagen bekannt war. An drei Frauen erinnerte er sich, jede war einsichtig gewesen und hatte sich zum Sterben gelegt, als ihre Zeit um war, sie lösten sich der Reihe nach gleichsam in lauter Kinder auf. Und darum hieß der alte Röck für jedermann in der ganzen Gegend einfach der Vater.

Zu meiner Zeit freilich war sein hitziges Blut schon lange ausgekühlt. Das Alter hatte die riesige Gestalt zusammengekrümmt, und vollends sein Gesicht war nur noch ein wunderliches Gebilde aus Falten und Furchen und Auswüchsen, da und dort mit weißen Haarbüscheln bestanden, es schien ein reiner Glücksfall zu sein, daß ihm wenigstens Nase und Kinn noch ungefähr auf dem richtigen Fleck saßen.

Nein, der Kopf taugte nicht mehr viel, aber die Beine hielten noch stand. Den ganzen Tag hinkte er auf dem Hof umher und beklopfte alles mit seinem Stock, das Mauerwerk und das schwarze Gebälk. Oft liefen wir Kinder hinter ihm her und fragten ihn aus: was tust du da, Vater, suchst du einen Schatz?

Vielleicht auch das. Aber vor allem wollte er sich überzeugen, ob das Ganze noch verläßlich stand. Der Krieg bricht bald wieder aus, sagte er, die Kroaten kommen.

Der Röckhof war ein festes, burgähnliches Gebäude. Im Kellergewölbe gegen das Tal hin lagen noch die alten Kugelbüchsen auf den Schießscharten, und an diesen urzeitlichen Prügeln hatte der Vater Röck seine Freude. Er rieb die Läufe blank und ölte die Schlösser und prüfte den Anschlag, und wo immer in der Gegend eine ahnungslose Kuh auf der Weide stand, er konnte sie jederzeit haarscharf aufs Korn nehmen. Denn der Vater Röck verstand mehr vom Kriegshandwerk als die jungen Dächse, er hatte unterm Kaiser gedient und einen Feldzug mitgemacht.

Das beschrieb er großartig, wie also die Jäger über ein ebenes Feld hin in die große Schlacht rückten, nach der Schnur ausgerichtet und Horn und Trommel dabei, und gegenüber lag der Feind in einem verdammten Gemäuer und schoß heraus wie nach der Scheibe, aber da wich keiner. Wo einer fiel, trat der Hintermann in die Lücke.

Einen Bäckergesellen neben dem Vater, seinen besten Kameraden, den warf es auch um, aber im Todeskrampf rollte er ihm unter die Beine und verbiß sich in seiner Wade. Kein Wunder, daß die Front ein wenig aus der Ordnung kam, als der Tod den Flügelmann am Stiefel festhielt! Was aber tat der Hauptmann? Er sprang zornrot heraus im Pulverrauch und



Georg Kolbe: Große Knieende (Teilansicht

schwang den Säbel, – der linke Flügel, schrie er, der linke Flügel hängt!

Daraufhin tat der Bäckergesell auch gleich seine Schuldigkeit und starb auf dem Fleck.

Manchmal führte uns der Vater Röck diese wunderbare Begebenheit leibhaftig vor. Er ließ die ganze Kinderschar ins Gefecht rücken, und dann sprang er als Hauptmann heraus und beschwor das Verhängnis am Flügel mit seinem Stock. Aber nicht immer glückte es ihm, die Schlacht zu retten. Zuweilen endete alles vorzeitig mit einer Balgerei, wenn mich der Nachbar gar zu arg ins Bein gebissen hatte.

Der Vater Röck trug noch die älteste Tracht, an Werktagen zur wollenen Joppe eine lange Lederhose, die angenähten Stiefelröhren unten offen und die Naht herauf mit einem Silberstreifen verziert, als sei ihm eine Schnecke über den Hintern gekrochen. Feiertags kam noch der grüne, langschößige Haftelrock dazu und beim Kirchgang ein hoher Hut, der früher auch zur Frauentracht gehörte.

Warum nun heutzutage die Weiberhüte nur noch drei Finger hoch sind, das hat einen besonderen Grund.

Man muß wissen, daß es einmal eine Magd im Tale gab, die bildschön und bettelarm war, aber auch überaus stolz, wie denn, wo Schönheit und Armut beisammen wachsen, der Teufel nicht ungern die Hoffart dazusät. Lange stand der Magd kein Freier an, und als sich endlich der rechte fand, half es auch nicht viel, denn er war selber nur ein armer Knecht.

Aber eher wollte sie ihr Seelenheil verlieren, sagte die hochmütige Braut, als in einem schlechten Kittel zur Hochzeit gehen.

Diese frevelhafte Rede kam dem Teufel zu Ohren. Er putzte sich also sauber und besprengte sich mit Rosenwasser, damit er nicht nach Schwefel stänke, und dann machte er Besuch bei der Braut, um ihr einen Handel anzutragen. Er wollte ihr ein Brautgewand zustande bringen, so prächtig, wie noch keine Hochzeiterin eines getragen habe. Alles aus bester Seide, versteht sich, er arbeite sonst nur für die vornehmste Kundschaft. Und das Ganze sollte beinahe gar nichts kosten, nur ein kleines Pfand bäte er sich aus, der Ordnung halber. Ihre Seele müsse

die Magd verpfänden, aber das bedeute auch nicht viel, sie brauche nur darauf zu achten, daß sie unterwegs auf dem Kirchgang nichts verlöre, kein Nägelchen vom Schuh und kein Fädchen vom Kleid, nicht das geringste.
Nun, es gab schon manche ihre Tugend für weniger hin, darum besann sich auch die Magd nicht lang und schlug ein.
Dem Teufel freilich wurde die Arbeit bald sauer. Es saßen ja genug Schneider in der Hölle, aber keine solchen, die eine Brauttracht zu nähen verstanden. Die büßten alle ihre Sünden schon bei Lebzeiten ab. So blieb dem Leibhaftigen nichts übrig, er mußte selber ans Werk gehen. Nächtelang saß er und stach sich die Klauen wund, und doch war dem eitlen Mädchen nichts gut genug, immer noch fehlte ein Säumchen oder eine Krause hier und dort. Und als endlich gar kein Wunsch mehr offen blieb, war ihr doch der Hut zu niedrig, nein, er sollte wenigstens um zwei Zoll höher sein als der höchste Hut im ganzen Tal.
Gut, auch das noch. Nun war alles zur Hochzeit bereit, aber als die Magd den kostbaren Brautschmuck anlegte, überkam sie doch ein Grausen, da verging ihr der Hochmut. War der Weg nicht zu steinig für ihre silberbeschlagenen Schuhe, blies der Wind nicht zu heftig in das Fransentuch? So wunderschön war sie anzuschauen, als sie nun blaß und in sich gekehrt im Brautzug ging, daß es ein jedes Wesen rühren mußte, nur die Weiber ausgenommen, die zischten vor Neid. Aber die Steine legten sich flach in den Weg, damit die Braut kein Nägelchen vom Schuh verlöre, der Wind hielt den Atem an, damit er ihr kein Fädchen vom Halstuch wehte. Und alles wäre gut abgelaufen, hätte sich nicht plötzlich wieder der alte Hochmut im Herzen der armen Magd geregt, als sie die feindseligen Nachbarinnen unterm Kirchentore warten sah. Gleich vergaß sie alle Vorsicht, stolz und hochaufgerichtet wollte sie durch die Gasse der Bosheit gehen. Aber der Hut, versteht ihr, der Hut war um zwei Zoll zu hoch! Er streifte oben an den Türbalken und fiel und war nicht aufzuhalten. Und da half kein Stoßgebet mehr, von der Kirchenschwelle weg holte die Magd der Teufel. Mit einem Mal sah der Bräutigam nichts mehr neben sich als ein gelbes Wölkchen Rauch.

Man sollte meinen, dieses schreckliche Strafgericht hätte allen eitlen Frauenzimmern eine Warnung sein müssen. Aber nein, sie tragen seither nur die Hüte niedriger und binden sie hinten mit breiten Bändern fest, sonst ist alles beim alten geblieben.
Jedenfalls, so wurde mir die Geschichte erzählt. Wenn sie nicht wahr ist, dann bleibt immer noch zu erklären, warum sich hie und da die bäurische Tracht in Einzelheiten plötzlich änderte, obwohl sie doch sonst unbeirrbar einer sehr langsamen Entwicklung folgte.
Erfahrene Leute, die ich deswegen um Rat fragte, gaben sich Mühe, mir das Rätsel zu erklären. Jemand meinte sogar, dieses Phänomen sei vielleicht den Mutationen vergleichbar, sprunghaften Veränderungen, mit deren Hilfe die Natur auch sonst gern die Gelehrten ärgert. Aber mir ist das zu schwierig. Da will ich doch lieber glauben, daß die Sache mit dem Teufel zusammenhängt. Überall, wo Menschen miteinander leben und wo sie in ihrem Schicksal etwas Gemeinsames, Verbindendes fühlen, kann sich auch eine Tracht entwickeln. Denn es liegt wohl das Bedürfnis tief im Wesen des Menschen, sinnfällig auszudrücken, daß er in eine Gemeinschaft gehört. Einmal kam die einigende Kraft etwa aus der Arbeit, und so mochten die Berufstrachten entstanden sein, die Trachten der Zünfte in den Städten oder auch die Uniform einer Dorfmusik, eines Schützenvereines, weil es eben wohltut und einen Menschen ansehnlicher macht, wenn er zeigen kann, daß er Freuden und Sorgen mit Gleichgesinnten teilt. Selbst die Kutten der Mönche und die Hauben der Nonnen sind eigentlich nur Zeichen dafür, daß diese Leute übereingekommen sind, dem lieben Gott auf eine besonders seltsame Weise beschwerlich zu sein.
Und so muß sich wohl auch die eigentliche Tracht, wie das Brauchtum überhaupt, auf etwas zurückführen lassen, was den Menschen eines ganzen Landstriches über alle Unterschiede des Berufes und des Standes hinweg gemeinsam ist. Ich möchte es mit einem ungefähren Wort das Lebensgefühl nennen. Dieses Gefühl wächst aus der natürlichen Ordnung des Geschehens, einer strengen Ordnung, die das Dasein des einzelnen nicht durchaus nach seiner Willkür, sondern nach geheimen Gesetzen ab-

laufen läßt. Geburt und Tod und was den Menschen dazwischen noch ankommt, sein ganzes Schicksal, das alles ist in diese Ordnung eingewoben. Sie erst gibt dem Leben Sinn und Festigkeit.

Ich will nicht etwa sagen, daß der Bauer selber solchen Gedanken nachhängt, er denkt gar nicht so bewußt und überwach, aber in der Art, wie er sich trägt, wie er seine Feste feiert oder seinen Glauben bekennt, drückt sich doch eine Ahnung von diesen Zusammenhängen aus.

Wandelt sich nun das Lebensgefühl des bäurischen Menschen, nimmt seine Lebenshaltung, wie es früher schon zuweilen geschah, durch fremde Einflüsse neue Formen an, dann hat das Brauchtum seinen Sinn verloren, dann trägt er eben auch die alte Tracht nicht mehr.

Das ist zu beklagen, gewiß, wir andern beklagen es, weil wir an diesen schönen und ehrwürdigen Dingen unser Gefallen haben. Aber ob das genug ist? Ob man überhaupt etwas Gewachsenes künstlich am Leben erhalten kann, wenn ihm einmal der nährende Boden entzogen wurde, auf dem es wuchs?

Man hört neuerdings viel von Versuchen, die alte Tracht wieder zu pflegen oder gar zu erneuern. Dawider mag ich nur ungern etwas einwenden, im Gegenteil, ich bemühe mich auf meine Weise ja auch darum. Aber ich muß mir eingestehen, daß ich zuweilen Gründe und Folgen verwechsle. Früher dachte ich etwa, es müsse doch ein Antrieb für die Bäuerinnen sein, sich wieder in der hergebrachten Art zu kleiden, wenn sie sähen, daß auch die Frau des Doktors oder des Lehrers es nicht verschmähte, die gleiche Tracht zu tragen. Aber das war ein Irrtum. Der Landmensch empfindet doch manchmal feiner, als wir es ihm zutrauen. Man sage was immer, die Frau des Doktors hat gar kein inneres Recht, sich wie eine Bäuerin anzuziehen. Noch in meiner Jugend wäre das ganz unschicklich gewesen. Heute freilich macht ihr niemand mehr dieses Vergnügen streitig. Man muß ja auch zugeben, daß die Doktorsfrau im Miederrock weitaus hübscher aussieht als die Bauerndirn, die nun auch etwas Besonderes tun will und ihrerseits nach der Mode geht. Am Ende aber läuft das ganze Weibervolk im Dorf in einer wun-

derlichen Verkleidung herum, man weiß gar nicht mehr immer: muß man einer nun die Hand küssen oder braucht man bloß den Hut zu rücken.
Nein, das konnte der rechte Weg nicht sein. Was tut der Deutsche, überlegte ich mir, wenn er etwas pflegen und hochhalten will? Er gründet einen Verein. Also gründeten auch wir eine Trachtengesellschaft. Anfangs war es uns langweilig, immer bloß schön angetan um einen Tisch zu sitzen, lauter junge fröhliche Leute. Auch die Schützen hocken ja nicht nur wegen ihrer Uniform im Wirtshaus, sondern sie hatten ein Vereinsziel, das ihnen der Obmann jährlich einmal in einer großartigen Rede vor Augen hielt. Also pflegten wir neben der Tracht noch die Geselligkeit, Gesang und Tanz, und das ließ sich schon besser an. Unser Verein hieß ‚Edelweiß', nicht etwa, weil diese kostbare Blume auch Gefahr lief, ihre alte Tracht zu vergessen, sondern weil wir damit ausdrücken wollten, wie hoch unsere Ideale einzuschätzen waren.
Allmählich wuchs unser Ansehen in der Gemeinde, wir galten bei Festen und Umzügen nicht weniger als die Schützen oder die Veteranen. Aber meine Erwartung, es würden allmählich auch andere wieder daran Gefallen finden, selber die Tracht zu tragen, diese heimliche Hoffnung erfüllte sich nicht.
Das sei schon recht, sagten die Leute, und dazu hätte man ja diesen Verein, daß er das Alte in Ehren hielte.
Und nun denke ich von neuem darüber nach, was ich wohl anstellen muß, um dieses störrische Volk doch noch auf meinen Leim zu locken. Ja, wenn ich jemand fände, der so viel Bier und Süßwein bezahlen kann, daß es für ein ganzes Dorf reichte! Vielleicht hätte ich dann bald alle in meinem Verein, und das Übel wäre behoben.
Aber vielleicht brauchte ich gar nicht so ängstlich zu sein, nur ein wenig geduldiger und einsichtiger. Wer weiß, wohin es führte, wenn alles in der Welt nach unserem Verstand abliefe! Wie oft trauern wir etwas Verlorenem nach oder meinen es wiedergewinnen zu müssen und übersehen dabei, wieviel Neues uns indessen zugewachsen ist. Ein wenig gleiche ich mit meinen Bemühungen dem alten Major, der einmal in meiner Nachbar-

schaft wohnte und der, weil sein Apfelbaum im Garten nicht mehr tragen wollte, jeden Herbst ein Schock roter Äpfel an die Zweige knüpfte, aus Zorn oder aus Kummer, ich weiß es nicht. Dem sagte ich auch, er täte besser, den Baum richtig zu pflegen und zu wässern, dann besänne er sich wohl von selber wieder und trüge sich, wie es ihm von Natur anstand. Aber das half nichts, der Mann war närrisch.

Ich kann nicht beurteilen, wie sich das alles anderswo verhält, aber ich glaube, hierzulande wäre wenig getan, wenn man die Leute wirklich so weit brächte, daß sie die äußeren Formen ihrer Lebensführung bewahrten oder aus der Vergangenheit herübernähmen. In Wahrheit haben sie ganz andere Sorgen. Blüht der Bauernstand aber von neuem auf, gesund und selbstbewußt, dann werden auch seine alten Wesenszeichen wieder sichtbar erscheinen, oder er wird Kraft genug haben, neue zu prägen.

*

Goethe / Iphigenie

Wie man den König an dem Übermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichtum ist, so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Genießt.

Bücher aus dem Insel-Verlag

Du hast, o Deutschland, dir den Erdenkreis verbunden,
indem dein kluger Geist die Druckerei erfunden:
Ein Werk, dergleichen nie war bei der alten Welt,
so dem an Nutzbarkeit die Gegenwaage hält.

*

Martin Opitz

Neuerscheinungen 1939

Der Preis bezieht sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

Ackerknecht, Erwin: Gottfried Keller. Geschichte seines Lebens. Mit 16 Bildtafeln. M 8.50

In einer klaren, rasch fortschreitenden Darstellung zeigt diese Lebensgeschichte den harten Weg eines Mannes, der den Aufgaben seiner Zeit und seines Volkes mit allen Kräften seines redlichen, ehrfurchtsvollen und gütigen Wesens gerecht zu werden suchte und darin vorbildlich erscheint.

Bertram, Ernst: Hrabanus. Aus der Michaelsberger Handschrift. (Sprüche in Prosa.) Gebunden M 3.–

Ein Seitenstück zu den ‚Sprüchen aus dem Buch Arja'. Gedanken in dichterischer Form. Ein Brevier zur Selbstbesinnung.

Brandenburg, Erich: Von Bismarck zum Weltkrieg. M 14.–

Das zuerst im Jahre 1923 erschienene, heute schon klassische Werk schildert in einer jedem Leser verständlichen Sprache die Vorgeschichte des Weltkrieges und damit auch die Voraussetzungen für das heutige Weltgeschehen, zu dem es zahlreiche überraschende Parallelen bietet.

Das Buch deutscher Dichtung. Herausgegeben von Ernst Bertram, August Langen und Friedrich von der Leyen. Sechs Bände. Jeder Band M 7.–

Bisher liegen vor:

Band 1: Das frühe und das hohe Mittelalter
Band 2: Die Zeit der Romantik

Nach jahrelanger sorgsamster Vorbereitung beginnt ein Werk zu erscheinen, das die deutsche Dichtung von den ältesten Denkmälern bis zur jüngsten Jahrhundertwende umfassen wird. Es ist ein Lesebuch, das die schönsten und jeweils bezeichnendsten Stücke aus den Dichtungen darbietet, in den ersten Bänden in Urtext und Übertragung. Mit zwei Bilderbänden und zwei Briefbänden wird sich das Werk zu einer Gesamtschau deutschen Geisteslebens runden.

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Dritte, vermehrte Auflage. Auf Dünndruckpapier. M 6.50

Die neue Auflage bringt wertvolle Ergänzungen durch Briefe von und an Büchner.

Claes, Ernest: Donkelhof und Wasinghaus. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. M 6.–

Mit der ganzen Fabulierfreude, die wir bei dem flämischen Dichter seit seinem „Flachskopf" kennen und lieben, erzählt er von dem alten Groll, der sich bei den Bauern des Donkelhofs gegen die Herren des Wasinghauses forterbt. Endlich aber löst sich die Spannung durch die Ehe der Kinder. Im Mittelpunkt des schönen Romans steht Hermann Coene, das kleine Maantje, recht ein Geschöpf der großen Liebe des Dichters.

Coster, Charles de: Die Hochzeitsreise. Roman. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Der berühmte Liebesroman des Uilenspiegel-Dichters, der in der geizigen und eifersüchtigen Schwiegermutter Roosje eine seiner allerbesten Gestalten geschaffen hat.

Dacqué, Edgar: Das Bildnis Gottes. M 4.50

Ein Spruchbrevier, für besinnliche Stunden in der Art des ‚Cherubinischen Wandersmanns', eine in ernstem Ringen geschaffene Mystik des Herzens.

Dickens, Charles: David Copperfield. Roman. Vollständige Ausgabe. (1107 Seiten.) Mit 40 Bildern nach Phiz. M 5.–

– *Eine Geschichte aus zwei Städten.* Mit 16 Bildern nach Phiz. M 5.–

– *Die Pickwickier.* Roman. Vollständige Ausgabe. (1010 Seiten.) Mit 43 Bildern nach R. Seymour, Buß und Phiz. M 5.–

Wir erneuern und erweitern unsere Dickens-Ausgabe und bringen neben ‚David Copperfield' und den ‚Pickwickiern' zunächst den Roman, der zur Zeit der Französischen Revolution in Paris und London spielt. Die Bilder, die den besonderen Reiz dieser Ausgabe ausmachen, wurden für alle Bände nach den besten Vorlagen der alten Originalausgaben neu hergestellt.

Droste-Hülshoff, Annette von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Wolfgang Kayser. Auf Dünndruckpapier in einem Band. (990 S.) M 9.–

Immer klarer und höher erhebt sich aus der Fülle der Erscheinungen des 19. Jahrhunderts die Gestalt der Dichterin, deren Werk wir hier in einem Band vereinigen. Unsere Ausgabe bietet über die bisherige kritische Ausgabe hinaus den gültigen Text.

Fontane, Theodor: Der Stechlin. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Fontanes letzter Roman ist seine reifste und reichste Dichtung. Um die prachtvolle Gestalt des alten Herrn von Stechlin steht eine Fülle von Figuren, die mit der ganzen Fontaneschen Porträtkunst, mit all seinem Humor gezeichnet sind.

Meckel, Eberhard: Durch die Jahre. Gedichte. M 3.–

Aus dem Boden seiner alemannischen Heimat hat der Dichter die besten Kräfte für sein Schaffen gewonnen, von dem diese reife Ernte der Gedichte schönstes Zeugnis ablegt.

Mell, Max: Steirischer Lobgesang. M 4.50

Erzählungen von eigenartigen Menschenschicksalen, von Landschaft und Tieren, Bilder aus dem Volksleben, namentlich von den alten köstlichen Volksschauspielen, sind vereinigt zum Lob des steirischen Landes, dem die Liebe des Dichters gehört.

Benno Papentrigk's Schüttelreime. Gebunden M 2.50

Das bisher nur in Privatdrucken für Freunde vorliegende Werk erscheint hier in neuer Gestalt. Der Schüttelreim ist in diesen Dichtungen nicht um seiner selbst willen da, sondern Ausdrucksmittel einer heiter-ernsten Gedankenlyrik.

Rilke, Rainer Maria: Briefe. Band 1: 1892 bis 1904; Band 2: 1904 bis 1907; Band 3: 1907 bis 1914. Je M 7.–; in Halbleder M 9.–

An Stelle der vergriffenen Bände treten diese drei neu bearbeiteten, die auch manchen wertvollen Zuwachs bringen.

– *Gesammelte Briefe in sechs Bänden.* Mit einer Einleitung von Dieter Bassermann. M 40.–; in Halbleder M 50.–

Diese Ausgabe umfaßt die drei eben genannten Bände, dazu die Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921, Briefe aus Muzot und Briefe an seinen Verleger.

Schiller, Friedrich von: Werke in drei Bänden. (Der Volks-Schiller.) Herausgegeben von Reinhard Buchwald. (1400 Seiten.) M 14.–

In drei Bänden – Der junge Schiller / Gedanke und Gedicht / Die klassischen Dramen – bietet die Ausgabe neben allen Hauptwerken eine umfangreiche Auslese aus dem Gedankengut des Philosophen und Geschichtsschreibers Schiller, so daß der Leser hier dem ganzen Schiller begegnet. Die Ausgabe ist ein Seitenstück zu unserem Volks-Goethe.

Schnack, Friedrich: Cornelia und die Heilkräuter. Mit 8 handkolorierten Pflanzenbildern. M 6.–

Neben Sibylle, mit der uns Schnack zu den Feldblumen führte,

tritt als ebenso anmutige Begleiterin zu den Heilkräutern Cornelia, die Tochter eines Apothekers in Überlingen. Durch einen kleinen Roman aufs beste unterhalten, erfahren wir, was Wissenschaft und Volkskunde von den Heilkräutern zu sagen haben.

Schneider, Reinhold: Corneilles Ethos in der Ära Ludwigs XIV. Eine Studie. Gebunden M 3.–

Reinhold Schneider leitet zum Verständnis Corneilles, indem er seine Dramen als Geschichtsdokumente betrachtet, als Ausdruck der bestimmten Haltung des Menschen seiner Ära.

– *Sonette.* Gebunden M 3.–

Diese formvollendeten Sonette, erfüllt vom Erleben vieler Jahre, erschließen Wesen und Welt des Menschen Reinhold Schneider.

Sealsfield, Charles (Karl Anton Postl): Das Kajütenbuch. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Der aus Mähren nach Amerika ausgewanderte deutsche Dichter gab in diesem Werk ein Abenteuerbuch, das es an Frische und Spannung mit Cooper aufnehmen kann. Es ist die klassische deutsche Dichtung aus dem Wilden Westen.

Stifter, Adalbert: Werke in sieben Bänden. Mit einer Einleitung von Max Mell und einem Porträt in Lichtdruck nach einem Gemälde von Bartholomäus Székelyi. Textrevision von Max Stefl. Jeder Band M 6.–

Bisher liegen vor:

Band 1/2: Studien. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden.

Band 4: Der Nachsommer.

Band 6: Kleine Schriften. Mit 9 Bildtafeln in Lichtdruck.

Der sechste Band unserer kritisch durchgesehenen Ausgabe vereinigt mit den Bildern ‚Aus dem alten Wien' alle größeren Aufsätze Stifters, die für die Kenntnis des Menschen, Künstlers und Pädagogen wichtig sind. – Die Bände werden auch einzeln ohne Bandziffer geliefert. Die Einzelausgabe des ersten Bandes enthält nicht die Einleitung von Max Mell und das Porträt.

Weiß, Konrad: Das Sinnreich der Erde. Gedichte. Gebunden M 4.–

Konrad Weiß beschwört in diesen Gedichten Stimmungen und Gesichte und erweist sich wiederum als ein Meister bildhafter Sprache.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennig

Arnim, Achim von: Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau. Mit Bildern von Fritz Kredel. (Nr. 541)

Bethge, Hans: Lieder des Hafis. Nachdichtungen. (Nr. 542)

Blunck, Hans Friedrich: Gestühl der Alten. Sagen. (Nr. 538)

Böhme-Brevier. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier (Nr. 551)

Brehm, Alfred: Das deutsche Wild. Mit einem Nachwort von Heinz Graupner. (Nr. 549)

Condivi: Das Leben des Michelangelo Buonarroti. Herausgegeben von Robert Diehl. (Nr. 554)

Die deutschen Lande im Gedicht. (Nr. 553)

Dürer, Albrecht: Aus dem Gebetbuch Kaiser Maximilians. 24 farbige Blätter. Mit einem Geleitwort von Karlheinz Reissinger. (Nr. 550)

Ebner-Eschenbach, Marie von: Aphorismen. (Nr. 543)

Goethe: Handzeichnungen. 24 farbige Blätter. Mit einem Geleitwort von Hans Wahl. Querformat. (Nr. 555)

Goethe, Katharina Elisabeth. Briefe der Frau Rat Goethe. Herausgegeben von Rudolf Bach. (Nr. 544)

Die schönsten Griechenmünzen Siziliens. 48 Bildtafeln. Geleitwort von Max Hirmer. (Nr. 559)

Gunnlaug. Die Saga vom Skalden Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem Alt-Isländischen übertragen von Helmut de Boor. (Nr. 546)

Kolbe, Georg: Bildwerke. 43 Bildtafeln. Herausgegeben von Richard Graul. (Nr. 422)

Mell, Max: Adalbert Stifter. (Nr. 539)

Michelangelo: Sibyllen und Propheten. 24 Bilder nach den Fresken in der Sixtinischen Kapelle. In vielen Farben. Mit einem Geleitwort von Bettina Seipp. (Nr. 165)

Tilman Riemenschneider im Taubertal. 47 Bilder. Mit einem Geleitwort von Kurt Gerstenberg. (Nr. 545)

Runge, Philipp Otto: Briefe. Herausgegeben von Hans Egon Gerlach. (Nr. 556)

Schnack, Friedrich: Das Waldkind. Roman. (Nr. 552)

Schneider, Reinhold: Elisabeth Tarakanow. Erzählung. (Nr. 540)

Schopenhauer, Arthur: Betrachtungen über die menschliche Seele und ihren Ausdruck. (Nr. 558)

Tacitus: Germania. Übertragen und herausgegeben von Johannes Bühler. Mit einer Karte. (Nr. 77)

Timmermans, Felix: Ich sah Cäcilie kommen. Erzählung. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. (Nr. 547)

In neuer Gestalt erschienen folgende Bände:

Hebel, Johann Peter: Alemannische Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Eberhard Meckel. (Nr. 67)

Hippokrates: Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Sudhoff. (Nr. 151)

Kalidasa: Sakuntala. Drama. Mit einem Nachwort von Hermann Weller. (Nr. 346)

Machiavelli: Mensch und Staat. Herausgegeben von Matthias Jonasson. (Nr. 240)

Platen, August Graf von: Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bertram. (Nr. 305)

Serbische Volkslieder. (Nr. 197)

Zeitgenössische Dichter

Die mit JB. bezeichneten Werke sind Bände der Insel-Bücherei. Jeder dieser Bände kostet gebunden 80 Pfennig.

Achim von Akerman. 1909 geboren.

Die Stunde vor Tag. Gedichte. M 4.–

Ernst Bertram. 1884 in Elberfeld geboren. Literarhistoriker an der Universität Köln.

Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Straßburg. Ein Gedichtkreis. Gebunden M 4.–

Der Rhein. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Das Nornenbuch. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Wartburg. Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Griecheneiland. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Deutsche Gestalten. Bach / Klopstock / Goethe / Schiller / Norden und deutsche Romantik / Beethoven / Kleist / Stifter / Möglichkeiten deutscher Klassik. M 6.–

Michaelsberg. Prosadichtung. M 4.–

Sprüche aus dem Buch Arja. Gebunden M 2.50

Hrabanus. Aus der Michaelsberger Handschrift. (Sprüche in Prosa.) Gebunden M 3.–

Von deutschem Schicksal. (Gedichte.) (JB. Nr. 430)

Von der Freiheit des Wortes. (JB. Nr. 485)

Bridget Boland. Irische Dichterin. Ihr Erstlingswerk:
Die Wildgänse. Roman. M 6.–

Hans Carossa. 1878 in Tölz an der Isar geboren, Sohn eines Arztes, wurde auch selbst Arzt wie schon ein Vorfahr zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Der Dichter wohnt bei Passau.

Gesammelte Gedichte. M 4.–

Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. M 5.–

Tagebuch im Kriege. (Rumänisches Tagebuch.) M 3.–

Hans Carossa:

Der Arzt Gion. Eine Erzählung. M 5.–

Führung und Geleit. Ein Lebensgedenkbuch. M 5.–

Geheimnisse des reifen Lebens. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. M 5.50

Wirkungen Goethes in der Gegenwart. Eine Rede. Kartoniert M 1.80

Die Schicksale Doktor Bürgers. Die Flucht. (IB. Nr. 334)

Gedichte. Vom Dichter ausgewählt. (IB. Nr. 500)

Ernest Claes. 1885 in Sichem bei Löwen geboren als Sohn einer alten Brabanter Bauernfamilie. Er kam zunächst als Lehrling in eine Klosterdruckerei, besuchte dann Gymnasium und Universität und lebt jetzt als Beamter bei der belgischen Kammer in Brüssel.

Flachskopf. Die Geschichte einer Jugend. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans. M 3.75

Black. Die Geschichte eines Hundes. M 3.80

Bruder Jakobus. Roman. M 5.50

Donkelhof und Wasinghaus. Roman. M 6.–

Hannes Raps. Eine Landstreichergeschichte. Mit Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 429)

Die Heiligen von Sichem. Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 483)

Anton Coolen. 1897 in dem Dorf Wylre (in der niederländischen Provinz Limburg) geboren. Er war eine Zeit lang als Journalist tätig, zog sich aber dann in sein geliebtes Nordbrabant zurück, um ganz seiner Dichtung zu leben.

Brabanter Volk. Roman. M 5.–

Das Dorf am Fluß. Roman. M 5.–

Die drei Brüder. Roman. M 5.–

Weihnachten in Brabant. Drei Erzählungen. (IB. Nr. 531)

Robert Faesi. 1883 in Zürich geboren, wo er als Literarhistoriker an der Universität wirkt.

Das Antlitz der Erde. Gedichte. M 4.–

Hugo von Hofmannsthal. Lebte von 1874 bis 1929.

Die Gedichte und kleinen Dramen. M 5.–

Das Salzburger große Welttheater. Gebunden M 2.50

Der Tod des Tizian. Idylle. Zwei Dichtungen. (IB. Nr. 8)

Der Tor und der Tod. Ein dramatisches Gedicht. (IB. Nr. 28)

Das kleine Welttheater oder die Glücklichen. (IB. Nr. 78)

Alkestis. Trauerspiel nach Euripides. (IB. Nr. 134)

Gedichte. (IB. Nr. 461)

Reden und Aufsätze. (IB. Nr. 339)

Ricarda Huch. 1864 in Braunschweig geboren. Sie kam zweiundzwanzigjährig nach Zürich, um Geschichte zu studieren, und begann alsbald mit der Veröffentlichung erzählender und darstellender Werke. Die Dichterin lebt in Jena.

Michael Unger. Roman. M 3.75

Von den Königen und der Krone. Roman. In Halbleinen M 5.25

Die Verteidigung Roms. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. M 3.75

Der Kampf um Rom. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. M 3.75

Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento. M 5.–

Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman. M 3.75

Der große Krieg in Deutschland. Gekürzte Ausgabe. M 2.50

Gesammelte Gedichte. M 6.75

Liebesgedichte. (IB. Nr. 22)

Wonnebald Pück. Erzählung. (IB. Nr. 58)

Der letzte Sommer. Erzählung. (IB. Nr. 172)

Das Judengrab. Bimbos Seelenwanderungen. (IB. Nr. 193)

Fra Celeste. Erzählung. (IB. Nr. 405)

Gottfried Keller. (IB. Nr. 113)

Quellen des Lebens. (IB. Nr. 469)

Per Imerslund. 1912 in Oslo geboren, stammt aus einem alten Bauerngeschlecht Hedemarkens. Er verlebte seine Jugend in Deutschland und war von 1927 bis 1931 in Mexiko. Sein Erstlingswerk hat er deutsch geschrieben.

Das Land Noruega. Erlebnisse in Mexiko. M 4.50



Gudmundur Kamban. 1888 in Alftanes auf Island geboren. Er studierte in Kopenhagen, lebte dann von 1915 bis 1917 in New York und widmete sich nach seiner Rückkehr der Bühne als Spielleiter. Seit einiger Zeit lebt Kamban in Deutschland.

Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. M 7.50

Der Herrscher auf Skalholt. Roman. M 7.50

Ich seh ein großes schönes Land. Roman. M 6.50

Gertrud von le Fort. 1876 in Minden geboren, lebt in Baierbrunn im Isartal.

Die Magdeburgische Hochzeit. Erzählung. M 5.50

Die Opferflamme. Erzählung. (IB. Nr. 533)

Eberhard Meckel. 1907 in Freiburg im Breisgau geboren, lebt in Schöneiche in der Mark.

Durch die Jahre. Gedichte. M 4.–

Max Mell. 1882 in Marburg an der Drau geboren. Er wuchs in Wien auf, studierte Germanistik, machte den Krieg an der russischen Front mit und lebt seither in Wien und in Pernegg (Steiermark).

Das Donauweibchen. Erzählungen und Märchen. M 5.–

Steirischer Lobgesang. M 4.50

Die Sieben gegen Theben. Dramatische Dichtung. Gebunden M 3.50

Das Spiel von den deutschen Ahnen. Gebunden M 3.50

Das Nachfolge Christi-Spiel. Gebunden M 3.50

Das Apostelspiel. (IB. Nr. 167)

Barbara Naderer. Novelle. (IB. Nr. 261)

Ein altes deutsches Weihnachtsspiel. (IB. Nr. 418)

Adalbert Stifter. (IB. Nr. 539)

Christian Morgenstern. Lebte von 1871 bis 1914.

Alle Galgenlieder. (Galgenlieder, Palmström, Palma Kunkel, Gingganz.) M 3.75

Über die Galgenlieder. M 3.–

Melancholie. Gedichte. Gebunden M 2.50

Klein Irmchen. Ein Kinderliederbuch. Mit Zeichnungen von Josua Leander Gampp. Gebunden M 4.–



Otto Nebelthau. 1894 in Bremen geboren. Lebt in München.

Der Ritt nach Canossa. Historischer Roman. M 6.–

Mein Gemüsegarten. (IB. Nr. 456)

Mein Obstgarten. (IB. Nr. 470)

Rainer Maria Rilke. Lebte von 1875 bis 1926.

Ausgewählte Werke in zwei Bänden. M 12.–; in Halbleder M 18.–

Gesammelte Briefe in sechs Bänden. Mit einer Einleitung von Dieter Bassermann. M 40.–; Halbleder M 50.–

Einzelausgaben der Briefbände:

Briefe aus den Jahren 1892 bis 1904.

Briefe aus den Jahren 1904 bis 1907.

Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.

Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921.

Briefe aus Muzot (1921–1926).

Briefe an seinen Verleger (1906–1926).

Jeder der Briefbände M 7.–; in Halbleder M 9.–

Das Stunden-Buch. In Halbleinen M 3.–

Erste Gedichte. M 5.–

Frühe Gedichte. M 5.–

Neue Gedichte. M 5.–

Das Buch der Bilder. M 5.–

Duineser Elegien. M 3.–

Späte Gedichte. M 5.–

Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit. M 7.–; in Halbleder M 9.–

Geschichten vom lieben Gott. M 4.50

Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. M 5.50

Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. M 7.–

Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. (IB. Nr. 1)

Rainer Maria Rilke:

Requiem. (JB. Nr. 30)

Das Marien-Leben. Gedichte. (JB. Nr. 43)

Die Sonette an Orpheus. (JB. Nr. 115)

Ausgewählte Gedichte. (JB. Nr. 400)

Der ausgewählten Gedichte anderer Teil. (JB. Nr. 480)

Vierundzwanzig Sonette der Louïze Labé. (JB. Nr. 222)

Sonette aus dem Portugiesischen der Elizabeth Barrett-Browning. (JB. Nr. 252)

Michelangelo-Übertragungen. (JB. Nr. 496)

Briefe an einen jungen Dichter. (JB. Nr. 406)

Briefe an eine junge Frau. (JB. Nr. 409)

Portugiesische Briefe (Die Briefe der Marianna Alcoforado). (JB. Nr. 74)

Albrecht Schaeffer. 1885 in Elbing geboren. Er wuchs in Hannover auf und empfing entscheidende Eindrücke von der niedersächsischen Landschaft. Später siedelte er sich in Süddeutschland an; er lebt in Rimsting am Chiemsee. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir:

Josef Montfort. Roman. M 6.50

Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der Norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. M 15.–

Der göttliche Dulder. Dichtung. M 6.25

Parzival. Ein Versroman. M 7.50

Das Prisma. Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. M 6.50

Griechische Heldensagen. Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. M 10.–

Gedichte aus den Jahren 1915 bis 1930. M 4.–

Die Sage von Odysseus. (JB. Nr. 87)

Nachtschatten. Novellen. (JB. Nr. 179)

Der Reiter mit dem Mandelbaum. Legende. (JB. Nr. 229)

Der Raub der Persefone. (JB. Nr. 311)

Edzard Schaper. 1908 in Ostrowo, Provinz Posen, geboren als Sohn niederdeutscher Eltern (Vater aus Hannover, Mutter aus Ostfriesland). Bewegtes Leben: Musiker, Schauspieler, Gärtner, fährt dann zur See und lebt längere Zeit in Skandinavien, jetzt in Estland.

Das Leben Jesu. M 6.50

Die Arche, die Schiffbruch erlitt. Novelle. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller. (JB. Nr. 471)

Das Lied der Väter. Erzählung. (JB. Nr. 514)

Friedrich Schnack. 1888 in Rieneck, Unterfranken, geboren. Er verlebte seine Jugend in Franken, in der Landschaft von Rhön, Spessart, Frankenwald, in den Wein-, Obst- und Korngegenden von Aschaffenburg, Würzburg und Bamberg. Ehe er sich der Dichtung zuwandte, war er zehn Jahre in Handel, Wirtschaft und Industrie tätig. Er lebt in Überlingen am Bodensee.

Gesammelte Gedichte. M 5.–

Das Zauberauto. Liebesroman. M 4.50

Das Leben der Schmetterlinge. Naturdichtung. M 6.–

Goldgräber in Franken. Abenteuerroman. M 4.50

Der Lichtbogen. Falterlegenden. M 4.50

Klick aus dem Spielzeugladen. Roman für das große und kleine Volk. M 4.–

Klick und der Goldschatz. Heiterer Roman. M 5.–

Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. M 5.–

Die brennende Liebe. Roman der drei Lebensalter. Beatus und Sabine / Sebastian im Wald / Die Orgel des Himmels. M 6.–

Sibylle und die Feldblumen. Mit 8 handkolorierten Blumenbildern. M 6.–

Cornelia und die Heilkräuter. Mit 8 handkolorierten Pflanzenbildern. M 6.–

Land ohne Tränen. (JB. Nr. 459)

Geschichten aus Heimat und Welt. (JB. Nr. 498)

Das Waldkind. Roman. (JB. Nr. 552)

Reinhold Schneider. 1903 in Baden-Baden als Sohn einer alten Badener Familie geboren, empfing starke und entscheidende Eindrücke von Reisen im Süden, besonders in Portugal und Spanien. Lebt in Freiburg i. Br. Von seinen Werken erschienen im Insel-Verlag:

Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland. M 3.80

Das Inselreich. Gesetz und Größe der britischen Macht. M 8.50

Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. M 5.–

Corneilles Ethos in der Ära Ludwigs XIV. Eine Studie. Gebunden M 3.–

Sonette. Gebunden M 3.–

Elisabeth Tarakanow. Erzählung. (IB. Nr. 540)

Gabriel Scott. 1874 in Leith (Schottland) als Norweger geboren. Er lebt in Tromöen bei Arendal.

Fant. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Edzard Schaper. M. 5.50

Otto Freiherr von Taube. 1879 in Reval geboren, stammt aus einem ‚heermeisterlichen' Geschlecht der estländischen Ritterschaft. Er empfing seine Bildung in Kassel und Weimar und an deutschen Universitäten. Seit 1910 als freier Schriftsteller tätig, schuf er neben eigenen Werken zahlreiche Übersetzungen. Er lebt in Gauting (Oberbayern).

Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75

Die Löwenprankes. Roman. In Halbleinen M 4.50

Das Opferfest. Roman. M 6.–

Felix Timmermans. 1886 in Lier bei Antwerpen geboren als Sohn eines Spitzenhändlers. Er erhielt einfache Schulbildung, fühlte sich aber frühzeitig zur Kunst hingezogen, wollte Maler werden und besuchte die Kunstakademie. Aber ungewollt wurde er ein Maler des Wortes: Wie sein großer Landsmann Pieter Bruegel schildert er das flämische Volk in seiner ganzen überschäumenden Lebensfülle. Er lebt in seiner kleinen Vaterstadt Lier.

Felix Timmermans:

Das Jesuskind in Flandern. M 3.75

Pallieter. Roman. M 3.75

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Roman. M 5.–

Pieter Bruegel. Roman. M 3.75

Die Delphine. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. M 5.–

Franziskus. M 5.–

Bauernpsalm. Roman. M 5.–

Das Licht in der Laterne. Neue und alte Geschichten. M 3.75

Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beginchen. Erzählung. (IB. Nr. 308)

Das Triptychon von den Heiligen Drei Königen. (IB. Nr. 362)

Aus dem schönen Lier. (IB. Nr. 401)

Sankt Nikolaus in Not und andere Erzählungen. (IB. Nr. 420)

Beim Krabbenkocher. Erzählung. (IB. Nr. 508)

Ich sah Cäcilie kommen. Erzählung. (IB. Nr. 547)

Karl Heinrich Waggerl. 1897 in Bad Gastein geboren als Sohn eines Zimmermanns, der aus einem alten Bauerngeschlecht stammte. Er besuchte die Stadtschule und das Lehrerseminar, wurde im Krieg an der italienischen Front Offizier, geriet in Gefangenschaft und erkrankte schwer, so daß er den Lehrerberuf aufgeben mußte. Er lebt in Wagrain im Salzkammergut.

Brot. Roman. M 3.75

Schweres Blut. Roman. M 5.–

Das Jahr des Herrn. Roman. M 3.75

Mütter. Roman. M 5.–

Wagrainer Tagebuch. M 3.–

Du und Angela. Erzählungen. (IB. Nr. 204)

Das Wiesenbuch. Mit 16 Scherenschnitten des Dichters. (IB. Nr. 426)

Kalendergeschichten. (IB. Nr. 522)

Gerard Walschap. 1898 in Londerzeel bei Brüssel geboren als Sohn eines Bauern. Er lebt in Antwerpen.

Heirat. Roman. M 4.50

Der Mann, der das Gute wollte. Roman. M 5.50

Konrad Weiß. 1880 in Rauenbretzingen (Württemberg) geboren, war lange Zeit an der Zeitschrift ‚Hochland‘ tätig und lebt als Kunstschriftleiter in München.

Konradin von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel. M 4.–

Das Sinnreich der Erde. Gedichte. Gebunden M 4.–

Die kleine Schöpfung. (Versdichtung.) Mit Zeichnungen von Karl Caspar. (IB. Nr. 521)

Andreas Zeitler. 1906 in Leipzig geboren, von seinen Vorfahren her der fränkischen Landschaft verbunden, in der sein erstes Buch spielt. Er lebt in Leipzig.

Fränkischer Sommer. Erzählung. M 4.–

Goethe

Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Auf Dünndruckpapier M 135.–
Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten.
Die Bände dieser Ausgabe werden auch einzeln in dunkelblauem Leinen mit aufgedruckten Untertiteln geliefert.
Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) M 18.–

Gespräche mit Eckermann. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) M 7.50

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) M 9.50

Sämtliche Werke. Welt-Goethe-Ausgabe der Gutenbergstadt Mainz und des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar. Herausgegeben von Anton Kippenberg, Julius Petersen und Hans Wahl. Gedruckt auf der Mainzer Presse. 50 Bände mit Registerbänden. Jeder Band M 10.–; in Halbleder M 14.–
Bisher erschienen: Band 5. Der West-östliche Divan. Mit den Noten und Abhandlungen. Herausgegeben von Konrad Burdach. Band 6. Epen und Kantaten. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Band 7. Götz von Berlichingen. Herausgegeben von Hans Wahl.

Goethe:

Band 12 und 13. Urfaust; Faust, ein Fragment; Faust I und Faust II. Herausgegeben von Max Hecker. Band 16. Die Leiden des jungen Werthers. 1774. Die Leiden des jungen Werther. 1787. Briefe aus der Schweiz. Herausgegeben von Fritz Adolf Hünich.

Goethes Werke in sechs Bänden. (Der Volks-Goethe.) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. (3900 Seiten.) M 18.–; in Halbleder M 28.–

Dichtung und Wahrheit. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (831 Seiten.) M 8.–

West-östlicher Divan. Vollständige Ausgabe (mit den Noten und Abhandlungen). M 3.50

Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teile vielfarbigen Tafeln. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. M 10.–

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) M 3.50

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) M 12.–

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Max Hecker. M 3.75

Italienische Reise. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (590 Seiten.) M 6.–

Wilhelm Meister. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1020 Seiten.) M 9.50

Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) M 20.–

Die Wahlverwandtschaften. Roman. M 3.50

Dreißig Handzeichnungen Goethes. Faksimile-Ausgabe in farbigem Lichtdruck. Herausgegeben von Hans Wahl. 300 numerierte Exemplare. In Leinenmappe M 225.–

Iphigenie. Erstmalige Faksimile-Wiedergabe der Handschrift Goethes. Mit einem Nachwort von Hans Wahl. Gebunden, in Schuber M 18.–

Goethe:

Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.–

Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein. 36 zum großen Teil farbige Bilder. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Wahl. Stammbuch-Querformat in Schuber M 4.50

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. M 3.50

Briefe an Charlotte von Stein. Neue, vollständige Ausgabe, auf Grund der Handschriften herausgegeben von Julius Petersen. Vier Bände. M 12.–

Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 10 Abbildungen. M 7.50

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Drei Bände. M 18.–

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. M 9.–

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. M 4.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.50

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wahl. M 5.–

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. M 4.50

Deutsche Klassiker und Gesamtausgaben

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Dritte, vermehrte Auflage. M 6.50

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) M 6.–



Droste-Hülshoff, Annette von: Sämtliche Werke. Siehe Seite 169.

Deutsche Gedichte in Handschriften. Wiedergabe in Lichtdruck. In Halbpergament mit Schuber. M 8.50

Brüder Grimm: Märchen. Auswahl in einem Bande. Mit 8 handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel. M 4.50

– *Märchen.* Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. M 9.–

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe in einem Band. M 4.50

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. M 3.50

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. M 2.50

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten.) M 9.–

– *Gesammelte Briefe.* Eingeleitet von Ernst Bertram. M 6.–

Kant: Sämtliche Werke. Sechs Bände auf Dünndruckpapier. M 45.–

– *Kritik der reinen Vernunft.* Ausgabe auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

Keller, Gottfried: Gesammelte Werke. Vier Bände. M 20.–; in Halbleder M 28.–

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke: Auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) M 9.–

Lenau, Nikolaus: Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von Eduard Castle. M 40.–

Mörike, Eduard: Werke. Mit einem Geleitwort von Friedrich Ludwig Barthel. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. (1340 Seiten.) M 12.–

Der Nibelunge Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) M 6.–

Novalis: Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Schultz. M 4.50

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und Reinhard Buchwald. Zwei Bände. In Halbleinen M 10–. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Auf Dünndruckpapier (4900 Seiten) M 45.–; in Leder M 80.–

– *Werke in drei Bänden.* Siehe Seite 170.

Stifter, Adalbert: Werke in sieben Bänden. Siehe Seite 171.

– *Werke in drei Bänden* (Der Volks-Stifter). Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. M 12.–
Die Ausgabe umfaßt die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in drei Bänden. M 18.–

Deutsche Weihnachtslieder. Bearbeitet von Helmut Walcha. Mit Vignetten von Willi Harwerth. Mehrfarbiger Druck. Geb. M 1.80.

Weltliteratur

Boccaccio, Giovanni: Das Dekameron. Übertragen von Albert Wesselski. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier. M 7.50

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjew und einem Nachwort von André Jolles. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten.) M 12.–

Dante: Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Canzoniere. Vita Nuova. Il Convivio sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1080 Seiten.) M 10.–

Dantes Göttliche Komödie. Deutsch von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen. (733 Seiten.) M 7.50

Gobineau, Arthur Graf: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Mit 20 Bildtafeln. M 4.50

Ομηρου επη (Ιλιας, Οδυσσεια). *Homers Werke* (Ilias und Odyssee). Im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Auf Dünndruckpapier. M 6.–

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) M 8.50

Sophokles: Tragödien. Übertragen von Roman Woerner. M 6.–

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) M 55.–



Orient und Ferner Osten

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) M 50.–
Die Bände sind auch einzeln, je M 9.–, erhältlich.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. In einem Bande M 4.50

Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Littmann. M 7.–

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten. M 3.75

Kin Ping Meh oder Die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (920 Seiten.) M 14.–

Die Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. (840 Seiten.) M 12.–

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) M 12.–

Die Geschichte vom Prinzen Genji, wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan. Zwei Bände. (1200 Seiten.) M 16.–

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Japan, das Götterland. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. M 6.–

– *Die Kunst Japans.* Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. M 20.–

Briefe, Erinnerungen, Lebensgeschichte

Arnim, Bettina von: Die Günderode. Eingeleitet von Heinz Amelung. M 5.–

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. M 6.–

Inhalt: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Schiller – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeiten deutscher Klassik.

Buchwald, Reinhard: Schiller. Zwei Bände. I. Der junge Schiller. II. Wander- und Meisterjahre. Mit 14 Bildtafeln. M 15.–

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. M 7.50

Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. M 3.50

Droysen, Joh. Gust.: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Mit 8 Bildnissen in Lichtdruck und 8 Karten. M 10.–

Elisabeth Charlotte (Liselotte von der Pfalz): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Haupt, Georg: Rudolf Koch der Schreiber. Mit 64 Bildtafeln und vielen Abbildungen im Text. M 8.50

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. M 6.50

– *Briefe an eine Freundin.* (Charlotte Diede.) In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. M 3.50

Kassner, Rudolf: Buch der Erinnerung. M 7.–

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben und eingeleitet von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Kerner. – Justinus Kerner und sein Münchener Freundeskreis. Eine Sammlung von Briefen. Herausgegeben von Franz Pocci. Mit 8 Bildtafeln. M 8.–

Kippenberg, Anton: Geschichten aus einer alten Hansestadt. M 3.80

Kippenberg, Katharina: Rainer Maria Rilke. Neue, erweiterte Ausgabe. Mit 12 Bildtafeln. M 7.50

Koch, Rudolf: Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 3.75

Kühnemann, Eugen: Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) M 15.–

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. M 3.50



Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. M 4.50

– *Briefe an Peter Gast.* Herausgegeben von Peter Gast. M 6.–

– *Briefe an Mutter und Schwester.* Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Mit 3 Bildnissen in Lichtdruck. M 7.–

– *Briefwechsel mit Erwin Rohde.* Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. In Halbleinen M 6.–

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. M 6.–

Schneider, Eduard: Eleonora Duse. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. M 6.–

Schurig, Arthur: Wolfgang Amade Mozart. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. M 14.–

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Neue Ausgabe. Mit 24 Bildtafeln. M 8.50

Terry, Charles Sanford: Johann Sebastian Bach. Mit einem Geleitwort von Karl Straube, Kantor zu Sankt Thomae. Neue Ausgabe. Mit einem Bildnis Bachs in Lichtdruck und 32 Bildtafeln. M 6.50

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. M 6.50

Geschichte und Kulturgeschichte

Bessell, Georg: Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. M 5.–

Brandenburg, Erich: Von Bismarck zum Weltkrieg. Siehe Seite 168.

Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. M 6.50

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit 2 Bildnissen und einer Karte. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

– *Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.* (Geschichte der Spielbanken.) Mit 16 Bildtafeln. M 8.–

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt neun Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes M 60.–, der einzelnen Bände M 7.50

Die politische Reihe

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die kulturhistorische Reihe

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

Das alte Hamburg. Mit 154 Bildtafeln. Herausgegeben von Carl Schellenberg. M 9.50

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Mit 46 Abbildungen in Lichtdruck, 4 Wasserzeichentafeln, 13 Papierproben und einer Karte. In Halbleinen M 10.–

Schneider, Reinhold: Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

– *Auf Wegen deutscher Geschichte.* Eine Fahrt ins Reich. M 3.80 Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland.

Reisen und Abenteuer

Chodowiecki, Daniel: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 100 Bilder nach den Originalen der Staatlichen Akademie der Künste in Berlin mit erläuterndem Text und einer Einführung von Wolfgang von Oettingen. Stammbuch-Querformat, in Schuber M 4.50

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Mit einem für die deutsche Ausgabe geschriebenen Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 77 Abbildungen und 2 Karten. M 6.50

Reisinger, Ernst: Griechenland. Schilderung deutscher Reisender. Mit 90 Bildtafeln. In Halbleinen M 7.–

Scheffler, Karl: Holland. Mit 100 Bildtafeln. M 9.–

– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. M 9.–

– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. M 9.–



Seipp, Bettina: Neapel und Sizilien – als Land der Griechen erlebt. Mit 46 Bildtafeln. M 6.50

Spunda, Franz: Der heilige Berg Athos. Landschaft und Legende. Mit 40 Bildtafeln. M 8.–

– *Griechenland.* Fahrten zu den alten Göttern. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

Philosophie

Kant: Kritik der reinen Vernunft. Auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

– *Kant-Aussprüche.* Herausgegeben von Raoul Richter. M 3.50

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. M 4.50

– *Die Chimäre. Der Aussätzige.* Gebunden M 3.–

– *Von der Einbildungskraft.* M 4.50

– *Der indische Gedanke. Von den Elementen der menschlichen Größe.* Gebunden M 3.–

– *Englische Dichter.* Gebunden M 4.50

– *Essays.* Gebunden M 4.50

– *Der Gottmensch.* Essays. M 4.50

– *Die Grundlagen der Physiognomik.* M 4.–

– *Die Moral der Musik.* Aus den Briefen an einen Musiker. Gebunden M 4.–

– *Die Mythen der Seele.* M 4.–

– *Das physiognomische Weltbild.* M 7.50

– *Der Tod und die Maske.* Gebunden M 3.–

– *Die Verwandlung.* Physiognomische Studien. M 4.50

– *Zahl und Gesicht.* Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiognomik. M 5.50

Meiner, Annemarie: Lob des Alters. Sprüche der Weisheit. Gebunden M 2.50

Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit. Mit Erläuterungen und einem Nachwort. M 3.–

Kunst

Allesch, Johannes von: Michael Pacher. Mit 113 Abbildungen. M 10.–

Beenken, Hermann: Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. M 10.–

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. M 10.–

Geese, Walter: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. M 7.–

Gerstenberg, Kurt: Hans Multscher. Mit 175 Abbildungen. M 10.–

Grisebach, August: Karl Friedrich Schinkel. Mit 110 Abbildungen. M 10.–

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. M 10.–

Koch, Rudolf: Das ABC-Büchlein. Gebunden M 2.80
Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf der Handpresse gedruckt im Haus zum Fürsteneck zu Frankfurt a. M. In Halbleder M 30.–

– *Das Blumenbuch.* Zeichnungen von Rudolf Koch. In Holz geschnitten von Fritz Kredel. 250 Holzschnitte im Format 23 ½×31 ½ cm. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Die Handkolorierung besorgte Emil Wöllner. Drei Teile. In Pappbänden M 80.–

– *Karte von Deutschland und angrenzenden Gebieten.* Vielfarbige Wiedergabe im Format 120×163 cm. Unaufgezogen M 18.–; auf Leinwand mit zwei Rundstäben M 30.–

– *Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch.* Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 3.75

– *Das Münster zu Straßburg.* In Holz geschnitten von Fritz Kredel und Lisa Hampe. 80×135 cm. Gedruckt durch die Drugulin-Presse zu Leipzig. In Pappschatulle M 12.–

– *Die Weihnachtsgeschichte.* Ein Blockbuch in 10 Holzschnitten. Gebunden M 1.80

– *Das Zeichenbuch.* M 5.–

– *Das kleine Blumenbuch* (IB. Nr. 281), *Ein Deutscher* (IB. Nr. 504) und *Häusliches Leben* (IB. Nr. 124)

König, Leo von: Gestalt und Seele. Das Werk des Malers. Mit 64 Bildtafeln und einer Einleitung von Reinhold Schneider. M 8.–

Lanckorońska, M., und Richard Oehler: Die Buchillustration des 18. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Drei Bände mit 212 Lichtdrucktafeln. Gebunden M 75.–; in Halbleder M 90.–

Zwölf Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. Wiedergabe in vielfarbigem Lichtdruck in der Originalgröße (35½×25 cm). In Leinenmappe M 60.–

Inhalt: 1. Kaiser Heinrich – 2. König Konrad der Junge – 3. Walther von der Vogelweide – 4. Graf Kraft von Toggenburg – 5. Wolfram von Eschenbach – 6. Meister Johannes Hadloub – 7. Der Tannhäuser – 8. Klingsor von Ungarland – 9. Hartmann von Aue – 10. Werner von Teufen – 11. Kristan von Hameln – 12. von Sunegge. Jedes Blatt auch einzeln in Umschlag M 6.–

Meller, Simon: Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. M 10.–

Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. M 7.–

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. M 7.–

– *Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.* Mit 77 Bildtafeln. M 9.–

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. M 10.–

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. M 4.50

Weinberger, Martin: Wolfgang Huber. Mit 135 Abbildungen. M 10.–

Die Drucke der Drugulin-Presse

Platons Phaidros. Übertragen von Rudolf Kassner. Erster Handpressendruck der Drugulin-Presse zu Leipzig. 300 Stücke auf handgeschöpftem Büttenpapier. In Interimsband M 50.–

Mit diesem kostbaren Band hat die neu begründete Drugulin-Presse ihre Arbeit begonnen. Der Handpressendruck war in Deutschland in der letzten Zeit fast ganz ausgestorben. So wird das Erscheinen dieses langsam gereiften Druckes den Bücherfreunden ein freudiges Ereignis sein. Zum ersten Male wurde dafür verwandt der Mittelgrad der Marathon-Antiqua, den Rudolf Koch noch selbst geschnitten hat. Initial- und Titelschrift sind von E. R. Weiß.

Zwei kleine Drucke der Drugulin-Presse:

Karl Heinrich Waggerl: Freundschaft mit Büchern. 300 Stücke. M 2.–

Dita Waggerl: Gedichte. 300 Stücke. M 3.–

Verzeichnisse der bisher vorliegenden Einblattdrucke der Drugulin-Presse stehen zur Verfügung.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M 3.50

Honoré de Balzac: Verlorene Illusionen.

Emily Brontë: Die Sturmhöhe. Übertragen von Grete Rambach.

Charles de Coster: Die Hochzeitsreise. Übertragen von Albert Wesselski.

– *Uilenspiegel und Lamme Goedzak.* Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von Albert Wesselski.

Daniel Defoe: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung. Nachwort von Severin Rüttgers.

Gustave Flaubert: Frau Bovary. Übertragen von Arthur Schurig.

Theodor Fontane: Effi Briest.

– *Der Stechlin.*

Goethe: Die Wahlverwandtschaften.

Jeremias Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird. Urfassung. Nachwort von Paul Ernst.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplizissimus. Mit einer Zeittafel und einem Nachwort von Wolfgang Kayser.

E. T. A. Hoffmann: Die Elixiere des Teufels.

Jens Peter Jacobsen: Niels Lyhne. Übertragen von Anka Matthiesen.

Gottfried Keller: Der grüne Heinrich.

– *Die Leute von Seldwyla.* Erzählungen.

Selma Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann.

Conrad Ferdinand Meyer: Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte.

Joseph Victor von Scheffel: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

Charles Sealsfield (Karl Anton Postl): Das Kajütenbuch.

Friedrich von Stendhal: Rot und Schwarz. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig.

– *Die Kartause von Parma.* Übertragen von Arthur Schurig.

Robert Louis Stevenson: Die Schatzinsel. Übertragen von Karl Lerbs. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller.

Jonathan Swift: Gullivers Reisen. Nachwort von André Jolles.

Leo Tolstoi: Anna Karenina. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände.



Dichter unserer Zeit

Jeder Band in Leinen M 3.75

Ernest Claes: Flachskopf. Mit einem Vorwort und Zeichnungen von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens.

Ricarda Huch: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman.

– *Die Verteidigung Roms.* (Des Garibaldi-Romans erster Teil)

– *Der Kampf um Rom.* (Des Garibaldi-Romans zweiter Teil)

– *Michael Unger.* Roman.

Rudolf Koch: Kriegserlebnisse. Mit einem Selbstbildnis.

Christian Morgenstern: Alle Galgenlieder.

Hubert Mumelter: Oswalt und Sabina. (Zwei ohne Gnade.) Roman.

Stijn Streuvels: Der Flachsacker. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens.

Felix Timmermans: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens.

– *Das Jesuskind in Flandern.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anton Kippenberg.

– *Das Licht in der Laterne.* Neue und alte Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters.

– *Pallieter.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anna Valeton-Hoos.

Karl Heinrich Waggerl: Brot. Roman.

– *Das Jahr des Herrn.* Roman.

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Mit alten chinesischen Holzschnitten.

Die Hausbücher der Insel

Jeder Band in Leinen M 4.50

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Pappband.

Beethoven: Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln.

Jakob Böhme: Ausgewählte Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier. Mit einer Bildtafel.

Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit Holzschnitten von Gustave Doré. Großquart. Pappband.

Wilhelm Busch: Aus alter Zeit. Mit vielen Handzeichnungen des Meisters. Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. (1005 Seiten.)

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.)

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers. (650 Seiten.)

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg.

Brüder Grimm: Märchen. Auswahl mit 8 handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel.

Wilhelm Hauff: Märchen. Vollständige Ausgabe. Mit Holzschnittinitialen von Fritz Fischer.

Gustav Schwab: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe in einem Bande mit 96 Bildern von John Flaxman. (1020 Seiten.)

Adalbert Stifter: Witiko. Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. Ungekürzt. (930 Seiten.)

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht.

Emil Waldmann: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln.

Inhalt

Die Bilder

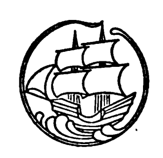
Den Umschlag zeichnete Walter Tiemann

Gedruckt von Poeschel & Trepte in Leipzig

Insel-Almanach

P

auf das Jahr 1941



Insel-Almanach

auf das Jahr

1941

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Kalendarium

Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, – das unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen!

Friedrich Nietzsche







Januar		Februar		März	
1	**Neujahr**	1	Sonnabend	1	Sonnabend
2	Donnerstag	2	**4. S. n. Epiph.**	2	**Invokavit**
3	Freitag	3	Montag	3	Montag
4	Sonnabend	4	Dienstag ☽	4	Dienstag
5	**S. n. Neujahr** ☽	5	Mittwoch	5	Mittwoch
6	Epiphanias	6	Donnerstag	6	Donnerstag ☽
7	Dienstag	7	Freitag	7	Freitag
8	Mittwoch	8	Sonnabend	8	Sonnabend
9	Donnerstag	9	**Septuageſima**	9	**Reminiſzere**
10	Freitag	10	Montag	10	Montag
11	Sonnabend	11	Dienstag	11	Dienstag
12	**1. S. n. Epiph.**	12	Mittwoch ○	12	Mittwoch
13	Montag ○	13	Donnerstag	13	Donnerstag ○
14	Dienstag	14	Freitag	14	Freitag
15	Mittwoch	15	Sonnabend	15	Sonnabend
16	Donnerstag	16	**Sexageſima**	16	**Heldengedenktag**
17	Freitag	17	Montag	17	Montag
18	**Reichsgründungs-**	18	Dienstag ☾	18	Dienstag
19	**2. S. n. Epiph. [tag**	19	Mittwoch	19	Mittwoch
20	Montag ☾	20	Donnerstag	20	Donnerstag ☾
21	Dienstag	21	Freitag	21	Freitag
22	Mittwoch	22	Sonnabend	22	Sonnabend
23	Donnerstag	23	**Eſtomihi**	23	**Lätare**
24	Freitag	24	Montag	24	Montag
25	Sonnabend	25	Dienstag	25	Dienstag
26	**3. S. n. Epiph.**	26	Mittwoch ●	26	Mittwoch
27	Montag ●	27	Donnerstag	27	Donnerstag ●
28	Dienstag	28	Freitag	28	Freitag
29	Mittwoch			29	Sonnabend
30	**Tag d. nationalen**			30	**Judika**
31	Freitag **[Erhebung**			31	Montag











	April		Mai		Juni
1	Dienstag	1	**Tag der Arbeit**	1	**Pfingstsonntag**
2	Mittwoch	2	Freitag	2	**Pfingstmontag** ☽
3	Donnerstag	3	Sonnabend	3	Dienstag
4	Freitag	4	**Jubilate** ☽	4	Mittwoch
5	Sonnabend ☽	5	Montag	5	Donnerstag
6	**Palmarum**	6	Dienstag	6	Freitag
7	Montag	7	Mittwoch	7	Sonnabend
8	Dienstag	8	Donnerstag	8	**Trinitatis**
9	Mittwoch	9	Freitag	9	Montag ☺
10	Gründonnerstag	10	Sonnabend	10	Dienstag
11	**Karfreitag** ☺	11	**Kantate** ☺	11	Mittwoch
12	Sonnabend	12	Montag	12	**Fronleichnam**
13	**Ostersonntag**	13	Dienstag	13	Freitag
14	**Ostermontag**	14	Mittwoch	14	Sonnabend
15	Dienstag	15	Donnerstag	15	**1. S. n. Trinit.**
16	Mittwoch	16	Freitag	16	Montag ☾
17	Donnerstag	17	Sonnabend	17	Dienstag
18	Freitag ☾	18	**Rogate** ☾	18	Mittwoch
19	Sonnabend	19	Montag	19	Donnerstag
20	**Des Führers Ge-**	20	Dienstag	20	Freitag
21	Montag **[burtstag**	21	Mittwoch	21	Sonnabend
22	Dienstag	22	**Himmelfahrt**	22	**2. S. n. Trinit.**
23	Mittwoch	23	Freitag	23	Montag
24	Donnerstag	24	Sonnabend	24	Johannistag ●
25	Freitag	25	**Exaudi**	25	Mittwoch
26	Sonnabend ●	26	Montag ●	26	Donnerstag
27	**Miseric. Dom.**	27	Dienstag	27	Freitag
28	Montag	28	Mittwoch	28	Sonnabend
29	Dienstag	29	Donnerstag	29	**3. S. n. Trinit.**
30	Mittwoch	30	Freitag	30	Montag
		31	Sonnabend		





Juli		August		September	
1	Dienstag	1	Freitag	1	Montag
2	Mittwoch ☽	2	Sonnabend	2	Dienstag
3	Donnerstag	3	**8. S. n. Trinit.**	3	Mittwoch
4	Freitag	4	Montag	4	Donnerstag
5	Sonnabend	5	Dienstag	5	Freitag ○
6	**4. S. n. Trinit.**	6	Mittwoch	6	Sonnabend
7	Montag	7	Donnerstag ○	7	**13. S. n. Trinit.**
8	Dienstag ○	8	Freitag	8	Montag
9	Mittwoch	9	Sonnabend	9	Dienstag
10	Donnerstag	10	**9. S. n. Trinit.**	10	Mittwoch
11	Freitag	11	Montag	11	Donnerstag
12	Sonnabend	12	Dienstag	12	Freitag
13	**5. S. n. Trinit.**	13	Mittwoch	13	Sonnabend ☾
14	Montag	14	Donnerstag	14	**14. S. n. Trinit.**
15	Dienstag	15	Freitag ☾	15	Montag
16	Mittwoch ☾	16	Sonnabend	16	Dienstag
17	Donnerstag	17	**10. S. n. Trinit.**	17	Mittwoch
18	Freitag	18	Montag	18	Donnerstag
19	Sonnabend	19	Dienstag	19	Freitag
20	**6. S. n. Trinit.**	20	Mittwoch	20	Sonnabend
21	Montag	21	Donnerstag	21	**15. S. n. Trinit.** ●
22	Dienstag	22	Freitag ●	22	Montag
23	Mittwoch	23	Sonnabend	23	Dienstag
24	Donnerstag ●	24	**11. S. n. Trinit.**	24	Mittwoch
25	Freitag	25	Montag	25	Donnerstag
26	Sonnabend	26	Dienstag	26	Freitag
27	**7. S. n. Trinit.**	27	Mittwoch	27	Sonnabend ☽
28	Montag	28	Donnerstag	28	**16. S. n. Trinit.**
29	Dienstag	29	Freitag ☽	29	Michaelistag
30	Mittwoch	30	Sonnabend	30	Dienstag
31	Donnerstag ☽	31	**12. S. n. Trinit.**		















	Oktober	November	Dezember
1	Mittwoch	Sonnabend	Montag
2	Donnerstag	**Reformationsfest**	Dienstag
3	Freitag	Montag	Mittwoch ○
4	Sonnabend	Dienstag ○	Donnerstag
5	**Erntedanktag** ○	Mittwoch	Freitag
6	Montag	Donnerstag	Sonnabend
7	Dienstag	Freitag	**2. Advent**
8	Mittwoch	Sonnabend	Montag
9	Donnerstag	**Gedenktag für die Gefallenen der Beweg.**	Dienstag
10	Freitag	Montag	Mittwoch
11	Sonnabend	Dienstag	Donnerstag ☽
12	**18. S. n. Trinit.**	Mittwoch ☾	Freitag
13	Montag ☾	Donnerstag	Sonnabend
14	Dienstag	Freitag	**3. Advent**
15	Mittwoch	Sonnabend	Montag
16	Donnerstag	**23. S. n. Trinit.**	Dienstag
17	Freitag	Montag	Mittwoch
18	Sonnabend	Dienstag	Donnerstag ●
19	**19. S. n. Trinit.**	**Bußtag** ●	Freitag
20	Montag ●	Donnerstag	Sonnabend
21	Dienstag	Freitag	**4. Advent**
22	Mittwoch	Sonnabend	Montag
23	Donnerstag	**Totensonntag**	Dienstag
24	Freitag	Montag	Mittwoch
25	Sonnabend	Dienstag ☽	**1. Weihnachtstag** ☽
26	**20. S. n. Trinit.**	Mittwoch	**2. Weihnachtstag**
27	Montag ☽	Donnerstag	Sonnabend
28	Dienstag	Freitag	**S. n. Weihnacht.**
29	Mittwoch	Sonnabend	Montag
30	Donnerstag	**1. Advent**	Dienstag
31	Freitag		Silvester







Ernst Bertram / Knabenmorgenchöre auf dem Münster

Eine dunkle Stimme

Hüter, ist die Nacht bald hin?
Beben wir im Weltenfrost?
Ach, wo bleibt es, unser Licht?

Wächter, schläfst du wohl den Tod?
Sind die Knaben ganz allein?
Habet acht! Da losch ein Stern!

Blickt auf! Über dem Totenstrom
– Bereitet euch! – überm schwarzen Wald
Geistern seh ich junges Licht –
Die Nacht ist hin.

Drei klare Stimmen

Den Morgen zu verkünden
Sind wir auf kalter Wacht,
Dem Tag uns zu verbünden
Mahnt uns die harte Nacht.

Dem Vater Gott in Treue
Stehn wir auf kühnstem Stein:
Auf daß sein Volk sich neue,
Wie dort der große Rhein.

Vom Sohne zu erflehen
Knien wir im hohen Rund
Ein Schöpfergeisteswehen
Herab für unsern Bund.

Knabenhochchor, zwiechörig

Vor dem Licht der Frühe
Geloben wir:
Immer Gewandelte wandern
Nach droben wir.

Unsres ältesten Erbes
Walten wir,
Einst auf befreitem Grunde
Alten wir.

Der Geisterschlacht bereiten
Die Waffen wir,
Wahre Enkelheimat
Schaffen wir.

Knabentiefchor, zwiechörig

Derer im Schatten da unten
Gedenken wir:
Alle guten Gräber
Beschenken wir.

Fremdgeisterzwangnis
Enden wir,
Gewalt und Not, die
Wenden wir.

Dem erkannten Gebot
Nicht wanken wir,
All unsern Ahnen
Danken wir.

Zwei Stimmen vom Turm

Hinaufgeschaut!
Da oben entzündet sich
Im rot aufzückenden Strahl
Rose und Kreuz.

Hinaufgelobt!
Nach droben vollende sich
Der ungestümere Schrei
Zum Turmchoral.

Hinaufgehorcht!
Da drüben singen im Chor
Die Geister kommender Welt:
Bereitet uns!

Jünglingsvorchor

Ewige Herrlichkeit des Werks,
Abglanz aller Schöpfertat,
Anblick deiner Lohe wird
Brachen Schollen Feuersaat.

Hohe Meisterschaft des Turms,
Gleichnis aller heiligen Brunst,
Wieder holst du uns vom Stern
Demut gotteswürdiger Kunst.

Vier starke Stimmen

Gott gab das Mutterwort,
Daß wir vernehmen,
Was er zu keinem sonst
Als uns will reden.

Gott gab den Väterlaut,
Daß wir bekennen,
Was nur in unserm Geist
Will auferbrennen.

Gott gab uns Knaben Glut,
Daß wir geloben:
Wir wahren unser Wort,
Es ist von droben.

Jünglingschor mit Grundgesang im Choral

Komm du in unsre Schar,
Heiliger Wille der Welt,
Geist der Begeistrung, herab!

Jüngende Flamme, komm,
Glühe du heiliger
Unsern suchenden Geist!

Komm an alternde Statt,
Die zu jüngen sich sehnt,
Heiliger strahle der Turm
In der Sonne, die dort
Unserm Singen sich hebt,
Auferbau sich die Welt
Aus dem Ewigen Jüngling Geist!

Knaben- und Jünglings-Allchor
mit hindurchziehendem Grundgesang

Knaben

Die Sonne kommt herauf!
Ehre sei Gott in der Höhe!

Jünglinge

Vom Turm steigt nun hinab.
Ehre sei Gott in den Tiefen.

Knaben

Und Friede auf Erden strahlt
Von unsern Stirnen
Den Menschen guten Willens
In allen Landen!

Jünglinge

Und Friede in der Erde
Den treuen Toten,
Im Menschenwahn gefallen
Guten Willens.

Alle
Ehre sei den Toten
Nach treuem Kampfe,
Ehre sei den Duldern
In grauen Gassen,
Gott aber Vater führt
Die treue Jugend
Vorbei den Glocken
Immer turmauf,
Neu ihn zu singen
In der Höhe.

Aus Ernst Bertram: Straßburg
Ein Gedichtkreis, geschrieben im Jahre 1919

*

Edgar Dacqué / Der Bruch des Paradieses

Ein Wesenszug der Schöpfung, die im Anfang durch und durch lebendige Schöpfung ist, ist die innere, man möchte sagen sittliche Freiheit zum Ja als dem schlechthin Guten. Denn Gottes Wesen und Wort ist das Ja der Schöpfung und ist zugleich Selbstbejahung dessen, als den er sich erkannt. Aber die Selbstbejahung Gottes ist nicht ein Sichselbstsuchen im abgegrenzten Sinn, sondern ist die Bejahung des schlechthin Guten. So wie Gott, der Schöpfer, in voller innerer Freiheit den verneinenden Geist mitten in seine Schöpfung stellt, sozusagen als Paladin an seinen Thron, weil erst in diesem seinem Nein das Ja der Schöpfung völlig wird und sich als Ja erkennt, so gibt er den erschaffenen geistigen und urnaturhaften Wesenheiten in ihre innerste Daseinssubstanz das Nein mit hinein. Denn erst dadurch werden sie ein voll umrissenes Ja. Das Nein ist zur demiurgischen Schöpfung so notwendig wie das Ja, es steht in fruchtender Polarität zu ihm. Man muß, um solches zu fassen, das verstandlich Widerspruchsvolle in einer übergeordneten lebendigen Einheit sehen; nur im wahren Lebendigen ist das Widerspruchsvolle gelöst, und Gottes Urschöpfung ist das wahre Lebendige.

Wo wir Menschen dem unser Werk Verneinenden begegnen, müssen wir es ausschließen, es verfolgen, es zu vernichten suchen. Aber unser Werk ist ja auch nie das letzte unbe-dingte Ja, denn wir selbst sind eingegrenztes Geschöpf und haben nicht die letzte, höchste Allgewalt, um das Verneinende selbst als das unser Werk Bejahende zu sehen und wirken zu lassen. Gottes, des Schöpfers, Schaffen aber ist so unbe-dingt, daß in seinem Werk, auch wo er den Verneiner setzt, alles ein bejahendes Leben bleibt. Und eben das ist die unendliche ‚sittliche Freiheit' in Gottes Werk. Denn er ist kein Gesetzgeber von außen her, sondern sein Werk ist zugleich sein Leben und seine Ordnung. Sein Leben aber ist außer Frage und kann nicht durch die Verneinung in seiner unbe-dingten Grundlage berührt werden. So war von Anfang an der Verneiner nach Gottes Ratschluß da und diente ihm vor seinem Angesicht.

Aber der schöne Engel mit dem Glanz aus Gottes Angesicht erkennt in seinem dienenden Nein eben dieses Nein als Freiheit zum eigenen Willen. Er spürt in der Verneinung als solcher sein eigenes, von Gott loslösbares Wesen. Er verselbständigt sich selbsterkennend im Geist als Geist, er löst sich aus der Bindung, er wird, wörtlich, absoluter Geist. Das ist Abwendung von Gottes Willen, Abkehr aus der Gott dienenden Stellung in Gottes Angesicht. War die Verneinung zuerst mit hereingenommen in die vollendete Schöpfung, so trat sie jetzt heraus, nahm sich als selbständiges Eigenprinzip und verneinte die Schöpfung nichtmehr um des großen Ja, sondern um des eigenen losgelösten Neines willen. So geschah es, daß die Verneinung Eigenwille gegen Gottes Schöpfung wurde. Sie strahlte nichtmehr das Licht unmittelbar aus Gottes Angesicht in die Schöpfung zurück zu deren Verherrlichung, sondern setzte sich, als eigene wesenlose Geistgestalt, zu ihr in ausschließenden Gegensatz. Sie war nichtmehr lebenswahr mit eingeschlossen in die Schöpfung. So ward ihr eigenes Angesicht Nachtseite der Schöpfung. Da aber das Nein aus Gott gesetzt war, so war es Licht; jetzt aber nach der Wendung kaltes, leeres Licht, das selbst Nacht bleibt, auch wenn es leuchtet. Auch hier ist das Widerspruchsvolle in sich wahr.



Der Engel mit der Dornenkrone
aus dem Straßburger Münster

So hat der Widersacher, der Nichtseinsollende den ursprünglichen Sinn seines Wesens in der Schöpfung verkehrt und trachtet, die Schöpfung selbst in diese Verkehrung hineinzuwenden. Eben dieser Abwendung, dieser Abwendigkeit nun läßt Gott ihren Lauf. Denn weil Gott wesensmäßig nur bejaht und in ihm das Nein keine selbständige Wesenheit ist, so bejaht er diese Abwendigkeit, indem er ihr diesen ihren Lauf in ihr Nichts läßt. Er überläßt ihr diese Freiheit, die nie eine Erfüllung, sondern nur eine Selbstdarstellung als völlige Leerheit erfahren wird.
Das Verneinende wird, weil die Schöpfung das von Gott aus seiner Selbsterkenntnis Gewollte, also grundsätzlich Gute ist, durch seine Abwendigkeit das schlechthin Böse, eben die absolute, die losgelöste Verneinung von Gottes Ja. So schließt sich das Grundsätzlich-Verneinende von selbst aus dem schöpferischen Ja Gottes, womit er alle Kreatur hegt, aus. Es wird das Gegenteil des Schöpferbildes, verzerrt dieses, wird so die Fratze Gottes, des Schöpfers. Es ist jedesmal, wo es in die Erscheinung tritt, verzerrtes Gegenbild zum Schöpfungs-Ja, auch wo es Lichtbringer ist und Schönheit und Vollendung spiegelt.
Gott will mit seinem Wort stets in den Kreaturen leben, und sie sollen sein Wort selbst leben; er will, daß sie für ihn zeugen, sie sollen ihm zugewandt sein, nach innen ihm leben. Der Verneiner sucht gleichfalls sich in der Kreatur, aber nur, um in ihr als der erschaffenen Wirklichkeit mit seinem Selbstsein entleerend und gottabwendig da zu sein. Er gibt sich auch, wie Gott sich gibt; aber wenn das Geschöpf sich ihm öffnet und er eingeht, so bedeutet sein Einfluß Vernichtung von Gottes reinem Wort in der Kreatur. Er gibt wie Gott, aber sein Geben ist falscher Schein. Er bringt Licht, er ist Lichtbringer; aber sein Licht ist gleißend kalt, hat nicht die bejahende, hegende Wärme des Gotteslichtes. Er erfüllt nicht, sondern entleert, zerstört. Er hat Ordnung und Plan, wo es der Verneinung dient; der ist Unordnung und schafft Chaos, wo es der Zerstörung des Wortes Gottes dient. Er will schließlich sich selbst in der Schöpfung an Gottes Stelle setzen, will Gott selbst auslöschen – unbedingte Verneinung ins letzte. Da aber Gott das schlechthin Seiende ist, so wird er schließlich Gott selbst vernichten wollen, um zuletzt,

wenn es so würde, sich selbst in ewiger leerer Verneinung zu finden, wo nichtsmehr zu verneinen und alles wesenlos ist: der Herr des Nichtmehr-Seienden. Das aber ist letzte Sinnlosigkeit, und so erscheint der Erzböse zuletzt doch als der Dumme im tiefsten metaphysischen Sinn. Als im Urgeisterreich diese Wesenswendung geschehen war, da begann der ‚Raub an der Schöpfung' durch den gefallenen abgewendeten Geist, den gefallenen schönen Engel. Im Uranfang, als das unberührte Menschenurbild noch in seiner vollen paradiesischen Geistleiblichkeit stand, sich unmittelbar als Ebenbild des Schöpfers sah und erlebte, ihm völlig zugewandt und ge-hörsam war, den Garten im Angesicht Gottes bebaute und sich daraus nährte, wußte es unmittelbar aus dem Blick Gottes die ihm zukommende Wahrheit und den lebendigen Sinn der Schöpfung. So lebte es seine ihm von Gott gesetzte Wesenheit. Es wußte, wie es aus Gott lebte und nur aus Gott. Es wußte zu unterscheiden die Welt der Geister, der Engel, die Urnatur und ihre Kräfte, in deren Mitte und mit denen es wirkte. Denn es war ja von Gott in den Garten Eden als Bebauer und Walter gesetzt, ihn zu bepflanzen, es stand inmitten der unversehrten Natur; es sollte, wie der Mythus sagt, den Geschöpfen ihren Namen geben, das heißt ihr Wesen öffnen zur Gestaltung im paradiesischen Leben. So war das Urmenschenwesen unschuldig, erging sich im Schöpfergarten nach Gottes Willen. Gott sprach den Menschen an, der Mensch antwortete als das Du-Ebenbild. Er war im Urstand seiner himmlischen Geistleiblichkeit gehörsam dem inneren Lebensgebot, dem Wort, das ihm unmittelbar aus Gottes Odem zufloß.
Aber der Mensch ward müde, in seiner androgynen Einsamkeit so Gott gegenüberzustehen. Und Gott sprach: „Es ist dem Menschen nicht gut, daß er allein sei; ich will ihm eine Gehilfin geben." Gehilfin zu was? Um mit ihr in lebendiger Polarität ihn in seiner Tätigkeit und seinem Dienen und ‚Zeugen' für Gott zu erweitern, wachsen zu lassen. Es ging eine Verwandlung vor sich: Adam sank in einen Schlaf, den Gott über ihn kommen ließ. Und als er daraus erwachte, stand in geistleiblichem Dasein das Weib Hevah dem Mann Adam gegenüber, aus dem sie herausgetreten war.

Noch waren sie völlig in dem Erfüllungszustand ihres gegenseitigen Beisammenseins und Miteinanderlebens, da sie im lebendigen Blick auf Gott und im ungehemmten Strom seines Daseins, der ungehemmt auf sie ausging, standen. Das war der Augenblick, da Gott selbst die Ehe in ihrem wahren, unversehrten Urbild gesetzt und an ihnen vollzogen hatte. Jedes von ihnen hatte das voll erfüllende Du sich gegenüber, ungebrochen, so wie Gott, dessen Ebenbild sie auch darin waren, sein erstes Du in der Sophia, in der lebendig mit ihm sein Wort schaffenden Weisheit seiner Selbsterkenntnis sich gegenüber hatte. Noch standen sie völlig in der paradiesischen Natur; es war erst das Vorspiel zur großen Tragödie, die folgte. Denn nun wußte der Mensch um ein neues, nichtmehr Gott allein bedeutendes Gegenüber. Aber noch – das muß festgehalten werden – sah sich der Mensch in geistleiblicher Klarheit und Unversehrtheit, noch war es gottgewollt gewesen, was geschehen war; noch sah der Mensch die Mannigfalt der gottgeschaffenen Wesen in ihrem inneren unversehrten Zusammenhang und stand so auch mit der Schöpfung noch in ungebrochener Wechselbeziehung. Dennoch waren ihm die Wesenheiten der Schöpfung jetzt schon an sich erkennbare Einzelkräfte geworden. Denn auch im Menschen hatte sich ja der Blick auf sein eigenes Gegenüber aufgetan, das nun wechselweise als anderes Wesen nichtmehr schlechthin in innerer, sondern auch in äußerer polarer Zweiung sich gegenseitig gegenüberstand. So wuchs als erste Frucht eine gegenseitige Selbsterkenntnis hervor, es ergab sich die äußere Gestaltung der Geschlechter.

Und damit war schon eine Not entstanden. Denn nun können beide nichtmehr nur als androgynes Eines im Angesicht Gottes ineinander wirken und „zeugen‘, sie müssen zugleich, nach außen schauend, umeinander kreisen. Denn um ihr Gott-Ebenbild darzuleben, müßten sie noch volle androgyne Einheit geblieben sein. So war die Ermüdung, wie es Jakob Böhme so tiefgründig auftut, doch schon bei aller noch paradiesischen Verklärtheit der erste Schritt zur Abwendung von Gott gewesen, der erste Schritt zum Sonderungs- oder Sündenfall durch die Selbsterkenntnis. Noch ist es nicht das Begehren zueinander, ohne auf

Gott zu blicken, noch nicht Eros und Dämonie. Aber Hevah war die schöne Gegengestalt geworden, die unbewußt und voller Unschuld Adam locken mußte zur Rückkehr in die geistleibliche androgyne Einheit und Wiedervereinigung. Immerhin, auch das war Gottes Wille: Gott hatte eben die Zweiung im Schlaf des Adam vollzogen, und auf diesem Wege sollte die weitere Entfaltung des Menschen und der Schöpfung vor sich gehen. Und es ist wohl anzunehmen, auch wenn es der Mythus selbst nicht deutlich sagt, daß in der übrigen Natur des Paradieses Entsprechendes vor sich gegangen war.

Wie wir von seiner Erschaffung her wissen, hatte der Mensch Anteil am Urnaturreich und dessen Kräften, denn er war naturgeschaffen; und er hatte Anteil am Geisterreich, denn ihm war Gottes Odem eingegeben. So bestand er aus allen Potenzen und urseelenhaften Kräften der Natur, die er in sich trug und zu einem Ganzen vereinte. Man denke es nicht quantitativ, sondern qualitätsmäßig; aber mit der Qualitas, mit dem Wesen, hatte er eben das Ganze. Er war weder nur Natur noch nur Geist, sondern vereinigte und verstand beides in sich selbst. So war er einzig und allein jenes Wesen der Schöpfung, das in der nun einsetzenden paradiesischen Entfaltung eben der Lebensmittelpunkt dieser Entfaltung sein und die gegenseitige Durchdringung von Geist und Urnatur bewirken sollte. Das wäre der paradiesische Gang der Entwicklung geworden. Darum allein war der Mensch jene Pforte, durch die der Verneiner Eingang finden konnte und mußte, wollte er zerstörend in die gesamte Schöpfung eindringen.

Aus Edgar Dacqué: Die Urgestalt

*

Annette von Droste-Hülshoff / Zwei Briefe

An Professor Schlüter in Eppishausen in der Schweiz

Den 9. November 1835

Nein, es ist zu arg, wie ich mit Ihnen verfahre, mein frommer, geliebter Freund, aber ich will Ihnen sagen, wie es derweil zugegangen ist, dann ist meine Entschuldigung gemacht. Vorerst

war ich acht Tage lang bei Thurns[1] (bin aber schon seit sechs Tagen zurück), dann, doch dort müssen Sie vorläufig noch verweilen, dort sind mir ein paar artige Begebenheiten zugestoßen; was ich sonst noch zu meinem Vorteil zu sagen habe, soll schon noch kommen; ich habe auf diesem Gute (Berg) eben wie hier die meiste Zeit am Fenster zugebracht, man sieht die Alpen wie auf unserm Rebhügel. Dort sah ich zuerst das Alpenglühen, nämlich dieses Brennen im dunklen Rosenrot beim Sonnenauf- und -untergange, was sie glühendem Eisen gleich macht und, so häufig die Dichter damit um sich werfen, doch nur bei der selten zutreffenden Vereinigung gewisser Wolkenlagen und Beschaffenheit der Luft stattfindet. Eine dunkel lagernde Wolkenmasse, in der sich die Sonnenstrahlen brechen, gehört allemal mit dazu, aber noch sonst vieles. Nun hören Sie, ich sah, daß eine tüchtige Regenbank in Nordwest stand, und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen; die Sonne, zum Untergang bereit, stand dem Gewölk nah und gab eine seltsam gebrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint – hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfing, sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer; ich war außer mir, ich hätte in die Knie sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen aus Furcht, etwas zu versäumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere; jetzt stieg das Gewölk, alles ward finster – ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sofapolster und mochte vorläufig nichts anderes sehen noch hören.

Ein anders Mal sah ich eine Schneewolke über die Alpen ziehn, während wir hellen Sonnenschein hatten; sie schleifte sich wie ein schleppendes Gewand von Gipfel zu Gipfel, nahm jeden Berg einzeln unter ihren Mantel und ließ ihn bis zum Fuße weiß zurück; sie zog mit unglaublicher Schnelligkeit in einer hal-

[1] In der Familie des Grafen Theodor von Thurn-Valsassina auf dem nahe gelegenen Schloß Berg.

ben Stunde viele Meilen weit, es nahm sich vortrefflich aus. Sie sehen, die Schweizernatur macht mitunter die Honneurs ihres Landes sehr artig und führt ergötzliche Nationalschauspiele auf für die Fremden an den Fenstern. Nun noch ein liebliches kleines Abenteuer vom Schlosse Berg, ganz anderer Art, wobei mir beinah angenehm schauerlich zumute wurde, in Beziehung auf einen recht gut geschriebenen Geisterroman ‚Der Überzählige', den ich erst vor einigen Tagen gelesen und in dem eine ähnliche Szene stattfindet. Also – schon tönt die Glocke Mitternacht; nein, so spät war es nicht, aber doch etwa half eilf, wir saßen nach dem Abendessen noch beisammen, der alte Graf Thurn, seine Schwester Emilie, seine Tochter Emma und ich. Vor uns auf dem Tische lagen allerlei alte Sächelchen, mit denen der gute Papa Thurn mich soeben beschenkt hatte; ein Calatrava-Orden, derselbe, dessen Kopie auf einem mehr als hundertjährigen Familiengemälde vorkam; eine Bügeltasche mit Schloß und Kette, stark genug, einen jungen Ochsen anzulegen. Die Tasche selbst von schwerer Seide, drein gewirkt auf Gold das älteste Thurnische Wappen, aus jener Zeit, wo sie noch unter dem Namen de la Torre Mailand beherrschten, bevor sie den Viscontis weichen mußten; ein sehr schön gemaltes kleines Bild und dergleichen mehr. Alles kam aus Schiebladen, die vielleicht seit sechzig Jahren nicht geöffnet waren, der Modergeruch verbreitete sich im ganzen Zimmer, und mir war fast, als berühre ich die wunderbar konservierten Glieder der Verstorbenen. Der alte Graf hielt ein schlichtes Kistchen von Elfenbein in der Hand, aus dem noch allerlei zum Vorschein kam; endlich war es leer. Nun, sagte er, damit Sie die kleinen Dinger nicht verlieren, so schenke ich Ihnen das Kistchen dazu; es ist zwar weder etwas Schönes noch Merkwürdiges daran; indessen mag es doch ein paar hundert Jahre alt sein, ich wenigstens habe es schon über vierzig Jahre; als ich ein Kind war, hatte es mein Vater, und ich erinnere mich, daß er sagte, er habe es von seinem Großvater, der es ihm auch schon als ein altes Kistchen mit ich weiß nicht was drinne gegeben habe; so können Sie es auch unter die Antiquitäten rechnen. Hierbei schlug er den Deckel so fest zu, daß ich gleich nachher ihn nicht aufzubringen ver-

mochte; ich meistere und drücke dran, eigentlich nur zum Zeitvertreibe; mit einem Male fliegt es gewaltsam auf, und zwei wunderschöne Miniaturbilder liegen vor mir, das eine im Deckel, das andere gegenüber im Grunde des Kistchens. Emma und ich hatten uns, in der Erinnerung an den ‚Überzähligen‘, beide erschreckt, daß wir blaß geworden waren; weniger entsetzt, aber mehr verwundert waren die beiden Geschwister, die mit Gewißheit sagen konnten, daß seit wenigstens hundertdreißig Jahren niemand mehr um das Dasein dieser Gemälde gewußt hatte. Der alte Graf, dem das Kistchen früherhin zwanzig Jahre als Bonbonniere gedient, sah aus, als glaube er an Hexen. Es fand sich, daß ich mit meinem ungeschickten Meistern und Brechen die Feder getroffen, welche den Schieber vor den Gemälden bewegte. Die Bilder stellen zwei vollkommen erhaltene Porträts dar, einen jungen Mann und ein Mädchen, beide im Alter von etwa sechzehn Jahren, beide von großer Schönheit und einander so ähnlich, daß man sie für Geschwister, wo nicht gar für Zwillinge halten muß ...

Das Kistchen ist mir geblieben, und ich betrachte es bis jetzt täglich mit den seltsamsten Gefühlen. Mein Gott! was ist die Zeit! was ist ehemals, jetzt und dereinst! (ich meine, irdisch gerechnet) ...

Hier im Hause [bei ihrem Schwager, dem Freiherrn von Laßberg] gibts ganze Ladungen von Minneliedern und drunter mehrere starke Hefte mit den Melodien dazu, aber nicht ein so schönes als ‚Der grüne Rock‘ oder selbst seine Gesellen, die übrige Garderobe. Mein Schwager lebt in nichts anderm, und erst jetzt wird mir die seltsame Orthographie seiner Briefe klar. Er hat sich in der Tat im schriftlichen Stile unsrer heutigen Redeformen teilweise entwöhnt, ich glaube unwillkürlich, und man trifft überall auf Spuren des Nibelungenliedes, des Lohengrin, des Eggenliedes usw. Häufig liest er des Abends eine Stunde lang vor, ‚von Helden lobebären, von grozer Arebeit‘ und was dahin gehört. Ich vernehme mit Rührung, wie der Lohengrin in seinem Schwanenkahne den Rhein hinunter abfährt, der Kaiser dann ‚pellet sam ein Rint vor Weinen, da der Lohengrine abe gink‘, des Ritters Gemahlin ohnmächtig wird und ‚die Zähn sie ihr uffbrachen mit einem Klotze‘. Ja, ja, lassen

Sie nur recht tiefe Seufzer fahren, daß Ihnen das alles verloren geht! Aber wahrlich, wären Sie hier, keine Silbe sollte Ihnen erlassen werden, Sie sollten Leid und Freud mit mir teilen, wie es einem getreuen Freunde zukommt, dafür stehe ich Ihnen. Übrigens, ohne Scherz geredet, ist mein Schwager der beste Mann von der Welt; seine Liebe zu meiner Schwester ist so groß und von solcher Art, wie kein menschliches mangelhaftes Wesen sie fordern, aber dennoch das Herz sie geben kann, und übrigens ist er angenehm, geistreich, sehr gelehrt, kurz, ihm fehlt nichts, sondern er hat nur etwas zuviel, nämlich zuviel Manuskripte und Inkunabeln und zuviel Lust, sie vorzulesen; gegen uns, die Mutter und mich, ist er die Aufmerksamkeit selbst...

Ich wollte, Sie wären bei uns, Schlüter, das ist mein Morgen- und mein Abendseufzer. Daß Sie mir fehlen würden, und zwar sehr, wußte ich voraus, aber ich rechnete doch auf irgendein Wesen, dessen Beschäftigungen, Ansichten und Geschmack dem meinigen einigermaßen entsprächen; aber außer den Thurnschen Damen betritt kein Frauenzimmer dies Haus, nur Männer von einem Schlage, Altertümler, die in meines Schwagers muffigen Manuskripten wühlen möchten, sehr gelehrte, sehr geachtete, ja sehr berühmte Leute in ihrem Fach; aber, aber, langweilig wie der bittere Tod, schimmlig, rostig, prosaisch wie eine Pferdebürste; verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Literatur. Mir ist zuweilen, als wandle ich zwischen trocknen Bohnenhülsen und höre nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her, und solche Patrone können nicht enden; vier Stunden muß man mit ihnen zu Tisch sitzen, und unaufhörlich wird das leere Stroh gedroschen. Nein, Schlüter, ich bin gewiß nicht unbillig und verachte keine Wissenschaft, weil sie mir fremd ist, aber dieses Feld ist zu beschränkt und abgegrast, das Distelfressen kann nicht ausbleiben. Was zum Henker ist daran gelegen, ob vor dreihundert Jahren der unbedeutende Prior eines Klosters, was nie in der Geschichte vorkömmt, Ottwin oder Godwin geheißen, und doch sehe ich, daß dergleichen Dinge viel graue Haare und bittre Herzen machen.



Der Weltgerichtsengel
aus dem Straßburger Münster

Den 19.

... Heute ist mein Namenstag, Sie denken wohl nicht daran oder vielmehr wissen es nicht, weil man mich Annette nennt, mein eigentlicher Name ist aber Elisabeth – Anna Elisabeth –, und aus dem Anna hat man Annette gemacht. Ich wollte, Sie wüßten dieses heute, gewiß würden Sie für mich beten. Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde? Ich habe es nicht vergessen; wo können sich Freunde auch besser begrüßen als vor Gott, es liegt eine große Freude darin. Hören Sie, bestes Herz, ich habe gestern recht ungeduldig und ungezogen geschrieben über brave, kenntnisreiche Leute, deren Beschäftigungen nie schädlich und gewiß oft nützlich sind. Wie manche gerechten Ansprüche mögen dadurch ins Helle gestellt, wie manche Ungerechtigkeit entkräftet worden sein! Wer sich scheut, die Spreu zu durchsuchen, der wird das drin verschüttete Korn nicht finden. Mein Münzensammeln ist für andre ebenso langweilig und kann nie nützlich in die Gegenwart eingreifen. NB. Ich kann nicht verschweigen, daß mein Schwager mir heute sehr schöne Silbermünzen geschenkt hat, eine herrliche, große, vollkommen erhaltene griechische von Mazedonien und zehn römische Konsularmünzen ... Das Papier hat sein Ende erreicht. Grüßen Sie die lieben Ihrigen tausendmal von mir, den Vater, den Onkel Fritz, die liebe, liebe Mutter und mein Herzens-Thereschen zweitausendmal, und laßt mich allesamt Euer Gemüt für mich gestimmt so wiederfinden, wie ich es verlassen habe. Nicht wahr, wir kennen uns zu gut, als daß Entfernung schaden könnte, nicht wahr, Schlüter?

Ihre Annette Droste-Hülshoff

Aus: Annette von Droste in ihren Briefen. Insel-Bücherei Nr. 312

*

Du Turm aber stehe, als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziel.

Johannes, der fahrende Schüler, in Straßburg
Aus Clemens Brentano: Die Chronika des fahrenden Schülers



Einer Unterhaltung in Hertwigs Kolleg entnahm ich, es hätte keine sonderliche Schwierigkeit, schon jetzt ab und zu in der Klinik für innere Krankheiten zu hospitieren, man müsse nur auf alle Fälle seinen Studentenausweis bei sich tragen. Ich erfaßte den Wink und schmuggelte mich schon am nächsten Vormittag in den Hörsaal ein. Der Besuch war so stark, daß ein einzelner Gast nicht auffiel. Ich legte ein Heft vor mich hin und nahm einen Stift in die Hand, verhielt mich überhaupt, als gehörte ich hierher. Ein Zweifel regte sich im letzten Augenblick, ob es wohl ratsam sei, Eindrücke vorwegzunehmen, die einer höheren Stufe zugedacht waren; aber das Leben fragt uns ja auch nicht, ob wir auf diese oder jene Begebenheit gefaßt sind.

Der Geheimrat bereitete uns auf eine sehr seltene Krankheit, aber auch auf deren ungewöhnliche Heilung vor. Ein fünfzehnjähriges Landmädchen hatte vor zwei Jahren, man wußte nicht, aus welchem Anlaß, die Sprache verloren. Viele Heilmittel wurden vergeblich versucht; das Kind blieb stumm, obgleich weder Kehlkopf noch Stimmbänder beschädigt waren. Man mußte auf eine Art seelischer Lähmung schließen, und diese sollte nun durch suggestive Einwirkung geheilt werden. Von solchen Dingen hatten damals nur wenige Kenntnis; die meisten taten sie lächelnd ab, auch die anwesenden Studenten bedurften der Aufklärung. Wir wurden gebeten, den größten Ernst zu bewahren, damit in der Seele des gläubigen jungen Wesens kein Zweifel erwache. Lächelnd kam sie gegangen im gestreiften Krankenkleid, bis sie der vielen Zuschauer ansichtig wurde, da schrak sie zurück, wandte sich aber dann mit einem Aufblick des Vertrauens dem Professor zu, der sie beruhigte. Er stellte ihr einfache Fragen, die sie leicht mit Gebärden beantworten konnte; hierauf mußte ein Schüler den Kehlkopf bespiegeln und neuerdings dessen Unverletztheit beweisen. Nunmehr erläuterte Bauer in lateinischer Sprache den Krankheitsfall und verkündete zuletzt in klarem Deutsch, die Patientin werde am Montag früh um acht Uhr mit Elektrizität behandelt und sogleich geheilt werden.

Zunächst aber erwartete uns ein anderer Ausdruck beschädigter Natur. Im Bette lag ein Mann, an welchem nichts auffallend war, als daß er einen Eisbeutel auf dem Kopfe trug. Der Professor bat ihn um Auskünfte; die Antworten kamen langsam, aber nicht undeutlich. Tag und Ort der Geburt, Namen der Eltern und Geschwister, Zeit der Verheiratung, alles wurde richtig angegeben. Allmählich näherten sich die Fragen der Gegenwart; schließlich sollte der Kranke sagen, ob er vielleicht vor sechs Wochen ein Haus gekauft habe, ob ihm ein Kind gestorben sei, ob er den Besuch eines Neffen aus Argentinien erwarte. Lächelnd verneinte er dieses alles; er begriff nicht, was man von ihm wollte. Als aber der Vortragende nun, zu den Hörern gewandt, berichtete, die Erkrankung habe mit kurzdauernder Bewußtlosigkeit und mit einer leichten Lähmung des linken Armes begonnen, da befiel ihn ein Weinen, das den ganzen Körper schüttelte, jedoch bald wieder nachließ, und später, bei der Besprechung, als der Mann schon entfernt war, erfuhren wir, daß dieses ungehemmte Weinen, bei dem ich mir selber kaum die Tränen verhielt, nicht etwa der Ausdruck eines besonders weichen Gemütes war, sondern durchaus zum Krankheitsbild gehörte. Ja wie man einen Automaten in Gang bringt, indem man das passende Geldstück einwirft, so kann man in jedem Menschen, der vor kurzem einen Schlaganfall erlitten hat, das wilde Schluchzen auslösen, sobald man in seiner Gegenwart den Beginn der Krankheit bespricht. Das Außerordentliche des Falles lag anderswo. Der Leidende erinnerte sich bis in die erste Kindheit zurück an viele Einzelheiten seines Lebens; nur was in den zwei Monaten geschehen war, die dem Insult vorausgingen, war vollkommen aus seinem Denken getilgt. Er hatte wirklich in dieser Zeit ein Haus erworben, sogar den Kaufvertrag mit großer Klugheit aufgesetzt, ein Töchterchen war an Scharlach gestorben, der Neffe kündigte seine Reise an; von all diesem wußte er nichts mehr. Man sagte uns, es habe sich aus einer morsch gewordenen Ader Blut in sein Gehirn ergossen und jene Zellen vernichtet, wo die entsprechenden Erinnerungsbilder aufbewahrt lagen; noch aber wußte ich zu wenig von Anatomie, um diesen Vorgang einzusehen; mir blieb nur ein Schauder, und zum

ersten Mal glaubte ich zu fühlen, was das heißt: vergessen, vergessen. Keiner von uns kann bestehen, wenn er nicht alltäglich seiner Lebensnahrung ein wenig Lethe zusetzt; aber dieser Mann hatte davon ein übergroßes Maß auf einmal getrunken. – Der Einblick in so wundersame Schicksale entfachte in mir ein wahres Fieber; vor allem verfolgten mich Zweifel, ob am Montag das Wunder an dem stummen Mädchen gelingen werde.
Nach zehn Uhr verließ ich die Klinik und schlug den Weg zum Bayrischen Landtag ein, wo mich die zwei Freunde erwarteten. Es war Walther, der eifrige Jurist, der sich seit einiger Zeit Skrupel darüber machte, daß wir uns gar zu wenig um Angelegenheiten des öffentlichen Lebens kümmerten, wozu wir doch ein Recht hätten, und meinte, wir müßten vor allem einmal die vom Volk erwählten Männer bei ihrer Arbeit beobachten. Wir beiden andern hatten uns erst nach einigem Zögern entschlossen; da jedoch nicht von einer Pflicht, sondern von einem Recht die Rede war, so sahen wir schließlich ein, daß man von einem solchen Gebrauch machen müsse, und wollten also die heutige Sitzung der Abgeordneten besuchen. Mich lenkte dabei ein eigenes Motiv, das ich für mich behielt. Wie man als Kind für sein Leben gern einmal einen Leoparden oder einen Alligator anschauen möchte, so hegte ich seit Jahren den Wunsch, einen Sozialdemokraten zu sehen. Diese sonderbaren Menschen, die sich weder aus dem lieben Gott noch aus dem Königshaus noch aus dem Bismarck etwas machten und die Welt, in der es mir so gut gefiel, durchaus anders haben wollten, sie waren mir stets als der Inbegriff aller Gefährlichkeit geschildert worden. Als ich aber nun ihrer Gruppe ansichtig wurde, ging es mir ungefähr so wie in der Schule mit den Bildern der Biblischen Geschichte, wo die Bösen auch nicht viel anders aussahen als die Guten, so daß ich ihnen Brillen anzeichnen mußte, um sie kenntlich zu machen. Nein, diese Sozialdemokraten verbargen ihre Furchtbarkeit unter bürgerlichen Masken; sie unterschieden sich wenig von Liberalen oder Konservativen, machten Notizen und gestatteten sich manchmal einen Zwischenruf. Einer, in dunklem, hochgeschlossenem Rock, hob sich asketisch vornehm ab; dies war der Herr von Vollmar, adeliger Führer einer Partei, die

den Adel verwarf; das sei ein feiner Kerl, flüsterte Walther, sogar seine Gegner achteten ihn.
Wir hatten es nicht gut getroffen; keiner von den Gefährlichen ergriff das Wort; dagegen sprach unermüdlich ein anderer, und mit diesem wußten wir wenig anzufangen. Es war der Doktor Orterer, das Haupt der bayrischen Zentrumspartei, ein gelblich-bleicher Mann mit unzufriedenem Blick, in einem fahl wollenen, viel zu weiten Straßenanzug. Seine Stimme war hell, fast schneidend, seine Ausdrucksweise ungemein gewandt und selten ohne Heftigkeit. Einmal zürnte er den Justizminister an, einen Herrn von sichtlich guter Rasse, der zu unserer Genugtuung den Anwurf keiner Erwiderung würdigte. Orterer galt als fähiger Kopf; wir wußten es und hörten eine gute Weile zu, wie er Verwaltungsangelegenheiten besprach; doch verstanden wir gar zu wenig davon, und als wir merkten, daß alles bisher Gehörte erst Einleitung war, sahen wir uns bittend und gewährend an und schlichen hinaus.
„Da sieht mans, daß es eine Seele gibt", sagte Hugo, als ich ihm von dem kranken Mann erzählte, der sich an kein Ereignis der jüngstvergangenen Zeit erinnerte, während ihm Geschehnisse aus dem vierten oder fünften Lebensjahr noch gegenwärtig waren, und als ich mich verwundert zeigte, suchte mir der Freund begreiflich zu machen, wie er es meinte. Der Schlaganfall bedeutete ihm nichts; diesen nannte er nur eine grobe Veränderung in einem längst grob gewordenen Organ. Dagegen bewegte ihn auf einmal wie das größte Wunder, was wir doch alle wissen, daß ein Mensch sein Leben lang Stunden der Kindheit im Gedächtnis behält. – „Glaubst du," fragte er, „daß ein Fünfzigjähriger noch die nämlichen Zellen im Gewebe des Großhirns hat wie in seiner Knabenzeit?" Ich erwiderte, das sei unmöglich, keine Zelle irgendeines Organgewebes bleibe bestehen, jede vergehe nach einiger Zeit und werde durch eine neue ersetzt, die sich ebenfalls bald verbrauche. „Ist das nicht Beweis genug?" triumphierte Hugo. „Nach Meinung der Materialisten sind alle Erinnerungsbilder an diese Hirnzellen gebunden. Wäre das wahr, so müßten sie mit ihnen vergehen. Sie tun es aber nicht, sondern bleiben, und zwar besonders die Bilder aus jenen

allerersten Jahren, wo die Eindrücke noch mit der Seele aufgenommen werden. Wie erklären sich das die Gehirnanatomen?" – Hier gab es und gibt es nun in der Tat für den Verstand nichts zu erklären; hier fühlt jeder nicht ganz im Irdischen Befangene den Grenzbereich einer höheren Heimat. „Ich meine natürlich die obere Seele," setzte Hugo hinzu, „nicht die untere, die bloß den Leib zusammenhält." – „Wie leicht hätte es sein können, daß man nicht geboren worden wäre!" sagte tiefsinnig Walther, und wir lachten und knöpften unsere Frühjahrsmäntel auf. Über den Münchner Straßen glänzte der letzte Tag des April; an den Ecken zwischen rosenroten Tulpen und goldenen Mimosen saßen die Blumenfrauen. Vor der Feldherrnhalle streute ein Vater seinem Töchterchen Hanfkörner auf Mütze und Schultern; auch die ausgestreckten Hände wurden gefüllt, und bald war das ganze Kind, sogar sein Gesichtchen, von Tauben zugeflügelt. Jemand öffnete gerade eine Tür der Theatinerkirche, und purpurn glühend, aus heilig dunkler Mitte, grüßte das Ewige Licht voll Ruhe heraus zu den rastlosen Söhnen der Zeit.

Ein Jahrhundert ging zu Ende, und was hatte alles in ihm Raum gefunden! Ein zittriges Männlein trippelt vorüber, während wir die schöne Ludwigstraße hinabschlendern; Leute drehen sich nach ihm um, und jemand sagt: „Den müßt ihr euch anschauen; der hat noch den alten Goethe gesehen." – Taten und Untergang Napoleons, der späte Beethoven, Dramen Schillers, Kleists und Hebbels, die Dichtungen der Hölderlin und Novalis, der Eichendorff und Mörike und anderer lyrischer Genien, Nachsommer und Grüner Heinrich, die Weltbetrachtungen Hegels und Schopenhauers, die Musikdramen Verdis und Wagners, die großen neuen Schriftsteller und Künstler Frankreichs, die Erzähler Rußlands und des Nordens, die Erfindung des Lichtbildes, die riesige Erweiterung der Naturerkenntnis, die Umspannung der Erde mit Eisenbahnen, die Zähmung elektrischer Kräfte und deren Verwandlungen, die Gründung des Deutschen Reiches, die Stiftung der Genfer Konvention, der Aufstieg der ärztlichen Kunst und der Chemie, die Entdeckung alldurchdringender Strahlen, dieses alles gehörte mit einer Fülle

anderer ebenbürtiger Erscheinungen und Leistungen dem einzigen Säkulum an. Stolz und Freude durchdrang die Lebendigen; selig priesen sie sich, in dieser Zeit der Zeiten zu atmen, allen Fluch glaubten sie von der Welt genommen. Der Erdgeist aber hat zwei Angesichte, und schon standen diesem glänzenden Jahrhundert seine Ankläger und Entlarver auf. Es waren keineswegs die Schwachen oder die Feigen, in denen Furcht erwachte; gerade die Kühnen, Adleräugigen begannen zu reden wie Kassandra. Sie sahen, wie unter den ungeheuren Ergebnissen technischen Fleißes und unter der Entfaltung der Machtdämonie die tieferen Anlagen des menschlichen Geschlechtes verkümmerten, ja wie ein Unersetzliches verloren ging: die freie, vom Ursprung her beflügelte Seele, das edle Maß, die Ehrfurcht vor dem Unsagbaren, die schöpferische Trauer, die verjüngenden Träume, die Schönheit. Mit dem Immer-schneller-Werden ging eine sonderbare Verflachung Hand in Hand; in allen Kreisen der Bevölkerung lebten einzelne, die das fühlten und den überschwenglichen Angeboten des Zeitalters mißtrauten. Rührend einfältig waren oftmals die Formen der Abwehr. Man hörte von angesehenen alten Geschäftshäusern, die sich weigerten, Fernsprecher in ihren Kontoren anbringen zu lassen, von Kranken, die sich mit Wurzeln und Kräutern behalfen, um nicht den vortrefflichen Impfstoffen der Neuzeit ihre Genesung verdanken zu müssen, von Dichtern, die ihre Verse mit der Hand und nicht mit der Maschine schrieben, von Leuten, die lieber mit Pferd und Wagen von München nach Innsbruck fuhren als mit dem Schnellzug. Man lächelte über die Eigensinnigen, die so taten, als könnte es auf dem eingeschlagenen Weg noch eine Umkehr geben; aber man liebte sie, wie man immer jene schmerzlich liebt, die auf verlorenen Posten stehen.
Nein, es gab keine Umkehr! Die Entfernungen zwischen den Wohnstätten wurden wohl täglich geringer, aber die Seelen kamen sich nicht näher. Es war, als wiche der Himmel von den Völkern zurück; ein dunkler Geist spiegelte jedem Götterzukunft vor und streute schwarze Saat. Eine sonderbare Angst beschlich die Menschen; sie begannen einander als Zerrbilder zu sehen. Aus Angst wuchs Haß, aus Haß Vernichtungslust. Unmöglich

konnten wir Zwanzigjährigen diese Wandlungen und ihre Folgen überblicken; wir vernahmen die warnenden Prophetieen, hielten sie jedoch für schöne Dichtungen und freuten uns daran, so wie sich im Gebirg die Kinder an dem plötzlichen Erscheinen der Schneefinken freuen, da sie nicht wissen, daß diese den verheerenden Sturm ankündigen. Immerhin ahnten auch wir, wieviel jetzt auf Echtheit und freien Blick ankam. Darum begrüßten wir dankbar jede urständige Phantasie, jeden Dichter, der mit einem eigenen Ton unsere Seele zum Beben brachte, jeden Maler, der uns neue Schatten zeigte und neues Licht, aber auch jeden Deuter, der uns das Alte tiefer sehen lehrte. Wurde manches Gegenwärtige zu hoch gepriesen, so hatte niemand Schaden davon; die Zeit pflegt Überschätzungen bald zu regeln. Daß wir in unserem bildsamsten Alter an Geister gerieten, welche die Ergründung aller irdischen Lust zur Daseinspflicht erhoben, empfanden wir wohl selbst als Gefahr, und vielleicht glaubten wir ihr zu begegnen, indem wir bisweilen dem Wesen der Politik auf die Spur kommen wollten.

Den Besuch im Bayrischen Landtag haben wir nicht wiederholt; doch blieb mein Wunsch bestehen, jene Partei, in welcher viele die Gesellschaft der Zukunft sahen, durch Anschauung kennen zu lernen. Der folgende Tag war Sonntag und erster Mai, und ohne jemand ins Vertrauen zu ziehen, fuhr ich allein ins Isartal hinaus nach Holzapfelskreuth, wo die Sozialdemokraten ihre Maifeier abhielten.

An der Kasse waren die Eintrittskarten schon ausverkauft; aber man zahlte einen kleinen Betrag und durfte nun einen rot umwundenen, mit Inschriften versehenen Bogen aus Fichtengezweig durchschreiten. Langsam ging ich weiter, das Gefühl der Umfriedung stimmte zum Vertrauen; ein junger Mensch hofft ja in jedem neuen Kreise den Wunderschlüssel zu finden, der eine bessere Welt eröffnet.

Vor allem konnte man nicht übersehen, daß der Platz gut gewählt war. Zwischen Laub- und Nadelgehölzen dehnten sich weite Lichtungen, und auf deren größter war die Tribüne errichtet. Hier schwang hinter einer rot verhangenen Kanzel die Freiheitsgöttin ihre Fackel; daneben ragten die gipsernen Stand-

bilder berühmter Revolutionäre. Leider hatte das Fest seine Höhe schon überschritten, die großen Reden waren am Vormittag gehalten worden; ich nahm mir aber vor, sie in der Zeitung nachzulesen. Gegenwärtig spielte eine Musikkapelle, und zwischen Bierschenken, Wurstbuden, Heringsbratereien und Zuckerläden, die unter Tannen und Birken aufgebaut waren, freuten sich die Massen des Trinkens und Schmausens. Wenn die Bläser schwiegen, hörte man die klagend verspielten Weisen eines Orgeldrehers, auf dessen Brust ein Täfelchen anzeigte, daß er blind war. Man achtete wenig auf ihn; selten fiel eine Münze in sein Messingschüsselchen. Um so rührender war der Anblick eines kleinen Mädchens, das zwar kein Geld zu spenden hatte, aber dafür ein Sträußchen Feldblumen auf den tönenden Kasten legte. Auch diese menschlich zarte Szene schien keiner der Feiernden zu bemerken, die mir jetzt in Scharen entgegenkamen.
Es war nur eine Farbe, nicht ein Zeichen, wodurch die Menge sich als Einheit bekundete. Kein Kind ging ohne rotes Fähnchen; junge Burschen hatten die Hüte mit Wimpeln umsteckt, und so weit ich sehen konnte, ging ich als einziger ohne rote Halsbinde. Da und dort fiel ich schon auf; doch dafür gab es Abhilfe. Nicht weit vom Eingang, auf einem langen Tische, wurden ganze Schober von hochroten wachspapierenen Rosen feilgehalten, mit feinem Draht an Buchsbüschelchen gebunden. Verkäuferin war eine welke Frau von müder Haltung; neben ihr, auf einem Hocker, saß ihr weißgekleidetes Töchterchen, ebenfalls kränklich aussehend, im braunen Haar den weißen Kranz des Kommunionkindes, an der Brust die proletarische rote Blume, und verzehrte eine sogenannte Prinzregententorte, deren letzte Bröselchen es mit den Fingerspitzen vom Teller stippte. Das schwarze Gebetbuch, worauf in goldener Schrift ‚Lob Gottes' stand, und die mit Heiligenbildchen verzierte Kerze lagen auf dem Tisch bei den käuflichen Büscheln. Die Kleine hatte ihren ersten Kommuniontag, und weil niemand in der Wohnung war, verbrachte sie ihn heraußen im Freien mit ihrer Mutter. Da sie mich lachen sah, lachte sie auch und war ganz einverstanden, als ich versprach, ihr auf dem Rückweg etwas mitzubringen. Ich erkundigte mich bei der Frau, ob Vollmar anwesend sei; sie sagte,

diesen Herrn kenne sie nicht, und ich setzte meinen Rundgang fort. Jemand drückte mir für zehn Pfennige den Text der Arbeiter-Marseillaise in die Hand, und schon unterschied ich mich nicht mehr gar zu sehr von den Genossen.
Ich wollte nichts trinken und unbemerkt wie unter einer Nebelkappe dahinschlendern, um gut auf alles achten zu können; doch erfuhr ich nicht viel Neues. Die Musikantenschar stieg mit ihren Instrumenten von der Tribüne herab; ein Sängerchor zog auf, man hörte die alten, gemütvollen Lieder, die auch an den Festen der Bürger erschollen. Später folgten Turner, und man mußte ihre Zucht bewundern; was sie vorführten, besonders im Geräteturnen, übertraf den Durchschnitt weit, und doch waren es Männer, die nur in abgesparten Stunden die Schulung ihrer Muskeln betreiben konnten. Aus der Ferne kam wieder die traurige Weise der Drehorgel; das Kind fiel mir ein, das den Blinden statt mit Geld mit Blumen belohnt hatte, und ohne Vorsatz versuchte ich die kleine Szene rhythmisch festzuhalten. Da ich auf Reim und Ausschmückung völlig verzichtete, gelang es leicht; ich sagte die anspruchslosen Verse ein paarmal vor mich hin und nahm mir vor, sie zu Hause niederzuschreiben, als mich eine Stimme der Beschaulichkeit entriß. „Wie kommst denn du herein?" Es war der Ludwig Seidl, ein ehemaliger Kadinger Mitschüler, der mich anrief, derselbe, der einst, nach unserem kindlichen Wettrennen, den Buben einiger Nachbardörfer den Krieg hatte erklären und aus Kading die Hauptstadt machen wollen, derselbe auch, der sich später für einen hübschen Säbel mein Weihnachtskrippchen eintauschte. Er saß im Schmuck einer mohnroten Kragenschleife mit einem jungen Mädchen an fichtenem Tisch vor einem Glase Bier, lud mich ein, bei ihnen Platz zu nehmen, und stellte sie mir vor als seine Braut. Immer war er mir eine liebenswerte Erinnerung gewesen, und schon die erste Gesprächsminute bestätigte wieder einmal, wie vorbestimmt, wie unwiderruflich ein Individuum ist. Er stammte von armen Eltern ab; doch war in seiner Haltung etwas Hochgemutes, Gemessenes, das auch in der Rede hervortrat. Nie war er unter meinen spöttischen Kadinger Feinden gewesen, und bei Kampfspielen benahm er sich so ritterlich, daß er dadurch öfters zu

Schaden kam. Zunächst nun enthielt er sich aller Fragen, sosehr ihn auch meine Anwesenheit erstaunte. Wir sprachen von der Vergangenheit; er deutete auf seinen linken Arm: „Den hat mir dein Herr Vater eingerichtet, als er gebrochen war." Er erzählte seinen einfachen Lebenslauf, wie er Mechaniker geworden sei, erst Lehrling, dann Geselle; nun habe er günstige Aussichten, dürfe sogar hoffen, eines Tages selbständig zu werden und sich eine eigene kleine Fabrik zu gründen. Wenn auf Kading die Rede kam, so merkte ich freilich, wie dort für ihn alles überholt und veraltet war. Ich gab einiges aus Anatomie und Klinik zum besten, und so zwängte sich die Unterhaltung fort, bis eben doch das Eigentliche bei ihm durchbrach. „Es freut mich, daß du dich ein wenig nach uns umschaust," sagte er, „die meisten studierten Herren sind sich ja zu fein dazu. Sie wollens nicht wahrhaben, daß überall in der Welt, wo sich was Tüchtigs ändert, jene schmutzigen kleinen Mannsbilder am Werk sind, die man Arbeiter heißt." Ein solches Wort würde heute niemandem absonderlich klingen; mir war es damals neu, ja verletzend; ich hatte mir immer, etwas unklar, vorgestellt, es sei der Geist, der alles erneuere. In diesem Sinne gab ich ihm auch zurück; der Arbeiter, sagte ich, könne doch nur ausführen, was irgendein Erfinder in seiner stillen Zelle sich zurechtgedacht habe. Der Ludwig war weit entfernt, mich kränken zu wollen oder Streit zu suchen. „Da hast du nicht unrecht," erwiderte er nachgiebig, „aber gerade deshalb sollten die Geistigen mit uns marschieren und nicht gegen uns." Auch diese Forderung war damals nicht jedem so selbstverständlich wie heute; immerhin spürte ich, daß hier eine Hauptfrage berührt war, und als der einstige Mitschüler in fast werbendem Ton hinzusetzte: „Ich weiß ja nicht, wie du zur Arbeiterbewegung stehst", da erfüllte mich nur noch der Wunsch, ihm etwas zuliebe zu sagen. Leider tat ich es auf ungeschickte Weise, indem ich den Boden des nüchternen Gesprächs verließ und jenes grollende Gedicht Richard Dehmels zum besten gab, das unter dem Titel ‚Der Arbeitsmann' erschienen war und einer Grundempfindung der Epoche mit großartiger Sprachwucht Ausdruck verlieh. ‚Nur Zeit!' – mit diesem Aufschrei endete jede Strophe, und das Ganze rief es der Mensch-

heit hohn- und schmerzvoll in die Seele, dem Werktätigen fehle heute nichts als eben nur Zeit, um frei, schön und kühn zu sein. Dieses Gedicht war damals vielen bekannt; die einen liebten, die andern haßten es, und niemand ahnte, wie nah die Jahre waren, wo es ungültig wurde, weil Aufträge mangelten und dem Manne der Arbeit nur allzuviel Zeit verblieb.
Die beiden hörten höflich zu; die Braut, mit aufgestütztem Kopf, starrte zwischen uns beiden hindurch auf irgendeinen Punkt, Stirn und Umgebung der Augen streng zusammengezogen, als täten ihr alle Eingeweide weh vor lauter Aufmerken. Ludwig Seidl aber meinte schließlich, das wäre recht stimmungsvoll, nur eben doch mehr für Gebildete, mit Versen könne man dem Arbeiter nicht helfen; ich hätte am Vormittag den Bebel hören müssen, das sei ein Mann. Dem Guten entging es ganz, wie sehr die Ablehnung des Dichters mich verletzte; aber was konnte ich ihm erwidern? Ansichten, zu denen wir durch eigenes Erleben und Nachdenken gelangt sind, sprechen wir meistens ruhig und behutsam aus; dagegen werden Meinungen, die man irgendwoher als fertige übernommen hat, fast immer mit unduldsamer Heftigkeit verfochten und aufgedrängt. So war ich schon im Begriffe, wild loszuschmähen und den alten Bebel, von dem ich doch eigentlich nichts wußte, als den Unheilstifter zu bezeichnen, für den ihn der Vater hielt, als den Mann, dem eine einseitige Lehre über Glück und Größe des Vaterlandes gehe; aber jetzt nahmen die Züge des Genossen auf einmal wieder jene Sanftheit an, die mir von Kading her so freundlich bekannt war. Ich konnte damals noch nicht wissen, daß die Revolutionäre mit den sanften Gesichtern oftmals die unerbittlichsten sind, und ließ, im Nu versöhnt, alle bösen Worte ungesagt, sprach nur allgemein von neuen Strömungen und prophezeite das Heraufkommen eines Reiches der Geister. Er lächelte: „Zuerst muß das Volk Brot haben." Sehr gedämpft sprach er das aus, antwortete auch durchaus maßvoll, als ich fragte, ob er denn unter Volk nur die Arbeiter verstünde, ließ es zu keiner Auseinandersetzung kommen. Ja, wie wir mitten im heftigsten Wortwechsel augenblicklich duldsam und vorsichtig werden, wenn wir am Gegner Zeichen geistiger Störung wahrzunehmen glauben, so schien er zu

jeder Schonung entschlossen, seit ich meinen Teil an der politischen Unterhaltung mit Versen bestritten hatte. Er lenkte das Gespräch in die neutrale Kindheitswelt zurück, wobei er mir mit der Bemerkung schmeichelte, er habe immer eine sozialistische Ader in mir verspürt. „Etwas gar zu knapp hat dich deine Frau Mutter gehalten," fuhr er fort, „und wir ärmeren Buben waren oft besser mit Taschengeld versehen als du; aber du hast dir zu helfen gewußt, wenn Not am Mann war, hast dich vor keinem Dienst gescheut." Er spielte damit auf ein recht harmloses Erlebnis an, das, genau genommen, ganz und gar nicht herpaßte und von mir längst vergessen war. Es gehörte nun einmal zu den Überzeugungen meiner Mutter, man solle einem jungen Menschen so wenig Geld wie möglich in die Hand geben, und als einmal Geistliche und Lehrer der Umgebung einen Sommerausflug nach Dingolfing unternahmen, woran sich auch größere Schüler beteiligen durften, da bekam ich nur ein paar Pfennige mit. Die Geselligkeit zog sich aber bis zum Abend hin, und während andere gewissensruhig Bier und alle möglichen Eßbarkeiten nachbestellten, bewies mir eine kleine Kopfrechnung, daß meine Barschaft schon aufgezehrt war. Indessen ich jedoch über einem Ausweg brütete, regte sich bei geistlichen und weltlichen Herren die Lust zum Kegelschieben; doch war wegen der Erntearbeiten kein Kegelbub aufzutreiben. Sofort erbot ich mich, ihn zu ersetzen. Man mochte sich darüber wundern, nahm es aber an und lobte meine Gefälligkeit. Ich überwachte sorgfältig die Bahn, stellte die umgelegten Kegel wieder auf, sandte die Kugeln in ihrer hölzernen Rinne zurück, erhob das übliche Triumphgeheul, wenn ein Kranz geschoben wurde, also der König als einziger stehen blieb, und ließ mir nach jedem Spiel mit abwehrender Miene von der besiegten Partei den fälligen Lohn aufdrängen. Nach und nach sammelte sich eine Summe an, wie sie mein Beutelchen noch nie umschlossen hatte, und ich konnte, heimgekehrt, sogar der Mutter eine Mark schenken, die sie keineswegs zurückwies.

Eigentlich wurde ich nicht gern an die Geschichte erinnert, die seinerzeit von manchem falsch aufgefaßt und auch von Ludwig nicht ganz richtig erzählt wurde. Immerhin brachte sie einen

anderen Ton in die Unterhaltung, und was eine Wohltat war: die Braut, die bisher übermäßig ernst und verquält, als müßte sie das Welträtsel lösen, vor sich hinsinniert hatte, sie lachte laut hinaus und bekam dabei ein anderes, ein entschieden hübsches Gesicht. „Und Ihre Frau Mutter hat wirklich die Mark angenommen?" fragte sie und verstand mich wahrscheinlich nicht ganz, als ich ihr zu erklären suchte, inwiefern das für mich eine Freude und warum es durchaus erzieherisch war. Sie zählte kaum achtzehn Jahre, und nicht nur ihr Kleid mutete ländlich an; auch ihr rundlicher Kopf mit dem in der Mitte geteilten Haar, der vorgewölbten, etwas rauhen Stirne und den roten Backen war der eines gesunden Bauernmädchens. Weit eher hätte eine echte Kornblume an ihre starke Brust gepaßt als die papierene Flammenblume des Aufruhrs. Jetzt sagte sie ihrem Bräutigam etwas ins Ohr, einen Wunsch, den er an mich weitergeben sollte. „Sie ist nämlich ein bißl schöngeistig veranlagt", sagte er mit nachsichtigem Lächeln, so als handelte sichs um einen kleinen körperlichen Fehler, „und hat noch von der Schule her ein Album mit Gedichten; da möchte sie halt gern auch das von dem – wie heißt er nur? – ach ja, von dem Dehmel drin haben. Schreib ihrs doch einmal ab, wenn du Zeit hast!" – „O, das kann gleich geschehen!" Ich zog Papier und Stift hervor und fing zu kritzeln an. Sie sah mir zu, nicht mit Liebesblicken, aber doch so ernst und freundlich, daß ich ein wenig Feuer fing. Von Sekunde zu Sekunde gefiel sie mir besser; schon konnte ich glauben, sie gehöre in gewissem Sinne zu mir; zugleich gestand ich mir ganz ruhig ein, daß ich sie wohl nie wieder sehen würde, fühlte aber doch den Drang, ihr etwas mitzugeben, was ich für lebendig hielt; sie brauchte ja nicht zu erfahren, daß es von mir war. „Ich weiß noch ein anderes Gedicht von Dehmel," sagte ich, „auf der zweiten Seite ist noch Raum dafür", und ließ dem ‚Arbeitsmann' die sehr unbekümmerten Verse folgen, die mir eben der blinde Orgeldreher und die kleine Blumenspenderin eingegeben hatten. Jetzt aber strich der Abendwind von den Eisgipfeln der Alpen herab; mir fiel das Kommunionkind ein, ich nahm Abschied von den beiden. Der Ludwig begleitete mich eine Strecke. „Wenn du in Kading meine Mutter triffst, erzähl

ihr nicht zuviel! Sie hängt noch an der alten Zeit und würde sich grämen, wenn sie wüßte, wo ich jetzt stehe." Zu seiner Beruhigung konnte ich ihm sagen, Kading werde bald nur noch Vergangenheit für mich sein. Im letzten Brief des Vaters war von einer Übersiedelung nach Passau die Rede gewesen; doch wollte man, um einen Übergang zu haben, die schönen Monate in dem alten kleinen Hof am Donaustrand verbringen. Schon das bevorstehende Pfingstfest sollte in der wunderreichen Stromlandschaft gefeiert werden, die mir nun allerdings in der Phantasie eine beinah drohende Aussicht zeigte; denn jetzt begann ich vorzufühlen, was mir mit Kadings himmelweiten Getreidefeldern verloren ging, mit dem sonnigen Marktplatz und mit dem versteckten Garten, an den ich nur zu denken brauchte, um gleich einen Geruch von Reseden, Bohnenkraut und feuchter Erde in der Nase zu haben. Zwischen steilen, düsteren Felsenufern würden wir nun im Sommer wohnen, wo die Leute schon ein wenig anders sprachen, wo die Sonne später kam und früher ging, wo nachts die Käuzchen klagten und öfters ein Kind ertrank. Wenn ich freilich an Amalie dachte, so trat wieder die Seele hinter Granit und Flut, und alles wurde goldenes Eigentum. Ein Mädchen wie sie gab es nicht in Kading.

Der Genosse horchte auf, als ich ihm die weißgrauen, schiffegefährdenden Klippen des Kachlets beschrieb; er wollte wissen, woher dieser Name komme, und zufällig konnte ich ihm Auskunft geben. Kachlet, das ist ein verdorbenes Wort; der ursprüngliche Name hat G'hachlet gelautet, und dieser leitet sich her von gehächelt, womit gemeint war: von Felsen stachelig wie eine Flachshechel.

In einer Bude erhielt ich gerade noch das letzte goldverhüllte, an rotem Seidenband hängende Schokoladeherz. Blasse Mutter und blasses Kind hatten ihre Arme auf den Wachsrosentisch gelegt und ihre schlafschweren Häupter in die Ellenbeugen gebettet; so ruhten die beiden unter dem Schutz eines braunen Lodenumhangs, und die Kleine ließ sich, ohne aufzuwachen, das goldene Herz um ihr mageres Hälslein binden.

Am folgenden Morgen war der Zudrang in die Klinik ungeheuer und meine Furcht vor Zurückweisung größer als je;

doch wurde in dieser Hörermasse ein Unberechtigter noch weniger bemerkt als sonst. Ich hoffte, das liebe stumme Mädchen werde gleich erscheinen; doch wurde mir vorher noch eine neue düstere Schau in menschliches Leiden zugenötigt. Oft waren mir Blinde begegnet, erst gestern der Orgeldreher, und bei der Base Lena ging ich ein und aus; ich sah solche Schicksale als gottgegeben an und grübelte nicht über sie. Nun aber sollte ich an einem tragischen Fall etwas von den Gefährdungen des Augenlichtes erfahren. Eine Potenz aus fremdem Naturbereich war hier im Gefolge des Eros als böser Zufall aufgetreten. Ein junger Kanzleigehilfe lernt eine hübsche Verkäuferin kennen; sie ist das erste Weib, durch welches er die Liebe ganz erlebt. Sie aber hat schon einem andern angehört und von diesem eine Krankheit erworben, deren Übertragbarkeit damals nicht jedem Laien so bekannt war wie heute. Unwissend lenkt sie dem zweiten Geliebten die Verderbnis zu; sein Vertrauen zu ihr ist aber unbegrenzt und mindert sich auch nicht, als er die ersten Unheilszeichen bemerkt. Da diese schmerzlos auftreten, ruft er keinen Arzt; sie schwinden auch wieder, und er glaubt sich genesen. Die feindliche Macht aber wartet nur auf ihre Stunde; nach sieben Wochen ist sie gerüstet, und während sie alle anderen Organe verschont, greift sie mit ganzer Schärfe den Sehnerv an. Es gibt keine Anwendung, durch welche sich das zerstörte Gewebe wiederherstellen ließe: der junge Mensch ist erblindet für immer.
Wir erfuhren diesen Verlauf bereits, ehe wir den Armen zu sehen bekamen; große Stille empfing ihn, man hörte nur das feine Schaben der hundert Federn, die das Wissenswerte des ungewöhnlichen Falles in schwarzen Heften festhielten. Ich selber dachte nicht an Schreiben; was sich mir für immer einbrannte, hätte ich vergeblich zu schildern versucht, es war das Verhalten des Kranken. Einen Anblick der Verzweiflung, der innersten Auflehnung hatte ich erwartet; aber nichts dergleichen war in den Zügen des furchtbar Getroffenen zu finden, einzig Demut und Hoffnung. Nachdem er schon wieder entfernt war, hörten wir noch einige Bemerkungen über sein Leiden und über die Art, wie er es trug. Da vergaßen die Federn zu schaben; hier gab es auch nichts aufzuzeichnen. Den Unerfahrenen hätte

niemand überzeugen können, daß Erkrankung und Liebe in einem Zusammenhang stünden, und wie er fest an die Wiederkehr der Sehkraft glaubte, so zweifelte er auch nicht an dem unendlichen Wert seiner Geliebten, duldete kein gegen sie gerichtetes Wort.

Nun aber, mit hellem Hoffnungsblick, von einer jungen Barmherzigen Schwester geleitet, kam die liebliche Stumme herein, und die sorgfältig vorbereitete Heilung vollzog sich in Minuten. Leider war mir durch eine dichte Reihe von Praktikanten die Szene verstellt; ich sah nur noch, wie das Kind auf einem Stuhle Platz nahm, und hörte nach einer Weile den Professor nicht besonders laut, aber deutlich rufen: „Wach auf! Und wenn du einen Wunsch hast, so sag ihn uns!" Worauf ein Stimmchen ohne Zögern erwiderte: „Braune Schnürstieferl hätt ich gern." Man wollte die Genesene, die nun, ihr Glück begreifend, zu weinen anfing, noch nicht durch längere Gespräche ermüden und entließ sie bald, worauf noch ein kurzer belehrender Vortrag folgte.

Das waren die vorzeitigen Besuche bei Geheimrat Bauers Kranken. Solang ich in dem klinischen Theater saß, ließ ich einfach Bild um Bild an mir vorüberziehen, ohne mir die Unheilbaren streng von den Heilbaren zu sondern. Das rauhgläserne Gewölbe schimmerte himmelbläulich über den einen wie über den andern, durch die hohen Glasfenster legten sich die gleichen Sonnenstrahlen auf alle herein, und die gleichen hilfreichen Hände bemühten sich um sie; so konnte man sie wohl als zusammengehörig empfinden. In den folgenden Tagen aber waren es vor allem die schlimmen Fälle, die mich bewegten; sie begleiteten mich bis in den Traum hinein, und da sie so leuchtkräftig in mir lebten, waren sie für mich keine verlorenen Fälle, eher große, schaurige Rätsel, deren Lösung ich mir von der Zukunft erhoffte. Vorerst versuchte sich das jugendliche Denken vergeblich an ihnen, und bald ließen sie mich nur fühlen, wie sehr ich selbst noch Zufällen ausgesetzt war. Nach und nach traten sie hinter dem anmutigen Mädchen zurück, dem nach zwei Jahren völliger Stummheit seine Sprache zurückgegeben wurde. Dies war durch eine Art frommer Täuschung geschehen, aber

immerhin durch ein Mittel, das man als ein geistiges anerkennen mußte; und stellte man sich nun ein solches Geschick als sein eigenes vor, dann traute man sich zu, man würde nach so langem, langem Schweigen mit dem gesprochenen Wort sehr andächtig umgehen. Ja in dieser einen geglückten Heilung schienen mir Tausende von Genesungen verbürgt; hier war eine regenbogenleichte Brücke geschlagen zu dem schöneren, freieren, bedeutenderen Dasein, dem sich jedes Herz, oft ohne es zu wissen, entgegensehnt.

Aus Hans Carossa: Geschichte einer Jugend

*

Hans Jüngst / Achill unter den Weibern

Erster Akt

Ein Gemach im Palast des Lykomedes

Achill (auf und ab, steht, geht, in ungeduldiger Erwartung. Es wird an die Tür geklopft. Achill eilt, schiebt den Riegel zurück).

Lykomedes (indem Achill die Tür öffnet):
Du schließt dich ein, Udeisa?
(Er ist hereingekommen. Betroffen:)
Wer bist du –?

Achill: Sieh mich an!

Lykomedes: Wenn nicht dein rätselvolles Lächeln wäre –
von fern erinnerst du mich an ein Antlitz,
das ich bis jetzt nur ernst gesehen habe.
An welches, wüßt ich nicht . . .
Ich kenne im Palaste jedermann.
Auf Skyros,
bis in die fernsten Schluchten unsrer Berge,
wird kaum ein Ziegenhirte sein, den ich nicht sah.

Achill: Wirst du verzeihen, König Lykomedes?

Lykomedes: Ans Wunderliche soll ich mich gewöhnen, scheints –
seit gestern.
Brauch jedenfalls ists nicht,
in fremde Häuser einzuschleichen und sich abzuriegeln.

Achill: Du darfst nicht zürnen.
Lykomedes: Ich kann es kaum, je mehr ich dich betrachte.
Achill: Dann hab ich halb gewonnen!
Und nutze deine günstge Laune rasch und beichte:
Ich habe dich bestohlen.
Lykomedes: Du klagst dich an und lächelst immer noch?
Achill: Das Lächeln wird uns bald vergehen...
Nein, König. Eingeschlichen bin ich nicht.
Und glaubst du an ein Wunder –
es ist dasselbe dann, von dem ganz Skyros
seit gestern widerhallt... Errätst du nichts –?
Lykomedes: Ich dachte doch, hier diese Frau zu finden, die...
Achill: ... die sich Udeisa nennt, die Niemand,
emporgetaucht wie Anadyomene –
und an den Strand geworfen.
Die du gekleidet und beherbergt hast, die Fremde,
die diese Nacht mit deinen beiden Töchtern
in einem Schlafgemach geruht
und – die in dieser stillen Morgenfrühe
dich bat, hierher zu kommen.
Zu der du kamst, soeben.
Die dir den Riegel öffnete...
Lykomedes: Vor der ich stehe! War ich blind?
Und die sich einen Mummenschanz erlaubt –?
Achill: Von Mummenschanz und Maskennarretei
war gestern mehr im Schwang als heute, zweifle nicht.
In dieser Truhe,
der ich den Deckel lupfte, fand ich Mannsgewänder,
weiß, neu geschichtet, Winterfleiß der Frauen.
Das war ein Fund, nach dem mich längst gelüstet!
Das schlichteste Gewand entnahm ich mir.
Mir fehlt nur noch ein Schwert!
Mein Weiberkleid liegt dort.
Lykomedes: Wer bist du –? frag ich wieder,
mit Zweifel – und nicht ohne Grauen jetzt.
Achill: Nicht so! Ich stehe hier, wie sichs geziemt.
Ich bin kein Weib, Ihr irrt. Ich bin Achill,

des Königs Peleus Sohn in Phtia auf Ägina.
Noch gestern trennte uns das Meer.

Lykomedes (nach einer Pause):
Achill, – wenn du es bist... Verzeih. Doch dies ist viel.
Du schmückst dich mit dem Namen einer Griechenhoffnung...
Er steht dir an, ich geb es zu. Allein...
Achill, ich hab zwei Töchter – Deidameia,
dem besten Mann auf Skyros anverlobt,
und – auf der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau –
Hermione.
Wir gaben dir zur Nacht ein Lager
in beider Schlafgemach. Du nahmst es an.

Achill: Ja. Und ich schwöre dir...

Lykom.: Verschwende keinen Schwur. Ich kenne meine Töchter,
und du – du bist Achill.

Achill: Ich danke dir!
Und wenn du einen brauchst, der für dich stirbt –
ich bin Achill.

Lykomedes: Wir wollen leben, denk ich.
Damit wirs können,
erkläre du den Irrtum, dies Verhängnis –
es kann nichts andres sein.
Was weiterhin geschieht, beschließen wir hernach.
Wir tragen es gemeinsam.

Achill: Nicht anders hab ichs mir gewünscht!

Lykomedes: Zwar – was am Meeresstrande sie erlebt,
davon sprach Deidameia gestern abend
mir manches hin und her.
Doch ihre Worte blieben hingestammelt,
vom Ungefähr verworrener Gefühle
wie Binsenrohr geschaukelt.
Du hieltest ganz zurück – erklärlich,
du warst der Ohnmacht näher als dem wachen Leben.
Sprich jetzt!
Vielleicht, es rundet alles sich zum Bilde.
Setz dich hierher. (Sie sitzen.)

Achill: – Wie golden weht die Luft herein, wie mild ...
Lykomedes: Du lächelst wieder –? Gut.
Achill: Der wartet auf mit Märchen, wirst du sagen!
Der Milchbart, mir, dem lebenlang Erfahrnen!
Lykomedes: Das wirst du noch entdecken:
Je mehr du siehst und weißt von dieser Welt,
je williger lernst du an Märchen glauben.
Getröste dich – dem vielerfahrnen Blick
verrät der Milchbart doch den künftgen Helden ...
Da strahlt er! Und errötet – wieder wie ein Mädchen ...
Wie sollten Märchen nicht zu Taten führen?
Die größten Taten sind am tiefsten Märchen ...
Achill: Wann ist es denn gewesen?
Gerechnet, nüchtern: gestern.
Mir ist, es war im Anfang aller Dinge.
Ich lag an einem fremden Strand,
und nackt, und wußt es nicht ...
Viel eher hätte ich gemeint: in einer Wiege.
Ich machte meine Augen auf.
Hoch über mir, azurn gewölbt, der Himmel.
Und näher, nahe über mir, zwei Augen,
des Himmels Blau noch blauer in sich fassend ...
O Lykomedes,
ich sah zum ersten Male in die Welt!
Geboren werden bei bewußten Sinnen –
das gibt es, und – das habe ich erfahren.
In Lust geschiehts, die unersättlich einen Schmerz
in sich hereinreißt,
und er verwandelt sich in neue Lust.
Lykomedes: Das ist das Zeichen aller Erdenwonne ...
Achill: Nein – diese schien mir göttlich: ohne
Beginn und Ende.
Und war doch kurz,
so jäh und kurz wie die Bewegung,
mit der das Mädchen, über mich geneigt,
erschrocken nun, weil ich erwache,
den Blick wegwendet und sich aufrecht stellt.

Lykomedes: Und das war Deidameia –? Armes Kind!

Achill: Sie wars. Du weißt es.
Ich sichere dir zu: dies muß dich niemals härmen,
in alle Zukunft nicht.
Ihr keuscher Mädchensinn blieb unverletzt.
Wärs irgend anders –
ein Schwert besitz ich nicht –:
ich hätte an der Schwelle des Palastes,
als du mir gastfreundlich entgegenkamst,
das deine von der Seite weggerissen
und, statt dir meinen ersten Gruß zu bieten,
mein Blut zu deinen Füßen hingeschüttet!
Ein solches Opfer, König, blieb erspart.
Denn über meine Hüften jetzt, wie ich erschaudre,
gewahre ich ein Frauenkleid gebreitet –
ich war vor Deidameias Blick verhüllt.

Lykomedes: Sie war am Strand, zu waschen.
Da fand sie dich.
Sie selbst hat dir die Blöße zugedeckt.

Achill: Doch blinden Blickes!
Vor ihre Augen preßte sie das Kleid,
das sie dem Hilfsbedürftgen brachte,
und zögerte heran und tastete mit Füßen,
bis sie die Hülle niederfallen ließ.

Lykomedes: So sagt sie.

Achill: Lykomedes,
Du hast mir einen Schwur zurückgewiesen,
weil du sie kennst.
Und hätte Deidameia je gelitten,
daß man in ihre Kammer mich gebettet?

Lykomedes: Ich sahs – du gingst zu ihr hinein –.
Sie lehnt an ihrer Tür. Sie spreizt die Hand.
War es in Abwehr?
Sie atmet schwer. Sie will – kann sie nicht sprechen?
Heut frag ich mich. Ich wußte gestern nicht,
was ich jetzt weiß.

Achill: Nein, Lykomedes, nein!
Um deiner Herzensruhe willen: höre weiter!
Wie ich vom Boden mich erhebe,
das Kleid mir um die Schultern raffe,
so daß es langhin ausfließt,
und hinter der Enteilenden:
„Führ mich zu Menschen!" rufe –
so steht sie, sonder Zaudern, wendet sich,
ich schreite ihr entgegen, und sie wartet,
reicht mir die Hand: „Gegrüßt sei, fremde Schwester!"
Und fügt hinzu: „Ich lief für dich um Hilfe,
vielleicht warst du verletzt.
O gut, du bist es nicht! Komm mit mir, Schwester!"
Lykom.: Das bürgt. Dies ist ein arglos ungespieltes Zeugnis...
Gewiß, ich wills verstehen:
Als sie das Kleid dir hingeworfen hatte
und nun dein Haupt, im Sande ruhend, sah, –
die Schönheit deiner Züge kann verwirren,
und dazu regte sich geheim – leicht ists zu denken –
in Deidameias zartem Sinn ein Widerstreben,
sie müsse das gerettete Geschöpf
als hilflos überraschten Mann erkennen –
so glitt ihr Wunsch von selbst in die Erfüllung,
sie sah in dir ein Weib, ich kanns verstehen...
Achill: Verwürfe nicht die Einsicht jeden Zweifel,
selbst blinden Glauben schenk ich dieser Frau,
auf ihre Stirne hin und auf ihr Auge.
Und so war ich im Recht, daß ichs vermied,
die unbefangne Sicherheit zu stören,
aus der sie lebt – ich durfte mich nicht weigern,
das Schlafgemach der Schwestern zu betreten.
Stieg ihr auch nur ein Schatten Argwohn auf,
war sie der Scham des Zweifels preisgegeben!
Für ihre Reinheit wagte ich die Täuschung...
Der Frauen Seele ist mir ein Geheimnis.
Wenn etwa ich vor einem Blick erglühe,
rührt es mich ahnungsvoll.

Und ist das Herz der Frau, wie ichs von fern erspüre,
so ist es leicht verletzt.
Hat sich das Grauen einmal eingenistet...

Lykomedes: Genug. Und...
(er reicht Achill die Hand) ... sei mir Freund!
Wir finden Zeit für manches gute Wort. Nur leider –
für freiere Geselligkeit sind wir gehemmt.
Denn da du Weiberkleider tragen mußt auf Skyros...
Das bleibt dir nicht erspart, der Mädchen wegen.
Udeisa bleibt vor ihnen unentlarvt.

Achill: Und bei den Göttern bricht Gelächter aus –
so laut, daß wir es hören –,
weil sie den Enkel Zeus' tagaus, tagein
als Mädchen unter Mädchen trippeln sehen...
Stell mir ein Schiff! Schick mich in meine Heimat!

Lykomedes: Dazu wird Rat gefunden.
Gern hielte ich dich hier, für immer.
Ich sehe keinen Weg.
Du darfst nicht länger in der Lüge bleiben –
und sei's in der barmherzigsten –,
als es der Zwang gebietet.

Achill: Und auch nicht länger fern der Heimat, Lykomedes!
(Es wird an die Tür geklopft.)

Lykomedes: Wer will herein? Bleibt draußen!
(Zur Tür. Schiebt den Riegel vor.)
Am besten ists, wir kerkern uns hier ein.

Achill: Die Schmach!

Lykomedes (lächelt): Ich teile sie mit dir...
Du mußt noch viel berichten.
Was ich bisher vernahm, ist nur ein Teil
vom Wunder deines Hierseins.

Achill: Das ganze Wunder ist noch wunderbarer.

Lykomedes: Ich bin gefaßt –
die Springflut gestern hat mich vorbereitet.
Wenn die Natur die festgefügten Kreise,
die ihrem Lauf gesetzt sind, nicht mehr achtet –
wohin gerät der Mensch?



Griechenmünze aus Sizilien
Syrakus. Um 445 v. Chr.

Achill: Die Springflut – ja!

Lykomedes: Aus ebnem Meere bäumte sie sich auf,
kein Luftzug regte sich.
Seit Menschentagen ward dies nicht erlebt...
Und da ich, Freund, zur Not an eines,
nicht aber an zwei Wunder glauben mag:
es wird die Springflut und Udeisas Kommen
ein einzges Wunder nur gewesen sein.

Achill: Die Springflut hat mich an den Strand geworfen!
Ich danke dir – jetzt hab ich alles wieder! –
O Thetis, dunkle Mutter! –
Vergib mir, König, doch dies ist so grausam...

Lykomedes: Bleibe ruhig!

Achill: Ich quälte mich die Nacht hindurch. Vergebens.
Ich rief es nicht zurück. Mein Hirn war leer von Bildern.
Ich war zerschlagen, müde, müde
und wollt es dennoch finden: Wie kamst du hierher?
Mein Stöhnen wühlt ich in die Decke ein,
ich mußte sonst den Schlaf der Mädchen stören.
Zwar Deidameia, manchmal, regte sich...

Lykomedes: Wie –? Deidameia?

Achill: Oder ihre Schwester...
Und früh am Morgen, heute, wars noch wüster.
Ich wußte kaum, um was ich mich gemartert.
Doch nun – du gabst den Zauberschlüssel mir,
jetzt seh ich alles klar!
Die Springflut packte mich...
Ich stand am heimatlichen Strand Ägina...
Ich spreche dir verworren. Du mußt wissen:
Mein Vater Peleus rief zu einem Waffenzug.
Hyläos, den Piraten, galts zu schlagen,
der Jahr und Tag Äginas Küsten brandschatzt.
Die besten Myrmidonen wählte Peleus.
Und mich – mich, Lykomedes, rief
sein königliches Wort an ihre Spitze,
verhieß mir ersten Kampf und ersten Sieg!

Entsinne, König, dich der eignen Jugend,
als man dir Schwert und Lanze reichte –
nicht wie bisher auf ausgemeßner Bahn
im Wettstreit gegen Freunde sie zu führen –
Krieg war die Losung, männermordender,
vorm aufgesperrten Schlund des Höllenhundes!
Der Ahnen leise angewelkter Ruhm
soll grün um deine junge Stirne sprossen –
bewähre, daß du ihrer würdig bist!
Gedenkst du, König? Fühle meinen Rausch!
Zeus selber sah auf mich herab, ob auch sein Blut,
seit Aakos den Herzquell unseres Geschlechtes nährend,
in meinen Adern nicht verdorben sei ...!
Es war am hohen Mittag.
Ich stand vom Mahle auf, das mir, dem künftgen Feldherrn,
der Vater festlich zugerüstet hatte.
Ich war trunken.
Vom Weine nicht.
Und doch berauscht, tief trunken, überrauscht –
von einer Tat noch nicht, vom Duft nur ihrer Nähe.
Es trieb mich in die Einsamkeit, ans Meer,
zur Wohnung meiner dunklen Mutter Thetis ...
Ich habe, wissend, meine Mutter nie gesehen;
als ich ein Säugling war, verließ sie uns.
Ich kenne nur ihr Meer –
ich suche es in jeder Lebensstunde,
in der ein Mensch an seine Mutter denkt ...
So jetzt.
Ich warf die Kleider ab. Ich schritt ins heilge Wasser.
Und als es mir bis an die Hüften rührte,
hob ich die Arme auf zur dunklen Mutter ...
Sie hat mich nicht erhört!

Lykomedes: Du batest sie – um was?

Achill: Um Sieg und Ruhm.
Und sei es um den Preis des frühen Todes!

Aus Hans Jüngst: Achill unter den Weibern. Schauspiel

*

Machiavelli / Das Schicksal macht die Menschen blind, wenn es nicht will, daß sie sich seinen Plänen widersetzen

Wenn man den Lauf der menschlichen Dinge genau betrachtet, so sieht man oft Umstände eintreten und Ereignisse kommen, denen der Himmel durchaus nicht vorgebeugt haben wollte. Wenn aber dies Rom widerfuhr, wo so viel Tapferkeit, Religion und Ordnung herrschte, so ist es kein Wunder, daß es in einer Stadt oder in einem Lande viel häufiger vorkommt, die dieser Vorzüge entbehren. Die Gewalt des Himmels über die menschlichen Dinge hat Livius an dem Beispiel Roms ausführlich und mit treffenden Worten bewiesen. Da der Himmel, sagt er, zu irgendeinem Zwecke wollte, daß die Römer seine Macht erkennen sollten, ließ er zuerst jene Fabier, die als Gesandte zu den Galliern gingen, einen Fehler begehen und dadurch dieses Volk zum Kriege mit Rom anreizen. Dann fügte er es so, daß zur Abwendung der Folgen dieses Krieges nichts geschah, was des römischen Volkes würdig war. Vorher war nach seinem Willen Camillus, der einzige Helfer in so großer Not, nach Ardea ins Exil geschickt worden. Als dann die Gallier gegen die Stadt anrückten, durften dieselben Römer, die gegen den Angriff der Volsker und anderer angrenzender Feinde oft einen Diktator ernannt hatten, gegen die nahenden Gallier keinen Diktator ernennen. Die Auswahl der Soldaten wurde in geringer Zahl und ohne besondere Sorgfalt vorgenommen; im Ergreifen der Waffen waren sie so lässig, daß sie den Galliern kaum bis an den Fluß Allia, zehn Meilen von Rom, entgegenrücken konnten. Hier schlugen die Tribunen das Lager ohne irgendeine herkömmliche Vorsichtsmaßregel auf; sie wählten den Ort nicht aus, umgaben sich weder mit Gräben noch Palisaden und bedienten sich weder menschlicher noch göttlicher Sicherheitsmittel. In der Schlachtordnung stellten sie die Scharen dünn und schwach auf, so daß weder Soldaten noch Feldherren sich der römischen Kriegszucht im geringsten würdig zeigten. Hierauf wurde ohne Blutvergießen gefochten, denn alles floh, ohne den Angriff abzuwarten; der größere Teil lief nach Veji, die übri-

gen zogen sich nach Rom zurück, wo sie, ohne ihre Häuser auch nur zu betreten, auf das Kapitol rannten. Der Senat dachte nicht an die Verteidigung Roms, schloß nicht einmal die Tore und floh zum Teil, zum Teil schloß er sich mit den anderen ins Kapitol ein. Nur bei der Verteidigung dieser Burg verstanden sie es, einige nicht sinnlose Maßregeln zu ergreifen; denn sie überfüllten sie nicht mit unnützen Leuten, brachten so viel Getreide wie möglich hinein, um die Belagerung aushalten zu können, und der unnütze Schwarm von Greisen, Weibern und Kindern floh zum größeren Teile in die benachbarten Städte, der Rest blieb in Rom den Galliern zur Beute. Wer die Berichte von den früheren Taten dieses Volkes während so vieler Jahre gelesen hat und dann die eben geschilderten Begebenheiten erfährt, wird kaum glauben können, daß es sich um ein und dasselbe Volk handele. Livius schließt seine Darstellung mit den Worten: Adeo obcoecat animos fortuna, cum vim suam ingruentem refringi non vult[1].

Nichts Wahreres gibt es als diesen Schluß. Deswegen verdienen auch die Menschen, die in großem Unglück oder Glück leben, weniger Tadel oder Lob. Größtenteils wird man sie zu ihrem Sturze oder ihrer Größe auf einer Bahn geführt sehen, die ihnen der Himmel vorgezeichnet hat, indem er ihnen die Gelegenheit zu ausgezeichneter Tat schenkte oder entzog. Will indessen das Schicksal große Dinge ausführen, so wählt es einen Mann von so viel Geist und Verdienst aus, daß er die Gelegenheiten, die es ihm darbietet, erkennt. Ebenso, wenn es große Umwälzungen hervorbringen will, schiebt es Männer vor, die den Zusammenbruch des Bestehenden beschleunigen. Wäre ein Mann da, der sich seinen Beschlüssen in den Weg stellen könnte, so würde es ihn töten oder jeder Möglichkeit, etwas Heilsames zu tun, berauben... Zur Bestätigung des Gesagten wäre manches neuere Beispiel anzuführen, allein ich halte es für überflüssig, da das gegebene jeden befriedigen kann. Wohl aber behaupte ich von neuem, daß es eine unumstößliche, von der ganzen Geschichte bezeugte Wahrheit ist, daß die Menschen das

[1] So verblendet das Schicksal die Geister, wenn es nicht will, daß seine einbrechende Gewalt gehemmt werden soll.

Schicksal unterstützen, nicht aber sich ihm widersetzen können. Sie können seine Fäden zusammenweben, nicht sie zerreißen. Sie dürfen sich indes nie selbst aufgeben. Da sie die Zwecke der Göttin nicht kennen und Fortuna auf krummen und unbekannten Pfaden wandelt, so sollen sie immer hoffen und hoffend in keiner Lage, in keiner Not noch Mühsal sich selbst verlieren.

Aus Machiavelli: Mensch und Staat. Insel-Bücherei Nr. 240

*

Reinhold Schneider / Der Sklave des Velazquez

Das Vorzimmer des Turmgemachs im Alkazar zu Madrid, das dem Schloßmarschall und Hofmaler Velazquez als Arbeitsraum diente, war nur noch von spärlichem Lichte erhellt; ein schwerer Vorhang, der keinen Lichtschimmer und keinen Laut durchließ, trennte es von der anstoßenden Werkstatt, und auch die auf die Gänge des Schlosses führende Tür war von einem dunklen, nicht ganz so schweren Vorhang verschlossen; das Fenster lag hoch und fing nicht den Sonnenschein selbst, sondern nur dessen Widerschein auf, der auf den Fenstern eines benachbarten Turmes brannte; die Front des Schlosses mußte um diese Stunde im vollen reinen Abendglanz liegen. Aber Juan Pareja, der Sklave des Meisters, war es gewohnt, im Halbdämmer zu arbeiten; und er hatte es gelernt, selbst im matten Licht der Kerze seine geliebten Farben zu mischen und mit verdoppelter Sorgfalt aufzutragen; ihn machten Stunden wie diese glücklich, da er wußte, der Meister würde ihn nicht rufen, weil die eigene Arbeit seine ganze Hingabe verlangte: Velazquez hatte seinen Sklaven angewiesen, auch die dringendsten Anforderungen, die das von Menschen erfüllte Schloß stellen sollte, abzuweisen; und nachdem Pareja der Reihe nach einige Edelleute und Pagen beharrlich zurückgeschickt hatte, war es still geworden. Des Königs Gemächer und das sie umflutende Menschengetriebe waren weit entfernt; hier waltete das Gesetz unermüdlicher, inbrünstiger Arbeit; und wie so oft schon schien dem Sklaven auch jetzt aus dem anstoßenden Raum, wo der Meister

vor einer seiner großen Tafeln stand, eine mächtig bewegende Kraft herüberzuströmen.
Ohne die Besorgnis, die ihn sonst meist erfüllte, hatte der Sklave seine Leinwand hervorgeholt und zu arbeiten begonnen; er mußte sich mit leise schmerzenden Augen über das Bild beugen und dann wieder zurücktreten; das Spiel des tiefen Dämmers mit dem Lichte begab sich im Raume wie auf dem Bildwerk; es war, als wolle das Dämmer selbst dem Maler die Farben mischen, aus denen sich seine Gestalten bildeten. Wieder rang er um die Begebenheit, die ihm vor allem am Herzen lag: er wollte darstellen, wie der Herr leise eintrat in das Haus des Zöllners Matthäus und, plötzlich vor dem Arbeitstische erscheinend, den Zöllner aus der Alltäglichkeit seines Tuns hinüberrief in ein größeres, gereinigtes Leben; noch hielt Matthäus, der das Gewand eines spanischen Herrn trug, ein Blatt in den Händen, ihm gegenüber saßen zwei Amtsträger, der eine schrieb, der andere zählte das aufgehäufte Geld, doch der Herr stand schon neben ihnen im gedämpften Lichte des gegenüberliegenden hohen Fensters, und nun begab sich die Entscheidung. Aber da spürte Pareja die Gegenwart eines Menschen im Raume und blickte sich um; erschrocken sah er in das bleiche, müde Gesicht des Königs. Pareja fiel auf die Kniee und suchte eine Entschuldigung vorzubringen: er wisse wohl, daß es ihm, als einem Sklaven, nicht zieme, zu malen; er bitte um Vergebung. Aber des Königs Blicke glitten langsam prüfend über das Bild; nun schien er zur Linken, unter dem Fenster, Parejas von krausem, üppigem Haar umwallten Kopf, die dicken Lippen, die starke Nase und die vorquellenden, von der Arbeit angegriffenen Glutaugen zu erkennen; der Anschein eines Lächelns lief über die erschlafften Züge: „Das ist gut," sagte er leise, „und nicht ganz in unserer, mehr in der italienischen Art. Ich habe einen Maler entdeckt."
Die Furcht war in dem Sklaven jedoch stärker als die Freude; er wies selbst auf das Selbstbildnis am Rande des Bildes und zeigte dann auf sein gelbes Mischlingsgesicht: „Ich darf ja nicht malen; der Meister würde es mir nicht vergeben." Philipp wollte etwas sagen; aber dann widerstrebte es ihm doch, den

Bann des Schweigens zu durchbrechen; so legte er nur den Finger auf die Lippen, indem er Pareja auf eine gütig beruhigende Weise zulächelte; dann ging er der Werkstatt seines Hofmalers zu. Pareja raffte angestrengt und eilig den Vorhang; die Sonne flutete über das Gesicht des Monarchen, das, mit tief eingesunkenen Augen und dem starren, aufstrebenden Bart, im grellen Lichte fast einer Totenmaske glich. – Es wurde wieder dunkel im Vorgemach, aber der Sklave vermochte nicht mehr zu arbeiten; er versteckte sein Bild und ging in der größten Erregung, von verwegenen Hoffnungen, Zweifeln und Befürchtungen bewegt, lange Zeit auf und ab, bis der Vorhang, von dem starken Arm des Meisters gehalten, sich wieder auftat und der König hindurchschritt. Auch jetzt legte er den Finger an die Lippen; müden Schrittes verlor er sich in dem unendlich scheinenden Gang des Schlosses, während die Schatten der Fensternischen und die Lichtbündel der Pfeiler über ihn hinstrichen. Bald darauf ging Velazquez sinnend gebeugten Hauptes durch den Vorraum; erst an der Tür wandte er sich um und beauftragte Pareja, am nächsten Morgen zu sehr früher Stunde die Farben bereit zu halten; der Sklave wußte, sein Meister wollte den kühlblauen, von leichtem Gewölke durchflogenen Himmel malen, der sich über der Felsenlandschaft des heiligen Einsiedlers Paulus auftat.

Noch immer hörte Pareja das Lob des wortkargen Königs in den Ohren tönen, während er sein Bild wieder vornahm und beim Scheine der Kerzen die unzählige Male unterbrochene Arbeit fortsetzte; aber er hatte erst wenige lange erwogene Pinselstriche getan, als er hörte, wie sich auf dem Gange rasche Kinderschritte näherten, die mit sonderbarer Entschiedenheit auftraten; jetzt sah er ein Männlein, das einen riesigen, hochgeschlagenen Hut trug, sich mit dem Türvorhang abplagen; es war der ‚Vetter', der Zwerg des Königs. „Ich habe eine Bestellung an dich", sagte der Zwerg, indem er auf einen Stuhl neben der Staffelei stieg; „du mögest dein Bild in die Werkstatt des Meisters stellen, so daß dieser es nicht sofort bemerkt." Pareja erschrak heftig: „Mein Bild in die Werkstatt des Don Diego? Dort hat es wirklich nichts zu suchen. Wie könnte ich das

wagen? Dort ist kein Platz für mein Bild." – „Das hast du nicht zu bestimmen, sondern der König", erwiderte der Zwerg gebieterisch, und sein viel zu kleines Gesicht nahm einen männlichen Ausdruck an. „Du mußt wissen," fuhr er gnädiger fort, „es lohnt sich, mit mir zu sprechen; denn mit mir spricht der König, der auch gegen die Granden stumm ist. Wir Zwerge haben so manches zerrüttete Leben wieder eingerichtet. Wir sind nicht so viel wie Menschen, aber mehr als Hunde, und das bedeutet keine Herabsetzung. Für Hunde haben die Mächtigen echte Güte; uns schenkt man Vertrauen. Und wenn ich heute nacht mit dem König allein sein werde, so kann es wohl sein, daß er mich um eine Meinung fragt oder daß ich ihm dies und jenes erzählen soll. Warum nicht auch von dir? Kurzum, wie lange bist du schon bei deinem Meister, und wann hast du angefangen zu malen?" Dabei richtete er sich, so gut es ging, auf seinem Stuhle auf und betrachtete mit kühl musternden Blicken die Leinwand. „Was meinem König gefällt, das wird deinem Meister auch gefallen müssen. Wo hat er dich gefunden?" – „Das war vor zehn Jahren in Rom," erwiderte Pareja, der nun doch die Erleichterung fühlte, sprechen zu dürfen, „ich bin als der Knecht eines spanischen Herrn nach Rom gekommen. Ich bin ja Mulatte, aber, wie ich hoffe, ein guter Christ. Damals sollte der Meister den Heiligen Vater malen, doch die Weltgeschäfte hatten ihn lange abgezogen von der Kunst. Und wenn du zwei Tage den Pinsel nicht in der Hand gehalten hast, so wirst du fühlen, wie seine geheime Kraft und seine Sicherheit nachlassen und er nicht mehr spürt, was du in den Fingern und im Herzen hast. Auch war der Heilige Vater wegen seiner sonderbaren Gesichtsfarbe berühmt; er war, wie ich später fand, nicht helleren Tones als ich. Da sah mich der Meister eines Tages im Troß meines Herrn auf der Gasse, und er muß in diesem Augenblick ein Bild von mir empfangen haben. Ich sehe ihn noch, wie er starr stehen blieb mitten im Menschengewirre und wie seine Augen aufleuchteten. Zum ersten Mal war ich, ohne es noch zu wissen, Zeuge dieses großen Geheimnisses, daß ein Ding der Welt seine Seele entzündete und in ihrem Feuer ein Bild vor ihm stand wie das Antlitz im Dornbusch, – wenn man Heiliges zum Vergleich ge-

brauchen dürfte, was ja nicht erlaubt ist. Ich folgte ihm in ein Zimmer, das er als Werkstatt eingerichtet hatte; dort bekleidete er mich mit einem prächtigen Mantel mit weißem Kragen; dann begann er zu arbeiten. Lange wagte ich nicht auf die Leinwand zu sehen; als ich sie endlich mit den Augen streifte, erschrak ich, denn ich erkannte mich gleichsam in einem fremden Gesicht. Er malte ja nicht mich, sondern das Bild, das er gesehen; aber dieses Bild hatte er von mir empfangen. Und vielleicht, weil sein Inneres schon dem großen Herrn zugewendet war, den er darstellen sollte, gab er mir ein stolzes, herrisches Ansehen. Für mein Gesicht mischte er die Farben, mit denen er später das Gesicht des Heiligen Vaters malen sollte; seine Hand wurde wieder leicht und sicher; und das Bewußtsein, daß ich ihm auf diese Weise dienen durfte, ließ mich vielleicht wirklich so stolz werden, wie er mich gesehen. War er mit der Arbeit fertig, so suchte ich ihm, da er gerade keinen Diener hatte, beim Aufräumen und beim Waschen der Pinsel zu helfen; ich kam schon, eh er begann, und bereitete dieses und jenes vor. Ach, der Duft der Farben und der Leinwand! Du kannst dir nicht denken, mit welcher Freude ich die Pinsel in die Hand nahm, den Farbtisch zurechtschob; eine jede Berührung mit dem Geräte ging mir wie Feuer durch den Leib. Ach, die große Stille, wenn der Pinsel eintaucht und das schwere, farbige Dämmerlicht auf die Leinwand fließt! Der Meister schien meine Freude zu spüren und erhandelte mich von meinem bisherigen Herrn; seitdem habe ich die Farben gerieben zu manchem Bilde, das der König liebt und das die Welt bewundert, und ich habe Stunden erlebt, von denen die Menschen sich nichts träumen lassen. Du mußt wissen," sagte er nach langem Zögern sehr leise, „dann verwandelt sich das Gesicht des Meisters, und es gibt für ihn von der ganzen Welt nur zwei Dinge: das Bild in ihm und das Bild, das vor ihm entsteht."

Der ‚Vetter' hatte mit ernsten Augen zugehört. „Wir beide", sagte er, „wissen Geheimnisse. Denn es ist ein großes Geheimnis, wenn des Königs Herz sich aufschließt oder wenn er um Mitternacht aufsteht, um zu beten." – „Tut er das oft?" – „Fast eine jede Nacht. Niemand leidet in Spanien wie er. Denn er sieht viel Kommendes. Er meint, das Unglück fahre auf allen

Straßen daher, und es geschähe durch seine Schuld. Er hatte andere Tage; nun aber fühlt er sein Land wie seinen Leib; und es muß ihm sein, als wolle man ihm die Glieder aus den Gelenken reißen. Seitdem ist sein Herz, das immer weich gewesen, noch milder geworden, und er möchte sich jedem Leide zuneigen, das er am Wege sieht. Er ist seiner Kronen müde." – „Ich glaube," erwiderte Pareja traurig, „auch der Meister wird müde. Eh er das letzte Bild begann, das den Abt Antonius darstellen soll, wie er den heiligen Einsiedler Paulus besucht, zögerte er sehr lange; ich bemerkte es wohl, wie er einen Tag um den andern verstreichen ließ, weil er die volle Kraft nicht fühlte. Dann malte er wunderbar leicht. Aber es ist, als ob ihm das Bild geschenkt würde für seine lebenslange Mühe, als ob er es nicht mehr erarbeitete wie all die andern, sondern es nur noch empfinge." – „Nun, dann wird auch sein Herz mild werden, und du hättest ihm dein Bild zeigen können." – „Nie hätte ich das gedurft. Ich bin ja unfrei, ein leibeigener Sklave; die Kunst aber ist frei. Du weißt nicht, wie stolz der Meister ist." Aber der ‚Vetter' lächelte nur: „Dann ist er noch nicht so weit wie der König; denn der König ist demütig."

Pareja seufzte: „Ach, warum habe ich nur angefangen zu malen! Aber je länger ich ihm zusah, um so mehr glaubte ich zu können. Und wie ich es wagte, mich in einem kleinen Bilde zu versuchen, da fing ich erst an, wirklich zu lernen. Und nun begann ich, den Meister zu verstehen. Denn die Gesetze seiner Kunst sind verborgen und strömen durch seine Bilder wie eine unterirdische Wasserader, die eine Wiese aufgrünen läßt. Die Menschen spüren wohl, daß die Gesetze wirken, aber wie die Gesetze wirken, das wissen die Menschen nicht. Das suchte ich zu ergründen, und da ging die große Freude auf mich über, die der Meister empfinden muß, wenn er vor seinen Tafeln steht. Wie ein Raum Gestalt wird aus Schatten und Licht, und wie der Mensch darin steht, im dichten Gewebe der Helligkeit und Dämmernis, das lernte ich ahnen; und nun erst lernte ich auf den Menschen achten und auf die überreiche Sprache seines Gesichts und seiner Gebärde. Nun erst wurden mir die Dinge geschenkt. Dahinter aber liegt das Große, das Weite und Kühne, die

Welt selbst in ihrer Ordnung, die der Künstler geschaut und erfahren haben muß, wenn seine Gestalten bestehen sollen; dorthin reiche ich nicht; das weiß ich wohl. Auch die Freiheit liegt dahinter, die ich nicht habe. Mich trieb es nur, einen Anfang zu machen. Aber als der Meister mich einmal über einem Blatte antraf – es war hier an dieser Stelle, unvermutet stand er hinter mir, mit vor Erregung zuckendem Gesicht –, wurde er heftig, wie ich ihn noch nie gesehen: ‚Treibe dein Handwerk, nicht meines!‘ herrschte er mich an; ‚meinst du, es gehörten nur Finger und Augen zur Kunst?‘ – Und doch zieht es mich übermächtig zu ihr hin; aber all mein Streben wird mir vergällt, wenn er mir zürnt." – „Um in solcher Not zu helfen," sagte der Zwerg, „bedarf es des Königs; ihr selbst findet euch da nicht heraus." Damit ließ er sich von seinem Stuhle zur Erde nieder: „Gehst du nicht mit?" – „Nein," erwiderte Pareja, „ich schlafe hier. Wenn ich nicht den Geruch der Farben und des Öls und der Leinwand um mich habe, bin ich nicht zu Hause." Der Zwerg ging, und Pareja überlegte lange, ob er sein Bild in Don Diegos Werkstatt hinübertragen und an welcher Stelle er es unterbringen solle; aber dann entschloß er sich, es erst am andern Morgen zu tun. Er schob seine Staffelei zur Wand zurück und streckte sich darunter auf einem Teppich aus.

Am andern Tage stand der König lange vor dem eben vollendeten Bilde, das die heiligen Greise Antonius und Paulus in einem vielgewundenen Felsentale darstellte; ein Rabe brachte das Brot, und Paulus erhob ergriffen dankend die Hände; Vergangenheit und Zukunft verwoben sich im seitlichen Hintergrunde; vergeblich suchte der Teufel den heiligen Abt auf seinem Wege zum Einsiedler in die Irre zu führen; weiter vorn scharrten Löwen das Grab des Eremiten, und Antonius kniete betend neben dem Toten. „Du hast den Frieden gemalt", sagte der König endlich. „So wünschte man sich zu sterben. Die beiden heiligen Männer tragen keine Last mehr als die der Sehnsucht. Alles ist licht geworden, und fast meine ich, du wärest noch einmal ein anderer geworden über diesem Bild. Wo sind die Waffen, die kostbaren Kleider, die kühnen Gebärden? Das alles tut hier nicht mehr not." Philipp ließ den Blick durch den hohen

Raum schweifen, dessen mächtige Fenster von Licht erfüllt waren, und bemerkte an der Seitenwand unter Bildern, die in einem Regale aufgestapelt waren, ein ungewohntes Format. „Was enthältst du mir vor?" fragte er mit leisem Erstaunen, „ich glaubte doch alle deine Bilder zu kennen; aber dies ist mir fremd." Velazquez eilte hinzu, zog das Bild vor und wandte es um; in der ausgeglichenen Helle der Werkstatt wirkten die tiefen Schatten und Lichter, die heimlich glühenden Farben nur um so mächtiger. Philipp lächelte: „Dies ist gut, aber es ist doch deine Weise nicht. Ich will dirs gestehen. Ich überraschte gestern deinen Knecht, als er daran arbeitete."

Glut schoß in die bleichen, vollen Wangen des Künstlers. „Pareja? Er wagt es, zu malen, und wagt, seine Bilder vor Eure Augen zu bringen? Ein Sklave?" – „Aber siehst du nicht, daß er eine Gabe empfangen hat, die nicht die eines Sklaven ist?" – „Verzeiht. Wenn die Hände eines Leibeigenen nach der Kunst greifen, so muß er sie entweihen. Ihr habt mir die höchste Auszeichnung erwiesen, die Ihr mir noch gewähren konntet, und mich zum Ritter des Santiago-Ordens gemacht. Damit habt Ihr nicht mich geehrt – der ich solche Ehre nicht verdiene –, sondern die Kunst. Und nun soll ein Sklave diese Kunst ausüben und sie wieder in den Staub hinabziehen, aus dem ich sie mit heißer Mühe hob? Nun, da ich selbst am Ende stehe und mein Gut vielleicht bald nicht mehr werde verwalten können?" Der König ging auf den Künstler zu, der, mit der heftigsten Erregung ringend, noch neben dem Bilde stand. Nun legte Philipp dem Meister die Hand auf die Schulter: „Warum so heftig, Don Diego, der du doch so lange geduldig warst? Was hast du zu verlieren? Alles, was du geschaffen hast, ist dein und wird dein bleiben; die Nachwelt wird es dir nicht nehmen. Du hast dir ein Reich geschaffen durch lange Jahre, erfüllt von Priestern und Kriegern, von Fürsten und Bettlern; das Bild des Herrn ist darin errichtet, und weite, fremde Landschaften dämmern hinter den Menschen, und die Bilder der Heiligen neigen sich herab. Du bist ein König, Don Diego, ein großer König, und wirst es bleiben. Du regierst ein unvergängliches Reich. Was meinst du wohl, was ich selber bin?" Er sprach ganz leise, so daß

es niemand als der neben ihm Stehende hätte vernehmen können: „Ich bin auch ein König, nach dem Willen Gottes, aber nicht auf so lange Zeit wie du. Mein Reich zerbröckelt, mein Name verblaßt. Im Osten und im Westen erheben sich die Völker, und das Glück meiner Waffen dauert nur auf deinen Bildern fort. Ich war lässig in der Zeit, die ich mit gläubiger Tatkraft hätte erfüllen sollen. Nun kommt das Gericht. Niemand wagt es mir zu sagen. Aber dessen bedarfs nicht; denn ich weiß es, und es ist zu spät. Mein Gewissen hat meinem Leben schweigend zugesehen; da ich zu Ende bin, klagt es mich an. Du kannst diese Pein nicht kennen, denn du hast dein Reich gemehrt bis zu diesem Tage; ich habe das meine vergeudet. Und du willst nicht einen geringen Teil abgeben von deinem Reiche? Siehst du, Pareja war ein Sklave, als du ihn fandest, und sein Bildnis diente dir zur Übung für das Bildnis des Papstes. Er ist aber mehr. Vielleicht hast du nur an dein Bild gedacht, damals in Rom, als du ihn maltest, und nicht einmal an das Bild Parejas, sondern an das des Papstes. Aber, siehst du, er hat eine Seele, und diese Seele will sprechen; er will doch zeigen, wie ein Mensch aus der Gefangenschaft seines Dienstes herausgerufen wird in den Bereich des Höheren, der das Licht trägt. Du selbst, Don Diego, hast diese Seele erweckt und gerufen; hier in diesem Raume hat sich das für sie begeben, was auf dem Bilde, wie mir scheint, mit rühmlichen Mitteln, ausgeführt ist; und nun willst du diese Seele gefangen halten?" – Vielleicht hatte der König noch nie so lange gesprochen. Velazquez hörte erschüttert das Bekenntnis an: „Es ist wahr," sagte er mit gesenktem Haupte, fast zu sich selber sprechend, „ich habe nie an diese Seele gedacht. Nur – all meine Kunst hat deinem Ruhme gedient; für dich habe ich meine Bilder ersonnen; deine Hoheit und deinen verhüllten Schmerz und dein königliches Fremdsein in der Welt, den Glanz und die Macht deiner Waffen, die Luft, die du geatmet, und den Widerschein deiner königlichen Seele auf den Männern und Frauen deines Hofs wollte ich abbilden für die Nachwelt; und daß die Kunst nun von einem Knechte geübt werden soll, das muß einen Mann kränken, der nur das reinste Streben für ihrer würdig hielt." – „So rufe deinen Knecht." –

Pareja kam und fiel neben dem Bilde dem König zu Füßen. „Da du dies gemalt hast," sagte der König, „so bist du frei. Aber wer im Innern einer höhern Ordnung angehört, der soll auch im äußeren Leben in einer höheren Ordnung stehen; das, was Gott in die Seelen der Menschen gelegt hat, soll sichtbar werden oder sich wenigstens durch ein Zeichen andeuten, damit die Menschen es achten lernen. Darum will ich dir einen adligen Namen geben." Er berührte sachte mit dem Degen die Schulter Parejas; dieser wagte das Haupt nicht zu erheben, durch dessen krauses Haar sich schon graue Fäden zogen. Endlich stand der Befreite auf; Glück und Verwirrung bekämpften sich auf seinem dunkelfarbigen Gesicht und in den hilflosen Augen; er wandte sich an seinen Meister und suchte nach Worten, bis Velazquez auf ihn zutrat und ihm die Hand reichte. Pareja ergriff sie stürmisch: „Verstoße mich nicht. Und lasse mich dir weiter dienen wie bisher. Es ist ja derselbe große Dienst, in dem dein ganzes Leben hinging. Und auch wenn ich male, will ich nur dienen wie du." – „So wars mir doch einmal vergönnt, einen zerbrochenen Ring wieder zusammenzufügen", sagte der König vor sich hin; er blieb vor dem Bild des Eremiten noch eine Weile stehen, und Trauer schien in seinen Augen heraufzudunkeln; dann verließ er den Raum.
Von da an hoffte Juan de Pareja seinem Meister als freier Mann denselben Dienst zu leisten, den er bisher als Sklave getan. Aber bald darauf trat der König die mühereiche Reise in die Pyrenäen an, die des Schloßmarschalls letzte Kraft verzehrte; als Totgeglaubter kehrte Velazquez heim, und nicht lange nach seiner Heimkehr schied er für immer von seinem Werk. Nach wenigen Jahren folgte der König dem Künstler, dem er als Herrscher seinen besten Ruhm zu verdanken hatte. Pareja bestrebte sich fortan mit heißer Mühe, doch mit wechselndem Glück, seine Aufgabe zu erfüllen; aber vielleicht hat ihm seine Kunst keine hellere Stunde eingetragen als die seiner Freiwerdung, da er einen Blick tun durfte in das Herz seines Königs und dieser ihm mit der reinen Kraft seines Menschentums die Verzeihung des Meisters erwirkte.

Aus einem künftigen Buche

*

Aus alter deutscher Dichtung

Boppe / Ritterspiegel

Sich, ritter wert, an dine hohe werdekeit,
und kleide dinen lip mit eren kleit,
sit daz dir ist ere unde pris gewidemet;
pflig schiltes ambtes schone und ere swertes segen,
wis fridebaere in felden, welden und uf wegen,
wirp so, daz unrecht struchen vor dir bidemet;
milt unde manheit si din hort,
biut helfe gerne witwen unde weisen,
wirp hie nach prise und schazze dort,
und la dich nicht an eren finden heisen;
du tugende dich in alle wis,
la dich in werder wibe dienste, schouwen,
halt hoch gelopten ritters pris,
so daz dich prisen hoch geborne frouwen;
erbarme, warheit, kiusche, schame mit dir sin umbehelset:
tuostu daz, werder ritter wis,
so wirt din pris,
din rilich lop, din werder name in eren wis gefelset.

Der Kanzler / Fuchs und Rabe

Ein fuchs z'einem rappen sprach,
der hoch uf einem boume saz
unt truog ein kaese in sinem snabel:
„her rappe, ir sint gar kluoc,

So schoenen vogel ich nie gesach,
nie lerche, noch galander baz
gesanc, danne ir; sus ich nicht zabel,
ich hort' ez gerne genuoc."

Sich: Sieh. – schone: auf schöne, geziemende Art. – fridebaere: friedsam. – wirp so: strebe dahin. – struchen: Straucheln. – bidemet: erbebt. – heisen: unvollkommen. – umbehelset: umhalst. – rilich: herrlich. – gefelset: felsenfest gemacht. – – galander: Haubenlerche. – sus ich nicht zabel: so möchte ich sicherlich.

Der rappe, dur den falschen pris,
mit luter stimme im sinen sang erborte!
des fiel der kaese im under'z ris,
in krist' der fuchs, den sang er gerne horte.
sus gebent guot toerscher herren vil,
dur falschez lop, dur smeichen, liegen, triegen:
wol fueget den affen toren spil,
ez gebent die narren gerne ir guot den giegen.

Heinrich von Mügeln / Der kosende Esel

Hivor ein herre zoch ein kleines hundelin.
es sprang uf in und tet im siner libe schin:
er streichet es und gab im siner spise.

Der esel sprach: „du wilt ouch triben solche list:
sind das du nutzer und ouch baz geborn bist,
wer weiz ob im gefalle dine wise."

Eins tages er den herren sach:
er sprang uf in und snapte im nach dem munde.
die torheit ungelucke rach:
do er sich glichen wolde dem hunde,
der herre rief die diner an,
das si in machten von dem esel frie.
im wart do slege vil getan.
er sprach: „verfluchet si die eselie!
ich missefalle, sich ich wol, damit ich wolde behagen:
min herre der engibt mir nicht
durch solche schicht."
ein oder sin in giticheit muz schanden borden tragen.

erborte: erhob. – ris: Reis, Baum. – krist': ergriff rasch. – smeichen: Schmeicheln. – fueget: ziemt. – giegen: Gecken. – – tet libe schin: zeigte Liebe. – sind das: da doch. – nutzer: nützlicher. – ungelucke rach: rächte sich durch Unglück. – damit: womit. – schicht: Geschichte, Sache. – oder: Oder, Dummer. – giticheit: Gier. – schanden borden: der Schande Bürden.



Incipit epistola sancti iheronimi ad
paulinum presbiterum de omnibus
diuine historie libris·capitulū pmū.

FRater ambrosius
tua michi munus=
cula pferens·detulit
sil et suauissimas
lrās·q̄ a principio
amiciciaꝝ·fidē pba=
te iam fidei ⁊ veteris amicicie noua:
pferebant. Uera enī illa necessitudo ē·
⁊ xpi glutino copulata·q̄m non vtili=
tas rei familiaris·nō pñcia tantum
corpoꝝ·nō sbdola ⁊ palpās adulacō·
sed dei timor·et diuinaꝝ scripturarū
studia conciliant. Legim⁹ in veteribꝫ
historijs·quosdā lustrasse puincias·
nouos adijsse pplos·maria trāsisse·
ut eos quos ex libris nouerant:corā

Probe aus Johannes Gutenbergs 42zeiliger Bibel

Ich lac eins nachts in slafes gir,
mir was in minem muote
wie daz so minniclichen bluote
ein boum von hoher art.
der truoc so dann uf siner fart
zwelf este in wünniclicher zucht.
Da von er wol behaget mir,
er het in siner huote
wol zwei und fünfzic nester guote,
uz den nie keinez wart
ez enhet doch siben vogel zart.
daz wunder ducht mich ungenucht.
Mir ist der vogel orden worden
wol kunt und ouch ir leben,
wie got in allen hat gegeben
iclichem sinen namen.
do sach ich in des nachtes klamen
da siben vogel kleben.
swer sinne habe und wisez leben,
der rate mir des boumes trucht.

Den boum ich dir bescheiden sol
mit also guoten sachen.
den kan ich anders nicht gemachen
wan daz er ist daz jar,
in dem wir sülen offenbar
in tugende und mit eren leben.
Merk ob ich künne erkennen wol
waz die zwelf este sachen,
daz uz den selben got wil machen
so gar an alle far
zwelf manot, die stent in dem jar,

bluote: blühte. – wart: geboren ward. – ungenucht: unmäßig. – klamen: Klammern, Fesseln. – trucht: Last, Frucht. – bescheiden: erklären. – guoten sachen: guten Gründen. – gar an alle far: ganz einfach.

die uns bescheiden sint gegeben.
Also ich nu geswinde finde
hie ouch der vogel art,
wie daz dem jar gegeben wart
zwo unde fünfzic wochen
die zuo den nesterm sint gesprochen
dar inne die vogel zart,
die menschen, leben hoher art
und dar inn als die vogel kleben.

Hugo von Trimberg / Die Boten des Todes

Nu hoert ein gelichnüsse, nicht für war:
Ein frouwe eines nachtes ein kint gebar,
Daz wart getoufet. Nu het ir man
Einen gast behalten, den rief er an,
Daz er des kindes tote würde
Und hülfe im von der sorgen bürde.
Diz tet der gast. Do daz geschach,
Der wirt ze sinem gevatern sprach:
„Gevater, sagt mir wer ir sit,
Daz ich iuch fürbaz alle zit
Baz denne ander liute erkenne,
Swenne ich iuch vor mir hoere nenne!"
Er sprach: „Gevater, ich bin'z der Tot,
Der manige angest unde not
In der werlde hat gemacht
Und noch machet tac und nacht!"
„Eya, lieber gevater min,
So sült ir mir genedic sin
Und lat mich lange uf erden leben!"
„Des wil ich iu min triuwe geben,"
Sprach er, „vil lieber gevater min,
Daz ich iu manic botelin

gelichnüsse: Gleichnis. – nicht für war: nicht als Wirklichkeit. – tote: Pate. – fürbaz: ferner. – botelin: kleinen Boten.

Vor wil senden e denne ich kum;
Da von sit froelich und ouch frum!"
Mit der rede er von im fuor.
Der man lebte sit, biz manic fluor
In dem lande wart abe gesniten.
Do wart er siech. Nach sinen siten
Kom der tot und stuont für in
Und sprach: „Wol dan, gevater, ich bin
Her kumen daz ir mit mir fart!"
„We, wie habt ir denne bewart
Iuwer gelübde, daz ir tatet mir?"
Er sprach: „Gevater, wizzet ir:
Do einez iuch in die siten stach
Und do ir sprachet: ‚awe mir, ach,
We mir, we, waz sol diz sin?'
Seht, daz was min botelin!
Do iu diu oren begonden diezen
Und diu ougen über fliezen
Und gein der sunnen tunkel sin,
Do sande ich iu zwei botelin.
Do iu die zene taten we
Und iuch der huoste mer twanc denne e
Und swinde gemüete in wonte bi,
Do sande ich iu boten dri.
Do iu diu bein nicht waren snel
Und do sich rimpfende wart daz fel
Und do diu stimme iu heiser wart
Und do iu grauwende wart der bart,
Do sande ich iu vier botelin.
Gevater, ich han die triuwe min
Vil wol an iu behalten!
Lat got der sele walten
Und scheidet iuch von disem libe,
Ich enlaze iuch langer nicht hie blibe!"

Aus dem Buch deutscher Dichtung, Zweiter Band

vor: zuvor. – frum: brav, gut. – fluor: Saatfeld. – bewart: gehalten. – diezen: brausen, sausen. – swinde gemüete: böse Launen. – rimpfende: runzelnd; runzlig. – fel: Haut.



Rainer Maria Rilke / Brief an August Sauer

Paris, am 11. Januar 1914
17 Rue Campagne-Première XIVe

Verehrtester Herr und Freund,
es ist mir wirklich recht, daß wenigstens wieder eine Bitte bei mir vorkommt (dieser mein unermüdlicher, unbescheiden ausgenutzter Anlaß zu Ihnen), so kann ich sie doch gleich zum Vorwand nehmen, Ihnen und Ihrer verehrten Frau im noch anfangenden Jahr Grüße und Wünsche darzubringen: möge es Ihnen ein reiches und erfreuliches werden, in der Arbeit sowohl als im Erleben, an dem es ja liegt, den Boden zu mischen, aus dem die Leistung und ihre Freudigkeit sich erheben möchte. Was meine diesmalige Bitte angeht, so muß ich ihr ein paar Anmerkungen voraus geben.
Seit meinem vorigen Winter ist mir Stifter zu einem ganz eigenen Gegenstand der Liebe und der Erbauung geworden: nie werd ichs vergessen, wie ich dort, im südlichen Spanien, von einem unerklärlichen Gefühl der Fremdheit gleichsam von allen Seiten angefallen, die ausgesprochenste Not empfand, mich zu etwas Vertraulichem zu retten; wie mir zu solchem Beistand kein Buch recht eigentlich auszureichen schien; wie ich mir schließlich, aus den Bänden, die der Insel-Verlag mir nach und nach zugesendet hatte, die schöne Sammlung ‚Deutsche Erzähler' in meine Abende vornahm und, mich damit einlassend, auch wirklich einen freundlichen Umgang voraussah, der mir die nächsten Wochen mildern und innerlich aneignen dürfte; wie ich aber dann plötzlich, eines solchen Abends, meinem kleinen Kaminfeuer gegenüber, von dem unvergleichlichen ‚Gegenbild' in den ‚Hagestolzen' hineingerissen wurde und nun auf einer solchen Neigung meines Wesens diesen Blättern zustürzte, daß ich gewissermaßen ganz in ihrer Strömung mündete und aufging –. Worauf es wirklich Stifter wurde, der mich Abend für Abend den Einflüssen einer mich großartig überholenden Natur entzog, um mir in seiner verhältnismäßigen Welt reine Unterkunft und geschützte Erfreuung zu bieten. Ich hatte mir (wiederum vom Insel-Verlag) die ‚Studien' kommen lassen, sie beschäftigten

mich lange. Und nun, genau ein Jahr später, schickt mir ein Bekannter aus London den ‚Nachsommer' (in der alten Ausgabe von 1857, Pest, bei Gustav Heckenast –, der ersten?), und obgleich dieses weitläufige, ganz der Länge nach entsponnene Werk nicht die Hinreißung gewisser Seiten in den ‚Studien' mit sich bringt, so hab ich doch auch ihm so viel Fassung zu verdanken, daß ich den deutlichsten Antrieb fühle, Stifters weitere Werke zu besitzen und die Bekanntschaft mit dem übrigen nicht den Zufällen zu überlassen, die sich auf Jahresabstände einzurichten scheinen. Mir wäre nun vor allem um die ‚Briefe' (mit einer Lebensbeschreibung drei Bände, Pest 1869) zu tun und um die beiden Bände der ‚Bunten Steine' (1853 ebendort); nur schrieb mir mein Londoner Freund, daß diese alten Ausgaben mehr und mehr zu den Seltenheiten gehören. Nun schlage ich gestern zur Orientierung Meyers Konversationslexikon auf und finde, zu meiner Freude, dort vermerkt, daß die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen mit der Herausgabe von Stifters Sämtlichen Werken beschäftigt sei. Und daraus entspringt nun die durch diese lange Vorgeschichte verhaltene Bitte: mir zu schreiben, verehrter Freund, ob diese Edition tatsächlich im Gange oder gar abgeschlossen sei. Ob eine Möglichkeit für mich bestünde, sie, etwa mittels Teilzahlungen, zu erwerben. – Zwar geb ich darüber den Wunsch, alte Exemplare aufzutreiben, nicht völlig auf; aber es dürfte sich ihm ja nur schwer und vielleicht sehr langsam nachkommen lassen. Dann, gestehe ich offen, verlockt mich zum Besitz jener neuen Ausgabe auch die Vermutung, daß ihre Anlage auf Ihrer Sorgfalt und Erfahrung beruhe, ja am Ende sogar (da Stifter, wie ich nicht zweifle, auch Ihnen ganz besonders zu Herzen reicht) durch Sie mit einer eindringlichen Einführung versehen worden ist.
Irr ich mich, oder ist er wirklich eine der wenigen künstlerischen Erscheinungen, die uns dafür entgelten und darüber trösten, daß es Österreich, dem eine eigentliche Durchdringung seiner Bestandteile in keinem Sinne beschieden war, zu einer ihm eigenen Sprache nicht hat bringen dürfen? Je älter ich werde, je schmerzlicher führe ich diesen negativ vorgezeichneten Posten mit, er steht gleichsam als Schuldübertrag auf jeder neuen Seite

meiner Leistungen obenan. Innerhalb der Sprache, deren ich mich nun bediene, aufgewachsen, war ich gleichwohl in der Lage, sie zehnmal aufzugeben, da ich sie mir doch außerhalb aller Spracherinnerungen, ja mit Unterdrückung derselben aufzurichten hatte. Die unselige Berührung von Sprachkörpern, die sich gegenseitig unbekömmlich sind, hat ja in unseren Ländern dieses fortwährende Schlechtwerden der Sprachränder zur Folge, aus dem sich weiter herausstellt, daß, wer etwa in Prag aufgewachsen ist, von früh auf mit so verdorbenen Sprechabfällen unterhalten wurde, daß er später für alles Zeitigste und Zärtlichste, was ihm ist beigebracht worden, eine Abneigung, ja eine Art Scham zu entwickeln sich nicht verwehren kann. Stifter, in der reineren Verfassung des Böhmerwaldes, mag diese verhängnisvolle Nachbarschaft einer gegensätzlichen Sprachwelt weniger wahrgenommen haben, und so kam er, naiv, dahin, sich aus Angestammtem und Erfahrenem ein Deutsch bereit zu machen, das ich, wenn irgend eines, als Österreichisch ansprechen möchte, soweit es nicht eben eine Eigenschaft und Eigenheit Stifters ist und nichts anderes als das. Erstaunlich ist aber die Stärke der Gültigkeit, mit der es sich durchsetzt, auch wo es nur im persönlichsten Bedürfnis seinen Ursprung hat, für das in der Beschränkung so weite Erlebnis dieses Geistes die lautere Gleichung aufzustellen. Wenn man, nach der einen Seite hin, den Dichter daran ermessen mag, wie weit sein Ausdruck auch noch den unzugänglichsten Verhältnissen seiner Seele entgegenkommt, so wird man Stifter zu den, in diesem Verstande, glücklichsten und somit auch größten Erscheinungen zu rechnen haben ...
Mich am Rande der achten Seite antreffend, schließe ich eilig Bitten, Berichte und Fragen mit dem alten Schlußstück aus Dankbarkeit und Verehrung, das ich nie wiederhole, ohne es neu zu bilden und Zug für Zug nachzufühlen.

Ihr Rilke

*



Carl Gustav Carus / ‚Hamlet'

Das Entwicklungsgesetz dieser Tragödie

Eine so merkwürdige Erscheinung wie der ‚Hamlet' sollte man nie an sich vorübergehen lassen, ohne auszusagen und aufzuzeichnen, wie sie auf uns gewirkt hat; denn bleibt auch die Erscheinung an sich stets dieselbe, so bleiben wir nicht dieselben, und die Art, wie wir gerade ein Werk solcher Natur angeschaut haben, wird uns immer gewissermaßen ein Zeichen und Dokument unsres damaligen Entwicklungs- und Bildungszustandes sein können. Für diesmal hat mich besonders der große organische Gang des Ganzen erfaßt und beschäftigt. Gewiß, es liegt eine höchst klare Naturnotwendigkeit in dem Fortschreiten dieser Ereignisse. Wie an der aufschießenden Pflanze das erste, unscheinbare Samenkorn die dunkle Erde birgt, so daß wir nur durch das Hervortreten der Keimblätter von ihm erfahren, so liegt die Handlung, welche den Keim des Stücks enthält, der Mord von Hamlets Vater, außerhalb der Grenzen des Stücks, und wie das Samenkorn auch längere Zeit in der Erde ruhen muß, ehe der Keim hervordringt, so ist seit jenem Morde schon ein Monat vergangen, bevor die Handlung des Stücks beginnt. Da öffnet nun wirklich die Gruft ihre Marmorkiefern, der Geist des Ermordeten dringt als der Keim der dramatischen Pflanze herauf, immer reicher entfalten sich Szenen und Charaktere bis zur Darstellung des Schauspiels im Schauspiel, welche Epoche man ganz eigentlich die Blütenzeit des Stücks nennen darf. Wirklich, wie in der Blüte die Idee der gesamten Pflanze sich wiederholt und wie, wenn die Blüte sich entwickelt hat, das Absterben der Pflanze oder mindestens der zur Blüte gehörigen Pflanzenteile notwendig und unmittelbar erfolgen muß, so auch hier. Das von Hamlet veranstaltete Schauspiel führt noch einmal den grimmigen Mord, welchen wir das Samenkorn des Stücks genannt haben, herauf; ganz so wiederholt und erzeugt in der Blüte sich wieder das Samenkorn, aus welchem die ganze Pflanze hervorging. Der Geist des Ermordeten schreitet, wie am Beginn des Stücks nach dem wirklichen Mord, so hier nach dem künstlich widergespiegelten, über die Bühne, und

nun erst ist alles klar und erkannt, damit aber auch gerichtet und unrettbar einer frühern oder spätern Vergeltung und Vollstreckung anheimgegeben. Die aufsprühende Kraft des höchsten Blütenlebens verkörpert sich hier im Hamlet; feurig, scharf und entschieden tritt er selbst als Richter seiner Mutter hervor, und nirgends erscheint er wie auf dieser Stelle in solcher Macht und Entschlossenheit. Nicht wie gewöhnlich, ‚von des Gedankens Blässe angekränkelt', verliert er sich in Worten, sondern er redet, wie er selbst sagt, Dolche, und sein Benehmen ist ‚voll Mark und Nachdruck'. Sogleich aber und ganz so, wie die Blume schon bei ihrem vollen ersten Erschließen auch gewisse Hüllen (so etwa der Mohn die Kelchschuppen) abstößt, fällt auch in dieser Szene das erste abgelebte Blatt der dramatischen Blüte – der Polonius. Ihm folgt bald nach das zarteste Blumenblatt – Ophelia – so fallen wirklich bei fast allen Blüten die Blumenblätter vor den Staubfäden –, bis denn endlich auch die wichtigsten innern Teile der dramatischen Blüte, die ersten handelnden Personen, der König, die Königin, Hamlet und Laertes, ihre Häupter senken und sterben.

Fragt man nun endlich, inwiefern ein solcher Vergleich nützen könne, und frage ich mich selbst, warum er mir beim Überhören des Stücks so ganz ungesucht gekommen sei, so muß ich nur aussprechen, daß es deshalb sei, weil er mir aufs neue bewährt, daß das organische Bildungsprinzip, welches in der Schöpfung organischer Naturen durch den Weltgeist herrscht, ewig kein anderes sein könne als das, was auch in den Schöpfungen echter poetischer Werke durch den menschlichen Genius sich bewährt, und immer werden wir uns daher gefördert finden, wenn wir auch in dem Kunstwerke wie im Naturwerke das Gesetz seiner Bildung uns möglichst deutlich vergegenwärtigen können. Hat doch das Bestreben, ein solches Entwicklungsgesetz genauer zu erkennen und immer lebendiger in mich aufzunehmen, seit langem ein wesentliches Ziel meiner Bestrebungen ausgemacht, und muß ich es doch eben darum mit Freude erfassen, wenn auch im Kunstwerk ein solches Gesetz mir mehr und mehr vernehmbar geworden ist.

Es wird vielleicht dem Leser nicht uninteressant sein, wenn er mit der hier gegebenen Betrachtung des ‚Hamlet‘ die Worte vergleichen will, welche Tieck einst über dasselbe Stück bei Gelegenheit meines Aufsatzes über den ‚Lear‘ mitgeteilt hat. Tieck hält sich dort besonders an den retardierenden Charakter des ganzen Stücks, so wie ich beim ‚Lear‘ gezeigt hatte, daß da alles auf Übereilung beruhe. Gewiß, die Stücke Shakespeares eignen sich ganz besonders dazu, sie von diesem organischen Standpunkt aus zu betrachten. Und so habe ich denn schon früher auch nicht umhin gekonnt, bei dem ‚Macbeth‘ zuweilen an den eigentlichen Gang einer Krankheitsentwicklung zu denken. Ist es nicht, als ob man dort die Einimpfung eines Pestgiftes vor sich hätte? Der zweideutige Ruf der Schicksalsweiber fällt in die brütende Seele des Kriegers wie ein eitermachendes Gift in den von Säften strotzenden Organismus; gleich darauf entsteht die Gärung im Gemüt wie die Entzündung auf die Einimpfung, die Gärung erzeugt die Unglückstat, wie die Entzündung die Eiterbeule hervorruft, und von da an gießt sich nun das Fieber durch alle kurz zuvor noch so gesunden Säfte, immer weiter raset die Krankheit, bis in Wahnsinn und Tod alles endigt. Ein trauriges Bild eines unzulänglichen, einer schweren Versuchung leicht erliegenden Geistes.

Aus Carl Gustav Carus: Gedanken über große Kunst. Insel-Bücherei Nr. 96

*

Friedrich Georg Jünger / Die Pfauen

Plötzlich durchdringen
Den lautlosen Garten
Scharf wie Metalle
Die mittagsharten
Schreie der Pfauen.

Hervor aus den Büschen
Seh ich sie schreiten,
Seh ich sie nicken,
Mit stolzen Tritten
Sich spreizen und breiten.

Sie kommen mit Schleppen,
Kommen mit Schleiern.
Sie neigen sich, kreisen,
Sie fegen die Erde
Mit blauen Leiern.

Wie Herolde sind sie.
Es ist, als ob sie
Das Grüne entzünden,
Der fremden Götter
Ankunft verkünden:

Indra, Indrani
Und Wischnu in Fischform
Und Prajapati,
Die schöne Parwati
Des Himalaja.

Der Götter Maja
Erfüllt den Garten
Mit hellem Scheine,
Belebt die Wasser,
Durchdringt die Steine.

Mich faßt ein Lachen,
Da unaufhörlich
Sie Blendwerk fügen
Und im Verwandeln
Das Auge trügen.

Sie nahn, verschwinden
Und geben Zeichen.
Doch was sie verbergen,
Ist nicht zu finden,
Nicht zu erreichen.

Bald groß, bald winzig
Sind mir die Dinge,
Die glänzenden, glatten.
Im hellsten Lichte
Stehn rote Schatten.

Es gleißt und flimmert
Der heiße Garten.
Im dunkelblauen
Prachtkleid der Pfauen
Sind tausend Augen.

Im Lichte bäumt sich
Starr wie ein Fächer
Der Pfau zum Tanze.
Was er an Schmuck hat,
Dreht sich zum Kranze.

Er schlägt sein Rad auf
Und bringt die starken
Federn zum Schwirren,
Daß sie wie Stäbe
Von Gittern erklirren.

Über der grauen,
Der unscheinbaren
Gefährtin schwebt er.
Den Schweif, den blauen,
Dreht er und hebt er.

Er stellt zur Schau ihr
Seines Geschlechtes
Kronen und Kränze,
Treibt wie ein Krieger
Die schönen Tänze.

Die Lust durchdringt mich,
Gleich ihm im Tanze
Mich hoch zu schwingen,
Die nackten Frauen
Fest zu umschlingen.

Ich höre die Götter
Im Äther lachen,
Diademe und Spangen.
Es schüttelt, es schwingt sich
Der König der Schlangen.

Die Kobra-Hauben
Heben im Licht sie,
Blähen im Wind sie,
Auf Pfauen und Tigern
Reiten geschwind sie,

Indra, Indrani
Und Wischnu in Fischform
Und Prajapati,
Die schöne Parwati
Des Himalaja.

*

Johannes Moy / Das Kugelspiel

Im letzten Sommer mußte ich einmal die Nacht hindurch in der Eisenbahn fahren. Ich suchte mich wach zu halten, denn ich saß in der Mitte der Bank und hatte statt eines erquickenden Schlafes jenen quälenden Zustand fortgesetzten Einnickens und Aufwachens zu erwarten. Ich schaute in die Landschaft hinaus. Dann, als es ganz dunkel geworden war, nahm ich ein Buch vor. Schließlich kam ich mit dem mir gegenüber sitzenden Menschen ins Gespräch. Er sagte, auch er suche den Schlaf zu vertreiben; man müsse dabei auf der Hut sein; denn schon ein einmaliges, kurzes Nachgeben verwirre die Sinne und mache für die übrige Nacht jede Beschäftigung unmöglich. Wir kamen bald auf ferner liegende Dinge. Inzwischen hatten die Fahrtgenossen das Licht ausgedreht, und wir saßen im Dunkeln. Hie und da, wenn wir an größeren Bahnhöfen vorbeifuhren, erhellte sich der Raum. Der matte Schein der hoch über unserem Wagen schwebenden Bogenlampen, dazu das Rattern der Räder über die Weichen erinnerte mich plötzlich an eine lange Reise, die ich in meiner frühesten Kindheit mitgemacht hatte: Unsere alte Kinderfrau saß am Fenster, den blauen Frühstückskorb auf dem Schoß, neben sich meinen Bruder, der sie zum Erzählen ermunterte; der Schein der Bahnhofsampeln fuhr in gleichmäßigen Abständen über sie hinweg.

Ich erzählte es dem anderen. Er sagte: „Auch ich erlebe es an mir, daß Gefühle und Stimmungen viele Jahre hindurch die Gestalt nicht verlieren, in der sie zum ersten Male auftauchten, und daß sie immer wieder Bruchstücke aus alter Zeit ins Bewußtsein bringen: Vor einigen Wochen ist mir ein Ereignis aus meinem dritten Lebensjahr in solcher Weise, freilich durch einen noch viel seltsameren Anlaß, ins Gedächtnis zurückgekommen. Mein älterer Bruder hatte zu Weihnachten ein neues Spielzeug bekommen. Heute sieht man es selten. Es war ein hölzerner Becher, an dessen Fuß eine Schnur hing mit einer dicken Kugel an ihrem Ende. Mein Bruder schwang den Becher hin und her, riß dabei die Kugel in die Höhe und suchte sie mit der ihr knapp angepaßten Schale aufzufangen. Das brachte in mein stilles Leben immer wieder Augenblicke des Schreckens, in denen ich atemlos den Lauf der Kugel verfolgte, in der Angst, sie könnte an dem Becherrand vorbeistürzen, was mir als etwas Furchtbares erschien. Dann klatschte der Ball in der Schale auf, und es war alles wie zuvor. Nur ein Gefühl der Benommenheit und Verwunderung blieb zurück.
Als in diesem Frühjahr mein friedlicher Lebenslauf durch ein paar flüchtige Worte unversehens einer hoffnungslosen Zukunft entgegenzueilen schien und gleich darauf wieder in seiner gewohnten Bahn ging, als sei nichts geschehen, kam das alte Gefühl der Benommenheit und des Staunens in mir hoch und brachte die Kugel und den Holzbecher in mein Gedächtnis zurück."
Ich bat ihn, wenn es ihm nicht schwer falle, mir davon zu erzählen. Er sagte: „Wenn ich Ihnen das erzählen soll, so muß ich vieles erzählen; denn um die Gefahr zu verstehen, die mir drohte, müssen Sie wissen, was mir mein bisheriges Leben bedeutete und wie still und friedlich es war." Ich sagte, er solle nur anfangen, es würde mir nicht zu lange werden. Er schaute zu den Schläfern in den Ecken hin und fing mit leiserer Stimme zu sprechen an:
„Ich bin Lehrer an einer Dorfschule. Es ist mein erster Posten, in einem abgelegenen Tal in den Ostalpen, eine Tagereise von meiner Heimatstadt entfernt. Aber er ist mir durch besondere

Umstände ans Herz gewachsen: Als ich die Lehrerprüfung ablegte, starb mein Vater und ließ meine Mutter mit zwei kleinen Geschwistern so arm zurück, daß sie nun alle von mir abhingen. Meine Bewerbungen um eine Stelle blieben lange erfolglos. Denn ich war mit vielen anderen zugleich fertig geworden. Zudem besaß ich keine guten Zeugnisse, weil unsere reichlichen Mittel zu Lebzeiten meines Vaters mich verlockt hatten, meinen Lerneifer zur Erlangung einer allgemeineren Bildung zu verwenden. In der Wartezeit schmolz unser Geldvorrat zusammen. Schließlich gab ich schweren Herzens die Hoffnung auf und nahm eine laufend bezahlte Arbeit an; es war ein Vertreterposten in unserer Stadt, ich mußte von Wohnung zu Wohnung gehen und ein neuartiges Gerät für den Haushalt feilbieten. Ein halbes Jahr darauf erhielt ich meine jetzige Stelle, den Hilfslehrerposten in Brandberg, zugewiesen.

Es würde zu weit führen, Ihnen mehr als nur andeutungsweise von Brandberg zu erzählen. Ich habe in den letzten Jahren in meinen freien Stunden zu schreiben begonnen und werde später einmal, wenn ich Muße dazu finde, versuchen, unser Leben dort ausführlich zu schildern und damit ein wenig meine Dankbarkeit und meine Liebe zu dem Orte zu beweisen.

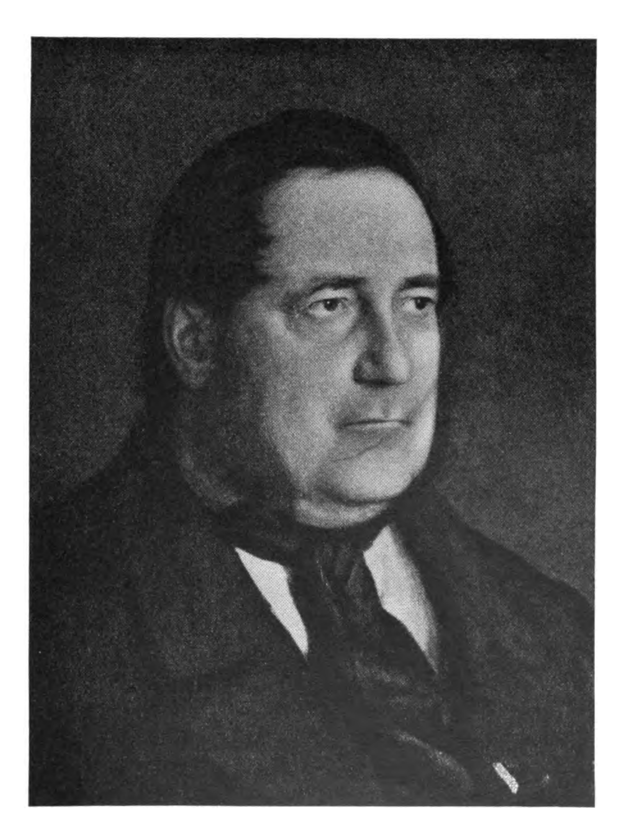
Es sind nun fünf Jahre her, seit ich mit meiner Mutter und den Geschwistern nach Brandberg übersiedelte. Ich befand mich damals in der glücklichsten Stimmung, ja ich war mir meines Glückes in einer fast schmerzlichen Weise bewußt und wurde auch später ein leises Schwindelgefühl nicht los, denn ich wußte, daß jeder unrechte Tritt, jedes Schwanken mich von dem schmalen Steg, auf dem ich mit den Meinen vorwärts ging, wieder herunterstürzen konnte.

Wir bekamen ein leerstehendes Bauernhaus zugewiesen, dessen Felder von einem Nachbarn mitbewirtschaftet wurden. Im oberen Stockwerk waren drei Kammern. In die eine zog ich mit meinem kleinen Bruder, in die andere meine Mutter mit der Schwester, in der dritten wohnte die Magd. Unten hatten wir eine große Stube, die von der Küche aus geheizt wurde. Hinter der Küchenwand stampfte und schnaubte das Vieh des Nachbarn. Vor der Haustür war meiner Mutter ein kleiner, hoch-

umzäunter Garten überlassen, in dem sie mit den Kindern viel arbeitete. Der Hof lag außerhalb des Dorfes, und ich hatte jeden Morgen mit meinen Geschwistern, die ich nun mitunterrichtete, eine halbe Stunde bis zum Schulhaus zu gehen, erst durch den Wald ins Tal hinunter, dann durch Felder und Wiesen.
Die ersten vier Jahre war ich allein und mußte acht Jahrgänge miteinander unterrichten. Da auf diese Weise die gesamte Dorfjugend in meiner Schulstube saß, war ich schnell in der Gegend bekannt, wurde auf meinen Spaziergängen von allen Seiten angesprochen und in die Häuser gebeten. Auch mußte ich häufig bei Streitigkeiten als Vermittler, bei Schwierigkeiten mit den Ämtern als Ratgeber und Briefsteller aushelfen. So kamen bald viele Menschen zu uns. Nicht nur meine eigenen Besucher, meist sprangen ein paar Kinder ums Haus, welche die Geschwister aus dem Dorfe mitgebracht hatten.
Wohl nahm mir das alles viel Zeit und Sammlung, andernteils half es, zugleich mit meiner Freude an der Zufriedenheit und Kräftigung der Meinen, die Schwierigkeiten ertragen, welche die übergroße Arbeit und ein äußerst knappes Gehalt bereiteten. Als mir vor Jahresfrist das Gehalt erhöht und bald darauf ein Hauptlehrer eingesetzt wurde, der die vier oberen Jahrgänge übernahm, schien auch mein letzter, größter Wunsch erfüllbar zu sein, ein Mädchen aus unserer Stadt, mit dem ich von Kind auf heimlich versprochen war, zur Frau zu nehmen."
Nun hielt der Zug. Der Lärm und das grelle Licht ließen meinen Begleiter verstummen. Ich sah, daß zwei von unseren Fahrtgenossen nicht schliefen, sondern aufmerksam zuhörten; aber ich behielt es für mich, denn ich wollte den Erzähler nicht stören. Als wir den Bahnhof verlassen hatten, fuhr er fort: „Eines Abends nun, im vergangenen Winter, als ich aus dem Schulhaus trat, kam der Hauptlehrer – ein junger, unverheirateter Mann wie ich – an die Türe und bat mich, ihn in seine Wohnung zu begleiten. Da meine Mutter zu Hause mit dem Essen wartete und er auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes wohnte, lehnte ich ab. Doch er sagte, ich täte ihm damit einen Gefallen, er habe etwas auf dem Herzen, was er erklären wolle.

So gab ich nach und schickte den Bruder und die Schwester voraus. Auf dem Wege schwieg er. Als wir zu ihm ins Haus kamen, fing er an, von gleichgültigen Dingen zu reden. Ich hatte das Zimmer seit dem Tage seiner Ankunft nicht gesehen – denn wir waren nicht vertraut geworden – und bemerkte auf dem Tisch das Bild eines mir unbekannten jungen Mädchens. Davor lag eine Pistole. Während wir sprachen, ergriff er sie und begann damit zu spielen. Erst ließ er sie von der einen Hand in die andere fallen, dann zielte er im Zimmer umher, auf die Uhr, das Bild, auf mich, schließlich auf die eigene Brust. Mein Warnungsruf kam zu spät. Schon krachte der Schuß. Ich sprang vor, um den Lehrer aufzufangen, doch er blieb aufrecht stehen. Mit einem Male wurde er blaß und verlangte zu trinken. Ich legte ihn auf das Bett, gab ihm Wasser und schickte nach dem Arzt. Als ich ihm seinen Leichtsinn vorwarf, sagte er schwer atmend: ‚Es ist mir Ernst gewesen.‘ Während der ärztlichen Untersuchung war ich nicht zugegen, denn ich mußte Verbandzeug holen und das Krankenauto aus der nächsten Stadt bestellen. Als ich zurückkam, erklärte der Arzt, die Kugel sei dicht am Herzen vorbeigegangen, der Verunglückte befinde sich außer Lebensgefahr. Nun ging ich nach Hause und erzählte meiner Mutter den Vorfall. Wir waren beide voller Mitleid, aber ruhig.

Jetzt komme ich endlich zu dem Erlebnis, um dessentwillen ich Ihnen diese Geschichte erzähle: Zwei Tage nach dem Unglück gab mir ein schulfreier Nachmittag die Möglichkeit, den Hauptlehrer in der Stadt zu besuchen. Er lag mit drei anderen Kranken in einem Zimmer und hatte seine Eltern und zwei Schwestern bei sich. Sie saßen schweigend um das Bett und begrüßten mich kaum. Nur der Vater stand auf, nahm mich beiseite und sagte: ‚Ich glaube, mein Sohn wird alles auf sich nehmen.‘ Mir war das nicht verständlich, aber ich glaubte, es hinge mit der Vorgeschichte des Unglücks zusammen, und wandte mich dem Kranken zu. Die Familie rückte nicht auf die Seite, und ich mußte über ihre Köpfe hinweg mit ihm sprechen. Auf die Frage nach seinem Befinden antwortete er, es ginge besser, doch habe er von Zeit zu Zeit starke Schmerzen. Dann schwieg er. Ich



Adalbert Stifter
Ölgemälde von Bartholomäus Székelyi

sagte, in der Schule sei alles geregelt und für vier Wochen ein Ersatzlehrer angefordert. Da er nicht antwortete und eine beklemmende Stille herrschte, nahm ich Abschied. Die Mutter ging bis an die Türe mit und sagte leise: ‚Ich bin erstaunt, daß Sie meinem Sohn kein einziges Wort der Reue und Abbitte gesagt haben.‘ Ich schaute in ihr strenges Gesicht, und auf einmal verstand ich ihre Worte und auch die des Vaters: Sie hielten mich für den Mörder.

Ich hätte nun reden sollen, aber in mir war eine solche Verwirrung, daß ich davonging, um mit meinen Gedanken allein zu sein. Von meiner Heimreise weiß ich nichts mehr, denn Verwunderung, Sorge um die Meinen und Entrüstung hielten mich ununterbrochen gefangen. Wie kam der Hauptlehrer dazu, mich zu bezichtigen? Was würde jetzt geschehen? Wie sollte ich mich wehren?

Als ich in Brandberg ankam, war es Nacht. Doch ich begab mich gleich zu dem Hause des Arztes. Vielleicht hatte er, der einzige Mensch, der bald nach dem Unglück hinzugekommen war, von dem Hauptlehrer noch die Wahrheit gehört! Ich traf ihn schon zu Bett und mußte ihn wecken. Er sagte, er wisse die Umstände der Tat nur von mir; er habe von dem anderen trotz wiederholter Fragen keine Antwort erhalten. Ich ging nun wieder auf die Straße, sperrte das Schulhaus auf und fing an, die Hefte für den nächsten Morgen durchzusehen. Doch nach kurzer Zeit ließ ich die Arbeit liegen, lief hinaus und wanderte zwischen den Feldern auf und ab. Schließlich machte ich mich auf den Heimweg.

Im Lichtschein unseres Hauseingangs erblickte ich meine Mutter. Neben ihr stand zu meiner Verwunderung der Arzt. Er erklärte mir, ein Krankenbesuch führe ihn zufällig vorbei. Als meine Mutter uns nach einer Weile allein ließ, sagte er: ‚Ich bin Ihnen nachgegangen. Was Sie mir vorhin erzählten, will mir nicht aus dem Kopf, und ich möchte Sie warnen. Ihre Lage ist ernst. Da der Hauptlehrer Sie nun einmal bezichtigt hat, wird er es schwerlich zurücknehmen, und seine Eltern, die in Ihnen einen bösen und verstockten Menschen zu sehen glauben, werden es nicht für sich behalten. Sie haben aber für Ihre Unschuld

keine Zeugen! Das Günstigste, was Sie vor Gericht erwartet, ist ein Freispruch mangels Beweisen, und das allein genügt, um Ihre Stellung als Lehrer zu vernichten.' Der Arzt hielt inne, er schien auf eine Antwort zu warten. Doch ich konnte nicht sprechen. Er drückte mir nun zum Abschied die Hand und fügte hinzu: ‚Bereiten Sie Ihre Mutter noch heute vor; morgen früh ist es dazu vielleicht schon zu spät.'

Als der Arzt mich verlassen hatte, befand ich mich in einem Zustand, den ich nicht vergessen werde. Es war bedrängender als alles, was ich in der Kindheit und als junger Mensch erlebt hatte, weil die Anwesenheit der Geschwister und meine Lehrerpflichten mich zwangen, das gewöhnliche Leben weiter zu führen.

Ich ging ins Haus, setzte mich zu der Mutter in die Stube und erzählte ihr, was geschehen war. Dann stieg ich in die Kammer hinauf. Während ich mich zwang, ruhig im Bett zu liegen, um meinen kleinen Bruder nicht zu wecken, gingen die Gedanken mit furchtbarer Eile und Wildheit durch mich hindurch. Kam ich hin und wieder zu mir, dann hörte ich das sorglose Atmen des schlafenden Bruders, und alles fing von neuem an. Um fünf Uhr stand ich auf und arbeitete in der Stube für den Unterricht. Um sechs Uhr hörte ich wie immer meine Mutter im Hause hin und her gehen und das Anzündholz im Herde knallen und knistern. Dann kamen die Geschwister herunter. Um sieben Uhr machten wir uns auf den Weg. Die Hand der kleinen Schwester, die wie immer die meine festhielt, brannte mich wie Feuer.

Als wir die Dorfstraße erreichten und zwischen den Höfen hindurchgingen, grüßten die Bewohner herüber oder riefen uns etwas Freundliches zu. Ich dachte mir: ‚Wie lange werden sie das noch tun?' Als ich das Schulzimmer betrat, sahen die Schüler mich voll Erwartung und Zutrauen an. Aber ich wußte, daß sie binnen kurzem an mir irre werden und mich für einen bösen und falschen Menschen halten würden. Es war mir dabei nicht um mich selbst zu tun, sondern ich dachte an die arglosen Brandberger Kinder, deren Vertrauen in mich und in das Gute und Wahre, das ich ihnen zu lehren versucht hatte, in Mißtrauen und Furcht verwandelt werden sollte. Während ich sprach, hörte ich auf die Tritte draußen im Flur. Näherten sie sich der Türe,

dann hielt ich den Atem an. Gegen Mittag glaubte ich die Ungewißheit nicht mehr ertragen zu können. Ich beschloß, den Hauptlehrer zur Rede zu stellen, und ging, als die Schule zu Ende war, nicht nach Hause, sondern machte mich wieder in die Stadt auf.

Als ich vor der Türe des Kranken anlangte, blieb ich eine Weile stehen und überlegte, was ich sagen sollte. Dann nahm ich alle Kraft zusammen und trat in das Zimmer.

Der Hauptlehrer war allein. Er winkte mich an sein Bett heran, griff nach meiner Hand und sprach: ‚Ich habe gestern alles gehört, was meine Eltern zu Ihnen sagten, und weiß, warum Sie kommen. Können Sie mir verzeihen? Können Sie mir jemals verzeihen? Hören Sie mich an! Ein Mädchen aus meiner Heimat, das ich liebe, ist mir untreu geworden und liebt einen anderen. Ich hörte es vor einer Woche und wollte mich umbringen. Aber als ich abends in mein einsames Zimmer kam, hatte ich nicht die Kraft dazu. Ich glaubte, es würde mir leichter fallen, wenn ich einen Menschen bei mir hätte, und bat Sie zwei Tage darauf, zu mir ins Haus zu kommen. Was dort geschah, wissen Sie. Als ich nach dem Unglück in die Stadt gebracht wurde, fand ich meine Familie vor. Ich wollte alles erzählen; aber die Verzweiflung über die mißlungene Tat und der körperliche Schmerz nahmen mir den Mut, meinen alten Eltern die Wahrheit zu sagen, und ich schwieg. Meine Mutter, die mich für den edelsten und besten Menschen hält und mir das, was wirklich geschehen war, nicht zutraute, glaubte, ich wolle damit einen anderen decken. Sie sagte: ‚Ich kenne dich! Du schweigst, um den Hilfslehrer zu schonen!‘ Und dann wieder: ‚Gestehe es nur ein! Er gönnte dir die Stelle nicht! Er hat auf dich geschossen!‘ Ich war zu feig, um zu widersprechen, und trieb sie dadurch immer weiter in diese Gedanken hinein. Es waren die erbärmlichsten Stunden meines Lebens. Aber heute sind mir die Kräfte wiedergekommen. Ich habe alles erklärt, und die Meinen brennen darauf, Sie zu sehen und Ihnen Abbitte zu leisten.‘

Als der Hauptlehrer geendet hatte und als mir nun auf einmal alles, was die Nacht und den Morgen über gewesen war, hinwegschwand, da kam das alte Gefühl der Benommenheit und

des Staunens aus der Kindheit in mir hoch. Es war mir, als hörte ich die Kugel in dem Becher aufschlagen."
Der Erzähler verstummte. Inzwischen war es in unserem Wagen etwas heller geworden. Die vierte Stunde nach Mitternacht hatte eben begonnen, und schon kündigte ein rötlicher Schimmer über der Ebene die Sonne an. Ich dachte darüber nach, was meinen Fahrtgenossen wohl während der Schulzeit auf eine so weite Reise geführt habe, und fürchtete im stillen, die Gefahr sei vielleicht noch nicht vorbei. Ich fragte ihn: „Ist nun auch alles genau so wie zuvor? So wie beim Kugelspiel?" Er sagte: „Nein. Eines ist anders geworden: Ich habe Vertrauen zur Zukunft gefaßt und fahre heute in meine Vaterstadt, um mir das Mädchen, von dem ich Ihnen erzählte, zur Frau zu nehmen."
Wir lehnten uns zurück und schwiegen. Nach einer Weile tauchten Lichter auf, und wir hielten in einer großen Stadt. Mein Fahrtgenosse erhob sich und sagte, er sei am Ziel. Er nahm Abschied von mir und verließ den Zug.

Aus Johannes Mop: Das Kugelspiel. Erzählungen

*

Karl von Clausewitz / Vom Kriege

Einfluß des politischen Zwecks auf das kriegerische Ziel

Niemals wird man sehen, daß ein Staat, der in der Sache eines andern auftritt, diese so ernsthaft nimmt wie seine eigene. Eine mäßige Hilfsarmee wird abgesandt; ist sie nicht glücklich, so sieht man die Sache ziemlich als abgemacht an und sucht so wohlfeil als möglich herauszukommen.
Es ist in der europäischen Politik hergebracht, daß die Staaten sich in Schutz- und Trutzbündnissen zu gegenseitigem Beistand verpflichten, aber nicht so, als wenn der eine das Interesse und die Feindschaft des andern teilen sollte, sondern indem sie sich einander ohne Rücksicht auf den Gegenstand des Krieges und

die Anstrengungen des Gegners im voraus eine bestimmte, gewöhnlich sehr mäßige Kriegsmacht zusagen. Bei einem solchen Akt der Bundesgenossenschaft betrachtet sich der Bundesgenosse mit dem Gegner nicht in einem eigentlichen Kriege begriffen, der notwendig mit einer Kriegserklärung anfangen und mit einem Friedensschluß endigen müßte. Aber auch dieser Begriff besteht nirgends mit einiger Schärfe, und der Gebrauch schwankt hin und her.

Die Sache würde eine Art von innerem Zusammenhang haben und die Theorie des Krieges dabei weniger in Verlegenheit kommen, wenn diese zugesagte Hilfe von 10000, 20000 oder 30000 Mann dem im Kriege begriffenen Staate völlig überlassen würde, so daß er sie nach seinem Bedürfnis brauchen könnte; alsdann wäre sie wie eine gemietete Truppe zu betrachten. Allein davon ist der Gebrauch weit entfernt. Gewöhnlich haben die Hilfstruppen ihren eigenen Feldherrn, der nur von seinem Hofe abhängt und dem dieser ein Ziel steckt, wie es sich mit der Halbheit seiner Absichten am besten verträgt.

Aber selbst dann, wenn zwei Staaten wirklich gegen einen dritten Krieg führen, so betrachten sie diesen doch nicht immer gleichmäßig als einen Feind, welchen sie vernichten müssen, damit er sie nicht vernichte, sondern die Angelegenheit wird oft wie ein Handelsgeschäft abgemacht; ein jeder legt nach Verhältnis der Gefahr, die er zu bestehen, und der Vorteile, die er zu erwarten hat, eine Aktie von 30000 bis 40000 Mann ein und tut, als könne er nichts als diese dabei verlieren.

Dieser Gesichtspunkt findet nicht bloß dann statt, wenn ein Staat dem andern in einer Angelegenheit beispringt, die ihm ziemlich fremd ist; sondern selbst dann, wenn beide ein gemeinsames großes Interesse haben, kann es ohne diplomatischen Rückhalt nicht abgehen, und die Unterhandelnden pflegen sich nur zu einem geringen traktatenmäßigen Beistand zu verstehen, um ihre übrigen kriegerischen Kräfte nach den besonderen Rücksichten zu gebrauchen, zu welchen die Politik etwa führen könnte.

Diese Art, den Bündniskrieg zu betrachten, war ganz allgemein und hat nur in der neuesten Zeit, wo die äußerste Gefahr die Gemüter in die natürlichen Wege hineintrieb (wie gegen Bo-

naparte) und wo schrankenlose Gewalt sie hineinzwang (wie unter Bonaparte), der natürlichen weichen müssen. Sie war eine Halbheit, eine Anomalie, denn Krieg und Friede sind im Grunde Begriffe, die keiner Gradation fähig sind; aber nichtsdestoweniger war sie kein bloßes diplomatisches Herkommen, über welches sich die Vernunft hinwegsetzen konnte, sondern tief in der natürlichen Beschränktheit und Schwäche des Menschen begründet.

Endlich hat auch im allein geführten Kriege die politische Veranlassung desselben einen mächtigen Einfluß auf seine Führung.

Wollen wir vom Feinde nur ein geringes Opfer, so begnügen wir uns, durch den Krieg nur ein geringes Äquivalent zu gewinnen, und dazu glauben wir mit mäßigen Anstrengungen gelangen zu können. Ungefähr ebenso schließt der Gegner. Findet nun der eine oder der andere, daß er sich in seiner Rechnung geirrt hat, daß er dem Feinde nicht, wie er gewollt, um etwas überlegen, sondern daß er vielmehr schwächer ist, so fehlt es doch in dem Augenblick gewöhnlich an Geld und allen andern Mitteln, es fehlt an hinreichendem moralischem Anstoß zu größerer Energie; man behilft sich also, wie man kann, hofft von der Zukunft günstige Ereignisse, wenn man auch gar kein Recht dazu hat, und der Krieg schleppt sich unterdessen wie ein siecher Körper kraftlos fort.

So geschieht es, daß die Wechselwirkung, das Überbieten, das Gewaltsame und Unaufhaltsame des Krieges sich in der Stagnation schwacher Motive verlieren und daß beide Parteien sich in sehr verkleinerten Kreisen mit einer Art von Sicherheit bewegen.

Läßt man diesen Einfluß des politischen Zwecks auf den Krieg einmal zu, wie man ihn denn zulassen muß, so gibt es keine Grenze mehr, und man muß sich gefallen lassen, auch zu solchen Kriegen herunterzusteigen, die in bloßer Bedrohung des Gegners und in Unterhandeln bestehen.

Daß sich die Theorie des Krieges, wenn sie eine philosophische Überlegung sein und bleiben will, hier in Verlegenheit befindet, ist klar. Alles, was in dem Begriff des Krieges Notwendiges liegt, scheint vor ihr zu fliehen, und sie ist in Gefahr, jedes Stütz-

punktes zu entbehren. Aber es zeigt sich bald der natürliche Ausweg. Je mehr ein ermäßigendes Prinzip in den kriegerischen Akt kommt, oder vielmehr: je schwächer die Motive des Handelns werden, um so mehr geht das Handeln in ein Leiden über, um so weniger trägt sich zu, um so weniger bedarf es leitender Grundsätze. Die ganze Kriegskunst verwandelt sich in bloße Vorsicht, und diese wird hauptsächlich darauf gerichtet sein, daß das schwankende Gleichgewicht nicht plötzlich zu unserem Nachteil umschlage und der halbe Krieg sich in einen ganzen verwandle.

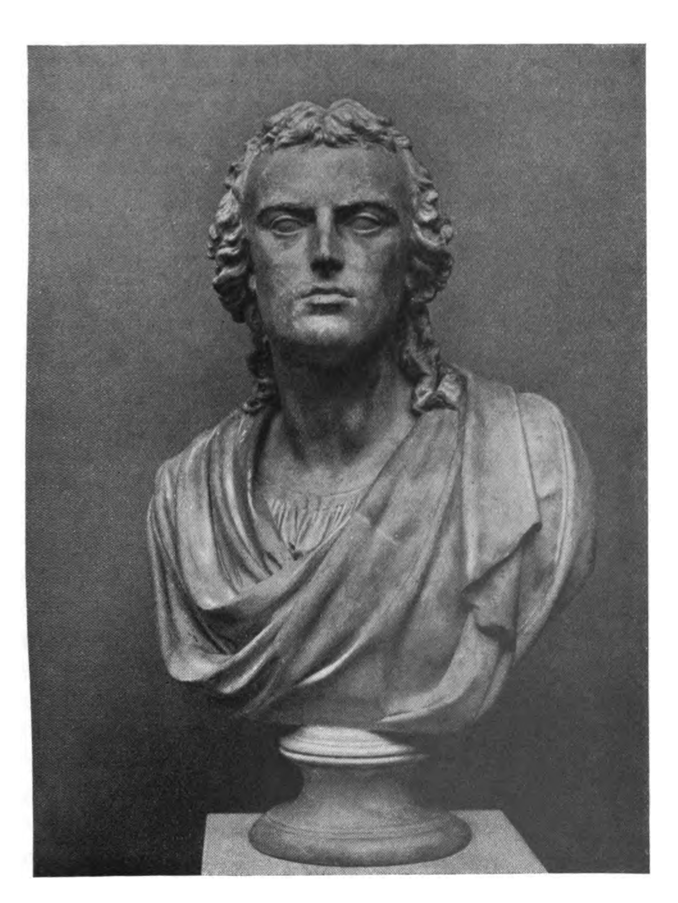
Der Krieg ist ein Instrument der Politik

Nachdem wir uns bis jetzt, bei dem Zwiespalt, in dem die Natur des Krieges mit anderen Interessen des einzelnen Menschen und des gesellschaftlichen Verbandes steht, bald nach der einen, bald nach der andern Seite haben umsehen müssen, um keines dieser entgegengesetzten Elemente zu vernachlässigen, ein Zwiespalt, der in dem Menschen selbst begründet ist und den der philosophische Verstand also nicht lösen kann, wollen wir nun diejenige Einheit suchen, zu welcher sich im praktischen Leben diese widersprechenden Elemente verbinden, indem sie sich teilweise gegenseitig neutralisieren. Wir würden diese Einheit gleich von vornherein aufgestellt haben, wenn es nicht notwendig gewesen wäre, eben jene Widersprüche recht deutlich hervorzuheben und die verschiedenen Elemente auch getrennt zu betrachten. Diese Einheit nun ist der Begriff, daß der Krieg nur ein Teil des politischen Verkehrs sei, also durchaus nichts Selbständiges.

Man weiß freilich, daß der Krieg nur durch den politischen Verkehr der Regierungen und der Völker hervorgerufen wird; aber gewöhnlich denkt man sich die Sache so, daß mit ihm jener Verkehr aufhöre und ein ganz anderer Zustand eintrete, welcher nur seinen eigenen Gesetzen unterworfen sei.

Wir behaupten dagegen: Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mit-

tel. Wir sagen: mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, daß dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz anderes verwandelt wird, sondern daß er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient, und daß die Hauptlinien, an welchen die kriegerischen Ereignisse fortlaufen und an welche sie gebunden sind, nur seine Lineamente sind, die sich zwischen den Krieg durch bis zum Frieden fortziehen. Und wie wäre es anders denkbar? Hören denn je mit den diplomatischen Noten die politischen Verhältnisse verschiedener Völker und Regierungen auf? Ist nicht der Krieg bloß eine andere Art von Schrift und Sprache ihres Denkens? Er hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik.
Hiernach kann der Krieg niemals von dem politischen Verkehr getrennt werden, und wenn dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden gewissermaßen alle Fäden des Verhältnisses zerrissen, und es entsteht ein sinn- und zweckloses Ding.
Diese Vorstellungsart würde selbst dann unentbehrlich sein, wenn der Krieg ganz Krieg, ganz das ungebundene Element der Feindschaft wäre, denn alle die Gegenstände, auf welchen er ruht und die seine Hauptrichtungen bestimmen: eigene Macht, Macht des Gegners, beiderseitige Bundesgenossen, gegenseitiger Volks- und Regierungscharakter usw., wie wir sie im ersten Kapitel des ersten Buches aufgezählt haben, sind sie nicht politischer Natur, und hängen sie nicht mit dem ganzen politischen Verkehr so genau zusammen, daß es unmöglich ist, sie davon zu trennen? – Aber diese Vorstellungsart wird doppelt unentbehrlich, wenn wir bedenken, daß der wirkliche Krieg kein so konsequentes, auf das Äußerste gerichtetes Bestreben ist, wie er seinem Begriff nach sein sollte, sondern ein Halbding, ein Widerspruch in sich; daß er als solcher nicht seinen eigenen Gesetzen folgen kann, sondern als Teil eines andern Ganzen betrachtet werden muß, – und dieses Ganze ist die Politik.
Die Politik weicht, indem sie sich des Krieges bedient, allen strengen Folgerungen aus, welche aus seiner Natur hervorgehen, bekümmert sich wenig um die endlichen Möglichkeiten und hält sich nur an die nächsten Wahrscheinlichkeiten. Kommt dadurch



Friedrich Schiller
Büste von Johann Heinrich Dannecker

viel Ungewißheit in den ganzen Handel, wird er also zu einer Art von Spiel, so hegt die Politik eines jeden Kabinetts zu sich das Vertrauen, es dem Gegner in Gewandtheit und Scharfsicht bei diesem Spiel zuvorzutun.

So macht also die Politik aus dem alles überwältigenden Element des Krieges ein bloßes Instrument; aus dem furchtbaren Schlachtschwert, welches mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen leichten handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rapier wird und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt.

So lösen sich die Widersprüche, in welche der Krieg den von Natur furchtsamen Menschen verwickelt, wenn man dies für eine Lösung gelten lassen will.

Gehört der Krieg der Politik an, so wird er ihren Charakter annehmen. Sobald sie großartiger und mächtiger wird, so wird es auch der Krieg, und das kann bis zu der Höhe steigen, auf welcher der Krieg zu seiner absoluten Gestalt gelangt.

Wir haben also bei dieser Vorstellungsart nicht nötig, den Krieg in dieser Gestalt aus den Augen zu verlieren; vielmehr muß fortwährend sein Bild im Hintergrunde schweben.

Nur durch diese Vorstellungsart wird der Krieg wieder zur Einheit, nur mit ihr kann man alle Kriege als Dinge *einer* Art betrachten, und nur durch sie wird dem Urteil der rechte und genaue Stand- und Gesichtspunkt gegeben, aus welchem die großen Entwürfe hervorgehen und beurteilt werden sollen.

Freilich dringt das politische Element nicht tief in die Einzelheiten des Krieges hinunter, man stellt keine Vedetten und führt keine Patrouille nach politischen Rücksichten, aber desto entschiedener ist der Einfluß dieses Elements bei dem Entwurf zum ganzen Kriege, zum Feldzuge und oft selbst zur Schlacht.

Wir haben uns deshalb auch nicht beeilt, diesen Gesichtspunkt gleich anfangs aufzustellen. Bei den einzelnen Gegenständen würde es uns wenig genützt, dagegen unsere Aufmerksamkeit gewissermaßen zerstreut haben; bei dem Kriegs- und Feldzugsplan ist er unentbehrlich.

Es ist überhaupt nichts so wichtig im Leben, als genau den

Standpunkt zu ermitteln, aus welchem die Dinge aufgefaßt und beurteilt werden müssen, und dann an diesem festzuhalten; denn nur von einem Standpunkte aus können wir die Masse der Erscheinungen in ihrer Einheit auffassen, und nur die Einheit des Standpunktes kann uns vor Widersprüchen sichern.

Wenn also auch bei Kriegsentwürfen der zwei- und mehrfache Standpunkt nicht zulässig ist, von dem aus die Dinge angesehen werden können, jetzt mit dem Auge des Soldaten, jetzt mit dem des Administrators, jetzt mit dem des Politikers usw., so fragt es sich nun, ob es denn notwendig die Politik ist, der sich alles übrige unterordnen muß.

Daß die Politik alle Interessen der inneren Verwaltung, auch die der Menschlichkeit und was sonst der philosophische Verstand zur Sprache bringen könnte, in sich vereinigt und ausgleicht, wird vorausgesetzt, denn die Politik ist ja nichts an sich, sondern ein bloßer Sachwalter aller dieser Interessen gegen andere Staaten. Daß sie eine falsche Richtung haben, dem Ehrgeiz, dem Privatinteresse, der Eitelkeit der Regierenden vorzugsweise dienen kann, gehört nicht hierher; denn in keinem Fall ist es die Kriegskunst, welche als ihr Präzeptor betrachtet werden kann, und wir können hier die Politik nur als Repräsentantin aller Interessen der ganzen Gesellschaft betrachten.

Die Frage bleibt also nur, ob bei Kriegsentwürfen der politische Standpunkt dem rein militärischen (wenn ein solcher überhaupt denkbar wäre) weichen, d. h. ganz verschwinden, oder sich ihm unterordnen oder ob er der herrschende bleiben und der militärische ihm untergeordnet werden müsse.

Daß der politische Gesichtspunkt mit dem Beginne des Krieges ganz aufhören sollte, würde nur denkbar sein, wenn die Kriege Kämpfe auf Leben und Tod aus bloßer Feindschaft wären; wie sie sind, sind sie, wie wir oben gezeigt haben, nichts als Äußerungen der Politik selbst. Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig, denn die Politik hat den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber bloß das Instrument, und nicht umgekehrt. Es bleibt also nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter den politischen möglich.

Denken wir an die Natur des wirklichen Krieges, erinnern wir uns des im dritten Kapitel dieses Buches Gesagten, daß jeder Krieg vor allen Dingen nach der Wahrscheinlichkeit seines Charakters und seiner Hauptumrisse aufgefaßt werden soll, wie sie sich aus den politischen Größen und Verhältnissen ergeben, und daß oft, ja wir können in unsern Tagen wohl behaupten, meistens der Krieg wie ein organisches Ganzes betrachtet werden muß, von dem sich die einzelnen Glieder nicht absondern lassen, wo also jede einzelne Tätigkeit mit dem Ganzen zusammenströmen und aus der Idee dieses Ganzen hervorgehen muß, so wird es uns vollkommen gewiß und klar, daß der oberste Standpunkt für die Leitung des Krieges, von dem die Hauptlinien ausgehen, kein anderer als der der Politik sein könne.
Von diesem Standpunkt aus gehen die Entwürfe wie aus einem Guß hervor, das Auffassen und Beurteilen wird leichter, natürlicher, die Überzeugung kräftiger, die Motive befriedigender und die Geschichte verständlicher.
Von diesem Standpunkt aus liegt ein Streit zwischen den politischen und kriegerischen Interessen wenigstens nicht mehr in der Natur der Sache und ist also da, wo er eintritt, nur als eine Unvollkommenheit der Einsicht zu betrachten. Daß die Politik an den Krieg Forderungen macht, die er nicht leisten kann, wäre gegen die Voraussetzung, daß sie das Instrument kenne, welches sie gebrauchen will, also gegen eine natürliche, ganz unerläßliche Voraussetzung. Beurteilt sie aber den Verlauf der kriegerischen Ereignisse richtig, so ist es ganz ihre Sache und kann nur die ihrige sein, zu bestimmen, welche Ereignisse und welche Richtung der Begebenheiten dem Ziele des Krieges entsprechen.
Mit einem Wort, die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkte wird zur Politik, aber freilich einer Politik, die statt Noten zu schreiben Schlachten liefert.

Aus Karl von Clausewitz: Vom Kriege

*

Edzard Schaper / Der Henker

Der Roman spielt in den baltischen Provinzen
Rußlands in den Jahren 1905 und 1906.

Die düstere Glorie – ein Nichts war es, ein Raunen, ein Geflüster, eine Erinnerung, eine Furcht, eine Lüge, aber eine Macht über die Herzen, wie einst die Schwarze Sotnja eine Macht gewesen war; ein Gespenst, für dessen Nichtsein niemand einstehen wollte, ein Wahn, der zwischen seinen Wächtern am hell-lichten Tag hindurchging, eine Finsternis, die die Wachen mit Blindheit schlug und die Klugen mit Torheit, allgegenwärtig und immer bei ihm, den sie umgab, mit dem sie wuchs, der sie auf geheimnisvolle Weise am Leben erhielt, so, als zehre das Gespenst von seinem Herzblut in seiner Einsamkeit, daß es allgegenwärtig die dämmerigen Kammern betreten könnte, die rauchigen Badstuben, die qualmenden Riegen, daß es um die Wiegen der Unmündigen stehen, am Stroh der Sterbenden ausharren könnte. Und es war, als hätte er hierher kommen müssen, wo er sich diese düstere Glorie erworben im dunkelsten Monat des vergangenen Jahres, damit sie sich füllen und mehren könnte, damit er ihr die abgründige Dichte gäbe mit seinem Dasein unter der Sonne dieses Landes und so den Gegensatz zu anderen Glorien dartäte: diesen fast unausdenklichen Gegensatz, nach dem dort, wo auf Bildern von Seligen und Verehrungswürdigen ein Sonnenreif strahlte, bei ihm ein finsteres geballtes Nichts als das Sinnbild seiner Unseligkeit und seiner Ferne vom Geliebtsein gähnte.

Was sich vor etlichen Jahren in einem anderen Lande auf einen einzigen Menschen gehäuft hatte: in Finnland auf seinen Gouverneur Bobrikow, schien sich in diesem Kirchspiel mit seinen viertausend Seelen dem Gutsherrn von Drostenholm anhaften zu wollen, und schon gab es Menschen, denen gewiß war, der Drostenholmsche Herr würde einmal das Los Bobrikows teilen, der vor noch nicht zwei Jahren von einem, den man einen nordischen Tell pries, niedergestreckt worden war. Noch fehlte diesem Kirchspiel sein Tell, aber ebenso gewiß, wie die düstere Glorie dessen, von dem man bald überall als von dem ‚Henker' sprach, ihren Schatten in die benachbarten Kirchspiele,

in den ganzen Kreis, ja in das Land werfen würde, so gewiß würde irgendwo auch der aufstehen, der über den einstigen Richter ein kurzes Gericht hielt. Wer eigentlich den Namen Henker ausgedacht hatte, wußte niemand. Er war wie mit dem Winterwind gekommen, wie ein Same, der in Kälte und Finsternis reift, und jetzt, da es Frühling wurde, begann er Wurzel zu schlagen. Von dem Gutsherrn auf Drostenholm ohne jede nähere Erklärung als von dem Henker zu sprechen, galt als ein Zeichen, an dem aufrechte Patrioten und Sozialisten sich erkannten. Und es dauerte nicht lange, da brach der schrullige Doktor eine Reihe von alten Beziehungen schroff ab, ohne Rücksicht darauf, ob er damit alte Patienten verlor. Er hatte von diesen Menschen gehört, was er niemals geglaubt hatte hören zu müssen: Deutsche, Deutsche im Kirchspiel hatten – der Einfachheit halber, wie sie sich lahm entschuldigten – vom Drostenholmschen Herrn als von dem Henker gesprochen. Sein Name wäre ihnen noch nicht so geläufig, alle Welt sagte ja Henker ...

‚Der Henker im Jahre 1905: Nikolai ‚Graf' von Ovelacker', stand unter einer Postkarte mit einem Bild des Drostenholmschen Herrn, die von weiß Gott woher gekommen war und reißenden Absatz beim Volke fand. Der Verwalter war der erste, der sie aufstöberte. Der alte Juhan, sein bewährter Kundschafter, hatte sie ihm eines Nachts zugesteckt. Ein Bild des Gutsherrn, unanzweifelbar: der Herr, der Graf (wie sehr auch der Aufdruck der Karte, der das Wort Graf in Anführungszeichen setzte, an der Echtheit und Rechtmäßigkeit seines Titels zu zweifeln schien), aber auf dieser Postkarte war er doch nur ein finsterer, bleicher, müde aussehender Verbrecher, von dem eine Polizei sich drei Bilder hergestellt: eins, das ihn von vorn, und zwei andere, die ihn von rechts und links im Profil zeigten. Das düsterste, auf dem er den Beschauer anstarrte, war – ein Rätsel, wie! – zur Verbreitung gelangt. Zehn Kopeken kostete die Karte, – ein märchenhaftes Geschäft! rechnete der Verwalter sich aus, denn der alte Juhan hatte ihm versichert, jeder besäße das Bild, und nicht nur hier auf dem Gut! Solcherart war das Mahnmal, das man dem Henker

mit der düsteren Glorie errichtete. Das Gespenst, das ihm in seinen einsamsten Stunden das Herzblut aussog, trat hinter das allgegenwärtige Bild und lieh ihm Leben.
Das Merkwürdige aber war, daß die Gerüchte, die unter dem Volk im Schwange waren, sich fortwährend vermehrten. Und nicht nur so, wie aus einem Vorfall bald Vorfälle geworden waren, sondern vermehrt um Einzelheiten, die in irgendwelchen Kleinigkeiten auf die Kenntnis der Wahrheit und der Wirklichkeit hindeuteten. Die trübe Quelle, aus der dieser Redefluß entsprang, lag irgendwo im Bereich des wahren Sachverhalts, und erst die vielen Windungen, die das Gerede von Schenke zu Schenke und von Hof zu Hof nahm, brachten Abweichungen ins Reich der Schauerphantasie, darin die Gottheit des Patriotismus einträchtig neben der des Sozialismus regierte. Wer aber war es, der den wahren Sachverhalt kannte und ihn um eine so billige Wirkung veräußerte? Niemand wußte das, ja die wenigsten wußten, daß sie in hundert Lügen eine Wahrheit berichteten. Sie waren da, im ganzen Umkreis, von irgendwoher, so unerklärlich und so sicher, wie die Stimme des Gewissens in einer Brust zu mahnen anfängt, so, wie eine Schuld gegen den Schuldigen zeugt. Doch wenn der Henker auf Drostenholm der Schuldige oder der Schuldner war – wo gab es seinen Gläubiger? War sein Gläubiger nur das körperlose Recht, das sich gegen den richtete, der es beleidigt? War es der Patriotismus, der den verfolgte, der ihn zu ersticken versucht? War es der Sozialismus, der sich an dem rächte, der gewillt schien, ihm die alte Feudalität entgegenzustellen und Kugeln und Bajonette als ihre Diener? Waren es die Toten, die jetzt in ihrem Massengrab unfern der Kreisstadt ruhten, unter täglich frisch auf den Hügel gebreiteten Blumen, weil niemand von der Obrigkeit das noch verwehren zu wollen schien? Oder waren es die Trauernden, die sie auf der Welt hinterlassen, die Mütter und Väter, die Kinder, die Frauen, die Geschwister und Bräute? Wer war sein Gläubiger? War es etwa jener alte Bauer auf seinem verfallenden Gesinde, der bei den Leuten beinahe ebensooft als der Heimgesuchte erwähnt ward wie sein Heimsucher auf dem Gut, auf dem man sich jetzt anschickte, alle Verheerungen des

Revolutionssturmes auszubessern? Irgendwie suchte ein jeder das Herz der Finsternis, das die dunklen Mären wie mit pulsenden Schlägen durch die Hütten und Schenken und durch die nun verstohlen bewohnten Wälder trieb – und nicht nur die Mären, nein, mehr: ein unfaßbares Schaudern, wenn nur das Wort ‚der Henker' oder der Name seines Gutes fiel. Den meisten schien es so, als wäre das Herz der Finsternis der alte Koiri, der eine Untersuchungshaft nach der Ermordung des Krügers noch sonderlicher verlassen hatte, als er sie angetreten! Denn verglich man all die Mären und Andeutungen und Berichte, die sich von Hof zu Hof spannen, einem Spinnwebennetz, dann war das verödete Gesinde des Alten die Mitte, von der aus alle Fäden geknüpft wurden, und all die Mären und Berichte und das unfaßliche Schaudern, alles bezog sich auf die drei Söhne, die seinem Hof geraubt worden waren. Ebenso wie die wenigen, die zum Henker hielten, es zum mindesten als eine sinnlose Ungerechtigkeit empfanden, daß einem Offizier aus der Ausübung seiner Pflicht ein Vorwurf gemacht wurde, so sahen es etliche unter all den vielen, die gegen den Henker standen, als eine Ungerechtigkeit an, daß soviel von jenen drei Söhnen des Koiri-Bauern geredet wurde und daß all die anderen, die der Henker umgebracht, darob beinahe der Vergessenheit anheim fielen. Um das Gedenken der drei aber wob sich nun einmal schon die lichte Glorie von Jugend und Unschuld und Arglosigkeit. Das Opfer, das zwei von ihnen mit ihrem Leben und einer mit seiner Freiheit gebracht, ward nicht so sehr von politischen Köpfen mit Bewunderung erwogen wie von liebenden Herzen beklagt und beweint. Und je lichter die drei den Gedenkenden erschienen, um so finsterer war der, dessen Befehl sie dem Leben und der Liebe geraubt. Auch diese Liebe schlug sich noch zum Haß gegen den Henker, der sie mit Unfruchtbarkeit geschlagen, und die Herzensbeweise, die das Leben seinen Geliebten unaufhörlich zu geben versucht, verkehrten sich in die arglistige Saat, die der Haß auch in die geringste offene Gelegenheit streut, auf daß sie dort im verborgenen keime und jählings das Feld des Lebens verdürbe, wie in der Heiligen Schrift der Böse über Nacht die Disteln sät.

Wie mit den vielen Lügenmärchen und dem einen wahren Sachverhalt, der ihnen zugrunde lag, ging es auch mit dem Bild des Verhaßten. Neunundneunzigfach war belegbar, daß der finster starrende Verbrecher der Postkarte nicht den Gutsherrn von Drostenholm darstellte, im hundertsten stimmte das Bild mit der angeprangerten Wirklichkeit überein. Das hatte ja auch schon der Verwalter empfunden, als er die Karte zum ersten Male sah: es war der Herr – und war es doch nicht. Wenn er es nun aber war: woher stammte diese Photographie, die der heimlichen Druckerei als Vorlage gedient hatte? Gab es im Kriegs- oder Justizministerium irgendeinen bestechlichen Beamten estnischer oder lettischer Abkunft, der sie verkauft oder aus Patriotismus entwendet hatte? Durfte man aber voraussetzen, daß die Ministerien oder höhere Kommandos von jedem jungen Rittmeister Bilder besaßen? Nein. Dann blieb nur noch die Vermutung übrig, daß die Photographie im Polizeidepartement aus einem alten, ungültig gewordenen Paß ausgeschnitten war. Wie auch immer es sich verhielt – auf Verräterwegen war das Bild in die Druckerei gelangt. Doch konnte das Bild noch zu einer anderen Überlegung führen. Es war gar nicht ausgeschlossen, daß der finstere Mensch auf ihm ein ganz anderer war, einer, der nur große Ähnlichkeit mit dem Grafen von Ovelacker besaß. Wer aber hatte dann so richtig zu beurteilen vermocht, ob der Dargestellte ähnlich genug war, den Betrug mit ihm wagen zu können, wenn auch die Leichtgläubigkeit das Volk so willfährig zur Täuschung machte? Es mußte doch jemand sein, der ihn gut genug kannte. Und endlich: Was bezweckte das Erscheinen dieser höhnischen Postkarte jetzt, da der Graf hier wohnte und aller Voraussicht nach oft genug leibhaftig zu sehen sein würde, ebenfalls oft genug, um sein Bild als Entstellung oder Fälschung darzutun? Gewiß, die Postkarte kam auch solchen, die ihn wahrscheinlich nie in ihrem Leben von Angesicht zu Angesicht sehen würden, in die Hände, aber konnte das überallhin dringende Hörensagen dann nicht auch die Vorstellungen, die man sich nach der Karte von ihm gemacht hatte, Lügen strafen? Es mußten Kenner der Masse mit einer geradezu ungeheuerlichen Verachtung für

die Wahrheit sein, die das Erscheinen des Bildes ins Werk gesetzt hatten. War aber nun das Bild ein Steckbrief, an dem jeder Meuchelmörder sein künftiges Opfer kennen lernen sollte? Ein Mahnmal, um dem großen Haß, der Rachsucht, den Trotzgelüsten, die überall lauerten, einen Anhalt zu schaffen?

Wie es sich auch damit verhielt, – es war eine traurige Weihe, die der Herr auf Drostenholm erhielt, und eine finstere Würde, in die nur Haß und Abscheu zu erheben vermögen. Ein niederträchtiger Ruhm spann sich um ihn, der all seinen künftigen Tagen vorauseilen zu wollen schien, um, was er Argloses tat, in Arglist zu verkehren, seine Freundlichkeit in Abgefeimtheit, seine Liebe in Falschheit, sein Mühen in Ränkesinnen, seine Ruhe in Unrast und sein Recht, wo auch immer er es geltend machte, in Schuld. In allem, was er tat und ließ, in seinem ganzen Leben wuchs ihm zu Häupten ein zweiter Graf von Ovelacker auf, so etwas wie ein düsterer Doppelgänger, der Ovelacker, den zu fürchten man die Kinder lehrte: der Henker! Jedes Lippenpaar trug etwas von der Abscheulichkeit zusammen, die er im Laufe der Zeit annahm; und je unsichtbarer und einsamer der Gutsherr auf Drostenholm wurde, um so sichtbarer erhob sich vor dem ganzen Land der Henker und teilte sich allen bereitwillig in seiner Abscheulichkeit mit. Ja schon jetzt hätte man vermuten können, daß der Henker viel länger leben würde als das Menschenleben, das seine Schrecklichkeit einem ganzen Volke beschert hatte, den Aufbegehrenden unter ihm zu einem fortwährenden Ansporn. Ließ man ihn vielleicht deshalb auch am Leben? Wußten jene meisterhaften Kenner der Masse, daß der, von dem das aufreizende Zerrbild sich nährte, nicht durch ihre Schuld aus der Erscheinung zurücktreten durfte, wenn das Bild von ihm, das im Volke lebte, unverblaßt weiter seine Wirkung erfüllen sollte? Daß die politische Realität hinter dem Namen ‚der Henker' eine wenn auch noch so verschiedene zweite Realität in einem stillen Gutsherrn besaß, – das allein verrichtete das Wunder! Also geschah das Seltsame, daß man, um weiter hassen und weiter Haß säen zu können, das Verhaßteste, was es zu dieser Zeit gab, an seinem Leben schonte. Der Henker sollte die Hefe sein, mit der all die patriotischen oder soziali-

stischen Eigenbrötler ihren zähen Teig, der nicht so recht aufging, zum Steigen bringen wollten. Haß erhielt ihn am Leben, so seltsam das anmuten durfte, und da konnte es der Liebe eine hohe Pflicht sein, ihn sterben zu lassen: den Henker – oder den, der den Henker leben machte. Wie bald aber schon sollte er selbst die Sehnsucht verspüren, auslöschen und namenlos werden zu dürfen, um in einem anderen Herzen von neuem geboren zu werden!

So fuhr Ovelacker erst nach Wallisaar zu dem Herrn von Rechenberg und dann nach Langenkreutz zu dem von Parenbeck; die beiden Güter lagen im äußersten Zipfel von Estland, der hier ins Livländische hineinging. Der Herr von Rechenberg auf Wallisaar, einem Gut von neuneinhalb Haken, nordöstlich von Drostenholm gelegen, war ein rotblustiger, kraftvoller Mann in mittleren Jahren, mit einer geborenen Lohde zur Frau und einer Schar prächtiger Kinder, – ein bekannt guter Landwirt und im gesicherten Besitz von Anschauungen, die, wie es aus seiner Unbekümmertheit schien, selten ein quälendes Fragen angekommen war. Seine hellblauen Augen verrieten Gemüt und Humor; die Felder waren der einzige Ort, wo er mit einer gewissen grüblerischen Langsamkeit sprach. Im Hause hörte man ihn meistens als einen gutgelaunten Herbergsvater. Er machte nicht viel Wesens aus sich und kam mit seinen Leuten gut aus, aber hinter der scheinbaren Formlosigkeit und Ungezwungenheit, mit der er auftrat, lauerte für einen, der ihn allzu leichthin nahm, ein nicht zu bezwingender Anspruch auf Formen, weil er ein überaus starkes Bewußtsein von der Vergangenheit seiner Familie besaß. Diesem Anspruch konnte eine Seite von dem Wesen seines Besuchers mehr als Genüge tun; die andere aber – nein, der Gutsherr auf Wallisaar hätte den Wert der Formen rühmen dürfen, die auf eine so verbindlich-unverbindende Art das Vertrauen einsparten, das sich nicht sogleich einstellen wollte. Jenseits der Formen vermochte er mit dem neuen Nachbarn vorerst gar nichts anzufangen, und mit einem auskömmlichen Maß Wirklichkeitssinn, wie er es besaß, verspürte er auch nicht sonderlich viel Verlangen danach. Er hatte dafür die verschiedensten Gründe. Einen von ihnen vertraute er noch am

selben Tage telephonisch seinem nächsten Nachbarn an. Politisch wäre er eine ungeheure Belastung, bekannte er dem fernen Hörer von seinem Besucher, aber er legte in dieses Bekenntnis nicht mehr als eine nüchterne Einschätzung, so, wie er auch seine Felder abritt und vom Stand der Saaten im Frühjahr eine vorsichtige Einschätzung für die Ernteaussichten vornahm. Eine ungeheure Belastung, in jeder Hinsicht, aber vorerst müßte man ja doch auch für diese Last einstehen, anders ginge es nicht. Er wäre nur gespannt, wie der Nachbar sich jetzt mit den Leuten abfinden würde – oder, richtiger gesagt, wie die Leute sich mit ihm. Seine Aussichten wären trübe genug. Es sollte schon Postkarten mit seinem Bilde geben, hätte er gehört. Wie? Der Nachbar hätte schon eine als Corpus delicti zu Gesicht bekommen? Wie sie wäre? Gemein, das ließe sich denken...

So ging die Rede durch den Telephondraht nordostwärts, und wie die Drähte sich in viele Nebenlinien verzweigten, zu diesem und zu jenem Gut, so vervielfachte die Rede sich und übertrug sich weiter, über die Fernen und Nähen hinweg, über Pferderücken auf den Feldern, wo die Hofherren mit ihren Söhnen den Stand der Saaten prüften, über Tische hinweg an Kaffeetafeln, wo die Nachbarschaft der Damen sich als Wissensquelle bewährte, weiter und immer weiter – so weit der Ruf des Besuches reichte. Es wurden Worte der Zuneigung zu ihm und seiner Strenge laut und Worte voll tüftelnder Bedenken, wie sich seine Anwesenheit und Zugehörigkeit zum Korps und dem besitzlichen Stand auswirken könnte. Ob er den Haß nicht noch mehr schüren würde, da es nun so herauskam, als hätte eben doch nicht ein russischer Offizier die Strafen verhängt, sondern ein deutscher Landedelmann? Mit Mühe und Not wäre doch eben erst der Verdacht beseitigt, als hätten Deutsche die Zutreiber vor die Flinten abgegeben...

Da aber war der Graf von Ovelacker schon bei seinem Nachbarn im Südosten gewesen, dem Herrn von Parenbeck, einem kugeligen, schnaufenden alten Herrn, der eine Vorliebe für die Historie besaß und im Kreise bekannt war ob seiner lodernden Verehrung für den deutschen Kanzler Bismarck, ob seines sprühenden Witzes, der den sehr beleibten, aber ebenso behenden

alten Herrn mit dem schneeweißen Schnurrbart im burgunderroten Gesicht aussehen ließ wie eine pralle Rakete, die jeden Augenblick platzen konnte, weil in den Augen schon das Feuer glomm, – und ob seiner strengen Kirchenfrömmigkeit. Berühmt im ganzen Kirchspiel waren seine winterlichen Leseabende, an denen er mit rollender Stimme und Blitze sprühenden Augen (bei denen die Dienerschaft im Lächeln das Fürchten ankam) den Seinen und den zahlreichen Gästen Dichtungen Schillers vortrug, den er über alles liebte, oder an denen mit verteilten Rollen ‚Egmont' gelesen ward, ja in einem langen, frostwütigen Winter der ganze ‚Wallenstein'. Ihm und seiner Frömmigkeit hätte Ovelacker gern das Patronat überlassen. Aber davon war zwischen ihnen gar nicht die Rede. Sie sprachen nur von dem Aufgebot waffentüchtiger Männer, das der Hof für den Schutz der Gottesdienste stellen konnte, und der alte Herr wollte der erste sein, seinen Pastor zu schirmen. Unvermittelt dann, wie sein Wesen trotz der Jahre gar keine Schritte, sondern nur Sprünge zu kennen schien, unvermittelt dann begann er sich bei Ovelacker nach dessen Leben zu erkundigen. Mit der glühenden Erregung, die an seinen Vortrag von Gedichten denken ließ, erging er sich über die ungeheuerlichen Beschuldigungen, denen der Graf durch die politische Hetze ausgesetzt wäre. Er war so erregt und beredt, daß der, der hierüber doch wohl am ehesten hätte etwas sagen dürfen, still und beschämt zu Boden sah. Nur der alte Herr sprach, ein Selbstgespräch der Empörung, seines Rechtsbewußtseins, seines Gemeinschaftsgefühls – einer vielleicht etwas gewalttätigen väterlichen Liebe zu dem viel Jüngeren, den er unversehens an den Armen gepackt hielt, ihn beschwörend: er möge auf ihn in allen Tagen rechnen! Seine sehr viel mehr zurückhaltende Frau verleugnete sich bei diesen Worten in ihren Blicken; sie schaute drein, als wäre sie taub. Hernach aber lächelte sie dem Besucher so freundlich zu, daß er ihrer Zustimmung zu den Beteuerungen des Hofherrn gewiß sein durfte. Sie war wohl nur so teilnahmslos erschienen, weil die heftige Offenheit des alten Herrn all ihr – gemeinsam gewordenes – Temperament aufgezehrt hatte. Der älteste Sohn des Hauses und Erbe des Hofes,

der später hinzukam, schien von allem, was seinen Vater einprägsam machte, enterbt, und dem Besucher brachte er nur die kühle Gelassenheit eines Gleichaltrigen, aber hier im Lande um so vieles Älteren entgegen.

Es hätte dieses und manches anderen Hinweises auf eine Entfernung nicht bedurft. Während Ovelacker zu seinen Nachbarn gefahren war und weiter zu ihnen fuhr, fiel er dennoch in ein unsägliches Alleinsein. Eine Huldigung an ihn als einen Verkannten und einen Märtyrer des Rechts, wie liebenswürdig sie auch ergehen mochte, schaffte ihm so wenig Nähe zu den Menschen wie das nüchterne Abwägen, was er, politisch betrachtet, darstellte und was man ihm als einem Glied der Ritterschaft und des besitzlichen Standes schuldig war. Immer erhob sich etwas dazwischen: zwischen dem Märtyrer und seinen Verehrern und zwischen dem Edelmann und seinen Standesgenossen, – eine Daseinsfrage über dem schwindelerregenden Abgrunde des Nichtseins; nicht eine politische Frage, wie der von Rechenberg meinte, und auch keine nur menschliche, wie es der von Parenbeck zu erkennen gegeben hatte. Welche?

Pjotr Sergejewitsch Charusin hätte vielleicht, nachdenklich vor sich hin blickend und seinen Bart zwirbelnd, angeregt: ‚Eine Frage der Ehre?' Und Wladimir Karlowitsch Möller wäre, wie schon einmal um Mitternacht, ausgebrochen: ‚Einer Ehre ohne Gewissen? Eines Gewissens ohne Ehre?' und hätte dann angefügt, was er dem Oberleutnant auch damals erst Wochen später wie beiläufig gesagt hatte: Der Glaube daran, daß das Ehrgefühl ein Ersatz für Gott sei, ist ein Aberglaube.

Der alte Notar in der Stadt meinte mit einem verlorenen Lächeln, das stets auf seinem Gesicht erschien, wenn er bemüht war, irgend etwas sehr behutsam auszusprechen: Genügt hier die Entscheidung zwischen Recht und Unrecht nach der gängigen Formel? Dann kämen wir beiläufig zur Schuld und zur Unschuld. Wo aber würde Schuld bestimmt? Im Gewissen. Gut. Und wo die Unschuld? Vielleicht in einer Erlösung. Der Erlöste aber ist nur ein Entschuldigter, nicht ein Unschuldiger. Unschuldige gibt es nicht, jedes Leben hat seine eingeborene Schuld.

Aus Edgar Schaper: Der Henker. Roman

Max Mell / Was mit dem Baum der Erkenntnis geschah

Ein Paradiesmärchen

Der Baum, unter dem die Eltern der Menschheit im Paradiese wandelten und von dessen Frucht sie nach dem Wort des Herrn nicht essen sollten: das war, so habt ihr gehört und gelesen, der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Aber was das wohl für ein Baum eigentlich gewesen sein mag, fragt ihr, nach der Art seiner Blätter und Blüten? Alle Geschöpfe sind aus dem Garten hervorgegangen und haben die Erde erfüllt. Weiß niemand von dem Baum, von der Frucht?

Im Morgenland, aus dem die Kunde vom Garten des Paradieses zu uns gekommen ist, gibt es mancherlei Völker und Zungen, und vielfach geteilt haben sich die Nachrichten von dem frühesten Wissen, das sie gemeinsam hatten. Vom Paradiese erzählen sie alle, und bei einem dieser Menschenstämme weiß man auch von dem Baum, und ich habe es erfahren und kann es euch sagen.

Nur das erste Menschenpaar hat den Baum gesehen, und von seiner Frucht hat kein Wesen nach ihm genossen. Denn als sie, Adam und Eva, dem Wort des Herrn ungehorsam waren und aus dem Garten ausgetrieben wurden, da ging eine große Veränderung an dem Baum vor sich. Er rauschte so gewaltig auf wie nie zuvor; denn die Fittiche des Engels strichen über ihn hin. Aber es war zum letzten Male, daß er rauschte. Das Geheimnis war ihm genommen, aus dem er lebte, und er vermochte sich nicht mehr so dem Himmel entgegenzuhalten, wie ihn der Ruf des Schöpfers getrieben und die Seligkeit, die den ganzen Garten erfüllt hatte. Die Einheit der Wesen war gestört, und es traf ihn ins Mark, daß seine Frucht es gewesen, an der es sich vollzog. Er konnte die Menge des Saftes, aus der er seine Gestalt baute und ernährte, nicht mehr aus dem Boden des Gartens ziehen; der Stamm magerte ab und zog sich zusammen, die Äste wurden dünn und legten sich halb ausgetrocknet an ihn, aber noch hielten sie ihre Früchte hoch, als wollten sie sie retten.

Der Baum verkrüppelte und wurde klein, und wäre die Schlange nicht längst auf ihrem Bauche davongegangen, so hätte sie sich an einem so schwachen Halm gar nicht mehr halten können. Der aber war dessen gewärtig, daß der Herr kommen würde, ihn ausreißen und als unbrauchbar über die Mauer werfen, dorthin, wo nun auch das Menschenpaar war.
Und so geschah es. Der Herr kam und sah das verkleinerte Pflanzenwesen an, das aus dem Baum geworden war. Da rührte ihn der Anblick, und er sprach „Da du dich also kränkst um den Garten, so sollst du des Lebens nicht verlustig gehen. Zogst du die Lust des Menschen zu sündigen an, so sammle auch die Härte ein, die sein Leben künftig haben wird. Diene und hilf ihm! Und in den Augenblicken, da ihn aus deiner gewandelten schwachen Gestalt ein reines Gefühl einnimmt, versöhne ich mich ihm und bin wieder bei ihm."
Damit hob der Herr das Gewächs aus der Erde und warf es mit riesigem Schwung über die Mauer des Gartens. Seine Früchte fielen dabei herab und streuten sich überallhin auf die Erde, die dem Menschen zum Wohnsitz angewiesen war. Sie keimten und schlugen Wurzel und gediehen und trugen wieder Frucht. Und seit damals hat der Mensch das Getreide. Und seit damals kommt es auch vor, daß einem beim Anblick der Felder, die uns Brot tragen, wohl die Augen feucht werden. So einen fragt dann (aber nur, wenn ihr seht, daß ihr gewiß nicht lästig fallt, und lüftet den Hut dabei): was er vom lieben Gott denkt.

*

Christian Morgenstern / Die Heulboje

Heulboje heult in wilder Nacht.
O Meer, was bist du aufgewacht,
mondtolle Fenriswölfin!
Was schüttelst du dein schaumig Fell
und sträubst die Haare, phosphorgrell,
ums zage Menschenschifflein?

Wo treibst du, Mutter, mit ihm hin,
Wermutter, Wölfin, die verschlingt
ihr eigen Kind im Zorne?
O Heulen wüst – auf einmal stumm:
Jetzt wendest du den Nacken um –
da glänzt die Boje.

Ein tauchend Faß, an Ketten tief.
„Ich wars, die eurem Schlummer rief:
Habt acht, hier gehts zur Hölle!"
Nun liegt es hinten weit im Schaum –
und winselnd trabt mit uns im Traum
weiter die dunkle Wölfin.

Aus Christian Morgenstern: Zeit und Ewigkeit. Insel-Bücherei Nr. 112

*

Friedrich Schnack / Das Traubenhaus

Corvinus, der Gärtner, ist ein Freund krachender Äpfel, wiewohl er andere Früchte nicht geringer achtet; Josepha, seine Tochter, liebt am meisten die saftigen Birnen; Frau Corvinus aber, die sich der friesische Mann von einer Gartenbauausstellung in Würzburg heimgeholt hat, Frau Corvinus liebt die Weintrauben. Die Rebe ist das Sinnbild ihrer schönen Heimat, und im Traubensaft goldet die Süße und der Geist Mainfrankens. Auch in Mitteldeutschland, ihrer neuen Heimat, wollte sie auf die Rebe nicht verzichten und am liebsten eine am Haus haben als gastlichen Zweig. Corvinus setzte ihr zuliebe gleich zwei Stöcke, eine weiße und eine blaue Traube, aber an die Südwand konnte er sie nicht heften, die Triebe wären mit den Aprikosenzweigen in Streit geraten – und nichts dient den Früchten und Ernten im Garten so sehr wie ein friedliches, verträgliches und geräumiges Beieinandersein, die gute Nachbarschaft, die nicht erlaubt, daß sich das eine auf Kosten des andern breit mache. Deshalb baute er unter dem Mittelfenster der Südwand ein mannshohes Glashaus zur Aufnahme der Weinstöcke und pflanzte diese, nach geeigneter Vorbereitung des Bodens,

hinein. Es ist ein Kalthaus, versteht sich, doch in der besten Sonne gelegen, und deshalb ist es nicht erstaunlich, daß diese Hausreben auch in kalten Jahren volle, süße Trauben schenken. Die langen Ranken werden im Raum hin und her gezogen, auf der einen Seite hängen die vollen blauen Trauben, auf der andern die schweren weißen: das sieht aus, als wenn riesige Tropfen geballter Beeren niedertröffen – Segen des Herbstes. Auf der linken Seite ist eine Tür, und oft kann man Frau Corvinus in diesem gläsernen Weinberg sehen, wenn sie, ausruhend von der Arbeit, auf einem Stuhl unter den Reben sitzt, in der milden Traubensonne gleichsam oder vielleicht gar, in geheimer Vorstellung, im väterlichen Weinberg in Franken am Nikolausberg.

Zum Bedauern der lebhaften Fränkin ist die blaue Traube keine Muskatellersorte. Den Muskatgeschmack der Beere mag sie gern. Ihr Vater hatte an seinem Weinberghäuschen in der prallen Sonne den ‚Schwarzen Weihrauch' gezogen, eine schwarze, süße, aromatische Beere von Muskatgeschmack. Frau Corvinus träumte gern, auch die schwarze spanische Muskadine in ihrem Glashaus zu pflegen, aber als der Versuch gemacht wurde, mißglückte er. Mitteldeutschland, wo Corvinus lebt, – und wenn es nur ein kleines Fleckchen seines Erdbodens unter einem Glasdach ist – mag nicht Spanien spielen, und so war es auch mit jener schwarzen, glutvollen Schönen nichts, deren Größe, Pracht und Feingeschmack unvergeßlich ist. Corvinus hielt sich bald an das Bewährte und Angepaßte: er wählte den ‚Blauen Portugieser'. Diese Traube ist schwarzblau, die Beere überreift ein graublauer Hauch. Wenn auch Beere und Traube nur klein sind oder höchstens mittelgroß, so mundet doch der etwas dünne, hellrote, süße Fruchtsaft vortrefflich, auch reift die Traube schon im September. Mit ihr bietet sich der Weingott bereits im Frühherbst dar. In zweiter und würdigerer, in holderer und edlerer Gestalt erscheint er als Spätlese im Oktober: dann ist die weiße Traube reif zur Ernte. Und dieser Weingott trägt den Namen ‚Weißer Gutedel'.

Die Gutedel werden als Tafeltrauben begehrt, sie stammen aus Frankreich, wo sie Chasselas oder Notre-Dame genannt werden.

Die kreidige Champagne ist ihre Heimat. Der Weiße Gutedel, auch Gelber Gutedel benamt, hat bei uns zuweilen auch den Namen Pariser Gutedel. Seine Traube ist groß, ebenso die runde und fleischig dickschalige Beere, doch ist der Bau der Traube locker, gleichsam zottig. Ihr herausberstender Saft schmeckt süß, ist von angenehmer Würzigkeit. Zudem hat sie die Eigenschaft, ziemlich lange haltbar zu sein. Und hier darf das Geheimnis verraten werden, wonach Frau Corvinus verfährt, um die Gutedeltraube lange aufzubewahren. Hat sie nur wenig Trauben geerntet, macht sie nicht viel Umstände: sie sucht die besten und härtesten aus, entfernt die angestoßenen und geplatzten Beeren, legt die Trauben auf ein reines, trockenes Brett, stülpt Gläser oder Blumentöpfe darüber und bedeckt das Ganze vollkommen mit Sand, um den Zutritt von Luft zu verhindern. War die Ernte reichlicher und will sie noch um Ostern frische Trauben essen, verfährt sie anders: sie verschafft sich Holzasche, siebt sie durch ein Haarsieb und rührt sie mit Wasser zu einem dünnen Brei. Die vorbereiteten Trauben tunkt sie wiederholt ein, bis die Farbe der Beeren nicht mehr erkennbar ist. Hierauf werden die Trauben getrocknet und schichtweise in einen Kasten mit strohtrockenem Häcksel gelegt. Der Kasten wird fest verschlossen und weggestellt. Im Nachwinter und zum Frühling nimmt die Hausfrau die Trauben heraus, spült die Aschenschicht ab und bringt die Frucht auf den Tisch.

Der blaue und der weiße Weingott ihres Glashauses mögen ihr die Traubenlegende ihrer fränkischen Heimat mit Saft und Süße einflößen. Dort steht in den Weinbergen das Steinbild des heiligen Urban, des Schirmherrn der Trauben. Er war Bischof und versteckte sich bei einer Christenverfolgung in den Rebzeilen eines Weinbergs. Zum ewigen Dank schützt er nun die Trauben vor Hagel und den Wein im Keller vor dem Kahmigwerden. Aber auch ein Heiliger kann nicht überall zugleich sein, und deshalb hagelt es leider manchmal doch in die Weinberge.

In der Erinnerung von Frau Corvinus erglänzen und schimmern die Weinberge ihres Vaters mit goldenem Laub und paradiesischen Trauben. Die Weinjahre ihrer Jugend und Mädchenzeit waren hohe Jahre. Der Traubensaft floß in Strömen.

Waschkörbe voll Trauben wurden zum Essen ins Haus getragen. Von den roten Trauben hatte der Vater den Portugieser, aber auch den Burgunder, den Clävner, eine engbeerige Traube, deren Beeren rund, klein, schwarz und von süßem, gewürzhaftem Geschmack sind. Er hatte aber auch Reben vom Gutedel und vom Traminer auf seinem Traubenhang, von dem man auf den Main hinuntersah, den Mainflößern mit den Blicken folgte oder dem Mainschlepper. Die süßen Traminerbeeren hat sie nicht vergessen; sie stammen aus Tramin, einem Dorf im Etschtal. Und wie war es wohl mit dem ‚Österreicher Grünen Sylvaner', den die Abtei Ebrach nach Franken gebracht hat und der dort so heimisch geworden ist, daß er in andern deutschen Weinbauländern Franke genannt wird? Seine dicht sitzenden Beeren sind grün, auf der Sonnenseite bräunlich gesprenkelt. Die Haut ist etwas härtlich, aber der Geschmack ausnehmend gut und süß. Die Traube reift früh, man kann sie schon im September von der Rebe wegstibitzen.
Die Sylvanertraube mundete Frau Corvinus köstlicher als der fürstliche Riesling, der so wandlungsfähige Weingott, der alle Weinkenner bezaubert. Im väterlichen Weinberg nahm er, als Hauptsatz, die meisten Rebzeilen in Anspruch. Er will viel Sonne. Hundert Tage Sonnenschein braucht die Rebe, um einen edelreifen Wein spenden zu können. Die Traube kann nicht genug braten und schmoren, so wie ein Volksspruch sagt: Der Rebe und der Geiß wird es nie zu heiß. Aber der Riesling ist keine Tafeltraube; er reift spät und bleibt am besten bis zur Edelfäule am Stock. Seine herrlichen Kräfte entfaltet er erst als ausgebildeter Wein im Glas des Zechers.
Wenn die letzten Feuer des Herbstes lodern, durchbrausen geheime Stürme die Beeren. Während des Sommers hat sich in den schimmernden Kugeln Säure gesammelt, die wird nun zauberhaft unter dem Kuß der Sonne zur Süße gezwungen. Und diese Kraft der himmlischen Verführung ist so stark und unwiderstehlich, daß auch das Innere der Blätter davon ergriffen wird. In ihren feinen Gefäßen hat sich Stärkemehl aufgespeichert. Das verwandelt sich nun plötzlich in Zucker, und dieser bricht auf, um in die Beeren zu fließen, in das Gehäuse des

Saftes, den gläsern schillernden Tempel des Weingottes. Und beide, der blaue und der rote, werden gut, würzig, blutreich und süß. Und Frau Corvinus hat recht, wenn sie beim Pflücken der Trauben ihrer Tochter Josepha das volle Körbchen reicht und dazu lächelnd spricht:

Der schönste Wein, von dem ich weiß,
läßt sich den roten heißen.
Und einen schönsten weiß ich noch,
den nennet man den weißen.

Aus einem künftigen Buch

*

Joseph von Eichendorff / Gedicht

Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte spürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

Das Reich des Glaubens ist geendet,
Zerstört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos ist unsre Zeit.

O Einfalt gut in frommen Herzen,
Du züchtig schöne Gottesbraut!
Dich schlugen sie mit frechen Scherzen,
Weil dir vor ihrer Klugheit graut.

Wo findst du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man dir deine Wunder läßt,
Das treue Tun, das schöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Fest?

Wo findest du den alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,

Der Sterne heilge Redensarten,
Das Morgenrot, den frischen Wind?

Wie hat die Sonne schön geschienen!
Nun ist so alt und schwach die Zeit;
Wie stehst so jung du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir stark und weit!

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen –
Der Dichter ist das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Wesen,
Im Irdischen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlösen,
Der schöne Liebling der Natur.

Drum hat ihm Gott das Wort gegeben,
Das kühn der Dunkelste benennt,
Den frommen Ernst im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die keiner kennt.

Da soll er singen frei auf Erden,
In Lust und Not auf Gott vertraun,
Daß aller Herzen freier werden,
Eratmend in die Klänge schaun.

Der Ehre sei er recht zum Horte,
Der Schande leucht er ins Gesicht!
Viel Wunderkraft ist in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

Vor Eitelkeit soll er vor allen
Streng hüten sein unschuldges Herz,
Im Falschen nimmer sich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O laßt unedle Mühe fahren,
O klinget, gleißt und spielet nicht
Mit Licht und Gnad, so ihr erfahren,
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding. –

Den Morgen seh ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir ist so wohl! – die's ehrlich meinen,
Die grüß ich all aus Herzensgrund!

Aus Eichendorffs Werken in zwei Bänden

*

Gertrud von le Fort / Das Gericht des Meeres

Bei der Überfahrt der königlichen Schiffe nach Cornwall, als der wütende Sturm, mit dem man anfangs gekämpft hatte, urplötzlich von einer lautlosen Windstille erstickt wurde, erkrankte der kleine Prinz an einer höchst sonderbaren Krankheit – niemand hatte sie bei einem Kinde so zarten Alters je beobachtet. Während das Meer tiefer und tiefer in der Betäubung eines bleiernen Schlummers zu versinken schien, wurde dieses arme kleine Wesen von einer völligen Schlummerlosigkeit ergriffen. Vergeblich sang ihm seine Amme die gewohnten Wiegenlieder vor, vergeblich bot sie ihm die Brust dar, an der es sonst wohlig zu entschlummern pflegte; es verweigerte die gewohnte Nahrung, einzig nach der süßen Milch des Schlafes verlangend, die ihm niemand zu gewähren vermochte; und während die weit geöffneten Augen seines blassen, feierlichen Gesichtchens immer größer wurden, schwand der kleine Körper dahin wie verzehrt von dem ungestillten Hunger dieser übergroßen, überwachen Augen, die sich auch nicht eine einzige Sekunde schließen wollten. – Die Ärzte an Bord des königlichen Schiffes wußten sich keinen Rat;

die Küste der Normandie, von der man ausgesegelt war, erschien ebenso hoffnungslos unerreichbar wie die von Cornwall, der man zustrebte – es rührte sich ja noch kein Lüftchen in den schlaffen Segeln. Schließlich, als der Zustand des Kindes immer beunruhigender wurde, faßte sich die Umgebung des erlauchten Elternpaares ein Herz und erinnerte daran, daß eines der königlichen Geleitschiffe die Geisel Anne de Vitré an Bord führe, von der ihr Landsmann Budoc behaupte, sie gehöre zu denen, die noch das bretonische Schlummerlied singen könnten.
König Johann erschrak bei diesem Vorschlag – er fürchtete sich, Anne de Vitré rufen zu lassen, denn er dachte an seinen letzten Einfall bei den Bretonen, an ihre verbrannten Städte und zerstampften Felder, vor allem aber dachte er an ihren jungen Herzog, den er bei jenem Einfall geraubt und zu Rouen mit eigner Hand ermordet hatte. – Er erwiderte daher, er wisse längst, die Bretonen seien immer noch heidnische Zauberer, er selber sei ein guter Christ und wolle nichts mit ihren Schlummerliedern zu tun haben. Der kleine Prinz fuhr also fort, an seinen übergroßen, überwachen Augen hinzuschwinden, ebenso wie das Meer fortfuhr, unbeweglich zu schlafen. Allein nach etlichen weiteren Tagen, als sich König Johann vor den offenen Augen seines Kindes in das Schiff des Seneschalls geflüchtet hatte, ließ die verzweifelte Königin Budoc rufen und befahl ihm, eine ihrer Kammerfrauen nächtlicherweise zu der Bretonin zu rudern.
Anne de Vitré war noch nicht zur Ruhe gegangen, sondern sie saß an Bord ihres Schiffes unter dem offenen Sternenzelt des Himmels und befragte das Meer, so wie man es in ihrer Heimat zu befragen pflegte, wenn man sich nicht mehr zu raten wußte. Das gab Anne ein so tiefes gläubiges Vertrauen, daß sie sich an das Meer wenden konnte, das gab ihr eine solche Zuversicht, wie ihr Herz sie schon lange nicht mehr gekannt hatte; in Rouen war sie sich immer hilflos vorgekommen, da war ihr alles bang und ungewiß erschienen, aber seit sie auf dem Meere war, da fühlte sie sich wie auf festem Boden. Denn im Lande gibt es Wälder und Höhlen, da gibt es finstre Schlösser mit schaurigen Verliesen, da können sich die bösen Geheimnisse leicht verbergen – aber auf dem Meer werden alle Dinge offenbar.

Anne dachte an die Gerichtstage in ihrer Heimat, wie sich die Menschen da dem Meere anvertraut und seinem Urteil unterstellt hatten, und wie das Meer die Schuldigen erkannt und bei sich behalten und die Unschuldigen an Land gesetzt und sich niemals geirrt hatte. Denn das Meer war doch nicht wie die kleinen, kurzsichtigen Menschen, das Meer war Gottes vornehmstes und gewaltigstes Geschöpf, es kam seiner Allmacht am nächsten, es grenzte schon an seinen Himmel – es war fast wie Gott. Das Meer mußte man befragen, wenn man Gottes Stimme zu vernehmen hoffte; und welche Stimme konnte Anne de Vitré denn noch zu vernehmen hoffen außer der seinen? Die Menschen wichen ja doch alle scheu vor ihr zurück und hüllten sich in undurchdringliches Schweigen, sooft sie nach dem jungen Herzog ihres Volkes forschte – es war, als ob sein Name ihnen ganz entfallen wäre. Und Anne de Vitré hatte doch ein Recht, nach ihm zu fragen, denn um ihres jungen Herzogs willen war sie diesem fremden König ausgeliefert worden. Sie war die Bürgin für den Lehenseid, den ihm jener abgerungen. Für ihn hatte sie die Heimat verlassen müssen, die treuen Eltern und die zärtlichen Geschwister, alle Lieblichkeiten ihres kargen Landes. Wenn sie nicht von ihrem Volke fortgegangen wäre, dann hätte er fortgehen müssen; und ein Herzog darf doch nicht von seinem Volke gehen: so hatte es der Vater ihr beim Abschied eingeprägt, und so hatte Anne es ihm in ihrem Inneren nachgesprochen, immer wieder, jeden Tag aufs neue, sonst wäre sie doch bei den Briten vor Verlassenheit und Einsamkeit gestorben. Allein sie hatte bei den Briten leben können; denn wenn sie für ihres Volkes jungen Herzog in die Fremde gegangen war, dann war er doch für sie in der Heimat geblieben – wenn sie für ihn gefangen sein mußte, dann hatte er für sie die Freiheit: er war ihr Daheimsein, er war ihre Freiheit, – ihr eigentliches Leben, das war gar nicht hier bei diesem fremden, harten Volke, ihr eigentliches Leben war das Leben ihres jungen Herzogs – nach diesem ihrem eigentlichen Leben mußte Anne doch fragen dürfen! Und wenn die Menschen ihr nicht Antwort gaben, das Meer würde ihr die Antwort nicht verweigern – das Meer war gerecht, das Meer war fast wie Gott. Anne de Vitré lauschte.



Joseph von Eichendorff
Steinzeichnung von Franz Kugler

Es stieg kein Laut aus der regungslosen Flut auf. Die Schiffe lagen da wie tote schwarze Schwäne, fast als ob sie eingefroren wären. Noch nie in ihrem Leben hatte Anne das Meer so still gesehen – man hätte wirklich meinen können, daß es schlafe. Allein das Meer schlief nicht, wie diese Briten meinten, sondern es schwieg nur, wie ja Gott auch nur schweigt, wenn er zu schlafen scheint, – und wenn Gott lange schweigt, dann will er reden. Anne de Vitré lauschte abermals.

Da war es ihr auf einmal, als vernehme sie dicht bei dem Bug des Schiffes einen leisen Laut wie von einem Wellenschlage – es war, als wolle das Meer seinen Mund auftun. Und wie Anne sich nun erhob – denn des Meeres Antwort ziemt es sich im Stehen zu vernehmen –, da sah sie die dunklen Umrisse eines Mannes aus der Flut emporgetaucht gleich den Geschöpfen der Tiefe. Sie hörte einen kurzen, verhaltenen Ruf, wie ihn die Schiffer in ihrer Heimat auszustoßen pflegen, wenn ein Kahn irgendwo anlegen will. Und nun sah Anne de Vitré auch den Kahn – er schwamm lautlos an ihr Schiff heran, und sie erkannte, daß der Mann darinnen Budoc war.

Das enttäuschte Anne sehr, denn Budoc konnte sie nur stören, während sie das Meer befragte – Budoc war ein Überläufer und Verräter. Er hatte längst vergessen, daß er hier wie sie als Geisel für den jungen Herzog ihres Volkes bei den Briten weilte, Budoc weilte bei den Briten, als gehöre er zu ihnen. Anne verachtete und mied ihn, obwohl er einst in ihrem Vaterhause aus und ein gegangen war; nur manchmal, wenn sie unversehens seinem Blick begegnete, dann befiel sie plötzlich solche Sehnsucht, als blicke die ferne Heimat sie an – aber das mußte eine Täuschung sein.

Inzwischen hatte Budoc seinen Kahn an dem Schiffe befestigt und der Kammerfrau an Bord geholfen. – Anne konnte sich nicht denken, warum die Königin sie zu so später Stunde zu sich rufen ließ, allein sie war zu stolz, danach zu fragen, denn da hätte sie sich ja Budocs bedienen müssen, wie die Kammerfrau sich bei der Botschaft seiner bedient hatte – die Kammerfrau verstand ihre Sprache nicht, und Anne verstand nicht die verhaßte Sprache jener, sie hatte diese nie erlernen wollen; Budoc frei-

lich hatte sie erlernt. – Anne folgte also stumm. Aber wie sie nun ihm gegenüber in dem kleinen Nachen saß, dicht über dem Wasser, ganz nahe dem tiefen, klaren, allwissenden Auge des Meeres, da war es ihr auf einmal, als fange er mit ihr im Dunkeln ein geheimnisvolles Gespräch an, nicht mit der Stimme seines Mundes, sondern mit der Stimme seines Blutes, dieses uralten keltischen Blutes, das in ihrer beider Adern floß, tief wie die schönen Brunnen ihrer Heimat und dunkel wie die Wälder des Zauberers Merlin und schwermütig wie die rauschenden Felsenküsten, wo die Todesfrau den untergehenden Schiffern das Wiegenlied ihrer Mütter ins Ohr raunt. Es war ihr, als blicke sie durch Budocs Augen hindurch, die sie doch im Dunkeln gar nicht sehen konnte, in den Abgrund einer wandellosen Treue hinab, nicht in die zarte, edle Treue ihrer eignen Liebe, sondern in die Treue des Hasses, die wilde, verschlagene, die sich nicht scheut, dem Feinde den Verräter vorzuspielen, um ihn desto sicherer zu verraten. Anne fühlte, daß in ihnen beiden der gleiche Schmerz zitterte, sie meinte jeden Augenblick nun auch die Stimme seines Mundes vernehmen zu müssen, die von ihrer beider jungem Herzog sprach. Allein das durfte Budoc wohl vor der Kammerfrau nicht wagen – es war ja so erschreckend still hier auf dem Meer, als könne man das leiseste Flüstern bis zum Horizont hin vernehmen.

Erst als das Boot leise klatschend bei dem Bug des königlichen Schiffes lag und die Kammerfrau bereits an Bord gestiegen war, näherte er sein dunkles Gesicht dem ihren und hauchte ihr ins Ohr: „Der Herzog ist tot. Der König selber war sein Mörder, das Meer hat ihn gerichtet, und du... du... du..." Es war, als wenn ein unbändiger Triumph ihm das Wort verschlüge. Er hob sie mit seinen nackten Armen auf – sie wußte einen Augenblick lang nicht, wollte er sie wie einen Jubelschrei der Rache emporschleudern oder ins Meer werfen –, aber da hatte er sie schon an Bord niedergesetzt.

Anne war noch völlig betäubt, als sie das Zelt des königlichen Schiffes betrat. Es war dämmrig darunter, nur vom Eingang her, wo man das Segeltuch an zwei geschnitzten Pfeilern aufgebunden hatte, schimmerte das Meer herein, weiß wie Sterne.

– Die junge Königin stand zierlich und steil aufgerichtet, aber ihr kleines, nichtiges Gesicht unter der goldnen Flügelhaube war verweint; sie sprach hastig und fast ängstlich auf Anne ein. Man hätte meinen können, sie denke wie jene an die Ermordung des jungen Herzogs, allein sie dachte nur an die Genesung ihres kleinen Sohnes. Anne verstand sie nicht. Budocs Worte klangen wie Geläut in ihren Ohren. Sie merkte kaum, daß die Königin zu ihr sprach. Aber dann vernahm sie wieder Budocs Stimme: „Anne de Vitré," sagte er, „die Frau Königin will wissen, ob du dich getraust, ihrem kranken Kinde das bretonische Schlummerlied zu singen."

Anne verstand Budoc ebensowenig, wie sie die junge Königin verstanden hatte. Es war ihr nur, als rede er auf einmal in der Sprache jener, obwohl er doch in ihrer eigenen geredet hatte. Sie gab keine Antwort.

Die hohen Augenbrauen der jungen Königin zuckten ein wenig, es sah fast aus, als wolle sie Anne drohen. Aber dann wurde ihr kleines, nichtiges Gesicht ganz hilflos. Sie riß die goldene Kette von ihrem Halse und streifte sie Anne über, sie nestelte ihre Armgehänge los und bot sie ihr dar, sie küßte Anne auf beide Wangen. Anne fühlte das Gewicht der Ketten und Spangen an ihren Gliedern, sie spürte auf ihrem Gesicht die Feuchtigkeit der Tränen, aber sie begriff noch immer nichts. Budoc stand indessen ruhig da und wartete, sein dunkles, verschlossenes Gesicht erschien ganz teilnahmslos.

Die Königin wandte sich jetzt wieder an ihn. „Ach, Budoc," schluchzte sie, „ich glaube, Anne hat das Lied vergessen – bitte sie doch, daß sie sich besinnt – bitte sie doch – sie versteht ja meine Sprache nicht!"

„Anne de Vitré," sagte Budoc, „die Frau Königin ängstigt sich, du könntest das Lied vergessen haben; aber ich weiß, du hast es nicht vergessen; du warst schon ziemlich groß, als deine Mutter an der Wiege deines kleinen Bruders Alain sang, der hernach im Meer ertrunken ist – ich entsinne mich deiner damals noch ganz genau: du lagst in dem unteren Stock des alten Truhenbetts und sangest immer mit wie ein Vögelchen aus dem Nest hervor, bis du einschliefst."

Anne schwieg, obwohl sie Budoc jetzt verstanden hatte; die Tränen stiegen ihr in die Augen: Wie konnte Budoc denn nur glauben, sie würde dem Kind des königlichen Mörders das Wiegenlied singen, das süße Wiegenlied, das ihre Mutter ihrem kleinen Bruder Alain gesungen hatte! War Budoc etwa dennoch ein Verräter? Ihr kindliches Gesicht wurde ganz hart und unerbittlich – die junge Königin betrachtete es mit Entsetzen, sie sah jetzt aus wie irgendeine arme Frau aus dem Volke, die um ein Almosen bettelt: „O Gott, sie will meinem Kind nicht singen," jammerte sie, „sie will nicht! Ach, Budoc, sprich doch noch einmal mit ihr, rede ihr zu, sage ihr, daß sie sich erbarmen soll!"
„Anne," sagte Budoc, „du hast jetzt verstanden, was die Frau Königin meint, aber du hast noch nicht verstanden, was ich meine: Du willst dem Kinde das Wiegenlied nicht singen, weil es das Kind des königlichen Mörders ist, allein du kannst ihm gerade deshalb singen. Denke doch noch einmal an deinen kleinen Bruder Alain, der hernach im Meer ertrunken ist – du weißt doch, allen, die im Meer ertrinken, singt die Todesfrau das Lied, das sie ihren Müttern an der Wiege abgelauscht hat – es ist dasselbe Lied, Anne, ganz dasselbe. Wem man den Anfang singt, der schläft ein, und wem man zu Ende singt, der wacht nie mehr auf: Du mußt dem Kinde der Frau Königin zu Ende singen! Du weißt den Anfang – wenn man den Anfang weiß, dann weiß man auch das Ende – Wiege und Woge sind eins. Hast du nun endlich verstanden, daß du ... du ... du ..." Es war, als komme wieder jener leise Jubellaut in seine Stimme, der ihm die Worte verschlug. Aber jetzt hatte Anne verstanden: das Meer hatte geantwortet, das Meer hatte gerichtet, das Meer verlangte dieses Kind – wahrlich, das Meer war gerecht, das Meer war fast wie Gott! – Sie verharrte einen Augenblick lang ganz still wie eine Betende. Dann streifte sie die Ketten und Spangen der Königin langsam von ihren Gliedern, trat an die Brüstung des Schiffes und warf sie ins Meer – ihr Gesicht war weiß und unbeweglich still wie dieses. Ohne die Königin anzublicken, die Augen immer nur dem Meere zugewandt, sagte sie: „Ich werde das Wiegenlied singen."

Aus einem werdenden Buch

*

Rudolf Bach / Der Tempel von Segesta

Ein Tagebuchblatt

25. April.

Bald hinter Alcamo, bei einer fallenden Biegung der Straße, die der Wagen in weichem Schwung durchmaß, erschien, noch fern, jenseits des breiten staubiggrünen Tals, in halber Höhe undeutlich von der Bergwand sich abhebend, der Tempel von Segesta. Mir begann das Herz zu klopfen – es war der erste wirkliche Gruß Griechenlands, den ich empfing.

Nur ganz kurz blieb das heilige Bauwerk sichtbar, dann entzog es sich wieder dem Blick, und erst nachdem wir ausgestiegen waren und an der häßlichen Wärterbude vorbei über einen plattenbelegten Weg zwischen wuchernd blühendem wildem Fenchel langsam den Hügel erstiegen hatten, stand uns der Tempel mit seiner östlichen Stirnseite, ersehnt, erwartet, gewußt und dennoch überwältigend, in der schweigenden Kraft unmittelbaren Daseins plötzlich gegenüber.

Er ist, wie man weiß, nicht fertig geworden. Noch zeigen die Treppenstufen die steinernen Zapfen für den Transport, die Säulen sind nicht kanneliert, der Boden im Innern blieb ungeebnet, nie wurde die Cella errichtet, die das Bild des Gottes bergen sollte; nur ein Gehäuse ist so entstanden. Wind und Wetter haben das Unvollendete nicht geschont und dem weichen, bräunlichgelb schimmernden Kalkstein schlimm zugesetzt, Teile des Gebälks und einige Säulen mußten mit Eisenbändern vor der Zerstörung bewahrt werden. Aber das sind doch nur Schrammen auf der porösen Schale, die Grundform ist wunderbar erhalten. In der klaren Schönheit ewiger, einfachster Zahlenverhältnisse, ihrer geheimnisvollen Bezüge und jener leisen, aber entscheidenden Abweichungen von der meßbaren Norm, die das Schöpferische kennzeichnen, erhebt sich das ernste, lichte Werk als der edelste Triumph des ordnenden, gestaltenden Gedankens inmitten der öden Berglandschaft, die Gregorovius tragisch nennt, die uns heute indes, unter einem stillgrauen Himmel gleichmütig-gewaltig hingebreitet, zu epischem Ausdruck gesänftigt schien. ‚Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde,

und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälk.' Goethe schrieb dies fast auf den Tag genau vor hundertzweiundfünfzig Jahren, und so war es auch jetzt: wieder standen Turmfalken rüttelnd in der Höhe, um das stumm verwitternde Gebäude tönte die kühl-warme Luft – traumhaft glitten die Zeiten ineinander.

Hart hinter dem Tempelbezirk ist westlich eine tiefe Schlucht eingerissen, mit Katteengebüsch und Kräutern bewachsen, im Grunde fließt ein spärlicher Faden Wassers, jenseits breiten sich Weidenhänge unter kahlen Felsgraten, eine primitive Almhütte, aus rohen Blöcken gefügt, lagert auf sanft geneigter Wiese. Ein Mann, winzig in der riesigen Umgebung, zwei Eimer an einem Holzbügel über der Schulter tragend, stieg den jähen Schluchthang nieder, schwach klang Geläut weidender Ziegenherden – wenn ich die Augen schloß, nur den bimmelnden Ton hörte und das Wehen im Gesicht verspürte, war ich für Augenblicke weit fort in die bayrische Heimat entrückt.

Später ritt ich auf einem Pferde, das mir ein junger Sizilianer mit unwiderstehlich freundlicher Zudringlichkeit angeboten hatte, auf den Berg hinüber, der einst die Stadt getragen hat und auf dessen Gipfel das kleine, erhaltene antike Theater liegt. Weit umher entfaltet sich von dort aus die Gegend: über die zerfallene Bühne hinweg streift der Blick bis Castellamare, den Hafen des alten Segesta, und bis zum Meer, von dem ein matt blinkender Streifen sichtbar ist; landeinwärts heben sich die gegeneinander geneigten, einsam-fruchtbaren Felderbreiten, näher herauf sind enge Klüfte voller Geröll in die Hänge gerissen, und in ungeheurem Halbkreis ziehen die Gebirge mit ihren weitgeschwungenen, manchmal sich überschneidenden Kammlinien am Himmel entlang, wie eine einzige, an- und abschwellende Melodie.

Der Tempel, in schräger Tiefe, wirkt von hier oben als ein zierlich-festes, genau gearbeitetes Steingerüst; längerem Betrachten wird es ergreifend deutlich, wie großartig er dem unbedingten, durch nichts abgelenkten Anspruch dieser herben, verlassenen Landschaft Widerpart hält. Allerdings zeigt sich auch nun erst, welch einen unvergleichlichen Platz der unbekannte Erbauer ihm

zugewiesen hat. Es ist der schönste, der sinnvoll-notwendige, der einzig mögliche. Wie der Hügel mit reiner Schwellung aus dem aufwärts streichenden Tal sich erhebt, wie er zwischen dem Stadtberg und dem kahlen Gebirgsstock im Westen mitteninne liegt, im gerechten, weder zu großen noch zu geringen Abstand und durch die ihn bogenförmig umziehende Schlucht entschieden abgesetzt, wie er in dem groß flutenden Auf und Nieder der Umgebung ein Gegründetes, zugleich schwebend Verharrendes bedeutet, eine sacht in sich gespannte Fläche, einen auswägenden Stillstand, wie der Tempel diese verborgenen Eigenschaften durch sein Vorhandensein erst entbindet, sichtbar macht, sie gleichsam zum Sprechen bringt, und wie der Hügel es dem Bau, den er trägt, wiederum damit vergilt, daß er ihn zum offenbargeheimen Schwerpunkt der Landschaft macht – dies hat die Selbstverständlichkeit des Vollkommenen. Mit Worten läßt sich derlei nur unzulänglich andeuten, dem schauenden Gefühl aber teilt es sich als reine Beglückung mit, wie es einst dem wachsten und empfindlichsten schaffenden Gefühl entsprungen war. Panische Stunde. Unvergeßbar für immer, was jetzt in fast willenlos träumender Empfängnis und einem keimenden Vorgefühl verklärter Erinnerung erlebt wird: das verschleierte Licht, das brütende Verharren der Erde, das unmerkliche Fortrücken der Schatten im Getrümmer, die geisterhafte Gegenwart einer tief in sich versunkenen Trauer... Immer wieder schossen die hellgrünen und gelben Echsen aus Ritzen und Spalten hervor – diese kleinen geschwinden Naturgeister der südlichen Welt; das leise Geraschel im Gras, das Niederrollen eines winzigen Steinchens tönte im Brunnen einer unausmeßbaren Stille. Drunten aber stand der herrliche Tempel, als harre er noch immer der Vollendung, die ihm doch niemals mehr beschieden sein kann. Denn das Hirn, das ihn ersonnen, die Hände, die an ihm gebaut haben, sind längst zu Staub zerfallen; auch der Gott wird nicht mehr bei ihm einkehren, hat er doch selber das Land verlassen und ist mit seinesgleichen zurückgetaucht in den Schoß der unaufhörlichen Verwandlungen.

*

Am Abend aber las mein Vater der Mutter das Buch ‚Der Rekrut' vor. Die Mutter konnte weder lesen noch schreiben, und sie war auch immer so ausgekommen, sagte sie. Sobald es dunkel wurde, saß sie in der großen Stube beim Ofen, die Petroleumlampe aus weißem Porzellan mit dem grünen Schirm darüber stand auf dem Tisch, und daneben waren Vaters Pfeife und das Buch schon bereit gelegt. Der Löwener Ofen mit dem langen, flachen Rohr, auf dem ein Topf oder ein Wasserkessel leise summte, erfüllte die Stube mit wohliger Wärme, und durch das herzförmige Luftloch unter dem Feuerherd fiel auf den Fußboden ein kleiner roter Lichtfleck. Die Mutter wartete. Hinter dem Tisch, in eine Ecke neben dem Kleiderschrank verkrochen, hockte ich, machte mich so klein wie nur möglich, den Kopf andächtig über meine Biblische Geschichte gebeugt, von einem beispiellosen Eifer erfüllt, meine ‚Aufgaben zu lernen', und wartete ebenso ungeduldig auf den Vater wie die Mutter. Wenn dieser dann allzu lange wegblieb, wurde die Mutter unruhig, stopfte selbst mit tatkräftigen Fingern die Pfeife, rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, fachte das Feuer an und sagte schließlich: „Er weiß, daß ich das lange Warten nicht vertragen kann! ... Junge, sieh mal rasch nach, wo der Vater bleibt!" Das war ein Befehl, der sowohl dem Vater wie mir galt. Ich flitzte hinaus und rannte zur Scheune oder in den Garten, wo der Vater noch bei der Arbeit war. „Vater, die Mutter läßt fragen, ob du auf der Stelle zum Lesen kommst!" Der Vater fühlte sich dadurch in seinem tiefsten Innern geschmeichelt, aber er antwortete dennoch: „Die Mutter denkt wohl, daß ich weiter nichts zu tun habe?" Er tat ein wenig wichtig. Und als er dann hereinkam, ging das so furchtbar langsam, so in aller Ruhe, er mußte erst noch die Hände waschen, im Stall nachsehen, etwas suchen, was er gar nicht brauchte. Endlich saß er auf seinem Stuhl, griff zunächst nach der Pfeife und steckte sie in den Mund. Sofort schob die Mutter einen Hanfstengel durch das Luftloch des Ofens ins Feuer, zog ihn mit einer großen Flamme zurück und setzte Vaters Pfeife in Brand. Ein paarmal paffte

er mit schmatzenden Lippen und meinte dann: „Viel zu fest gestopft!... Pah, pah!... Sie zieht nicht!...“ Die Mutter wollte das nicht glauben, sie hielt den brennenden Hanfstengel aufrecht in der Hand und wartete. Darauf kratzte der Vater mit einem Hasenbeinknöchel den Tabak aus der Pfeife in die linke Hand, führte bedächtig einen Grashalm durch den Stiel, stopfte die Pfeife dann selbst, aber alles so ruhig und langsam, daß die Mutter, während sie ihm zum zweiten Mal den brennenden Hanfstengel vor die Pfeife hielt, mißbilligend seufzte: „So ein Mann!... So ein Mann!... Eine arme Frau hat es wahrhaftig nicht leicht!“ Dann nahm der Vater das Buch, öffnete es, wo er am Abend vorher das Blatt mit einem Eselsohr versehen hatte, und gleich zeigte die Mutter mit dem Finger: „Da hast du gestern abend irgendwo aufgehört.“ Und Vater las. Ich hockte in meiner Ecke am Kleiderschrank, fast hinter seinem Rücken, und muckste mich nicht. Den Kopf zwischen den Händen, starrte ich unentwegt in meine Biblische Geschichte, auf Daniel in der Löwengrube, auf die drei Männer im glühenden Ofen oder auf irgendeine traurige Gestalt aus jener traurigen Zeit. Aber meine beiden Ohren waren bei dem, was der Vater vorlas, und meine Augen blickten durch die Finger mehr auf Vaters Gesicht als auf den Propheten Daniel.

Mein Vater las genau so, wie es zu den Büchern von Hendrik Conscience paßte, in ruhigem, gleichmäßigem Ton. Es standen viele hohe, schöne Worte darin, die wir in unserem Dorf nicht gebrauchten, aber wir verstanden sie dennoch oder errieten ihren Sinn. Diese gelehrten Worte mußten dastehen, die Gestalten des Buches mußten so sprechen, sonst wäre die Geschichte viel weniger schön gewesen. Nie geriet mein Vater dabei ins Stocken, nirgends kam eine Zeile darin vor, über die man lange nachdenken mußte, nein, alles war sonnenklar und einfach, die Männer und Frauen waren so, wie Vater und Mutter sie haben wollten, gut oder schlecht, man mußte hindurchschauen können, keine seelischen Widersprüche und Rätsel, die man doch nicht begreifen konnte. In der gleichmäßigen Stimme des Vaters lag etwas Feierliches, das ihn über seine gewöhnliche Tätigkeit im Hause und unter den Menschen hinaushob.

Sein Gesicht beugte sich über das Buch, auf seiner Stirn liefen von oben nach unten zwei Runzeln, seine Augen blickten ernst, gespannt, und die Pfeife hatte er auf den Tisch gelegt. Ich betrachtete sein Gesicht mit großer Liebe, er war dann etwas mehr als mein alltäglicher Vater. Seine schöne Stimme verriet keinerlei Hast, keinen stürmischen Drang, bald zu erfahren, wie es ausgehen würde, er las langsam, Satz für Satz, so wie er mir zwei Jahre vorher Geschichten erzählt hatte, als wir beide krank waren.

Mit irgendeiner Näh- oder Stopfarbeit in den Händen, saß die Mutter unmittelbar vor ihm und hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, die sich von nichts und niemand stören ließ. Nach einer Weile ruhte die Näharbeit auf ihrem Schoß, und ihre Blicke hingen an Vaters Gesicht. Sie zog ihm förmlich mit den Augen die Worte aus dem Mund. Aber sie war durchaus keine schweigsame Zuhörerin. Während der Vater las, machte die Mutter laut ihren Gefühlen Luft und äußerte ihre Meinung über die Helden des Buches. Fortwährend hieß es: „Ah!... Haha!... Hatte ich mir doch gedacht! ... So ein Schuft! ... Da steckt etwas dahinter! ... Das hatte ich von dem erwartet... O je, o je!... Wenn ich diesen Schurken jemals in die Finger kriege!...", je nach der Empfindung, die das Buch bei ihr auslöste. Mitunter wurde es dem Vater zuviel, dann klappte er das Buch zu, warf es auf den Tisch und brummte: „Wenn du nun noch einmal ein einziges Wort sagst, dann lese ich, Himmeldonnerwetter, nie und nimmer mehr!" Schon griff seine Hand nach der Pfeife, und die Mutter hielt ihm bereits den brennenden Hanfstengel hin, denn für den Vater war das eine Gelegenheit, wieder einmal zu rauchen. Inzwischen aber bekam er die richtige Antwort: „Was! Eine Mutter darf wohl im eigenen Hause nicht mehr ihre Meinung sagen?" Nach einigen Zügen und nachdem er vergeblich versucht hatte, gleichzeitig zu rauchen und zu lesen, wurde die Pfeife wieder auf den Tisch gelegt, der Vater las weiter, und die Mutter machte in lauten Ausrufen ihrem Herzen Luft: „Hat man denn je so etwas gehört! ... Ich bin neugierig, was daraus werden soll..." Schwieg sie eine ganze Weile, indem sie sich mit Ge-

walt beherrschte, dann wurde der Vater unruhig, er begann zu stocken.

„Findest du es vielleicht nicht schön?"

„Warum?"

„Ich meine nur, ... weil du nichts sagst."

Wenn der Vater aufhörte, stand sie immer ungern von ihrem Stuhl auf. Sie brannte vor Neugier, zu erfahren, was aus den Leuten werden sollte.

„Kannst du nicht hinten im Buch einmal nachsehen, wie es ausgeht?"

„Nein," sagte der Vater, „du sollst nicht so neugierig sein."

„Aber ... wenn die arme Frau noch lange so gequält und gemartert wird, dann ist das kein gutes Buch. Unser Herrgott kann so etwas nicht zulassen."

Für Vater und Mutter war alles, was sie lasen, echt und wirklich geschehen. Die Mutter wandte außerdem alles, was in den Büchern stand, fortwährend auf ihr eigenes Leben und ihre Umgebung an. Wenn der Vater eine Seite vorlas, wo ein Mann zu seiner Frau mit allerlei ‚zärtlichen und freundlichen Worten' sprach, fast als wären sie noch in den Flitterwochen und wie das nur in Büchern vorkommt, warf meine Mutter ihm plötzlich einen prüfenden Blick zu, stieß ihn ans Knie und schmunzelte: „Ich kenne Männer, die für ihre Frau nicht immer ein so gutes Herz haben." Der Vater überhörte das. Las er etwas von einem grausamen Unmenschen, daß einem die Haare zu Berge stiegen, dann konnte die Mutter die Hände in die Hüften stemmen und drohend erklären: „Das sollte nur einmal einer in meinem Hause versuchen!"

Die Mutter erlebte diese schönen Geschichten so innig mit, daß sie manchmal mitten in der Arbeit stehen blieb und zu ihren Töchtern sagte: „Kinder, Kinder, was gibt es doch schlechte Männer auf der Welt! Laßt uns ein Vaterunser beten!" Worauf Jo und Lisa sich erschrocken anguckten, denn sie dachten, daß die Mutter damit ihre Freier meinte. Und abends spät, als alle im Bett waren und die Stille das Haus erfüllte, habe ich – die Schlafkammer der Eltern lag der unseren schräg gegenüber, und nachts standen alle Türen offen – die Mutter den Vater oft fragen

hören: „Aber dieser Ludwig, du weißt schon, war der aus dem andern Buch, oder war der ...“ Die arme Mutter wurde oft nicht mehr klug daraus. Der Menschen, an deren Schicksal sie lebhaft Anteil nahm, wurden so viele, daß sie den einen mit dem andern verwechselte. Und dann begann der Vater, der nie irre wurde, in der Stille und im Dunkeln von neuem zu erzählen. In unserer Kammer steckte ich leise den Kopf aus dem Bett und lauschte, solange ich Vaters Stimme hörte.
In den Wintermonaten wurden jeden Abend nach dem Essen der Rosenkranz und die Litanei Unserer Lieben Frau gebetet. Vater selbst betete vor. Das war ein Teil des Tages, gegen den niemand etwas einzuwenden hatte, und jeder konnte unterdessen die Arbeit fortsetzen, mit der er gerade beschäftigt war. Nach der Litanei folgte eine lange Kette von Vaterunsern und ‚Gegrüßt seist du, Maria‘ für Großmütter und Großväter, Tanten und Onkel, von denen wir viele nicht einmal gekannt hatten und die höchstwahrscheinlich alle längst in den Himmel hineingebetet worden waren. Es begann mit Vaters Familie, und als erster in der Reihe kam der selige Onkel Wilhelm, dann folgte Mutters Familie. Nun betete die Mutter selbst vor, und zwar in einem Ton, der deutlich zu verstehen gab, daß ihre verstorbenen Verwandten ebensogut wie die des Vaters auf die ewige Seligkeit ein Anrecht hätten. Ihre Mutter war außerdem zweimal verheiratet gewesen, ein anderes Mitglied der Familie war schon zum dritten Male Witwer, und für dessen letzte Frau, die wir nicht gut hatten leiden können, beteten wir ein wenig leiser als für die beiden ersten, jedesmal ein Vaterunser und ein ‚Gegrüßt seist du, Maria‘. Es schien kein Ende nehmen zu wollen. Wir gingen nach Testelt zum Begräbnis irgendeines Onkels, und als wir den Friedhof verließen, flüsterte Hein: „Das gibt heute abend wieder ein Vaterunser mehr.“ In diesem Winter nun hatte der Vater ‚Baas Gansendonck‘ vorgelesen, und am Schluß, wo Karl zurückkehrt, gerade als das arme Lieschen zu Grabe getragen wird, hatte die Mutter leise geweint. Mit einer vor Rührung fast erstickten Stimme hatte der Vater gemeint: „Mußt du deshalb nun heulen?“ Und an diesem Abend, nach der Reihe der üblichen Vaterunser, als Hein schon die

Hand erhob, um das Zeichen des Kreuzes zu machen, sagte die Mutter plötzlich: „Wir wollen auch noch ein Vaterunser beten für Lieschen von Baas Gansendonck ... Vater unser, der du bist im Himmel ...“ Nachher fragte unser Franz: „Wer ist denn jetzt schon wieder gestorben?“ Ich wußte es, und für keine Tante und für keinen Onkel habe ich mit so viel Inbrunst gebetet wie für Lieschen. Für viele Gestalten aus den Büchern von Hendrik Conscience haben meine Mutter und ich gebetet.
Auch Mutters Brille spielte beim Vorlesen eine Rolle. Jedes Jahr kaufte sie eine neue Brille, nicht eine teure aus dem Brillenladen in Diest, sondern eine vom Brillenmann, von dem Mann mit dem Kasten, wie er bei uns hieß. Das war ein Hausierer, der ein paarmal im Jahr durch die Dörfer zog und in einer schwarzen Kiste, die er auf dem Rücken trug, allerlei Bedarfsgegenstände mitbrachte, die die Leute auf dem Lande gebrauchen konnten. Wir kannten ihn seit Jahren. Gewöhnlich trat er ein, wenn wir beim Mittagessen waren, stellte seinen Kasten auf den Fußboden, schlug den Deckel auf, setzte sich zu uns an den Tisch und sagte: „Ich darf wohl ein Tellerchen Suppe mitessen, Bäuerin?“ Er war ein stiller, freundlicher Mann. Von seinem geöffneten Kasten ist mir am stärksten der liebliche Duft feiner Seifen, der daraus aufstieg, in der Erinnerung geblieben. Daheim wurde für jegliche Wäsche, auch fürs Gesicht, nur weiche grüne Seife gebraucht. Hinter Mutters Rücken kauften meine Schwestern wohl ab und zu ein Stück feine Seife, das sie dann irgendwo versteckten. Es war ihnen darum zu tun, am Sonntag, wenn der Liebste kam, angenehm zu duften. Der Kasten des Händlers enthielt ferner Nadeln und Zwirn, Briefpapier und Umschläge, Rosenkränze und Gebetbücher, Haken und Ösen, Schuhbänder, das Gebet Kaiser Karls, Tropfen gegen Zahnweh, Haarlemer Öl gegen alle Schmerzen, Brillen und vieles andere. Von dem Haarlemer Öl hatte der Mann einen großen Vorrat, denn jeder Bauer kaufte das gegen Krankheiten von Mensch und Vieh. Wenn alle Tees, die unsere Mutter zubereitete, nicht mehr halfen, bekamen wir einen Schuß Haarlemer Öl in einem Becher abgerahmter Milch, und das war schlimmer als Tissens-Tee. Von

diesem Hausierer also kaufte die Mutter jedes Jahr eine neue Brille. Er gab ihr mit gelehrten Worten zu verstehen, daß sie wieder ein Jahr älter geworden wäre, daß ihre Augen um ein Jahr schwächer geworden wären und sie nun eine entsprechend stärkere Brille brauchte. Er hatte solche für alle Lebzeiten und für alle Augen. Die Mutter glaubte dem Mann aufs Wort, sagte ja und nein, und wenn er sie auf dieses oder jenes aufmerksam machte, was das Sehen betraf, dann stimmte das mit ihren eigenen Erfahrungen genau überein. Sie versuchte eine Brille nach der andern, betrachtete dann den Strumpf, den sie in der Hand hielt, ob sie die Maschen deutlich erkennen konnte, denn das war das Kennzeichen für eine gute Brille, und als der Krämer endlich sagte: „Sehen Sie, Bäuerin, das ist nach meiner Meinung die Brille, die für Ihre Augen paßt", nun ja, dann war das so, die Mutter sah besser damit als mit der vom vorigen Jahr, sie holte ihren grauen Geldbeutel hervor und zahlte zwanzig Cent. Es waren, glaube ich, alles die gleichen Brillen, nur mit dem einen Unterschied, daß die Gläser der neuen Brille nicht so schmutzig waren wie die der alten.

Brauchte die Mutter nun eine Brille, um zu nähen, zu stopfen oder ihr Geld zu zählen? Sie sah alles, was im Hause und im Hof geschah, auch ohne Brille. Wenn sie am Sonntagnachmittag ihren großen Söhnen das Taschengeld auszahlte, geschah es mitunter, daß sie anstatt eines halben Franken einen halben Nickelgroschen auf den Tisch legte, versehentlich natürlich, und wenn Hein oder Ludwig diesen lächerlichen halben Groschen mit dem Finger zurückschoben und meinten: „Nein, Mutter, das geht nicht!", dann rieb sie sich die Augen, betrachtete das Geldstück aus nächster Nähe, ob es vielleicht doch nicht..., und klagte: „Ja, Kinder, wenn ich meine Brille nicht auf habe!"

Wir Kleinen waren dabei, wenn die Brille ausgesucht wurde, versuchten sie auch der Reihe nach und redeten der Mutter tüchtig zu, die neue Brille sofort zu kaufen. Das mußte sie doch auch sehen, daß die neue Brille viel schöner war als die alte. Nicht weil wir um Mutters Augen besorgt waren, taten wir das, aber wenn die neue Brille gekauft wurde, bekamen wir die alte. Und

eine Brille im Besitz eines Schuljungen... Stellt euch das vor! Seht ihr, wie er heimlich davonschleicht, die Straße hinunterrennt und, sobald die elterliche Wohnung außer Sicht ist, die Brille aufsetzt? Er zieht die Mütze ein wenig schiefer und tiefer über das weiße Haar, schiebt die Hände forsch in die Hosentaschen wie ein Erwachsener und macht sich so auf den Weg zur Schule. Er denkt, daß er nun ein ernsteres Gesicht machen muß, weil er eine Brille trägt. Bekannte und Nachbarn, die ihm begegnen, sehen ihn neugierig an, ‚ob er es auch ist'. Er macht eine Miene fast wie ein Bettler, der Vaterunser herunterleiert, während die Prozession vorüberzieht. Das dauert bis... Dort stehen seine Kameraden, Peer, Jef, Tist, Gust, und warten auf ihn. Sie gaffen ihn stumm an, als er sich ihnen nähert.
„Was hast denn du da auf?"
„Na, eine Brille! Oder hast du keine Augen?"
„Und kannst du ... kannst du damit sehen?"
„Natürlich."
„Und wo hast du die geklaut?"
„Das geht dich nichts an!"
„O du Großmaul!"
Gleich ist eine Rauferei im Gange, sie hauen sich, daß die Haare fliegen, warum, das wissen sie nicht, aber es ist jedenfalls keine Art, plötzlich mit einer Brille daherzukommen, ohne daß Tist oder Gust davon gewußt haben. Das am schlimmsten zugerichtete Opfer dieser Balgerei ist die Brille. Aber selbst mit einer kaputten Brille kann ein Junge sich in der Schule, hinter dem Rücken des Lehrers, noch stundenlang beschäftigen. Man muß nur wissen, wie man es macht, darauf kommt es an.
Beim Stopfen oder Nähen setzte aber die Mutter durchaus nicht immer ihre Brille auf. Mitunter war es das Licht der Lampe, das gerade auf ihr ‚schlechtes' Auge fiel oder die Stopfnadel zu sehr glänzen ließ, oder es war die Farbe des Strumpfes, so daß es, offen gesagt, ohne Brille leichter ging. Aber sobald der Vater sich zum Vorlesen hingesetzt hatte und die Mutter einen Strumpf zu stopfen begann, konnte sie ihre Brille nicht entbehren, und sie verstand dann alles, was der Vater vorlas, viel besser.

Es ist das deutlichste und schönste Bild von Vater und Mutter, das ich durchs Leben mitgetragen habe, wie sie so Abend für Abend einander gegenübersaßen, neben dem altmodischen Herd und im Schein der Lampe, und wie Vater der Mutter vorlas aus den Büchern von Hendrik Conscience. Noch sehe ich das feine, zarte Gesicht der Mutter, andächtig lauschend, und den ernsten Zug um Vaters Mund, und noch höre ich seine Stimme. Ein starkes und schönes Geschlecht lebte in diesen beiden Menschen fort. Ganz in sich gekehrt konnte mein altehrwürdiger, kluger Vater mitunter mitten in der Arbeit sinnend einhalten und dann plötzlich etwas sagen, worauf niemand antwortete, aber worüber jeder, der es hörte, lange nachdenken mußte. Und meine Mutter war die Tochter jenes sonderbaren Herrenbauern Tist Lemmens, der mit einem hohen Hut auf dem Kopf zu Pferd über seine Felder ritt; dessen starken Geist und stolze, herrische Natur hatte sie geerbt. Zwei gute Menschen, deren inneres Leben glücklich und ruhig verlief und die stets vor allem daran dachten, ihren elterlichen Pflichten zu genügen. Sie machten nicht viel Worte über das, was getan werden mußte oder was hinter ihnen lag, nebeneinander und miteinander widmeten sie sich ganz der Arbeit und der Sorge des Augenblicks. Es war des Vaters höchstes Gebot den Kindern gegenüber, daß sie die Mutter ehren und ihr gehorchen sollten. Jeden Morgen nahmen sie Lieb und Leid des kommenden Tages wie einen zeitlosen Teil des Lebens auf sich, und jeden Abend schlossen sie in frommer Ergebung die Tore des Lichtes wieder zu. Nichts, keine Freude und kein Kummer, konnte ihnen dieses ruhige, besonnene und unermeßliche Gleichgewicht zerstören, das ihre größte Kraft war und aus ihrem Wesen wie ein beständiger Segen über alles und alle ausstrahlte. Sie glaubten an Gott, fest und fromm, mit einem Glauben, der ebenso unerschütterlich war wie der Grund, auf dem sie ihr Haus gebaut hatten. Und wo menschliche Mittel nicht mehr ausreichten, vertrauten sie ganz und gelassen auf Gott. Die Gedanken, von denen sie sich leiten ließen, drangen über die Grenzen des Lebens hinaus, sie gehörten der Ewigkeit, weil die Eltern wußten, daß das letzte Ziel für all ihr Tun und Trachten die Ewigkeit war, weil



Zeichnung zu Goethes Novelle
Von Willy Widmann

alles, was ihre Augen in Gottes großer Welt sahen und was ihre Ohren hörten, selbst die Schmerzen und Freuden der Menschen, seinen Ursprung hatte im ewigen Vater.
So haben sie gelebt bis zu ihrer letzten Stunde.
Der Vater der Mutter vorlesend, so sehe ich die beiden immer noch vor mir.

Aus Ernest Claes' neuem Buch ‚Jugend'
Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens

*

Eberhard Meckel / Die Glocken

In den Türmen, im Gestühle droben,
frei von heimatlicher Luft umfangen,
zu den Wetterkammern hoch erhoben,
still und wartend unsre Glocken hangen.

Wenn die Winde föhnig sie umsingen,
in dem Joche wiegen sie sich leise,
an den Erzleib will der Klöppel schwingen,
ihn zu wecken nach gewohnter Weise.

Bis dann eines Nachts im vollen Sturme
es gelingt, die Münder all erwachen,
ein metallisch Leben wird im Turme,
im Gebälke hört mans stöhnen, krachen –

Und dann sprechen sie von ganz alleine,
alle wunderbar und rings im Chore,
Echo weckend längs am Oberrheine
dröhnts im Schlaf den Menschen dumpf im Ohre.

Wie sie frommer Sinn dereinst gegossen,
aus der Zeiten Dämmer, Trübsal, Morden,
Wechselglück und Schaffen unverdrossen
sind sie Stimme unsres Lands geworden.

Unsres Alemannenlandes Stimme,
eine helle, laute, orgeldunkle,
daß der alte Glaube nicht verglimme,
daß das alte Feuer glühe, funkle.

Nicht dem Beter sind sie nun Willkomme,
nicht den Gott, um den man streitet, rufen
ehern sie jetzt an und holen Fromme
in die Münster vor die Altarstufen –

Nein, sie läuten heut dem Alten Gotte,
der unzeitlich über allem wandelt
und dem man in Lehre und im Spotte
nichts von seinem Wesen abgehandelt.

Der in Wäldern lebt, im Ginsterbühle,
neblig das Gewand, voll Farn die Haare,
und aus seiner Quellenkammern Kühle
rinnen ruhlos unsres Grundes Jahre.

Der da atmet in des Schneewinds Singen
und vorüberpfauchet unbeschrieen;
wer zu hören weiß, dem widerklingen
alle unsre alten Melodieen.

Der im Rebstock wohnet und im Schimmer
unsrer Hügel lagert in der Sonnen,
und im Weingrund schläfernd hat er immer
in den Traum des Manns sich fortgesponnen.

Der da schilfig hockt im Altgewässer
zwischen Ried und Moor in öder Runde;
leert er mit dem Volk die prallen Fässer,
lacht er trunken in den Rausch der Stunde.

Der in ebnen, satten Felderstreifen,
in der kargen Krume steiler Lehnen
leise mithilft an dem Wachsen, Reifen,
das wir aus der Arbeit uns ersehnen.

Der da, in der Hand die Goldne Waage,
wiegt das Herz mit unseren Gewalten,
daß zumeist, nach früher Tat und Sage,
Werk und Traum nur schwer die Mitte halten.

Der in allem Lauten, Zarten, Stillen,
Urgeheimen, aus der Kraft erlesen,
kund tut seinen großen Plan und Willen,
welche bilden unsres Stammes Wesen.

Der da in dem Räsen, Schweren, Derben
unsre Art durchgeistet und erschaffet,
die Verschloßnen, Ernsten, Heitren, Herben,
alemannisch Volk, zusammenraffet –

Herrlich gelten ihm die Glocken alle,
und er hat sie wiederum vernommen,
wie schon oft, wenn sie mit ihrem Schalle
nächtlich rufend so zu ihm gekommen.

Und er hebt sich als ein Wächterschatten
über unsre Heimat, schlafbegraben
mit den Städten, Dörfern, Tälern, Matten.
Denn er bleibt der Hüter ihrer Gaben.

Doch er segnet nicht. Er weiß es lange:
Wenn die Glocken solche Zeichen geben,
wird das Land aus ihrem reinen Klange,
was auch sei, in seiner Fülle leben...

*

Agathe fuhr aus dem Schlaf auf, es war noch beinahe dunkel im Zimmer, doch schimmerte schon so viel Licht, daß die Möbel größer, als sie waren, und wie auseinanderfließend in weichen Umrissen sich von der Wand abhoben und der goldene Bilderrahmen gegenüber dem Fenster anfing zu glänzen. Die Amsel ließ hin und wieder ein paar Töne fallen, die einsam in der Stille liegen blieben. Die junge Frau wartete, daß es heller würde; drei Uhr schlug es. Sie würde doch nicht wieder einschlafen, so stand sie auf und kleidete sich an, von der Frühe erregt, während das Licht nun rasch das Zimmer ausfüllte und die Vögel draußen munter wurden. Das Ankleiden war genußreich; es war belebend, sich die Flechten glatt und stramm um den Kopf zu legen; es war schön, im Spiegel Freude an sich selber zu haben. Was für Verheißungen hatte er für sie bereit! Sie blühte wie ein Rosenbusch, sie stand im sommerlichsten Alter, es war Juni in ihrem Leben. Jetzt noch, noch jetzt, durchfuhr es sie, noch einige Jahre ist es dir geliehen und öffnet dir die Herzen. Tauch ein in tiefste Gegenwart. Und wie soll er mich heute sehen? Im blauen Kleid. Sie öffnete den Schrank, und die Hitze vom Tage vorher, so darin aufbewahrt wie ein Andenken in einem Schmuckkasten, wehte ihr als kleiner eigenwilliger Sommer entgegen. Nun ging sie das Treppenhaus hinunter. Feierlich war es, weiß und still, verschlafen hingen die Vorhänge herab und lag der Teppich da. Sie hakte den Riegel auf, schlug die schwere Holztür zurück und stand auf der Veranda. Das war der Morgen. Das Licht hatte sich schon der Luft bemächtigt und Wärme hineingegossen, sie schwoll, in Wirbeln stieg die Kühle auf und warf sich gegen die Strahlen des jungen Tages. Diese drängten gegen die Bäume und Büsche und an die Blumen, und herbe und süße Wohlgerüche dampften aus ihren Kelchen. Noch hielt sich eine schwarze Dunkelheit unter den Bäumen, welche sich aber bei der Kastanie unten in blaue Luft auflöste, während oben die Blätter schon blank im Licht lagen. Über den Rosen funkelte es glänzend; die dunkelroten waren so viel stärker von Farbe als die mattgrünen Blätter

ihres Strauches, daß sie ihn für das Auge ganz auslöschten und es aussah, als flögen bunte Bälle in der Luft. Der volle Chor der Vögel hatte sich erhoben. Die Amsel hastete aufgeregt über den Weg, und der trauliche Zilpzalp ließ sich von der Dachrinne hören. Agathe stand mit offener Seele wie eine Schale, das Wirken und Weben des Gartens in seiner Morgenstunde aufzunehmen. Sie ließ sich vom Licht füllen und fühlte sich mit ihm immer höher emporgezogen. Nun stieg die Sonne über den grünen Horizont der Bäume und traf sie mit einem scharfen Strahl. Da war es getan. Ein leuchtender Glanz breitete sich über den Garten, wie ein Lächeln über die Züge eines Siegers, und eine warme Stille befiel ihn. Agathe fühlte mit einem Male eine große Müdigkeit, sie legte sich auf das Ruhebett der Veranda, um den Schlaf nachzuholen, den sie versäumt hatte. Da ging die Tür auf, und ihr Kind trat heraus, im hellgrünen Kleidchen, noch ohne den Gürtel, die Haare sorgfältig gebürstet, doch mit nackten Beinchen. Es hatte einen kleinen rosaseidenen Arbeitsbeutel am Arm. Es war aufgestanden, eine Handarbeit für die Schule fertigzumachen, und die Freude über den löblichen Vorsatz lag auf seinem Gesicht. Es setzte sich zur Seite der Mutter. Du mußt hübsch stille sein, sagte diese und fiel in einen lieblichen Schlaf. War es ein Schlaf? Ein goldenes Netz vielmehr, das sie umspann und immer himmlischer verstrickte. Nur kamen wieder und wieder Löcher hinein. Einmal riß eine Vogelstimme sie auf, öfter die Stimme ihres Kindes, das das Plaudern nicht lassen konnte; dann tat sich der feine Schleier auseinander, durch den sie in das Wachsein wie in eine Täuschung blickte, während das weiche Wegsinken und Fluten um sie her ihr als die echte Wirklichkeit erschien. Endlich aber wurde das wohlige Gespinst um sie so dünn, daß die Schläferin sich schon ermunterte, als das Kind das Nähetui zuklappte, in das es sein Scherchen gesteckt hatte. Es saß wie mütterlich da, und sie fühlte sich in seiner Nähe geborgen. Nun wollen wir aber zum Frühstück gehen, sagte Agathe. Vor dem Fenster des Speisezimmers stand ein großer Fliederbusch, der so reich blühte, daß man ihn um dieses kurzen Festes willen stehen ließ, ob er auch das Zimmer ein wenig beschattete. Um aber sein Leben vollends zu retten,

hatte er in diesem Jahr in der Gabelung seiner Zweige einem Buchfinkenpaar Wohnung gewährt, und der Tisch im Ast wurde ebenso eifrig bestellt wie der im Eßzimmer. Wenn der Wind es wollte, schwebte das Nest dicht an das Fenster heran, und man sah, wie das Finkenweibchen die Brust dehnte, um sich recht fest in das Nest einzuspannen und nun wohlig auf und ab tragen zu lassen. Je heller draußen die Sonne schien, desto grüner wurde es im Zimmer. Die Bäume wischten Schatten an die Wände, eine heimliche Atmosphäre breitete sich darin aus, das Porzellan und das Silber schimmerten.

Agathe steckte drei rote Lichter auf den Kuchen, der rund und freundlich in der Mitte des Tisches stand, ein wahrer Prachtkuchen, unten sattbraun, in schrägen Riesen sich durch alle verwandten Töne bis zum goldigen Gelb hindurchspielend und behaglich über den Tisch duftend. Sie umlegte ihn mit Blumen und steckte eine kecke Tulpe in seine hohle Mitte, und auch die Teller der Gedecke wurden bekränzt. Da kam Hermann, der Freund. Er wohnte nur einige Häuser entfernt von dem ihren und liebte es, bisweilen am ersten Frühstück teilzunehmen. Es sprach sich so klar und gesund am Morgen, es war oft hinterher, als hätte man, durch eine festliche Girlande hindurchschreitend, den Tag betreten. Heute war nun der dritte Geburtstag ihrer Freundschaft. – Das Kind hatte seine Tasse Milch ausgetrunken und stand auf. Es legte, auf die Zehen sich erhebend, einen Brocken von seinem Stück Kuchen auf die schräge Mauer vor dem Fenster, ließ sich den Schulranzen von der Mutter einhaken, nachdem diese nachgesehen, ob das Lesebuch und die Schiefertafel für die heutigen Stunden darin wären, und hüpfte davon.

Agathe, sagte Hermann, ich werbe um Sie nun bald so lange wie Jakob um seine Rahel. Ich habe das vollste Verständnis dafür, daß Sie nach den Erschütterungen, die Sie durchlebt haben, zögern, eine neue Bindung einzugehen. Eine Scheidung ist allemal ein blutiger Vorgang. Man mag mit so viel Schonung gegenseitig verfahren, wie man will, es ist ein Auseinanderreißen eines Organismus, wie schlecht er auch zusammengewachsen sein mochte. Es geht dabei nicht ohne Wunden und

Verletzungen, ohne das schmerzhafteste Zerschneiden von Herzfasern ab. Diese sollten erst heilen, und Sie wollten ein Mensch für sich wieder werden – vollkommen begreife ich es –, aber, teuere Frau, sind Sie das nicht schon längst wieder geworden? Ich fürchte, der Grund Ihres Zögerns liegt woanders, liegt in mir. Es ist wahr, daß, als wir uns kennen lernten, ich mich in der unglücklichsten Lage befand; der gegenseitige Kummer hat uns ja zusammengeführt, und er machte mich nicht eben anziehender.

Denken Sie noch an die Bank vor dem Brunnenhause? Ich wußte ja längst, daß es nur eine Höflichkeit der Ärzte war, mir diese Kur zu verordnen, und ein freundlicher Betrug, mich vielleicht doch noch vor dem Schicksal zu bewahren, den geliebten Dienst aufzugeben. Ich wählte einen altmodischen kleinen Badeort, wo ich allein sein würde mit vielen alten Damen, die meist zu zweien waren und die den ganzen Winter schon auf die sonnige Bank gewartet hatten, auf der sie hier sitzen würden mit dem glatt gefalteten Plaid – mit alten Damen, abgegangenen Majoren und Gerichtsbeamten im Ruhestand. Erinnern Sie sich noch des wunderlichen mittleren Beamten, der morgens zur Brunnenpromenade immer mit den Abzeichen seiner Vereine und seiner Verdienste auf dem schwarzen Rock erschien? Schemen und Schatten schon verlebter Leben waren dies alles, nur noch seine blutlosen abstrakten Zeichen. Wir aber, Agathe, wir standen im lodernden Feuer des Unglücks. In uns brannten die Flammen, die das einst Angebetete verzehrten, und wir rangen damit, unsere Erlebnisse auch nur zu begreifen. Ein Mensch kommt, sagte es in mir, als Sie in den Kursaal traten, und vom ersten Augenblick an eilten wir innerlich aufeinander zu. Lächeln Sie nicht, liebe Freundin, und noch weniger leugnen Sie es, es war so. Die Wasser des Brunnens konnten mein Leiden nicht heilen, aber eine heilkräftigere Quelle sprang für mich in diesem Orte auf.

Freilich, sagte Agathe, es war eine Gesellschaft von einem der Nebentische des Lebens, die sich da aufhielt, aber dennoch konnte sie uns nicht bedrücken, denn der Genius loci war stärker als sie. Fürstlich war er und herrschaftlich und vermochte seine Herkunft

aus heiterer Lebensfreude nicht zu verleugnen. Das weiße Empire der Kurhäuser, die grüne Anmut der alten Parkanlagen siegte über alle enge Kleinbürgerlichkeit, und in dem Kursaal gar mit seinen schönen Proportionen, seinem Schwung und Schimmer, den vielen Fenstern und goldenen Spiegeln sah man mehr die vergangene elegante Gesellschaft, die zuzeiten heiße Nächte durch an den Spieltischen saß, als die gegenwärtige, die mit den Hühnern zu Bett ging. Und die Terrasse vor dem Brunnenhaus. Am Abend wurde es verriegelt, und niemand von den Kurgästen hielt sich mehr dort auf. Von seiner weißen Mauer beschützt, war der Platz, wo wir saßen, köstlich abgeschlossen und heimelig. Er war den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt gewesen, sie hauchte noch aus den Steinen wie aus dem blühenden Oleander zu seiten der Türen und aus den altväterlichen Teppichbeeten zu unseren Füßen. Der Heliotrop duftete. Man fühlte sich geborgen wie in einer Laube, und doch war der blaue Himmel das Dach. Golden hörte die Dämmerung des Tages auf, und silbern fing die der Nacht an.
Ja, sagte Hermann, da durfte ich Ihnen meine Geschichte erzählen, die Sie natürlich längst kannten, sie war ja in unseren Kreisen übergenug besprochen worden; aber Sie taten, als wäre sie Ihnen neu. Damals verfluchte ich es, daß die Kugel, die mich traf, nicht ein wenig tiefer saß. Heute wünschte ich mir, sie wäre zur Seite gegangen. Und auch das wissen Sie längst, sagte er leiser, daß mein Herz lange nicht mehr an dem beteiligt war, was die Ehre der Hand zu tun befohlen hatte. In meiner Not mißbrauchte ich dann Ihr mildes Verständnis, ich nutzte Ihr bereitwilliges Eingehen aus. Ja ich maßte mir an, Ihre Geduld durch allerlei Widerspruch, durch Ironie und Mißverstehen zu prüfen, doch entschuldige ich dies am leichtesten vor mir selber, denn im Grunde geschah es, weil ich den Triumph genoß, den Ihre Güte und Seelenschönheit über mich davontrug, ich genoß es, daß Sie immer wieder siegten. Ich war häßlich, damit Sie um so herrlicher erschienen. Doch war ich auch leider in echter Art unmutig. Ich schwieg, wo ich hätte reden sollen, und redete, wo ich besser geschwiegen hätte. Durch Unmut aber wird oft mehr verdorben als durch wirkliche Vergehen. Fragen Sie

Frauen, die lieben. Aber Sie, Heilbringerin, Freundin, Sie entwendeten mir meinen Unmut und schlugen das ganze lumpige und schäbige Gesindel in die Flucht, das sich an das eigentliche Unglück anhängt: die Verzagtheit, Verstimmtheit, den Zweifel, den Mißmut, die Gereiztheit und kriechende Bitterkeit. Ein einziges Wort von Ihnen, und Sie wendeten mein Selbst um, ja Sie entrissen mir, was im Grunde nicht zu mir gehört, sondern dem fremden Bedränger, der dem Vergrämten eine verkehrte Welt vorlügen will. Ich weiß nicht, wie Sie es vermochten, mich mit Ihrer Wesensart zu durchdringen, aber es ist geschehen, und ich glaube auch versprechen zu können, daß Ihr Werk dauert. Haben Sie so wenig Vertrauen zu ihm? Zauberin, wer lehrte Sie Ihre Kunst? –

Hermann, sagte Agathe mit gesenktem Blick und ein wenig verträumter Stimme, die Kirche nimmt eigentlich ganz für sich allein das Recht in Anspruch, Erweckungen und Erleuchtungen zu erfahren. Da gibt es die gewaltigen Entrückungen und Verzückungen, die die sieben Himmel öffnen, da gibt es die Erdstöße der Erkenntnis, die den Menschen bis auf den Grund durchzittern; Christus und die Heiligen haben ihrer erlebt. Da gibt es, was man Schicksalsschläge des Geistes nennen könnte, so tiefen Leides voll sind die Folgen, die ihre Offenbarungen für den Erwählten haben. Aber ihnen ist doch nicht allein diese Gnade zuteil geworden, unsere Dichter haben sie doch ebenso viel und ebenso stark erfahren und auch die Philosophen. Von den hohen Graden abwärts ist die Welt voll von Erweckungen, sie bietet sie in überschwenglicher Fülle und immer neuer Gestalt an, und sie bedient sich jedes, auch des bescheidensten Mittels dabei. Der Atem des Weltgeistes weht überall. Kleine Schwestern sind es der großen Visionen.

Auf Ihre Frage kann ich Ihnen antworten, sie freut mich. Zu deutlich ist mir das blitzartige Licht im Gedächtnis, das mich durchfuhr, als ich las, was ich Ihnen ... Doch erst muß ich von einem Gewitterregen sprechen, dem eigentlichen Anlaß zu allem. Bei einem schönen Sommeraufenthalt im Gebirge überraschte mich auf einem Ausflug ein Unwetter. Zuerst stellte ich mich unter eine Buche und sah lange bei Blitz und Donner die Trop-

sen hochauf von der Erde springen. Als es gar nicht besser wurde, eilte ich in eine Försterei in der Nähe, bei der die Post vorbeifuhr, die mich nach meinem Gasthause zurückbringen konnte. Ich wurde in die Wohnstube geführt, in der der Förster Pfeife rauchend am Fenster saß, offenbar von seinem Tagewerke ausruhend. Die Försterin nahm meinen ganz durchnäßten Mantel zum Trocknen in die Küche, von wo man es leise klappern und hantieren hörte. Ich redete den Förster mehrmals an, aber seltsam, alles, was ich sagte, klang geziert und flach und ganz überflüssig. Es war, als ob man den Bäumen im Walde oder einem Reh etwas Verbindliches sagen wollte. Ich schwieg dann bald und ließ in einer leichten Befangenheit meinen Blick über das Zimmer gehen. Über dem weit ausladenden Sofa war ein Bord angebracht, auf dem symmetrisch gegeneinander geordnet sechs graue Krüge aus Steingut standen, zwischen zweien lag ein ziemlich dickleibiges Buch und daneben eine Brille. Gewiß wurde aus dem Buche abends vorgelesen. Das sind schöne Geschichten, sagte der Förster, der mir mit dem Blick gefolgt war, empfehlend. Ich nahm es zur Hand und blätterte darin. Es war eine Sammlung einzelner Erzählungen, in einer altmodisch schwerfälligen Schrift gedruckt auf graulichem Papier. Aufs Geratewohl herausgegriffen las ich eine. Da hörte man das Tuten der Post, die Försterin kam mit meinem Mantel gelaufen und sagte, ich müßte mich jetzt rasch fertigmachen, der Autobus hielte nur kurz. So kam es, daß ich nicht einmal den Titel des Buches erfuhr und nicht, was sonst noch darin stand. Aber am Abend, der wunderbar milde mit süßer, gereinigter Luft kam und wo der Mond wie aus klarem Gesicht lächelte, ging ich einen Weg auf und ab, der in seinem hellen Schein lag und auf dem die Blätter der Birken in scharfen Schatten abgezeichnet leise durcheinander zitterten. Da dachte ich an das, was ich am Nachmittag gelesen hatte, und wie die Knospe einer Fuchsie fast hörbar aufspringt, so sprang in mir mit fühlbarem Stoß die Weisheit auf, die die Erzählung unausgesprochen enthielt – hören Sie, lieber Hermann –: jeden Menschen so zu behandeln, als wäre er der, der er sein möchte, als das Ebenbild Gottes, das in ihm verborgen ist und das er ja doch liebt. Eine gute Tat ist oft nur

dadurch hervorgerufen worden, daß man sie jemandem zutraut.
Ich schreibe Ihnen die kleine Geschichte auf, wenn Sie wollen. Sie hat sonst mit der Ihrigen nicht die geringste Ähnlichkeit. Von zwei Knaben ist die Rede, Franz wurde der eine genannt, der unbewußt in wunderbarer Weise an dem anderen tut, was ich, eben durch ihn belehrt, Ihnen gegenüber bewußter tat. In der Geschichte handelt es sich um eine Lüge, die einen Menschen für sein ganzes Leben hätte belasten können, bei Ihnen ja nur um Bitterkeit und eine mögliche Verhärtung des Gemüts, wie Sie sagten. Aber das Heilmittel zur Verhütung des Unheils war das gleiche, und, lieber Hermann, tausendfältig war mein Lohn für seine Anwendung.
Den letzten Satz aber, setzte sie mit einem sehr anmutigen und schalkhaften Lächeln hinzu, den allerletzten Satz lesen Sie bitte sehr aufmerksam. Er ist die Antwort auf das, was Sie mir von Ihrer inneren Entwicklung nach dem Bruch in Ihrem Leben sagten.
Schreiben Sie bald, sagte er, ihr warmen Blickes in die Augen sehend, schreiben Sie noch heute, und ging.
Wie eine Biene flog Agathe umher, den Hausstand zu besorgen, und aus jedem Gerät, das sie anfaßte, aus jeder Verrichtung, die sie übte, sog sie sich Süßigkeit. Im Keller stand die Milch in grauer Tonschale, schon bedeckt mit fetter Sahne, lagen die Eier, lag die glänzende Butter in kühlende Blätter eingehüllt. Was für mütterliche Kräfte, empfand sie dankbar, umgaben sie überall, die Kuh, die Henne waren tätig für ihr und ihres Kindes Wohl. Schon in schöner Glasschale geschichtet lagen die Erdbeeren für den Mittagstisch, die junge Frühlingserde duftete aus ihnen, sie glühten wie ein Kunkelglas in dem Lichtstrahl auf, der aus dem Gitterfenster auf sie fiel. Im Hause überhaupt strömte es von milden und gütigen Gewalten auf sie zu. In der Küche summte der Wasserkessel, bald würde es im Herde für sie flackern, in den Pfannen für sie brodeln und brietzeln, in den Tiegeln schmoren, da würde auf Umwegen die Sonne aus dem Spinat dampfen, die Sonne gebraten werden in der spritzenden Butter, die Sonne sich unmittelbar schmecken lassen in der süßen

Frucht. Welch ein tägliches frommes Opferfest und welch tägliche Anbetung des Gestirns! In den oberen Räumen aber sprach das Haus mehr zur Seele. Wenn Agathe an ihren Bücherschränken vorbeiging, so riefen die Namen auf den bunten Rücken sie an, und es streifte sie ein Hauch des Geistes, der ihr vielleicht die Reihe eines Gedichts zuführte oder gar die Gestalt eines Dichters, und sie stand und ließ sich segnen. Da blickten Gesichter vom Schreibtisch zu ihr her, geliebte und beweinte, tröstend und ermutigend jetzt aus der Entrücktheit ihrer Vollendung. Rosen dufteten bis an ihr Herz; sie fühlte sich in einen Kreislauf von lauter Güte und Lindheit einbezogen, und noch schöner sollte es werden: einen anderen sollte sie daran teilnehmen lassen dürfen, in einen anderen ihre Freude schütten, von einem anderen allen Sinn für ihr Tun empfangen. O Glück, Glück am ganzen Tag, Glück für das ganze Leben!

Doch jetzt rasch mit Papier und Bleistift in den Garten, an den Rosen vorbei in die Laube, es hatten sie ja zwei Augen gebeten. Hinten sah sie das gestreifte Waschkleid der Köchin auftauchen. Es würde doch niemand kommen? Nein, die Köchin bückte sich bei den Karotten und bückte sich bei dem übrigen Gemüse und den Kräutern, um sie für den Mittagstisch zu schneiden. Umweht vom Sommer, aufgenommen in die Natur, einig mit sich und ihnen schrieb Agathe nieder, was die Erinnerung ihr bot, einiges genau nach dem Buch, anderes in ihrer eigenen Art wiedergebend, ganz wörtlich das, was ihr so wichtig geworden. ‚Die Geschichte einer Rettung' hatte wohl die Überschrift gelautet.

Zwei Jünglinge, die jahrelang dieselben Klassen einer Schule besuchten und sogar eine Zeit lang nebeneinander saßen, hatten dennoch eine seltsame Abneigung gegeneinander. Beide hatten ihre Freunde, und sie mit ihren Gruppen teilten die Schülerschaft wie in zwei Heerlager. Es ist wahr, daß Franz die sanfteren, gesetzteren Naturen auf seiner Seite hatte, Otto die revolutionäreren, wilderen. Otto nannte Franz und die Seinen Tugendbolde und Schwächlinge und zeigte ihnen eine kalte Verachtung. Franz sagte Otto Unwahrhaftigkeit, Arglist und Bos-

heit nach. Zu offenen Streitereien kam es nie mehr, seit sie aus den Jahren heraus waren, da die beiden Parteien in den Pausen im Schulhof erbittert rauften und rangen. Dafür aber hatte sich eine schwelende Feindseligkeit in vielerlei Formen bei ihnen entwickelt. Gab Franz eine falsche Antwort oder versagte Otto, so kicherte es schadenfroh von allen Plätzen der Gegenpartei, oder es wurden die Deckel der in die Pulte eingelassenen Tintenfässer leise und höhnisch auf- und zugeklappt und was dergleichen schülerhafte Racheakte mehr waren. Nun traf es sich, daß die Eltern der beiden Knaben, ohne von den gegenseitigen Plänen zu wissen, in einem Jahr auf die gleiche Sommerfrische verfielen, und natürlich, da sie an die Ferien gebunden waren, würde die Reise auch zu derselben Zeit angetreten werden. Beide Eltern nahmen ihre Söhne, jeder den fremden mit Lob und freundlichen Worten ihrer Sympathie bedenkend, vorher ins Gebet. Sie verlangten ein tadelloses Betragen gegeneinander und erwarteten, daß nicht der geringste Mißton durch sie hervorgerufen würde. Es sei nur ein einziger größerer Gasthof in dem stillen, kleinen Bergdorf am Rande des Sees, und es wäre unvermeidlich und übrigens auch zu wünschen, daß die Familien freundschaftlich miteinander verkehrten. Die Elternpaare standen ebenso wie Ottos und Franz' jüngere Geschwister auf durchaus freundschaftlichem Fuß. Wirklich fiel auch nichts vor, was den Frieden des reizenden Aufenthaltes hätte stören können. Man unternahm gemeinsame Ausflüge, plauderte von Tisch zu Tisch bei den Mahlzeiten in der glasbedeckten Veranda und ging in der Abendkühle zusammen den Wiesenweg am Ufer auf und ab. Eines Morgens kam es zur Sprache, daß Franz und Otto beide Lust hatten, nach Tische auf dem See zu rudern. So schlenderten sie denn zur verabredeten Zeit, einer immer ein kleines Stück hinter dem anderen, schweigend zur Bootsstelle am See, auf dem ein heißer Nachmittag brütete. Die Hitze war ungeheuer, sie flimmerte auf dem Wasserspiegel und lag in blauweißlichen Schleiern über den Ufern, während die Berge dahinter ziemlich scharfe, tintenfarbige Umrisse zeigten. Wenn man die eisernen Reifen der Ruder berührte, so brannten sie wie glühendes Feuer. Die Knaben ruderten langsam. In dem erschlafften Zustand, der sie

träumerisch machte, und zu nichts anderem geneigt, als mit dem fortzufahren, was sie gerade taten, waren sie nach und nach ein großes Stück auf den See hinausgefahren und hatten nicht bemerkt, daß sich der Charakter von Luft und Wasser vollständig verändert hatte: aus weißlichem Dunst war grauer geworden, die Berge waren hinter Nebeln fast verschwunden, und am Himmel bildeten sich plötzlich dunkle Wolken. Nur die Hitze war geblieben, ja sie war noch stechender jetzt, obwohl man die Sonne kaum mehr sah. Plötzlich fuhr ein scharfer Windstoß in die Wellen. Die Knaben wollten umkehren, aber damit ging es nun nicht so schnell; sie waren keine gewandten Ruderer, und ehe sie das Boot nur umgedreht hatten, war bereits ein Unwetter im Gange. Das steigerte sich binnen erstaunlich kurzer Zeit zu unerhörter Heftigkeit. Otto verlor sein Ruder, Franz bald darauf das zweite. Sie waren den Wellen, die sich weiße Kronen aufgesetzt hatten und sie wie plötzlich frei gewordene höllische Dämonen tückisch anzischten, nicht gewachsen. Entsetzt sahen sie sich nach Rettung um. In der Ferne gewahrten sie ein Boot, dem sie zuschrieen und mit Taschentüchern zuwinkten, sonst aber klammerten sie sich an die Ruderbänke und ließen sich mit schneeweißen Gesichtern und angstvoll aufgerissenen Augen zwischen Berg und Tal auf und ab schleudern. Die Rettungsgürtel um! rief Otto, und wirklich gelang es ihm, sie unter der Kielbank hervorzuzerren, Franz einen zuzuwerfen und sich selbst den anderen umzuschnallen. Du kannst besser schwimmen, brachte Franz zähneklappernd hervor, du wirst dich retten. Franz vermochte in seiner Angst den Schwimmgürtel nicht richtig zu befestigen, denn als das Boot nun wirklich kenterte und die beiden Jünglinge mit den Wellen rangen, löste er sich und wurde von ihm fortgeschwemmt. Da sah er, wie Otto nach dem seinen die Arme ausstreckte, den er auch nicht mehr umhatte, Franz etwas zuschrie, was dieser nicht verstand, und wie gleich darauf das rettende Gerät von einer Welle ihm zugetragen wurde, an das er sich anklammerte. Er verlor dann die Besinnung. Beide Knaben wurden gerettet! Vom Motorboot aus hatte man sie gesehen und fischte sie noch eben rechtzeitig aus dem Wasser. Bei Otto waren die Wiederbelebungsversuche schwieriger gewesen, er hatte mehr

Wasser geschluckt. Als er aufwachte, lag er in seinem Bett im Gasthof, Feldsträuße standen in reicher Fülle im Zimmer, durch die vorgezogenen Gardinen schimmerte es milde, er wußte nicht, war es Morgen- oder Abenddämmerung. Wie erstaunte er aber, als bald darauf Franz vorsichtig sich bewegend in das Zimmer kam und, tränenüberströmt vor seinem Bett niederknieend, vor Schluchzen kaum verständlich immer wieder die Worte hervorstieß: Du guter Mensch, du guter Mensch, du bist ein ganz guter Mensch. Schamhaft stotterte er es heraus; das erste Mal kam dergleichen aus seinem Knabenmunde, so wie die Erwachsenen, was er empfand, es ausgesprochen hatten, und er fühlte mit einem glücklichen Schreck, daß er dabei an eine Tiefe in sich rührte, von der er bis dahin noch nichts gewußt hatte. Noch schwach und wie von einem Traum umfangen, wurde Otto doch so viel klar, daß Franz ihm als seinem Lebensretter dankte, der in höchster Gefahr seinen Rettungsgürtel so von sich gestoßen, daß er Franz zuschwimmen mußte. Tränen sickerten aus des Kranken Augen, als Franz dies vorbrachte, während er vorläufig ganz still lag. Nach einer Zeit streckte er die Hand aus und strich mit einer scheuen Liebkosung über den Scheitel des noch immer vor ihm Knieenden, die dieser wie eine heilige Segnung hinnahm. Etwas später wurde Franz dann von der halb sich öffnenden Tür aus zugewinkt, Otto bedürfe der Ruhe. Dieser lag inzwischen in einem Zustande überirdischer Entrückung still da. Die Worte, die er gehört, schwangen wie ein süßes Lied in ihm nach, und er sah sich wie im Traum die Handlung vollbringen, die jener ihm beigelegt hatte. Er opferte dem anderen die Handhabe seiner Rettung, er opferte sich – welch eine Tat, welch eine Größe! Aber plötzlich fuhr es wie ein Stich durch ihn hindurch. Es war ja nicht wahr, er hatte für sich selbst nach dem Schwimmgürtel gegriffen, hatte etwas geschrieen, etwa, daß sein Gürtel fortschwämme, daß er ertränke, er wußte nicht mehr, was. Dieser Gürtel war dann auf Franz zugetrieben worden, ohne das geringste Zutun von seiner Seite. Franz' überströmender Dank, seine Lobpreisung und Bewunderung galten einer Lüge. Aber was wurde ihm mit dieser Lüge geschenkt! Er war ein Held, war mit einem Schlage weit über seine Kameraden empor-

gehoben, er wurde für immer zum edelsten Menschen gestempelt, für sein ganzes künftiges Leben hatte er einen Vorsprung gewonnen. Schon jetzt hatte er empfunden, daß die schweigend um ihn bemühte Mutter, daß der Vater, die er beide wie durch einen Traumschleier um sich walten sah, ihn neben der Liebe mit Respekt, ja fast mit einer Zärtlichkeit voll Verehrung behandelten. Nie würde jemand die Wahrheit aufdecken, nie ihn jemand des Trugs beschuldigen können. Er brauchte nicht einmal groß mit dem Munde weiter zu lügen, er brauchte nur anzudeuten, daß über diese todesnahen Stunden ihm zu reden schwer wäre, und jeder würde seine Zurückhaltung ehren, ja sie als Bescheidenheit werten.

Aber Franz hatte ihn einen guten Menschen genannt.

Einen ganzen Tag, an dem er sich schonungsbedürftiger gab, als er noch war, und eine ganze Nacht lag Otto mit sich im Kampf. Welche Enttäuschung würde die Aufdeckung des wirklichen Sachverhalts für Franz sein, besonders aber für seine Eltern. Sollte er diesen den Stolz auf ihren Sohn rauben. Nein, das konnte er nicht über das Herz bringen. Er wollte ihnen den Glauben nicht nehmen, aber dennoch und um viel, viel mehr, als sonst geschehen wäre, sich ihrer würdig erzeigen. Dieser Glaube würde ihn so verpflichten, daß er nie etwas Böses mehr zu tun fähig wäre. Franz würde sein bester Freund werden. Er mußte zugeben, er hatte sich in vieler Weise ihm gegenüber etwas vorzuwerfen, er hatte ihn mit Kälte behandelt und wohl gewußt, daß er sich manchmal gekränkter gebärdete, als eigentlich nötig war; er hatte ihm durch Spott und Verachtung bei den anderen geschadet. Der unersättliche Gläubiger nun, die Stimme in seinem Innern, die stets an die Verschuldung mahnen würde, dieser geheime und höchst mächtige Erzieher, der ihn demütigte durch das Wissen um die Wahrheit und ihn stolz machte durch das Leben im Wahnbilde, er würde ihn so läutern und emporziehen, wie vielleicht niemals geschehen wäre, wenn er die Heldentat wirklich vollbracht hätte, auf der sich dann doch recht bequem fast ein Leben lang ausruhen ließe.

Aber Franz hatte ihn einen guten Menschen genannt.

Er lag so, bis die Morgendämmerung erst weißfahl, dann bläu-

lich in das Zimmer drang und es endlich mit einem Strahl rosaroten Lichts ganz übergoß. Da hatte Otto mit einem Male seinen Entschluß gefaßt. Er legte sich auf die Seite und schlief noch ein paar Stunden süß und fest. Dann ließ er Franz rufen. Franz, sagte er, du bist einem Irrtum erlegen, ich habe dir nicht den Rettungsgürtel zugeworfen, ich habe nicht an deine Rettung gedacht, ich habe mich nicht geopfert, ich habe nur die meine im Auge gehabt; und er erzählte ihm die ganze Wahrheit. Franz wurde blaß. Aber, stotterte er, ich sah doch, wie du ... – Du hast in der Erregung oder vielleicht auch schon in der Ermattung falsch gesehen, erwiderte Otto, ich griff für mich nach dem Schwimmgürtel. Wie schade, entfuhr es Franz, und es wissen schon alle, alle bewundern dich. Deine Mutter hat vor Freude geweint und dich einen Helden genannt, meine Eltern warten Stunde um Stunde darauf, dir danken zu können, niemand spricht von etwas anderem hier im ganzen Ort. Franz, sagte Otto und nahm seine Hand, indem es über sein Gesicht zuckte, ich möchte, daß du ihnen sagst, wie es sich wirklich zugetragen hat. Es entstand eine Pause, dann kniete Franz wieder am Bett nieder und sagte: Jetzt bist du erst recht ein guter Mensch.

Die letzten Worte wollte Agathe besonders hervorheben und fing an, sie bedächtig zu malen. Da schwebte langsam ein Blatt von einem Baum herab, traf sie an der Stirn und fiel neben ihr zu Boden. Als Kind schon hatte sie gelernt, daß ein Blatt, das einen im Fallen berührt, Glück bedeutet, daß diese Aussicht sich aber noch bedeutend verstärkt, wenn man es in die Luft bläst. So hob sie es auf – es war ein helles Lindenblatt, sie freute sich an seiner von vielen Adern durchzogenen Herzform – und blies es von sich. Es fiel auf die letzte Seite ihres Schriftstücks nieder. Sie schrieb zu Ende, schloß das grüne Blatt in den Bogen, indem sie ihn zusammenfaltete, ein und ging durch den Garten, der in der heißen Mittagssonne wie ein schlafender Hofhund dalag, in das Haus.

*

Ricarda Huch / Einem Helden

Der du gekämpft und überwunden,
Nun löse sich auf deiner Brust das Erz;
Der Sterne Licht, dem du entschwunden,
Umflute kühl dein stillgewordnes Herz.

Das schwere Korn, die trunkne Rebe,
Vorüber du in atemloser Schlacht!
In Duftgewölken denn umschwebe,
O Held, dich Schlummernden der Dom der Nacht.

Dir trug kein heimatlich Geläute
Auf Taubenschwingen Feierabend zu,
Dir ward statt Sieg, Triumph und Beute
Ein dunkler Kranz und tiefe, tiefste Ruh.

Der du gerungen bis ans Ende,
Weckt dich dereinst Drommetenaufgebot,
Gegürtet mit dem Schwerte wende
Das neue Antlitz stolz ins Morgenrot.

Aus Ricarda Huch: Gesammelte Gedichte

*

Bücher aus dem Insel-Verlag

Ein schönes Buch nicht wieder lesen, weil man es schon gelesen hat, das ist, als ob man einen teuren Freund nicht wieder besuchen würde, weil man ihn schon kennt. Übrigens – ein gutes Buch, einen guten Freund, die lernt man nicht aus. Ein weises Buch ist ebenso unergründlich wie ein großes Menschenherz.

Marie von Ebner-Eschenbach

Neuerscheinungen 1940

Der Preis bezieht sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

Coolen, Anton: Das Wirtshaus zur Zwietracht. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Bruno Loets. M 6.–
Im Wirtshaus laufen die Schicksalsfäden eines figurenreichen Welttheaters zusammen. Hier treffen wir Menschen aller Schichten, hier wird Hochzeit gefeiert und Versteigerung abgehalten, und es ersteht ein Abbild des Lebens, geschaffen von einem Dichter, der das Herbe und Bitterste nicht scheut, um desto strahlender die Liebe und das ewige Wunder des Werdens triumphieren zu lassen.

Das Buch deutscher Dichtung. Herausgegeben von Ernst Bertram, August Langen und Friedrich v. der Leyen. Sechs Bände. Jeder Band M 7.–
Band 1: Frühes und hohes Mittelalter.
Band 2: Das späte Mittelalter. Beide herausgegeben von Friedrich v. der Leyen.
Band 5: Die Zeit der Romantik. Herausgegeben von Ernst Bertram und August Langen.
Dieses durch viele Jahre sorgsam vorbereitete Werk wird die deutsche Dichtung in Vers und Prosa von den ältesten Denkmälern bis zur letzten Jahrhundertwende umfassen. Es ist ein Lesebuch, das die schönsten und bezeichnendsten Stücke aus den Dichtungen darbietet. Zu den sechs Textbänden kommen zwei Bildbände. Es schließen sich an: zwei Bände ‚Deutsche Briefe', ein Band ‚Deutsche Reden und Rufe' und ein Band ‚Deutsche Gespräche'.

Dacqué, Edgar: Die Urgestalt. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. Pappband M 5.–
Das Ewige, das wir nicht unmittelbar zu nennen vermögen, sucht in mythenhaften Symbolen nach Ausdruck. Dacqué spricht von dem Mythus, den wir alle mehr oder weniger bewußt in uns tragen, vom Mythus einer einst unversehrten Schöpfung, von dem Paradies und seinem Verlust. Das Buch führt den Leser auf den Gipfel der Erkenntnis, an den Fuß des dort aufragenden Kreuzes.

Eichendorff, Joseph von: Werke in zwei Bänden. (1480 Seiten.) Geleitwort von Rudolf Bach. Mit einem Titelbild in Lichtdruck. M 12.–
Die Ausgabe umfaßt das dichterische Werk: Gedichte, Erzählungen, die beiden Romane ‚Ahnung und Gegenwart' und ‚Dichter und ihre Gesellen', das Lustspiel ‚Die Freier' und autobiographische Schriften. Bachs schönes Geleitwort öffnet uns den Blick für die Tiefen im Wesen des Dichters, aus denen jene Kräfte strömen, die Eichendorffs Kunst so weit über alles nur Idyllische hinausheben.

Goethe: Faust. Gesamtausgabe. Auf Dünndruckpapier. M 4.–
Die Ausgabe, in hundertfünfzigtausend Exemplaren verbreitet, enthielt bisher: Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Die neue Auflage, deren Text sorgfältig durchgesehen ist, bringt die Paralipomena erweitert und in neuer Anordnung, Goethes Äußerungen über den Faust und ein Wortregister aller fremdsprachigen Ausdrücke und Wörter, die zu verstehen Schwierigkeiten bereitet.

Jünger, Friedrich Georg: Der Missouri. Gedichte. Pappband M 3.50
Herrschte in früheren Gedichten Jüngers das Feuer, die belebende Flamme, so stehen die Verse jetzt im Zeichen des großen Stromes. Von einem neuen, fließenden Rhythmus getragen, beglückt uns abermals der ganze Reichtum von Bildern und Gedanken dieses männlichen Sprechers unserer Zeit.

Jüngst, Hans: Achill unter den Weibern. Schauspiel. Pappband M 3.50
Das Drama behandelt jene vortrojanische Geschichte der Achillessage, nach der Achills Mutter Thetis ihren Sohn in Weiberröcken an den Strand der Insel Skyros bringt, wo er die Königstochter Deidameia liebt. Das große Erbe unseres klassischen Dramas ist hier aus eigener Kraft bereichert worden.

Le Sage, Alain René: Die Geschichte des Gil Blas von Santillana. (Bibliothek der Romane.) M 3.50
Das Werk des Franzosen, der sich des spanischen Milieus bedient, um seinen Landsleuten einen Spiegel ihres Lebens vorzuhalten, steht am Anfang der Abenteurerromane. Mit seinen räuberischen Überfällen und gefahrvollen Liebschaften ist es ein Buch, das durch die Fabulierfreude des Dichters den Leser gewinnt und festhält.

Moy, Johannes: Das Kugelspiel. Erzählungen. M 3.80
Ein neuer Erzähler tritt hier mit einem Geschichtenbuch hervor, das eine ursprüngliche Erzählernatur erkennen läßt. Thematisch umfassen die Geschichten Abenteuer, Liebesgeschichte, Kindererlebnis – einen vielfarbigen Ausschnitt des Lebens. Der Ton des Vortrags aber ist der des Dichters, der noch dem einfachen Wort einen tief nachhallenden Klang für unser Herz zu geben vermag.

Schaper, Edzard: Der Henker. Roman. M 7.50
Auf dem Hintergrund des Aufstandes in den Ostseeprovinzen 1905 behandelt Schaper den seelischen Konflikt eines russischen Offiziers deutscher Abkunft, der in einem ermordeten Gutsherrn einen Verwandten findet und nun als Rächer erscheint, wo er Richter sein will. Der breit angelegte, gleichwohl dramatisch bewegte Roman packt gleichermaßen durch Stoff und Gestaltung und erweist von neuem den jungen Dichter als Epiker von hohem Rang.

Schiller, Friedrich von: Werke in drei Bänden. (Der Volks-Schiller.) Herausgegeben von Reinhard Buchwald. (1400 Seiten.) M 14.–
Neben allen Hauptwerken bietet die Ausgabe eine umfangreiche Auslese aus dem Gedankengut des Philosophen und Geschichtsschreibers Schiller, so daß der Leser hier dem ganzen Schiller begegnet. An Stelle der üblichen Klassikerausgabe tritt hier ein lebendiges Lesebuch, das den Dichter nicht ‚leicht' machen, sondern in all seiner Tiefe für unsere Zeit neu gewinnen will.

Schnack, Friedrich: Der glückselige Gärtner. Mit 8 handkolorierten Pflanzenbildern von Luise Albrecht-Hoff. M 6.–
Das neue Buch zeigt den Dichter der ‚Sibylle' und ‚Cornelia' auf der Höhe seiner besonderen Kunst, einen kleinen Roman mit anmutiger Belehrung, diesmal über Gemüsegärtnerei, zu verbinden. Mit dem Lob der Gemüsekultur erhalten wir ein Loblied Mainfrankens, in dessen Landschaft sich Gärtner und Köchin, Maler und Schloßfräulein finden.

Schneider, Reinhold: Macht und Gnade. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte. M 6.–
Die gesammelten Aufsätze geben Zeugnis vom Ringen eines Mannes, der in unserer Zeit den ewigen Kräften in der Geschichte nachspürt. Sie sind, wie das ganze Schaffen Schneiders, durch das christliche Ethos bestimmt. Das gibt ihnen, bei aller Vielfalt der Themen aus deutscher, spanischer und englischer Geschichte, aus Dichtung und Kunst, eine unbeirrbar feste Haltung.

Schunke, Ilse: Leben und Werk des kursächsischen Hofbuchbinders Jakob Krause. Herausgegeben im Auftrag des Heimatwerks Sachsen. Mit 30 Bildtafeln. Etwa M 10.–
Die Einbände Jakob Krauses, der 1585 in Dresden starb, gehören zu den großartigsten Leistungen des deutschen Kunsthandwerks aller Zeiten. Die Monographie gibt ein Bild seines Lebens und Schaffens im Rahmen seiner Zeit; die Tafeln zeigen Einbände Krauses, seiner Vorläufer und Zeitgenossen.

Srbik, Heinrich Ritter von: Goethe und das Reich. Kartoniert M 1.80
Der Vortrag, den der bedeutende Historiker im Mai 1939 vor der Goethe-Gesellschaft in Weimar gehalten hat, bildet ein wertvolles Glied in der Reihe von Studien, die Goethes so oft umstrittene Haltung zu den politischen Vorgängen seiner Zeit zu klären suchen.

Stifter, Adalbert: Gesammelte Werke in sieben Bänden. Mit einer Einleitung von Max Mell. Textrevision von Max Stefl. Auf Dünndruckpapier. Jeder Band M 6.–. Neu erschienen:
Band 5: Witiko.
Band 6: Kleine Schriften. Mit 9 Bildtafeln in Lichtdruck.

Unsere Ausgabe bietet den von neuem kritisch durchgesehenen Text unter sorgfältiger Berücksichtigung der Eigenart Stifters. Der sechste Band vereinigt mit den Bildern 'Aus dem alten Wien' alle größeren Aufsätze Stifters, die für die Kenntnis des Menschen, Künstlers und Pädagogen wichtig sind.

Stifter, Adalbert: Der Nachsommer. (Bibliothek der Romane.) M 3.50
Nietzsche hat Stifters 'Nachsommer' unter den wenigen Büchern genannt, die er als 'Schatz der deutschen Prosa' gelten lassen wollte. Wir nehmen das Werk in der Textgestalt unserer Gesamtausgabe in die 'Bibliothek der Romane' auf, in der es die deutsche Dichtung neben Goethe und Keller am würdigsten vertritt.

*

Deutsche Dichter der Gegenwart. Erste Reihe. Sechs Bände in Leinen in Kassette M 16.–
Inhalt: Rudolf G. Binding: Die Geige. Hans Friedrich Blunck: Die große Fahrt. Hans Carossa: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. Hans Grimm: Der Richter in der Karu. Ricarda Huch: Michael Unger. Carl Rothe: Olivia.
Die Bände sind in Antiqua gesetzt, sie werden nur geschlossen und nur nach dem Ausland geliefert.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennig

Carus, Carl Gustav: Gedanken über große Kunst. Herausgegeben von Paul Stöcklein. (Nr. 96)

Condivi, Ascanio: Das Leben des Michelangelo Buonarroti. Übertragen von Robert Diehl. Mit einer Bildtafel. (Nr. 554)

Annette von Droste in ihren Briefen. Eine Auswahl von Levin L. Schücking. (Nr. 312)

Goethe: Novelle. Mit Zeichnungen von Willy Widmann. (Nr. 296)

Goethe: Handzeichnungen. 24 farbige Blätter. Mit einem Geleitwort von Hans Wahl. Querformat. (Nr. 555)

Die schönsten Griechenmünzen Siziliens. 48 Bildtafeln. Geleitwort von Max Hirmer. (Nr. 559)

Guérin, Maurice de: Der Kentauer. Übertragen von Rainer Maria Rilke. Gesetzt aus Rudolf Kochs Marathon-Antiqua von der Drugulin-Presse. (Nr. 548)

Hebel, Johann Peter: Alemannische Gedichte. Herausgegeben von Eberhard Meckel. (Nr. 67)

Hölderlin, Friedrich: Hyperion. Roman. (Nr. 93)

Kleukens, Christian Heinrich: Die Kunst der Letter. Mit 48 Bildtafeln. (Nr. 557)

Machiavelli: Mensch und Staat. Herausgegeben von Matthias Jonasson. (Nr. 240)

Morgenstern, Christian: Zeit und Ewigkeit. Gedichte. (Nr. 112)

Nietzsche, Friedrich: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Mit einem Nachwort von Richard Oehler. (Nr. 146)

Platen, August Graf von: Gedichte: Auswahl und Nachwort von Ernst Bertram. (Nr. 305)

Runge, Philipp Otto: Briefe. Auswahl und Nachwort von Hans Egon Gerlach. (Nr. 556)

Streuvels, Stijn: Die Ernte. Erzählung. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. (Nr. 214)

Tacitus: Germania. Übertragen und herausgegeben von Johannes Bühler. (Nr. 77)

Verga, Giovanni: Sizilianische Geschichten. Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von Bettina Seipp. (Nr. 178)

Die Drucke der Drugulin-Presse

Platons Phaidros. Übertragen von Rudolf Kassner. Erster Handpressendruck der Drugulin-Presse zu Leipzig. 300 Stücke auf handgeschöpftem Büttenpapier. In Interimsband M 50.–

Mit diesem kostbaren Band hat die neu gegründete Drugulin-Presse ihre Arbeit begonnen. Der Handpressendruck war in Deutschland in der letzten Zeit fast ganz ausgestorben. So wird das Erscheinen dieses langsam gereiften Druckes den Bücherfreunden ein freudiges Ereignis sein. Zum ersten Male wurde dafür verwandt der Mittelgrad der Marathon-Antiqua, den Rudolf Koch noch selbst geschnitten hat. Initial- und Titelschrift sind von E. R. Weiß.

Verzeichnisse der bisher vorliegenden Einblattdrucke der Drugulin-Presse stehen zur Verfügung.

Zeitgenössische Dichter

Die mit IB. bezeichneten Werke sind Bände der Insel-Bücherei.
Jeder dieser Bände kostet gebunden 80 Pfennig.

Akerman, Achim von: Die Stunde vor Tag. Gedichte. M 4.–

Bertram, Ernst: Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Straßburg. Ein Gedichtkreis. Pappband M 4.–

Der Rhein. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Das Nornenbuch. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Wartburg. Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Griecheneiland. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

Deutsche Gestalten. Bach. Klopstock. Goethe. Schiller. Norden und deutsche Romantik. Beethoven. Kleist. Stifter. Möglichkeiten deutscher Klassik. M 6.–

Michaelsberg. Prosadichtung M 4.–

Sprüche aus dem Buch Arja. Pappband M 2.50

Hrabanus. Aus der Michaelsberger Handschrift. (Sprüche in Prosa.) Pappband M 3.–

Von deutschem Schicksal. Gedichte. (IB. Nr. 430)

Von der Freiheit des Wortes. (IB. Nr. 485)

Boland, Bridget: Die Wildgänse. Roman. M 6.–
Das großartige Erstlingswerk einer irischen Dichterin.

Carossa, Hans: Gesammelte Gedichte. M 4.–

Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. M 5.–

Tagebuch im Kriege. Rumänisches Tagebuch. M 3.–

Der Arzt Gion. Eine Erzählung. M 5.–

Führung und Geleit. Ein Lebensgedenkbuch. M 5.–

Geheimnisse des reifen Lebens. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. M 5.50

Wirkungen Goethes in der Gegenwart. Eine Rede. Kartoniert M 1.80

Die Schicksale Doktor Bürgers. Die Flucht. (IB. Nr. 334)

Gedichte. Vom Dichter ausgewählt. (IB. Nr. 500)

Claes, Ernest: Flachskopf. Die Geschichte einer Jugend. Mit einem Vorwort und mit Zeichnungen von Felix Timmermans. M 3.75

Bruder Jakobus. Roman. M 5.50

Donkelhof und Wasinghaus. Roman. M 6.–

Hannes Raps. Eine Landstreichergeschichte. Mit 10 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 429)

Die Heiligen von Sichem. Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 483)

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. M 5.–

Das Dorf am Fluß. Roman. M 5.–

Die drei Brüder. Roman. M 5.–

Das Wirtshaus zur Zwietracht. Roman. M 6.–. (Siehe Seite 148)

Weihnachten in Brabant. Drei Erzählungen. (IB. Nr. 531)

Faesi, Robert: Das Antlitz der Erde. Gedichte. M 4.–

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. M 5.–

Das Salzburger große Welttheater. Pappband M 2.50

Der Tod des Tizian. Idylle. Zwei Dichtungen. (IB. Nr. 8)

Der Tor und der Tod. Ein dramatisches Gedicht. (IB. Nr. 28)

Das kleine Welttheater oder Die Glücklichen. (IB. Nr. 78)

Alkestis. Trauerspiel nach Euripides. (IB. Nr. 134)

Gedichte. (IB. Nr. 461)

Reden und Aufsätze. (IB. Nr. 339)

Huch, Ricarda: Michael Unger. Roman. M 3.75

Von den Königen und der Krone. Roman. In Halbleinen M 5.25

Die Verteidigung Roms. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. M 3.75

Der Kampf um Rom. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. M 3.75

Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento. M 5.–

Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman. M 3.75

Der große Krieg in Deutschland. Gekürzte Ausgabe. M 2.50

Gesammelte Gedichte. M 6.75

Huch, Ricarda:

Liebesgedichte. (JB. Nr. 22)

Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück. Erzählung. (JB. Nr. 58)

Der letzte Sommer. Erzählung. (JB. Nr. 172)

Das Judengrab. Aus Bimbos Seelenwanderungen. (JB. Nr. 193)

Fra Celeste. Erzählung. (JB. Nr. 405)

Gottfried Keller. (JB. Nr. 113)

Quellen des Lebens. (JB. Nr. 469)

Imerslund, Per: Das Land Noruega. Erlebnisse in Mexiko. M 4.50

Jünger, Friedrich Georg: Der Missouri. Gedichte. Pappband M 3.50. (Siehe Seite 149)

Jüngst, Hans: Achill unter den Weibern. Schauspiel. Pappband M 3.50. (Siehe Seite 149)

Kamban, Gudmundur: Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. M 7.50

Der Herrscher auf Skalholt. Roman. M 7.50

Ich seh ein großes schönes Land. Roman. M 6.50

le Fort, Gertrud von: Die Magdeburgische Hochzeit. Erzählung. M 5.50

Die Opferflamme. Erzählung. (JB. Nr. 533)

Meckel, Eberhard: Durch die Jahre. Gedichte. M 4.–

Mell, Max: Das Donauweibchen. Erzählungen und Märchen. M 5.–

Steirischer Lobgesang. M 4.50

Die Sieben gegen Theben. Dramatische Dichtung. Pappband M 3.50

Das Spiel von den deutschen Ahnen. Pappband M 3.50

Das Nachfolge Christi-Spiel. Pappband M 3.50

Das Apostelspiel. (JB. Nr. 167)

Ein altes deutsches Weihnachtsspiel. (JB. Nr. 418)

Barbara Naderer. Novelle. (JB. Nr. 261)

Adalbert Stifter. (JB. Nr. 539)

Morgenstern, Christian: Alle Galgenlieder. Galgenlieder, Palmström, Palma Kunkel, Gingganz. M 3.75

Über die Galgenlieder. M 3.–

Morgenstern, Christian:

Zeit und Ewigkeit. Gedichte. (IB. Nr. 112)

Moy, Johannes: Das Kugelspiel. Erzählungen. M 3.80. (Siehe Seite 149)

Mumelter, Hubert: Oswalt und Sabina. Zwei ohne Gnade. Roman. M 3.75

Nebelthau, Otto: Der Ritt nach Canossa. Historischer Roman. M 6.–

Mein Gemüsegarten. (IB. Nr. 456)

Mein Obstgarten. (IB. Nr. 470)

Benno Papentrigk's Schüttelreime. Pappband M 2.50

Rilke, Rainer Maria: Ausgewählte Werke in zwei Bänden. M 12.–, in Halbleder M 18.–

Gesammelte Briefe in sechs Bänden. Mit einer Einleitung von Dieter Bassermann. M 40.–

Einzelausgaben der Briefbände:

Briefe aus den Jahren 1892 bis 1904.

Briefe aus den Jahren 1904 bis 1907.

Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.

Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921.

Briefe aus Muzot (1921–1926).

Briefe an seinen Verleger (1906–1926).

Jeder der Briefbände M 7.–

Das Stunden-Buch. In Halbleinen M 3.–

Frühe Gedichte. M 5.–

Neue Gedichte. M 5.–

Das Buch der Bilder. M 5.–

Duineser Elegien. M 3.–

Späte Gedichte. M 5.–

Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit. M 7.–

Geschichten vom lieben Gott. M 4.50

Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. M 5.50

Rilke, Rainer Maria:

Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. (IB. Nr. 1)

Requiem. (IB. Nr. 30)

Das Marien-Leben. Gedichte. (IB. Nr. 43)

Die Sonette an Orpheus. (IB. Nr. 115)

Ausgewählte Gedichte. (IB. Nr. 400)

Der ausgewählten Gedichte anderer Teil. (IB. Nr. 480)

Sonette aus dem Portugiesischen der Elizabeth Barrett-Browning. (IB. Nr. 252)

Guérin, Der Kentauer. Übertragen. (IB. Nr. 548)

Die vierundzwanzig Sonette der Louïze Labé. (IB. Nr. 222)

Dichtungen des Michelangelo. Übertragungen. (IB. Nr. 496)

Briefe an einen jungen Dichter. (IB. Nr. 406)

Briefe an eine junge Frau. (IB. Nr. 409)

Portugiesische Briefe. Die Briefe der Marianna Alcoforado. (IB. Nr. 74)

Schaeffer, Albrecht: Josef Montfort. Roman. M 6.50

Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. M 15.–

Der göttliche Dulder. Dichtung. M 6.25

Parzival. Ein Versroman. M 7.50

Das Prisma. Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. M 6.50

Griechische Heldensagen. Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. M 10.–

Gedichte aus den Jahren 1915 bis 1930. M 4.–

Die Sage von Odysseus. (IB. Nr. 87)

Der Reiter mit dem Mandelbaum. Legende. (IB. Nr. 229)

Schaper, Edzard: Die sterbende Kirche. Roman. M 3.75

Das Leben Jesu. M. 6.50

Der Henker. Roman. M. 7.50. (Siehe Seite 149)

Schaper, Edzard:

Die Arche, die Schiffbruch erlitt. Novelle. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller. (JB. Nr. 471)

Das Lied der Väter. Erzählung. (JB. Nr. 514)

Schnack, Friedrich: Gesammelte Gedichte. M 5.–

Das Zauberauto. Liebesroman. M 4.50

Das Leben der Schmetterlinge. Naturdichtung. M 6.–

Goldgräber in Franken. Abenteuerroman. M 4.50

Der Lichtbogen. Falterlegenden. M 4.50

Klick aus dem Spielzeugladen. Roman für das große und kleine Volk. M 4.–

Klick und der Goldschatz. Heiterer Roman. M 5.–

Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. M 5.–

Die brennende Liebe. Roman der drei Lebensalter: Beatus und Sabine. Sebastian im Wald. Die Orgel des Himmels. M 6.–

Sibylle und die Feldblumen. Mit 8 handkolorierten Blumenbildern. M 6.–

Cornelia und die Heilkräuter. Mit 8 handkolorierten Pflanzenbildern. M 6.–

Der glückselige Gärtner. Mit 8 handkolorierten Pflanzenbildern von Luise Albrecht-Hoff. M. 6.–. (Siehe Seite 150)

Land ohne Tränen. (JB. Nr. 459)

Geschichten aus Heimat und Welt. (JB. Nr. 498)

Das Waldkind. Roman. (JB. Nr. 552)

Schneider, Reinhold: Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. Inhalt: Der Wald. Paderborn. Speyer. Bremen. Tangermünde. Nürnberg. Rudolstadt. Hohenzollern. Ostland. M. 3.80

Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. M 5.–

Corneilles Ethos in der Ära Ludwigs XIV. Eine Studie. Pappband M 3.–

Sonette. Pappband M 3.–

Macht und Gnade. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte. M 6.–. (Siehe Seite 150)

Elisabeth Tarakanow. Erzählung. (JB. Nr. 540)

Scott, Gabriel: Fant. Roman. M 5.50

Streuvels, Stijn: Der Flachsacker. Roman. M 3.75

Der Arbeiter. Erzählung. (IB. Nr. 468)

Die Ernte. Erzählung. (IB. Nr. 214)

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75

Die Löwenprankes. Roman. In Halbleinen M 4.50

Das Opferfest. Roman. M 6.–

Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern. M 3.75

Pallieter. Roman. M 3.75

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Roman. M 5.–

Pieter Bruegel. Roman. M 3.75

Franziskus. M 5.–

Bauernpsalm. Roman. M 5.–

Das Licht in der Laterne. Neue und alte Geschichten. M 3.75

Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beginchen. Erzählung. (IB. Nr. 308)

Das Triptychon von den Heiligen Drei Königen. (IB. Nr. 362)

Aus dem schönen Lier. (IB. Nr. 401)

Sankt Nikolaus in Not und andere Erzählungen. (IB. Nr. 420)

Beim Krabbenkocher. Erzählung. (IB. Nr. 508)

Ich sah Cäcilie kommen. Erzählung. (IB. Nr. 547)

Timmermans, Felix, und Anton Thiry: Die Elfenbeinflöte. Seltsame Geschichten aus dem Beginenhof. Mit Zeichnungen von Felix Timmermans. (IB. Nr. 205)

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. M 3.75

Schweres Blut. Roman. M 5.–

Das Jahr des Herrn. Roman. M 3.75

Mütter. Roman. M 5.–

Wagrainer Tagebuch. M 3.–

Du und Angela. Erzählungen. (IB. Nr. 204)

Das Wiesenbuch. Mit 16 Scherenschnitten des Dichters. (IB. Nr. 426)

Kalendergeschichten. (IB. Nr. 522)

Walschap, Gerard: Heirat. Roman. M 4.50

Der Mann, der das Gute wollte. Roman. M 5.50

Weiß, Konrad: Konradin von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel. M 4.–

Das Sinnreich der Erde. Gedichte. Gebunden M 4.–

Die kleine Schöpfung. Versdichtung. Mit Zeichnungen von Karl Caspar. (IB. Nr. 521)

Zeitler, Andreas: Fränkischer Sommer. Erzählung. M 4.–

Goethe

Werke. Welt-Goethe-Ausgabe der Gutenbergstadt Mainz und des Goethe und Schiller-Archivs zu Weimar. Herausgegeben von Anton Kippenberg, Julius Petersen und Hans Wahl. Gedruckt auf der Mainzer Presse. 50 Bände mit Registerbänden. Jeder Band M 10.–, in Halbleder M 14.–
Bisher erschienen: Band 1: Gedichte I. Herausgegeben von Max Hecker. Band 5: Der West-östliche Divan. Mit den Noten und Abhandlungen. Herausgegeben von Konrad Burdach. Band 6: Epen und Kantaten. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Band 7: Götz von Berlichingen. Herausgegeben von Hans Wahl. Band 12 und 13: Urfaust; Faust, ein Fragment; Faust I und Faust II. Herausgegeben von Max Hecker. Band 16: Die Leiden des jungen Werthers. 1774. Die Leiden des jungen Werther. 1787. Briefe aus der Schweiz. Herausgegeben von Fritz Adolf Hünich. Band 22: Die Wahlverwandtschaften. Erzählungen. Herausgegeben von Johannes Hoffmeister.

Goethes Werke in sechs Bänden. (Der Volks-Goethe.) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. (3900 Seiten.) M 18.–

Dichtung und Wahrheit. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (831 Seiten.) M 8.–

Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teile vielfarbigen Tafeln. Vollständige Ausgabe. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. M 10.–

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena, Goethe über den Faust, Wörterverzeichnis. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (648 Seiten.) M 4.–. (Siehe Seite 149)

Goethe:

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) M 12.–

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Max Hecker. M 3.75

Italienische Reise. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (590 Seiten.) M 6.–

Wilhelm Meister. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1020 Seiten.) M 9.50

Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) M 20.–

Die Wahlverwandtschaften. Roman. M 3.50

Dreißig Handzeichnungen Goethes. Faksimile-Ausgabe in farbigem Lichtdruck. Herausgegeben von Hans Wahl. 300 numerierte Exemplare. In Leinenmappe M 225.–

Iphigenie. Erstmalige Faksimile-Ausgabe der Handschrift Goethes. Mit einem Nachwort von Hans Wahl. Pappband. In Schuber M 18.–

Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein. 36 zum großen Teil farbige Bilder. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Wahl. Stammbuch-Querformat. In Schuber M 4.50

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. M 3.50

Briefe an Charlotte von Stein. Neue, vollständige Ausgabe, auf Grund der Handschriften herausgegeben von Julius Petersen. Vier Bände. M 12.–

Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 10 Abbildungen. M 7.50

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Drei Bände. M 18.–

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. M 9.–



Goethe:

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. M 4.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.50

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wahl. M 5.–

Deutsche Klassiker und Gesamtausgaben

Das Buch deutscher Dichtung. Herausgegeben von Ernst Bertram, August Langen und Friedrich v. der Leyen. Sechs Bände. Jeder Band M 7.–. (Siehe Seite 148)

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. M 6.50

Eichendorff, Joseph von: Werke in zwei Bänden. Mit einem Geleitwort von Rudolf Bach und einem Titelbild in Lichtdruck. Auf Dünndruckpapier. (1480 Seiten.) M 12.–. (Siehe Seite 148)

Droste-Hülshoff, Annette von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Wolfgang Kayser. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (990 S.) M 9.–

Deutsche Gedichte in Handschriften. Wiedergabe in Lichtdruck. In Halbpergament in Schuber M 8.50

Brüder Grimm: Märchen. Auswahl in einem Bande. Mit 8 handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel. M 4.50

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe in einem Bande. Mit Holzschnittinitialen von Fritz Fischer. M 4.50

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. M 3.50

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. M 2.50

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten.) M 9.–

Gesammelte Briefe. Eingeleitet von Ernst Bertram. M 6.–

Kant: Sämtliche Werke. Sechs Bände auf Dünndruckpapier. M 45.–

Kritik der reinen Vernunft. Auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

Keller, Gottfried: Gesammelte Werke in vier Bänden. M 20.–

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1187 Seiten.) M 9.–

Mörike, Eduard: Werke in zwei Bänden. Mit einem Geleitwort von Ludwig Friedrich Barthel. Auf Dünndruckpapier. (1340 Seiten.) M 12.–

Der Nibelunge Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) M 6.–

Novalis: Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Schultz. M 4.50

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 handkolorierten Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und Reinhard Buchwald. Zwei Bände. In Halbpergament M 16.–

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Auf Dünndruckpapier. (4900 Seiten.) M 45.–

Werke in drei Bänden. (Der Volks-Schiller.) Herausgegeben von Reinhard Buchwald. (1400 Seiten.) M 14.–. (Siehe Seite 150)

Stifter, Adalbert: Gesammelte Werke in sieben Bänden. Mit einer Einleitung von Max Mell und einem Bildnis in Lichtdruck nach einem Gemälde von Bartholomäus Székelyi. Textrevision von Max Stefl. Auf Dünndruckpapier. Jeder Band M 6.–. (Siehe Seite 150)

Bisher liegen vor:

Band 1/2: Studien. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden.

Band 4: Der Nachsommer.

Band 5: Witiko.

Band 6: Kleine Schriften. Mit 9 Bildtafeln in Lichtdruck.

Die Bände werden auch einzeln ohne Bandziffer geliefert. Die Einzelausgabe des ersten Bandes enthält nicht die Einleitung von Max Mell und das Bildnis.

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in drei Bänden. M 18.–

Weltliteratur

Boccaccio, Giovanni: Das Dekameron. Übertragen von Albert Wesselski. Vollständige Ausgabe. Auf Dünndruckpapier. M 7.50

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjew und einem Nachwort von André Jolles. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. (1550 Seiten.) M 12.–

Dante: Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Canzoniere. Vita Nuova. Il Convivio sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. (1080 Seiten.) M 10.–

Dantes Göttliche Komödie. Deutsch von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen. Mit einer Einführung und ausführlichen Erläuterungen. (733 Seiten.) M 7.50

Ομηρου επη (Ιλιας, Οδυσσεια). Homers Werke. (Ilias und Odyssee.) Im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Auf Dünndruckpapier. M 6.–

Sophokles: Tragödien. Übertragen von Roman Woerner. M 6.–

Orient und Ferner Osten

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) M 50.–
Die Bände sind auch einzeln erhältlich, je M 9.–

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. In einem Bande. M 4.50

Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Littmann. M 7.–

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten. M 3.75

Die Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. (840 Seiten.) M 12.–

Der Traum der roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) M 12.–

Die Geschichte vom Prinzen Genji, wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan. Zwei Bände. (1200 Seiten.) M 16.–

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Japan, das Götterland. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. M 6.–

Die Kunst Japans. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. M 20.–

Briefe, Erinnerungen, Lebensgeschichte

Ackerknecht, Erwin: Gottfried Keller. Geschichte seines Lebens. Mit 16 Bildtafeln. M 8.50

Arnim, Bettina von: Die Günderode. Eingeleitet von Heinz Amelung. M 5.–

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. M 6.–

Inhalt: Bach. Klopstock. Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung. Schiller. Norden und deutsche Romantik. Beethoven. Kleist. Stifter. Möglichkeiten deutscher Klassik.

Buchwald, Reinhard: Schiller. Zwei Bände. I. Der junge Schiller. II. Wander- und Meisterjahre. Mit 14 Bildtafeln. M 15.–

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. Maximilian von Mexiko. Mit 4 Bildtafeln. M 7.50

Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. M 3.50

Droysen, Joh. Gust.: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Mit 8 Bildnissen in Lichtdruck und 8 Karten. M 10.–



Elisabeth Charlotte (Liselotte von der Pfalz): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Haupt, Georg: Rudolf Koch, der Schreiber. Mit 64 Bildtafeln und vielen Abbildungen im Text. M 8.50

Humboldt, Wilhelm von: Briefe an eine Freundin. Charlotte Diede. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. M 3.50

Kassner, Rudolf: Buch der Erinnerung. M 7.–

Kerner. – Justinus Kerner und sein Münchener Freundeskreis. Eine Sammlung von Briefen. Herausgegeben von Franz Pocci. Mit 8 Bildtafeln. M 8.–

Kippenberg, Anton: Geschichten aus einer alten Hansestadt. M 3.80

Kippenberg, Katharina: Rainer Maria Rilke. Neue, erweiterte Ausgabe. Mit 12 Bildtafeln. M 7.50

Koch, Rudolf: Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 3.75

Kühnemann, Eugen: Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) M 15.–

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. M 3.50

Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. M 4.50

Briefe an Peter Gast. Herausgegeben von Peter Gast. M 6.–

Briefe an Mutter und Schwester. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Mit 3 Bildnissen in Lichtdruck. M 7.–

Briefwechsel mit Erwin Rohde. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. In Halbleinen M 6.–

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. M 6.–

Schneider, Eduard: Eleonora Duse. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. M 6.–

Schurig, Arthur: Wolfgang Amade Mozart. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. M 14.–

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Neue Ausgabe. Mit 24 Bildtafeln. M 8.50

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. M 6.50

Geschichte und Kulturgeschichte

Bessell, Georg: Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. M 5.–

Brandenburg, Erich: Von Bismarck zum Weltkrieg. M 14.–

Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. M 6.50

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit 2 Bildnissen und einer Karte. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo. Geschichte der Spielbanken. Mit 16 Bildtafeln. M 8.–

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt neun Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes M 60.–, der einzelnen Bände M 7.50

Die politische Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung. Das Frankenreich. Die Sächsischen und Salischen Kaiser. Die Hohenstaufen.

Die kulturhistorische Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter. Deutsches Geistesleben im Mittelalter. Ordensritter und Kirchenfürsten. Fürsten und Ritter. Bauern, Bürger und Hansa.

Das alte Hamburg. Mit 154 Bildtafeln. Herausgegeben von Carl Schellenberg. M 9.50

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Mit 46 Abbildungen in Lichtdruck, 4 Wasserzeichentafeln, 13 Papierproben und einer Karte. In Halbleinen M 10.–

Schneider, Reinhold: Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. Inhalt: Der Wald. Paderborn. Speyer. Bremen. Tangermünde. Nürnberg. Rudolstadt. Hohenzollern. Ostland. M 3.80

Reisen und Abenteuer

Chodowiecki, Daniel: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 100 Bilder nach den Originalen der Staatlichen Akademie der Künste in Berlin mit erläuterndem Text und einer Einführung von Wolfgang von Oettingen. Stammbuch-Querformat. In Schuber M 4.50

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Mit einem für die deutsche Ausgabe geschriebenen Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 77 Abbildungen und 2 Karten. M 6.50

Reisinger, Ernst: Griechenland. Schilderungen deutscher Reisender. Mit 90 Bildtafeln. In Halbleinen M 7.–

Scheffler, Karl: Holland. Mit 100 Bildtafeln. M 9.–

Italien. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. M 9.–

Paris. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. M 9.–

Seipp, Bettina: Neapel und Sizilien – als Land der Griechen erlebt. Mit 46 Bildtafeln. M 6.50

Spunda, Franz: Der heilige Berg Athos. Landschaft und Legende. Mit 40 Bildtafeln. M 8.–

Griechenland. Fahrten zu den alten Göttern. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

Philosophie

Dacqué, Edgar: Das Bildnis Gottes. (Ein Spruchbrevier.) M 4.50

Die Urgestalt. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. Pappband M 5.–. (Siehe Seite 148)

Kant: Kritik der reinen Vernunft. Auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. M 4.50

Die Chimäre. Der Aussätzige. Pappband M 3.–

Von der Einbildungskraft. M 4.50

Kassner, Rudolf:

Der indische Gedanke. Von den Elementen der menschlichen Größe. Pappband M 3.–

Englische Dichter. Pappband M 4.50

Essays. Pappband M 4.50

Der Gottmensch. Essays. M 4.50

Die Grundlagen der Physiognomik. M 4.–

Die Moral der Musik. Aus den Briefen an einen Musiker. Pappband M 4.–

Die Mythen der Seele. M 4.–

Das physiognomische Weltbild. M 7.50

Die Verwandlung. Physiognomische Studien. M 4.50

Zahl und Gesicht. Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiognomik. M 5.50

Meiner, Annemarie: Lob des Alters. Sprüche der Weisheit. Pappband M 2.50

Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit. Mit Erläuterungen und einem Nachwort. M 3.–

Kunst und Musik

Allesch, Johannes von: Michael Pacher. Mit 113 Abbildungen. M 10.–

Beenken, Hermann: Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. M 10.–

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. M 10.–

Geese, Walter: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. M 7.–

Gerstenberg, Kurt: Hans Multscher. Mit 175 Abbildungen. M 10.–

Grisebach, August: Karl Friedrich Schinkel. Mit 110 Abbildungen. M 10.–

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. M 10.–

Koch, Rudolf: Das ABC-Büchlein. Pappband M 2.80
Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf der Handpresse gedruckt im Haus zum Fürsteneck zu Frankfurt a. M. In Halbleder M 30.–

Karte von Deutschland und angrenzenden Gebieten. Vielfarbige Wiedergabe im Format 120×163 cm. Unaufgezogen M 18.–, auf Leinwand mit zwei Rundstäben M 30.–

Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 3.75

Das Münster zu Straßburg. In Holz geschnitten von Fritz Kredel und Lisa Hampe. 80×135 cm. Gedruckt von der Drugulin-Presse zu Leipzig. In Pappschatulle M 12.–

Das Zeichenbuch. M 5.–

Das kleine Blumenbuch (IB. Nr. 281), *Ein Deutscher* (IB. Nr. 504) und *Häusliches Leben* (IB. Nr. 124)

König, Leo von: Gestalt und Seele. Das Werk des Malers. Mit 64 Bildtafeln und einer Einleitung von Reinhold Schneider. M 8.–

Zwölf Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. Wiedergabe in vielfarbigem Lichtdruck in der Originalgröße ($35^1/_2$×25 cm). In Leinenmappe M 60.–

Inhalt: 1. Kaiser Heinrich. 2. König Konrad der Junge. 3. Walther von der Vogelweide. 4. Graf Kraft von Toggenburg. 5. Wolfram von Eschenbach. 6. Meister Johannes Hadloub. 7. Der Tannhäuser. 8. Klingsor von Ungarland. 9. Hartmann von Aue. 10. Werner von Teufen. 11. Kristan von Hameln. 12. von Sunegge. Jedes Blatt auch einzeln in Umschlag M 6.–

Meller, Simon: Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. M 10.–

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. M. 7.–

Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 77 Bildtafeln. M 9.–

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. M 10.–

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. M 4.50

Deutsche Weihnachtslieder. Bearbeitet von Helmut Walcha. Mit Vignetten von Willi Harwerth. Mehrfarbiger Druck. Ppbd. M 1.80

Weinberger, Martin: Wolfgang Huber. Mit 135 Abbildungen. M 10.–

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M 3.50

Honoré de Balzac: Verlorene Illusionen.

Emily Brontë: Die Sturmhöhe. Übertragen von Grete Rambach.

Charles De Coster: Die Hochzeitsreise. Übertragen von Albert Wesselski.

Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von Albert Wesselski.

Daniel Defoe: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung. Nachwort von Severin Rüttgers.

Gustave Flaubert: Frau Bovary. Übertragen von Arthur Schurig.

Theodor Fontane: Effi Briest.

Der Stechlin.

Goethe: Die Wahlverwandtschaften.

Jeremias Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird. Urfassung. Nachwort von Paul Ernst.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplizissimus. Mit einer Zeittafel und einem Nachwort von Wolfgang Kayser.

E. T. A. Hoffmann: Die Elixiere des Teufels.

Jens Peter Jacobsen: Niels Lyhne. Übertragen von Anka Matthiesen.

Gottfried Keller: Der grüne Heinrich.

Die Leute von Seldwyla. Erzählungen.

Selma Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann.

Alain René Le Sage: Die Geschichte des Gil Blas von Santillana. (Siehe Seite 149)

Conrad Ferdinand Meyer: Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte.

Joseph Victor von Scheffel: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert.

Charles Sealsfield (Karl Anton Postl): Das Kajütenbuch.

Friedrich von Stendhal: Rot und Schwarz. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig.

Die Kartause von Parma. Übertragen von Arthur Schurig.

Robert Louis Stevenson: Die Schatzinsel. Übertragen von Karl Lerbs. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller.

Adalbert Stifter: Der Nachsommer. (Siehe Seite 151)

Jonathan Swift: Gullivers Reisen. Nachwort von André Jolles.

Leo Tolstoi: Anna Karenina. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände.

Dichter unserer Zeit

Jeder Band in Leinen M 3.75

Ernest Claes: Flachskopf. Mit einem Vorwort und mit Zeichnungen von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens.

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten.

Ricarda Huch: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman.

Die Verteidigung Roms. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil.

Der Kampf um Rom. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil.

Michael Unger. Roman.

Rudolf Koch: Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis.

Christian Morgenstern: Alle Galgenlieder.

Hubert Mumelter: Oswalt und Sabina. Zwei ohne Gnade. Roman.

Edzard Schaper: Die sterbende Kirche. Roman.

Stijn Streuvels: Der Flachsacker. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens.

Felix Timmermans: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens.

Das Jesuskind in Flandern. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anton Kippenberg.

Felix Timmermans:

Das Licht in der Laterne. Neue und alte Geschichten. Mit Zeichnungen des Dichters.

Pallieter. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anna Valeton-Hoos.

Karl Heinrich Waggerl: Brot. Roman.

Das Jahr des Herrn. Roman.

Die Hausbücher der Insel

Jeder Band in Leinen M 4.50

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Pappband.

Beethoven: Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln.

Jakob Böhme: Ausgewählte Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier. Mit einer Bildtafel.

Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit Holzschnitten von Gustave Doré. Großquart. Pappband.

Wilhelm Busch: Aus alter Zeit. Märchen, Sagen und Volkslieder. Mit vielen Handzeichnungen des Meisters. Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. (1005 Seiten.)

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.)

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers. (650 Seiten.)

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg.

Brüder Grimm: Märchen. Auswahl. Mit 8 handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel.

Wilhelm Hauff: Märchen. Vollständige Ausgabe in einem Bande. Mit Holzschnittinitialen von Fritz Fischer.

Gustav Schwab: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe in einem Bande. Mit 96 Bildern von John Flaxman. (1020 Seiten.)

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht.

Emil Waldmann: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln.

Inhalt

Die Bilder

Den Umschlag und das Kalendarium zeichnete Emil Preetorius

Gedruckt von Spamer in Leipzig

